Das
Verhängniß Magdeburgs.

Das Verhängniß Magdeburgs.

Eine Geschichte

aus dem großen Zwiespalt der teutschen Nation
im 16ten und 17ten Jahrhundert.

Von
Dr. Heinrich Wilhelm Bensen.

Quis nescit, primam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat? deinde ne quid vere non audeat? ne qua suspicio gratiae sit in scribendo? ne qua simultatis?
Cicero de oratore lib. II.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1858.

Schnellpressendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Uebersicht.

Einleitung.

Die Gesinnung eines Menschen ist großentheils das Erzeugniß seines vorangegangenen Lebens. Jede Handlung, jede Erfahrung läßt im Gemüthe einen Eindruck zurück, einen guten oder schlimmen. Daraus entsteht Das, was man dessen Charakter nennt; und nur durch höhere Willenskraft vermag er die früheren Eindrücke zu überwältigen. Wird der Mensch aber durch das Geschick plötzlich in ungewöhnliche, gefährliche Verhältnisse geworfen, so wird er seinem innern Standpunkte gemäß handeln; erhabene Thaten ausführen, oder ein Verbrechen begehen. Dieses ist so anerkannt, daß auch ein Gerichtshof, wenn er das Maß einer Schuld bestimmt, das bisherige Leben des Angeklagten genau durchforscht, und sich nicht damit begnügt, nur die Einzelhandlung zu beachten.

Vielleicht fällt es aber auf, wenn wir dieselben Sätze auf eine Gemeinde anwenden, indem wir sie als ein historisches Individuum ansehen. Man erwäge jedoch. In jenen alten Zeiten, wo das feste Eigenthum nur selten wandelte und sich Jahrhunderte lang bei denselben Familien hielt, erwuchs auch die Gemeinde, zumal in einer freien oder halbfreien Stadt, aus einer großen Familienverbindung, nur sparsam mit fremden Einwanderern gemischt. Die äußere Lage, die so einflußreichen Nahrungsverhältnisse blieben lange Zeit dieselben. Gesittung und Herkommen erhielten sich und gaben der Stadt ein bestimmtes Gepräge. Auch die Traditionen von früheren Ereignissen und Thaten leben in den Einzelnen wie in den Familien fort. Diese scheinen oft lange zu schweigen, sind fast unbemerkbar, treten aber in wichtigen Momenten öfters ganz überraschend wieder hervor, die Gemüther aufregend und bestimmend. Ohne Zweifel, in jeder Gemeinde sind gewisse Tugenden und Fehler erkennbar: treue Gesetzlichkeit oder Bürgerzwist; ehrbarer, sparsamer Haushalt

oder Luxus; sorgfältige Erwägung oder tumultuirender Leichtsinn und ungebändigter Trotz; tüchtiger Unternehmungsgeist oder trübe Erstarrung; Erfindung, Kunstsinn, Witz, Laune oder einfältige Beschränktheit; wahre Frömmigkeit oder Fanatismus irgend einer Art; Gerechtigkeit oder Unterdrückungssucht u. s. w. Daß aber diese einheimischen Eigenschaften eine Stadtgemeinde zur Größe und Macht oder in das Verderben zu führen vermögen, davon zeigt uns schon die alte Geschichte leuchtende Beispiele.

Die schauervolle Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631, von der schon die erste Kunde die Herzen der Zeitgenossen erschütterte, ist ein Gegenstand, den kein Historiker übergeht, wenn er im Verlaufe der Geschichtschreibung berührt werden kann. Diese Katastrophe beginnt aber erst ihre wahre Bedeutuug zu gewinnen, wenn man sie nicht als eine vereinzelte Thatsache, sondern in ihrem Zusammenhange mit der früheren Geschichte der Stadt, gleichsam als das Resultat ihrer vorhergegangenen Entwicklung betrachtet, wie es sich nach den Zuständen und Eigenthümlichkeiten der Bürgerschaft fast einstmals ergeben mußte.

Magdeburg hat aber keine in sich abgeschlossene Geschichte, wie viele Städte, ihres Gleichen. Wichtig wurde es bald nach seiner Gründung durch Handelsreichthum, als Mittelpunkt eines großen erzbischöflichen Sprengels in den Slawenländern, durch seine starken Befestigungen und dem entschloßnen Sinn seiner Bürger; den besten Städten im weiten Umkreise gleich, die meisten überragend. Diese Bedeutung erhöht sich aber weit, als durch ein seltsames Schicksal diese Stadt eng in den innern Zwiespalt unserer Nation im 16. und 17. Jahrhundert verflochten wurde, welcher schon vor der Kirchenreformation beginnend, mit deren Fortschritt aber so tief einriß, daß er den ehrwürdigen Bau des teutschen Reiches zu zerreißen drohte, und zuletzt, nur scheinbar beruhigt, an dessen endlicher Zerstörung die meiste Schuld trägt. Während diesen großen Zwiespalts entbrennen alle Elemente des Staats in vollem Streite. Sämmtliche materiellen und geistigen Interessen kämpfen gegeneinander. Das Streben nach einer reineren Gestaltung der christlichen Kirche gegen die Priesterherrschaft in verschiedenen Gewändern, ernstes Forschen gegen die unfruchtbare Scholastik, die Erinnerungen der alten Volksfreiheit gegen das neue Herrenrecht, der freie Seehandel

gegen die Beschränkungen des Auslands, die verschiedentlichen Landeshoheiten gegen das alte Kaiserrecht. Dieses Gemenge, wo diplomatische Ränke und edle Bestrebungen, blutige Schlachten und religiöse Verfolgungen, ritterliche Thaten und Volksaufstände, große Staatsentwürfe, und verrätherische Umtriebe abwechselnd sich zeigen; wo einzelne Männer mit scharf ausgeprägten Charakteren hervortreten, um für sich zu gewinnen oder das Ganze zu retten, jedoch ohne die Fluth überwältigen zu können, welche sie fortreißt, während die habgierigen Nachbarstaaten nicht blos das Haus Oesterreich zu schwächen, sondern das heilige Reich sich zu zerstückeln trachten; dieses gewährt ein großartiges Bild, mit einem tiefen, warnenden Sinne.

Magdeburg ist aber hier nicht nur oberflächlich berührt oder nur mittelbar hineingezogen, wie etwa Nürnberg oder Augsburg. Schon in den ersten Jahrzehnten des Zwiespalts erscheint es zuweilen als ein Mittelpunkt der Handlung, und wie erst der dreißigjärige Bürgerkrieg ausbricht, hängt von der Haltung dieser Stadt thatsächlich eine zeitlang der Ausgang des Kampfes ab. Dabei spiegeln aber in den Vorgängen innerhalb des beschränkten Raumes dieser Stadtmauern die großen Bewegungen der Nation so deutlich und scharf wieder ab, daß sie eben so sehr von jenen manche Beleuchtung erhalten, als sie selbst jene zu erklären vermögen. Ja der entsetzliche Untergang Magdeburgs zeigt sich nur als ein Vorbild dessen, durch was die ganze Nation bedroht wird.

So läßt sich in dem Verhängnisse, welches Magdeburg zerstört, der rein tragische Moment erkennen. Wie denn überhaupt derselbe zu manchen Zeiten in der Geschichte der Menschen so klar und bestimmt hervortritt, wie in den Meisterwerken der Dichter. Nur vor Einem ist in solchem Falle zu warnen. Daß nicht etwa die Rücksicht auf poetische Schönheit die Wahrheit der historischen Darstellung beeinträchtige. Auch das Menschenleben selbst, wenn man es thatsächlich begreift, gewährt erhabene poetische Erscheinungen, besonders tragische, in Fülle.

Die innere Anordnung dieses Buchs, dessen eigenthümlichen Inhalt diese Scizze wahrnehmen läßt, rührt von dem Meister Kaulbach her. In seinem großartigen Wandgemälde, welches uns die Zerstörung Jerusalms zeigt, stellt derselbe die Zerstörung der hei-

ligen Stadt in die Mitte, so daß nicht nur das Entsetzliche ihres Untergangs sich darbietet, sondern daß man auch ihre alte Herrlichkeit erschaut. Um diesen Mittelpunkt aber reihen sich Gruppen von sinniger, allegorischer Bedeutung: hier die schlachtmuthigen Römer, im Glanze des Sieges, dort die Germanen, jetzt noch Söldner, allein ihre einstmalige Herrschaft gleichsam vorausverkündend; dort unten das Judenthum, fliehend, um mit seinen materiellen Interessen nach allen Ländern sich zu zerstreuen; hier das Christenthum, auswandernd in stiller Glaubensfreudigkeit, um den Menschen seine Segnungen zu bringen. So umfaßt dieses Gemälde die Geschichte von Jahrtausenden. — Diese Anordnung ist nun hier benützt, so weit es sich mit der Geschichtschreibung verträgt, welche nicht ein festes Bild, sondern das sich Entwickelnde gibt. Um die Geschichte Magdeburgs ordnen sich die historischen Gruppen, in denen einzelne Porträts genauer zu zeichnen versucht wurde, — um durch das Ganze ein historisches Gemälde jenes unglücklichen Zwiespalts darzustellen; so weit als es der beschränkte Raum des Buchs gestattet. Wer nur etwas mit den Historikern unserer Zeit sich bekannt gemacht hat, weiß wie die Geschichte des genannten Zeitraums aus mancherlei politischen oder confessionellen Rücksichten auf eine ganz verschiedene Weise dargestellt wird. Man stößt hier auf ganz sonderbare Dinge. Weniger auffallend ist noch das offne Verdrehen der Thatsachen — roher oder feiner nach dem Bildungsgrad des Verfassers, — als gerade das Verschweigen gewisser Einzelnheiten, welche einem Ereigniß, einem Charakter die wichtige Beleuchtung geben, und die man nicht zu berühren wagt. Es hat sich über manche Punkte von großer Wichtigkeit, und die deßhalb ganz besonders genau zu zeichnen sind, eine Parteiansicht gebildet, welche mit aller Wuth ficht, und Alle verketzern und verderben möchte, die anders zu denken oder gar zu schreiben unternehmen. Ein historischer Beweis kann da nur wenig Geltung erlangen; denn so und nicht anders muß sich die Sache verhalten. Am meisten zeigt sich diese Beschränktheit der Ansicht bei der Beurtheilung von gewissen hervorragenden Charakteren. Sie sollen, je nach dem Belieben, entweder rein glänzend oder stockfinster erscheinen; als wenn es jemals einen ganz vollkommenen Sterblichen gegeben hätte, und nicht das aufrichtige, edle Streben, wenn es unter den menschlichen Schwachheiten

immer wieder hervorstrahlt, allein schon preiswürdig wäre. Es ist so weit gekommen, daß man den Standpunkt über ein historisches Werk, welches über jene Zeit spricht, zuvor wissen will, um es zu beachten oder ungelesen wegzulegen.

Gut denn! — Für mich ist die große teutsche Nation, erkennbar in ihrer Sprache und Gesittung, nach ihrer besondern Thatkraft in allen Stücken, und ihrem geistigen Ringen, wirklich noch vorhanden. Sie ist es ohngeachtet aller Gränzlinien, welche die Diplomaten zogen. Denn was vermögen gegen das Geschick einer Nation, die nach Jahrhunderten zählt, geschriebene Verträge, wie wir sie Alle schon, gleich dem Frühlingsschnee wieder zerfließen sahen? — Wenn auch österreichische oder preußische Literaten gegenwärtig über die teutsche Nation spötteln, sie ein Ding nennen „das überall und nirgends sei" oder „das nur in dem Ideal existire"; so ändert dieses nichts an der Sache. Für mich gibt es dennoch bei der Beurtheilung historischer Thatsachen nur den allgemeinen, nationalen, teutschen Standpunkt. Da ich aber schon in der Denkschrift „Teutschland und die Geschichte" (Stuttgart. Frankische Verlagshandlung. 1844) meine Ansichten über Beschreibung und insbesondere über die nationale Behandluug derselben, weitläufig darlegte, so darf ich mich wohl hier darauf berufen, ohne in weitere Auseinandersetzungen einzugehen. Und weil Freimüthigkeit, in früheren Zeiten wenigstens, für ein besonderes Kennzeichen teutschen Wesens galt, so werde ich eben so wenig die Schwächen unserer eigenen Nation zu verhehlen suchen, als ich auf irgend eine Parteiansicht Rücksicht nehme.

---

immer wieder hervorstrahlt, allein eben preiswürdig wäre. Es ist so weit gekommen, daß man den Staatsmann über ein historisches Werk, welches über jene Zeit spricht, eher wissen will, um es zu brauchen oder ungelesen wegzulegen.

Gut denn! — Für mich ist die große deutsche Nation, erkennbar in ihrer Sprache und Gesittung, nach ihrer besondern Thatkraft in allen Stücken, und ihrem geistigen Ringen, wirklich noch vorhanden. Sie ist es ungeachtet aller Grenzlinien, welche die Diplomaten zogen. Denn was vermögen gegen das Geschick einer Nation, die nach Jahrhunderten zählt, geschriebene Verträge, wie wir sie alle sehen, gleich dem Kräuselungsschaume unserer schiffbaren Wellen? — Wenn auch österreichische oder preußische Küchen gegenwärtig über die deutsche Nation spötteln, sie ein Ding nennen „das überall und nirgends sei“ oder „das nur in dem Ideal existire“*) so ändert dieses nichts an der Sache. Für mich gibt es dennoch bei der Beurtheilung historischer Thatsachen nur den allgemeinen, nationalen, deutschen Standpunkt. Da ich aber schon in der Druckschrift „Deutschland und die Geschichte“ (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung, 1844) meine Ansichten über Beschreibung und insbesondere über die nationale Behandlung derselben, weitläufig darlegte, so darf ich mich wohl hier darauf berufen, ohne in weitere Rechtfertigungen einzugehen. Und weil Parteimäßigkeit, in früheren Zeiten wenigstens, für ein besonderes Kennzeichen deutschen Wesens galt, so werde ich eben so wenig die Schwächen unserer eigenen Nation zu verhehlen suchen, als ich auf irgend eine Parteiansicht Rücksicht nehme.

I.

Magdeburgs Ursprung.

Nach alten Landessagen befand sich an der mittlern Elbe schon um das Jahr 550 ein umwallter Ort, eine berühmte Opferstätte der Göttin Ostera, von den heidnischen Sachsen gegründet. Zum erstenmal wird im Jahr 805 Magadoburg urkundlich genannt (in dem bekannten Capitulare Karls des Großen de negotiatoribus §. 7). Damals erscheint es als einer der bevorzugten Handelsplätze an der Slawengränze neben Erfurt (Erpisfurt) und andern. Nur an den genannten, befestigten Orten durfte der Verkehr mit diesen feindlichgesinnten Völkerstämmen stattfinden, und der kaiserliche Beamte (der spätere Burggraf, Comes ad Albim), hier Aito mit Namen, hatte darüber zu wachen, daß diesen keine Kriegsrosse und Waffen, besonders keine Panzer verkauft wurden. Das ist wohl auch der Ursprung des späterhin so wichtigen Stapelrechts an der Elbe, d. h. der Befugniß, die Handelsschiffe, welche auf dem Strome vorbeifuhren, anzuhalten und sie zu nöthigen, ihre Frachtgüter einige Tage lang in Magdeburg für Einheimische und Fremde zum Verkaufe auszustellen.

Kaiser Otto I., der von seinen weiten Heerzügen immer wieder gern nach dem sächsischen Heimathslande zurückkehrt, kam öfters auch nach der Maidburg. Auch seine Gemahlin Editha, Tochter des Königs Eduard von England, fand große Freude an dem hübschen Orte und beide Ehegatten schienen zu wetteifern, ihn zu erheben. Schon um 936 erbaute der Kaiser ein Benediktinerkloster, dem heiligen Mauritius geweihet, dem er nach und nach (zuerst, Magdeburg den 21. Sept. 937) große Rechte verlieh: die freie Wahl des Abts, das Marktrecht, den Königsbann über Magdeburg und die

Umgegend, den Zoll von allen Kaufmannswaaren, das Münzrecht etc. Editha sorgte für die Erweiterung und Verschönerung des Orts, wo sich frühzeitig viele Ansiedler um die bevorzugte Magdeburg niederließen, um unter dem Schutze des Burggrafen zu sitzen, so daß schon im Jahr 937 Widukind Magdeburg „eine königliche Stadt" (urbem regiam) nennt. Frühzeitig (um 939) begann man eine Ringmauer zu ziehen, das erste Erforderniß einer Stadt, obgleich erst im Jahr 1022 von Erzbischof Gero vollendet.

Nun gedachte Kaiser Otto die neue Stadt, wo er seine Pfalz (Palatium) so oftmals besuchte, zu dem Sitze eines Erzbisthums zu machen. Nach dem Herkommen konnte dieser nur in einer Stadt sich befinden, aber alle Bedingungen des Weichbildrechtes waren hier schon gegeben (Eichhorns deutsche Staats- und Rechtsgeschichte §. 124, a und b), obgleich sich keine bestimmte Jahreszahl für den Beginn desselben nachweisen läßt. Lange Zeit widersetzte sich der ehrgeizige Bischof von Halberstadt dem Plane des Kaisers und erst im Jahr 968 ward, nach Bestätigung des Papstes Johann XIII., zu Magdeburg das Erzbisthum als Mittelpunkt und Leuchte des Christenthums unter den überelbischen Slawen gegründet. Die schon länger bestandenen Bisthümer zu Brandenburg und Havelberg wurden ihm übergeben, mit der Befugniß, ähnliche Bischofssitze zu Merseburg, Meissen und Zeitz zu errichten. Der erste Erzbischof war Adelbert. Die Mönche des St. Mauritiuskloster mußten auswandern (969) und bezogen das Kloster Bergen. Ihre Rechte waren größtentheils an den Erzbischof übergegangen, dem der Kaiser noch eine Menge von Schenkungen und Begabungen gewährt. Als Otto I. starb, ließ er sich in der von ihm erbauten Domkirche an der Seite Editha's begraben.

Kaiser Otto II. bestätigte dem Erzbischof (979) den Gerichtsbann über die Stadt und die Vorstadt Judendorf, so daß der Burggraf (Comes urbanus), ebenso wie auch der unter ihm stehende Schultheiß (der eigentliche Lokalbeamte) sein Amt als erbliches Lehen von dem Erzbischof besaß. Der Burggraf hatte den befestigten Platz zu beschützen, die Gränze zu wahren, das Blutgericht zu Halle zu hegen, und war überhaupt auch der weltliche Schirmherr des Erzbisthums. Jährlich hielt er, so wie auch der Schultheiß (der im Blutgericht zugleich als erster Schöppe saß) dreimal ordentliche, öffentliche Gerichtstage. Nur in Schuldklagen wurde sogleich Recht gesprochen.

Kaiser Otto IV., um den Erzbischof für sich zu gewinnen, verzichtete anfänglich auf manche kaiserliche Rechte zu dessen Gunsten. Später sein Gegner, verbrannte er die magdeburgische Vorstadt Neustadt, das Dorf Frohse und manche andern umliegenden Ortschaften. Dagegen erließ nun Kaiser Friedrich II. (1216) dem Erzbischof die Abgaben von Münze und Zoll, welche sonst dem Kaiser während seiner Hofhaltung in der Stadt entrichtet wurden und verhieß, ohne Einwilligung des Erzbischofs keine Steuern und Lieferungen im Erzstifte zu verlangen.

Auch jene Verwüstungen des Gegenkaisers Otto IV. gereichten der Stadt nur zum Vortheil, denn die Bewohner der zerstörten Ortschaften siedelten sich, indem sie ihre Ländereien beibehielten, jetzt ganz in der Nähe der schützenden Stadt an. Es entstanden die neuen Kirchspiele: St. Petri, St. Katharina, St. Jacobi, und eine neue Ringmauer, mit dem Krökenthor und der Hohen Pforte, vereinigte sie unmittelbar mit der Altstadt. Die wiederaufgebaute Neustadt erhielt jetzt eine Ringmauer, jedoch so, daß sie von der Altstadt abgesondert blieb. [1]

[1] Der größere Theil des Erzbisthums lag an beiden Seiten der Elbe, dort wo einst die heldenmüthigen Longobarden wohnten. Noch in späterer Zeit hieß ein Landstrich, etwa von Torgau am linken Elbufer bis weit unter Magdeburg: die Longo-Börde. Doch gehörten auch einzelliegende, von andern umschlossene Gebiete dazu. Das Hauptgebiet war damals in vier Kreise getheilt: 1) Hahr-Börde, 2) Holz-Börde, 3) Salz-Börde (in dieser Halle, der Sitz des Schöppenstuhls und der Residenz des Erzbischofs), 4) der Ueberelbische Kreis (der spätere: Jerichowische). Das Land war fruchtbar an Getraide, und wo dieses weniger gedieh, gab es die besten Waiden für die trefflichste Viehzucht. Salz, früher weit seltener als jetzt, wurde nicht blos in Halle, sondern auch an andern Orten der Salzbörde gesotten. Man rechnete damals 28 kleinere Städte, welche zu dem Erzbisthum gehörten. Als dieses unter dem Namen eines Herzogthums an Churbrandenburg gefallen war, und schon 1635 die vier Aemter Jüterbock, Dahme, Querfurt, Burg (fiel 1687 wieder zurück) abgebrannt und an Chursachsen gekommen waren, zählte man dort im Jahr 1777: 29 Städte, 6 Flecken, 431 Dörfer, die Brandenburg ein Einkommen von 800000 Reichsthalern gewährten. Gewiß ein wünschenswerthes Besitzthum, etwa vergleichbar mit dem ehemaligen Gebiete Nürnbergs, nach dem in späteren Zeiten Preußen so lüstern war.

II.

Magdeburg im Mittelalter.

Unter so günstigen Verhältnissen, wie sie damals Magdeburg zu Theil wurden, erwächst eine Stadt leicht. Landgesessene Edelleute, noch häufiger aber freie Gewerbtreibende und Kaufleute bewohnten die Altstadt, wo sie durch ihre Zahl und die Befestigungen der Stadt Sicherheit und Schutz fanden; kleine Freie und flüchtige Leibeigene siedelten sich in den Vorstädten an, die Juden in einem besonderen Dorfe (in dem Judendorfe, zwischen der Stadt und Klosterbergen). Der schiffbare Strom erleichterte den Verkehr, das immerdar streng gehandhabte Stapelrecht band ihn an die bevorzugte Stadt. Der große Markt, die sogenannte Heermesse, von dem Erzbischof gehegt und beschützt, ward besonders zahlreich aus den Slawenländern besucht. Mit den Kreuzzügen, worauf in andern Orten Deutschlands der Handel einen größeren Aufschwung gewann, vermehrte er sich auch zu Magdeburg. Nicht nur Getreide, welches die äußerst fruchtbare Umgegend darbot, sondern auch Bier, Leinwand, Wollwaaren, Waffen gingen jetzt die Elbe hinab oder in die Slawenländer, welche ostwärts von dem Strome sich ausdehnten. Schon Otto I. hatte die Magdeburger Kaufleute begnadigt, daß sie nur an den vier Hauptstationen des Kreises (zu Mainz, Köln, Thiel an der Waal und Bardowiek) die gewöhnlichen Abgaben zu erlegen hatten; eine Befugniß von großer Wichtigkeit, als sich durch den Betrieb vieler Fürsten und Herrn, die von dem Gewerbfleiß der Städte ihren Nutzen zu ziehen suchten, Teutschland mit Zollstätten zu bedecken begann.

Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts gewahrt man in vielen Städten, in welchen ein mannhaftes Bürgerthum aufgeblüht war, das Streben nach Reichsfreiheit, wie man es späterhin nannte.

Was hat man sich aber bei diesem Begriffe zu denken, welcher damals die Gemüther ebenso lebhaft bewegt, wie jetzt in manchen Ländern das Wort: „Gesetzliche Staatsverfassung“ oder „Constitution“ ein Ziel bezeichnet, das von Vielen erstrebt wird?

Daß freie Männer, die in irgend einen Verein zusammengetreten waren — also auch in der Gemeinde — ihre eigenen Angelegenheiten unabhängig von fremder Einsprache und selbstständig zu ordnen hatten, war ein altteutsches Herkommen und haftete fest im Volke. Selbst Landgemeinden suchten sich dasselbe als ein natürliches Recht zu wahren. In der Stadt, wo besserer Wohlstand, Bürgerzahl und Befestigung größeren Schutz gewährte, galt es als die erste Bedingung des Zusammenlebens. Das Maaß der Freiheit bestimmte sich nach der Ausdehnung und Sicherheit dieser Befugniß des Selbstregierens, wie es bei der Erweiterung der Stadtverhältnisse sich von selbst ergab. Bestanden nun in einer Stadt bevorrechtete Gewalten: ein Burggraf, ein geistliches Haupt, eine mächtige Corporation (Domkapitel, Kloster ꝛc.), so kam es darauf an, deren Einsprache bei jener Selbstverwaltung abzuwenden, und sich gegen den Widerspruch zu vertheidigen, welchen jede Erweiterung der Bürgerfreiheit von jener Seite hervorrufen mußte. Nun erwarb man erst durch kaiserliche Bestätigung das Erstrebte wirklich und selbst das thatsächlich Bestehende ward nur durch sie rechtsgültig. Daher enthielt die erste kaiserliche Freiungsurkunde einer Bürgergemeinde öfters nichts Anderes, als die Bestätigung der bereits herkömmlich erworbenen Rechte. Allein sie gab eine sichere Grundlage, auf der man durch klug erlangte Zusätze und Nachträge weiterbauen konnte. Eine fast unscheinbare Befugniß schloß öfters eine Reihe anderer, weit wichtigerer ein. War z. B. einer Stadt gestatttet, ihre Reichssteuer unmittelbar (d. h. ohne Perception einer Zwischenbehörde) dem Kaiser zu entrichten, so wurde sie dadurch auch berechtigt, den Reinertrag von ihren Bürgern auf beliebige Weise zu erheben, ihre Vermögensverwaltung blieb gegen jeden Eingriff gesichert, und Mißbräuche bei der Erhebung oder Ueberbürdung konnten nicht vorkommen ꝛc. Gelang es endlich der Stadt, die Rechte der Gewalthabenden (der Burggrafen ꝛc.) gesetzlich an sich zu ziehen, so daß der Kaiser allein ihr unmittelbares Haupt wurde, so war das künstliche Gebäude der Reichsfreiheit fertig hergestellt. Nirgends war daher dieselbe die

vollständige Gabe einer kaiserlichen Gnadenhandlung, sondern der Erwerb langer Zeit, zuweilen von Jahrhunderten. Das innerlich festgefügte Leben der Bürger, ihre gewandte Politik, ihr sparsamer Haushalt, vor Allem ihre unerschütterliche, sich aufopfernde Treue gegen die Kaiser gewährte den Bürgern die geeignetsten Mittel, ihren besten Wunsch zu erreichen. Wir werden sehen, wie die Magdeburger dieses Streben erfaßten, und welchen Erfolg es hatte. [1]

Durch eine verständige und besonnene Feststellung und Ausbildung des Herkommens war zu Magdeburg frühzeitig eine Stadtordnung entstanden, welche sämmtliche bürgerliche Verhältnisse, besonders in rechtlichen Beziehungen ordnete. Schon vor der Mitte des 13ten Jahrhunderts fand sie so großen Beifall, daß sie unter dem Namen des Magdeburger (oder Sächsischen) Weichbilds von vielen Städten in Sachsen, Schlesien, Böhmen, Preußen und Polen gesucht und eingeführt wurde.

Nicht minder berühmt war der Magdeburger Schöppenstuhl, jenes Gericht, welches, wie schon gesagt, der Burggraf oder der Schultheiß zu hegen pflegte. Die Schöppen, d. h. die Gerichtsbeisitzer, welche das Urtheil fanden und sprachen, waren lebenslänglich von dem Erzbischof belehnt. Sie ergänzten sich selbstständig durch eigene Wahl aus schöppenbar freien Männern, die vier freigeborne Ahnen nachweisen konnten. Gehalt bezogen sie nicht, sondern nur einen Theil der Sporteln. Dieses Schöppengericht wurde nach Sonnenaufgang unter freiem Himmel gehegt, und die Schöppen erschienen dabei mit bloßem Haupte, ohne Handschuhe und Waffen, mit einem Mantel bekleidet. Der hohe Ruf dieses Schöppenstuhls veranlaßte nun Städte und Fürsten, von ihm einzelne Urtheile sowohl, als größere Rechtsbelehrungen (Weisthümer) einzuholen (das erstbekannte von Breslau i. J. 1261). Daß nun diese Schöppen, rechtserfahrne Männer in den Sitzungen des Rathes der Stadt Sitz und Stimme hatten, und stets in Dingen beigezogen wurden, welche die Rechte und Freiheiten der Stadt betrafen, verlieh diesen Rechts-

[1] Bensen's historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg, oder die Geschichte einer teutschen Gemeinde, gibt ein Beispiel, wie eine kleinere, wenig begünstigte Stadt die Reichsfreiheit vollständig gewann und in mißlichen Verhältnissen durch Klugheit und Entschlossenheit Jahrhunderte lang sie zu bewahren wußte.

beschlüssen eine besondere Gediegenheit. — Dieses waren schon treffliche Grundlagen eines freien Bürgerwesens.

In Magdeburg bestand anfänglich, wie auch in andern Städten, die erste, altgesessene Bürgerschaft aus freien, erbfähigen Männern, welche den Unterhalt aus eignen Grundstücken zogen, und sich dem Landadel für ebenbürtig achteten, während die Handwerkergemeinde, wie auch die wandernden Krämer, die Juden, die Bewohner der Vorstädte (Neustadt, Sudenburg, Judendorf und St. Michael, zwischen beiden letztern) unter dem Beamten des Erzbischofs, dem sogenannten Möllenvogte, standen. Eine solche Absonderung konnte Jahrhunderte lang fortbestehen, wenn sonst die Verhältnisse sich gleich blieben. Denn wurden endlich einmal auch die Handwerker in das Bürgerrecht aufgenommen, so wahrten sich doch die Alt- (Voll-) Bürger die Besetzung des Raths aus ihrer Mitte und andere Vorrechte. So entstanden die rathsfähigen Geschlechter und in dieser waffenkundigen, dauerhaften Aristokratie erbte auch Muth, Besonnenheit, Rechtskunde und Staatseinsicht fort, so daß sie das eigentliche Lebensmark der Stadt ausmachte. Mit der Zunahme der Gewerbe und des Handels pflegt sich die Lage zu ändern. Die Handwerker und Kaufleute schloßen gesetzliche Vereine (Zünfte, Gilden, Innungen), welche bald nach vermehrter Macht und größeren Rechten strebten, und es begann der Verfassungskampf, wie er in allen Freistädten zu irgend einer Zeit sich zeigte.

In Magdeburg mußte diese Veränderung der bürgerlichen Verhältnisse durch den vollaufblühenden Handelsreichthum frühzeitig erfolgen. Auch die Altbürger gaben nach und nach die rittermäßige Lebensart — welche Handel und Gewerbe streng ausschloß — auf, um so gewinnreiche Geschäfte zu treiben, um so geneigter, da ein großer Theil des Grundbesitzes bereits in die Hände der Klöster und Stiftungen gekommen war. So hörte der alte Unterschied unter den Bürgern auf. Auch der erzbischöfliche Möllenvogt behielt in der Altstadt sein Recht nur so weit, als sich das Territorium des Domkapitels und der Stiftungen in derselben erstreckte (s. unten).

Als erste Innung wird zu Magdeburg die der Gewandschneider (Tuchhändler) und Seidenkrämer genannt. Sie blieb die reichste und galt gewissermaßen für aristokratisch, indem sie sich auch bei den häufigen Volksaufständen aussonderte und auf Seite des Raths

stand. Dazu kamen nach und nach die Innungen der Krämer, Kürschner, Leinwandschneider (Leinwandhändler) und die vereinigten Schuhmacher (Lederarbeiter, Lohgerber), zusammen die fünf großen oder alten Innungen genannt. Der Rath bestand damals aus zwei Bürgermeistern und zehn Rathmannen, aus der Bürgerschaft jährlich gewählt, und den fünf Innungsmeistern. Bis 1324 wurden zuweilen Adeliche („Ridder" in den Wahlverzeichnissen) gewählt. Dann nicht mehr.

Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts nahm die innere Aufregung zu. Auf Betrieb der Innungsmeister wurden aus dem Rathe alle Männer entfernt, die im Ministerialverhältnisse standen — d. h. die Adelichen, welche im gezwungenen Dienstverhältnisse zu irgend einem Fürsten und Herrn standen — um jeden fremden Einfluß fern zu halten. Die Erzbischöfe hatten das Burggrafenthum und das Schultheißenamt an Auswärtige erblich verliehen. Da kaufte der Rath nach dem Willen der Innungsmeister dem Albert II., Herzog von Sachsen, das Burggrafenthum um 900 Mark Silber ab (dessen Verzichturkunde, 30. Juni 1294) und dem Dietrich von Eckersdorf das Schultheißenamt um 500 Mark. Diese beiden Aemter übertrug die Bürgerschaft dem Erzbischof wieder, unter der Bedingung, daß dieser urkundlich versicherte, das Burggrafenthum nie wieder zu verleihen, zu verpfänden oder zu verkaufen, sondern es stets selbst zu verwalten; das Schultheißenamt aber ohne Zögerung auf ein halbes oder ganzes Jahr dem Manne zu verleihen, den der Rath dazu erwählen würde. Jede Gabe, die man zu entrichten schuldig sei, sei an das Burding (Bürgergericht) zu geben. [1]

Dann griff man die Schöppen an. Von den Innungen wurden sie gezwungen, die Hypothekenbücher, welche sie bisher geführt hatten, an den Rath auszuliefern. Mit Mühe behaupteten sie ihr Recht, die erledigten Plätze auf ihrer Bank nach eigner Wahl zu ersetzen. Zwar behielten sie die Hegung des Blutbanns, aber die Verwaltung der bürgerlichen Rechtspflege ward allmählig an das Rathsgericht gezogen. Im Jahre 1336 beschloß man, daß kein Rathsmann zugleich Schöppe sein könne; doch wurden sie in wichtigen Rechtssachen noch fernerhin vom Rathe beigezogen.

[1] In Nürnberg, Rotenburg an der Tauber ꝛc. verstand es die städtische Aristokratie, das Burggrafenamt sich selbst zu wahren.

Es möchte scheinen, daß die Befugnisse des Erzbischofs, die ihm die Kaiser zuerkannt hatten, der Entwicklung der Bürgerfreiheit unbedingt hinderlich waren. Doch hat das Beispiel Kölns, Speiers, Augsburgs ꝛc. bewiesen, daß ganz füglich eine freie Reichsstadt und ein mächtiger, geistlicher Fürst, ihre Rechte gegenseitig ausgleichend und ordnend, neben einander zu bestehen vermochten. Doch erforderte es von Seiten der Bürger um so größere Besonnenheit, Mäßigung und Ausdauer, um in schlimmen Lagen auszuharren, und die besten zu benützen. In Magdeburg waren diese edlen Tugenden nicht immer in Kraft. Die Innungsmeister, anspruchsvoll und auf die Macht ihrer reichen Gewerbsgenossen vertrauend, griffen unbesonnen immer weiter. Im Jahr 1301 hatten sie es sogar versucht, gleich wie in Braunschweig das ganze Stadtregiment an sich zu reißen, da half aber der Erzbischof und der Rath zusammen. Jene wurden gefangen genommen, vor das Blutgericht gestellt und auf dem Markte lebendig verbrannt. (Hoffmanns Gesch. der St. Magdb. I, p. 219). Doch ungeachtet ihres Einflusses hingen diese Innungsmeister wieder von dem Willen ihrer Gewerbsgenossen ab. Die Menge aber zu Magdeburg, durch eine große Zahl von unzünftigen Arbeitern vermehrt, war — wie an vielen Orten — leichtbeweglich und zum Aufruhr, selbst gegen ihre eignen Vertreter, geneigt, dann aber wieder schwankend und unentschlossen. Eine solche Maßlosigkeit gab aber dem Erzbischof bei größeren Streithändeln das Uebergewicht, das ihn zum Bannstrahl zu berechtigen schien, von dem sich die Bürgerschaft am Ende doch nur durch klägliche Unterwerfung und bedeutende Entschädigungssummen loszukaufen wußte. Uebrigens blieb das Verhältniß der Stadt zum Reiche noch ganz unentschieden. Ungeachtet aller Einreden des Erzbischofs bezahlte Magdeburg fortwährend seine Reichssteuer (den sogenannten „Königsschoß") unmittelbar an den Kaiser, als ein Kennzeichen, daß sie die Rechte keineswegs zu achten habe, welche der Erzbischof nach und nach über die Landschaft des Erzstifts auszudehnen suchte, und den Kaiser allein für ihren ächten Oberherrn anerkenne. Mit Gewalt aber vermochte der Erzbischof um so weniger in der Stadt zu erzwingen, da er selbst noch nicht eigentlicher Territorialherr war, sondern sein Maaß von Rechten nur klug und allmählig auszudehnen vermochte. Vieles hing natürlich von Individualität des geistlichen Herrn ab. Mit

manchem edlen, frommen Erzbischof hielten die Magdeburger enge Freundschaft, und kämpften für ihn in den Schlachten. Wie sie dann im Jahr 1278 den Markgrafen Otto von Brandenburg besiegten, 300 Ritter nebst dem Brandenburger gefangen in ihre Stadt führten und den letztern in einen Kasten sperrten, wo er ziemlich lange blieb.

Da ward im Jahr 1307 Burchard III., ein Edelherr zu Querfurt, Erzbischof, dessen Streitigkeiten mit der Stadt für diese höchst verhängnißvoll wurden. Da sie überdieß die Verhältnisse Magdeburgs zu jener Zeit ziemlich genau bezeichnen, so ist hier etwas weitläuftiger zu erzählen.

Zu Magdeburg war damals schon ungemeiner Reichthum aufgehäuft. Die großen Waarenzüge, welche der morgenländische Handel den italischen Häfen brachte, gingen nach den Emporien Süddeutschlands, welche sie wiederum die Ströme abwärts oder auf den bekannten, großen Heerstraßen, andern nordwärts gelegenen mittheilten. Erst von hier aus kamen die kostbaren Erzeugnisse des Orients zu den scandinavischen und den nordostwärts sitzenden, slawischen Völkerschaften. Ein solcher Zwischenplatz des weiten Verkehrs war nun auch Magdeburg geworden. Seine Schiffe führten die Elbe Pfeffer, Mandeln, Schwefel und ähnliche Dinge hinunter, während wiederum Häringe, Pelzwerk und andere Waaren aus dem Norden südwärts versendet wurden. An die Hansa, diesen großen Handelsverein, von dem noch viel zu sagen sein wird, hatte sich Magdeburg schon vor dem Jahr 1294 angeschlossen. Eben dieser Handelsreichthum hatte die Gemüther der Bürger zu kecken, gefährlichen Dingen geneigt gemacht, ohne ihnen jedoch die ächte, eiserne Standhaftigkeit in nachtheiligen Lagen zu verleihen. Eine Erscheinung, die sich immerdar und überall wiederholt.

Der Erzbischof Burchard III., eingesetzt 1307, war anfänglich mit den Bürgern befreundet, und von ihnen gut aufgenommen. Nicht lange darnach aber fing er Erpressungen aller Art an, indem er den Bürgern bald dieses, bald jenes Recht streitig machte, und sich für das endliche Nachgeben hoch bezahlen ließ. Zuerst band er mit den Brauern an. Bier mit Hopfen gewürzt ging von Magdeburg besonders nach den Niederlanden und nach Scandinavien, wo es sehr gesucht war, und wie groß der Flor dieses Gewerbes war, läßt

sich schon daraus schließen, daß in der besten Zeit die Innung der vereinigten Brauer und Bäcker über 500 Meister betrug. Nun pflegten die Brauer ihre Bärme (Hefen) aus der erzbischöflichen Brauerei zu beziehen, in dem guten Glauben, daß ihnen ohne geweihete Hefen kein Getränk gerathen könnte. Daraus hatten die Erzbischöfe ein Recht gemacht und ein eigenes Bärmamt errichtet. Obgleich nun dieses der Erzbischof Burchard II. im Jahr 1296 für 200 Mark Silber an die Stadt versetzt hatte, so verlangte Burchhard III. dennoch, daß die Brauer auch fernerhin ihre Bärme aus seiner Brauerei kaufen sollten. Da sie aber das verweigerten, that er sie in den Bann und absolvirte sie nicht eher, als bis sie versprachen, ihm von jeder Braukufe 6 Pfennige als Entschädigung zu bezahlen. Durch diese und ähnliche Rechtsplackereien mürbe gemacht, schloß die Stadt mit dem Erzbischofe im Jahr 1309 einen Vergleich ab, wo dersebe vor Zeugen den Bürgern alle ihre althergebrachten Rechte feierlich bestätigte und sich dafür von ihnen 600 Mark Silber bezahlen ließ. Diese Gewährungen betrafen nur längst verbriefte Dinge oder solche Sachen, welche sich eigentlich von selbst verstanden; z. B. „was die Vögte und Amtleute wissentlich und erweislich den Bürgern genommen, sollten sie ihnen zurückgeben oder baar erstatten.“ Auch erhielt die Stadt Verzeihung wegen des, gegen des Erzbischofs Willen, bisher unmittelbar an das Reich entrichteten Königsschosses &c.

Doch bald brach der Erzbischof wiederum den Vergleich und begann die alten Gelderwerbungen. Auf die Salz-Koten legte er willkürlich eine übermäßig hohe Abgabe &c. Zu Hohenwart an der Elbe erbaute er eine Zollstätte, die er durch ein Schloß deckte. Und da die Bürger dasselbe alsbald zerstörten, that er sie in den Bann und schloß die Stadt mit seinen Verbündeten ein. Während der Belagerung wurde der erzbischöfliche Palast von dem zaumlosen Volke ausgeplündert. Burchard mußte abziehen, und da er sich unklugerweise heimlich in die Stadt begab, ward er gefangen gesetzt. Man erlöste ihn nicht einmal, als er auf die Hostie schwur, die Verträge mit der Stadt auf's Genaueste zu erfüllen und die widerfahrene Behandlung nicht zu rächen. Da gelang es dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg, die Bürger (J. 1314) zu einem Vergleiche zu bereden, vermöge dessen sie den Erzbischof seiner Zusagen und des Gefängnisses erledigten. Ja am 4. April 1315 nahmen

sie sogar einen schriftlichen Vertrag an, worin bestimmt ward, daß die Stadt dem Erzbischof zu huldigen habe, und die jährlich neuerwählten Rathsherrn und Innungsmeister noch überdieß dem Erzbischof oder dessen Bevollmächtigten das Handgelöbniß leisten sollten. Dagegen sei blos die alte Brausteuer fernerhin zu zahlen und die Brauer könnten ihre Hefen kaufen, von wem sie wollten. Für diese gnädigen Gewährungen und sein Verzeihen ihrer Kühnheit bezahlten die guten Bürger ihm weitere 2000 Mark Stendaler Silber und noch 1000 Mark als Entschädigung wegen der Plünderung ꝛc.

Ohne weiteren Commentar versteht sich wohl das, was wir über die vollendete Charakterlosigkeit dieser Art von Stadtregiment oben gesagt haben. Burchard III. fuhr übrigens fort, in seiner Art zu handeln. Er machte fort und fort Schwierigkeiten, die Stadt aus dem Bann zu lösen, den er doch selbst über sie gesprochen hatte. Nur durch neue Geldspenden konnte man ihn endlich bewegen, die Bürger selbst zu absolviren, die Rathmannen mußten aber nach Avignon reisen, um sich die Absolution bei dem Papste zu holen. Burchard III. dagegen ließ sich von dem Papste von dem Eid lossprechen, den er so eben den Bürgern geleistet hatte, da derselbe blos von der Furcht erzwungen sei, und fing sogleich sein altes Beginnen wieder an. In Jahren der gräßlichen Theuerung 1316 bis 1318 verbot der Erzbischof — fast unglaublich ist es — jede Zufuhr Getraides vom Lande in die Stadt, und ließ sich dieses Verbot von den verhungernden Bürgern mit 300 Mark Silber abkaufen. Da ein erzbischöflicher Zollbeamte einen Bürger todtschlug, so schob Burchard III. den Mord auf die andern Magdeburger und quälte sie so lange, bis sie 200 Mark ihm als Sühne entrichteten. Erst wie Burchard III. festsetzte, daß kein Testament fernerhin Gültigkeit habe, worin nicht des heiligen Mauritius gedacht sei, zerriß endlich die unvergleichliche Langmuth der Magdeburger. Der Rath wendete sich an Kaiser Ludwig IV. und erbat für die Stadt seinen Schutz. Dieser bestätigte Magdeburg die hergekommenen Rechte und seinen besonderen Schutz, den sein Sohn, der Brandenburger, aufrecht halten sollte. Burchard III. jedoch ließ sich dadurch nicht irren, sondern fuhr in seiner Weise fort. Nun schloß die Stadt mit Halle, Celle und einer Zahl von Grafen und Herrn, denen der Erzbischof eben so unerträglich war, ein Vertheidigungsbündniß. Die Grafen

von Mansfeld, Wernigerode und andere ließen sich sogar unter die Bürgerschaft Magdeburgs aufnehmen, um ihren Nachdruck zu beweisen. Am 14. Oktober 1324 kam wiederum ein Vergleich zu Stande, in welchem der Erzbischof alle besondern Rechte der Verbündeten bestätigte und die Aufhebung des Banns und Interdikts versprach. Das Domkapitel garantirte dabei die Erledigung von den kirchlichen Strafen binnen vier Monaten. Als nun Burchard III. sein Wort auf das Neue brach, sagte sich sogar sein Domkapitel von ihm los. Die Verbündeten faßten den Beschluß, den boshaften, wortbrüchigen Mann zu fahen, wo sie seiner habhaft werden könnten. Am 29. August 1325 kam er wirklich, kühn wie er war, nach Magdeburg, ward aber sofort gefangen gesetzt und eine Zeit lang in seinem eigenen Palaste in strenger, aber ehrenvoller Haft gehalten. Rath und Bürgerschaft übernahmen das Geschäft der Bewachung, und einige Rathmannen wichen Tag und Nacht nicht von seiner Seite. In dieser Noth wendete sich der Erzbischof an sein Domkapitel, welches aber die Vermittlung nicht übernehmen wollte und sich neutral hielt, während die Verbündeten die Stadt an das eidliche Versprechen mahnten, den Gefangeuen auf keine Weise loszugeben. Endlich mochte dem Rath die Bewachung desselben zu beschwerlich fallen. Nach geheimer Berathung mit den früheren Rathsgliedern ward der Erzbischof in der Nacht des 21. Septembers 1325 von Vermummten aus seinem Palaste nach dem Rathhause gebracht, und in den neuen Keller, das Gefängniß für die ärgsten Verbrecher, geworfen. Dort schlugen ihn seine Hüter, vier rohe Gesellen, sei es im trunkenen Muth, oder aus persönlicher Rache, erbarmungslos todt. Als Burchard den ersten Faustschlag, in das Genick, erhalten hatte, fiel er auf die Kniee und bat um Schonung. Da ergriff Eugel aus Calbe, der durch den Erzbischof zum Bettler geworden war, einen eisernen Thürriegel und tödtete ihn mit einem Streich. Den Leichnam verscharrten sie im Sande. Der Mord ward von dem Rath lange verheimlicht und erst im August 1326 bekannt, als das Domkapitel immer ernstlicher dem Geschick seines Erzbischofs nachfragte.

Nun wurden Ansichten und Stimmen sehr verschiedener Art laut. Die Anhänger des Erzbischofs erhoben dessen Tugenden. Er sei mäßig, keusch und sparsam gewesen; nicht für sich habe er Geld

gesammelt, sondern nur zum Besten der Kirche, für diese unabläßig besorgt; auch habe er unter den Geistlichen stets Anstand zu erhalten gewußt. Ja sie hätten gern aus ihm einen Heiligen gemacht, wenn es anders die päpstliche Curie zugegeben hätte. Der neuerwählte Erzbischof Heidenreich, war auf der Reise nach Avignon von zwei Rittern gefangen nach dem Schlosse Brandenfels geführt, und blieb anderthalb Jahre in Haft. Bald nach seiner Erledigung starb er. Den nächsten Erzbischof Otto von Hessen nahmen die Magdeburger sehr freundlich auf. Dafür sprach er sie von aller Mordschuld frei und bestätigte ihre Rechte. Auch der Kaiser Ludwig, der Bayer, erledigte sie jeder Schuld und Strafe (Lucca, den 16. März 1329), indem er den gemordeten Burchard III. als einen „violator et spoliator“ erklärte. Desto heftiger verfolgte Papst Johann XXII. die Sache, um so erbitterter, da die Magdeburger einen fanatischen Mönch, der bei dem Feueranlegen ergriffen worden war, hatten hinrichten lassen. So verzog er mit der Absolution vom Banne, der über die Stadt verhängt war.

Da konnte man nun recht wahrnehmen, wie unfähig das Volk zu Magdeburg war, im Falle der Uebermacht die rechte Mäßigung, in der Bedrängniß aber Standhaftigkeit zu bewahren. Zu den fünf alten Innungen waren nach und nach fünf weitere gekommen: 1) die Knochenhauer, 2) Wand- (Leinwand) und Lackenmacher, 3) Schmiede, 4) Bäcker und Brauer, 5) Goldschmiede, Schilder (Schildmacher) und Sprater (Schneider). Diese unzufrieden über die lange Dauer des Banns, welche ihre Nahrungsverhältnisse beschädigen mochte, brachen in einen offenen Aufstand gegen den Rath aus, auf dessen Seite zuletzt nur noch die reiche Innung der Gewandschneider und Seidenkrämer stand. Der Erzbischof Otto vermittelte mild und verständig, wie er war, den innern Frieden wieder, doch die Veränderung der Verfassung und den gänzlichen Sturz der Geschlechter vermochte er nicht zu hindern.

Nach der neuen Verfassung (Urkunde am Dienstag nach St. Johann. Evang. 1330) wurden jährlich aus jeder der fünf großen Innungen durch indirekte Wahl (jede Innung hatte vier Wahlmänner zu ernennen) zwei Rathsherrn gekürt, welche zehn zusammen aus den gemeinen Bürgern noch zwei Ergänzungsmänner auslasen, so daß der innere (enge, regierende) Rath aus 12 Personen bestand. Bei

wichtigen Dingen zog derselbe den alten und den aberalten Rath bei (die Rathmannen der beiden letzten Jahre), welche zusammen den großen Rath von 36 Männern ausmachten, später von fünf und siebenzigen, als man in den engen Rath 25 Männer wählte. Ein zweites Collegium bildeten die „Hundertmänner", ein Ausschuß der gesammten Bürgerschaft, welches mit Zuziehung der Schöppen über Krieg, Frieden, Bündnisse, Gesetze und Steuern beschloß. Dazu kam ein Rathausschuß aus 10 oder 12 Personen eines jeden der beiden vorigjährigen Räthe und drei Hundertmännern bestehend; und endlich der Geheime Rath, zusammengesetzt: aus dem regierenden Bürgermeister, dem Stadtsyndikus, dem Obersekretär, vier gewesenen Bürgermeistern und zwei gewesenen Rathmannen. Dieser untersuchte und prüfte solche Sachen, die man billiger Weise geheim zu halten hatte. So ward das rein demokratische, aus den Gewerben unmittelbar hervorgegangene Stadtregiment eingesetzt. Die patricischen Geschlechter, welche sich bisher noch erhalten hatten, fingen an die Stadt zu verlassen. Doch begann diese Verfassungsveränderung in den Verhältnissen der Stadt noch nicht sogleich fühlbar zu werden. Dieses zeigte sich erst als gefährlichere Zeiten eintraten (s. unten IX).

Nur unter harten Bedingungen gelang es den Abgeordneten der Stadt, vom Papste die Aufhebung des Banns und Interdikts zu erhalten (30. Juli 1331). Die wichtigste derselben war: „die Stadt schwört, von jetzt an jedem neuen Erzbischof, sobald derselbe sein Pallium erhält, den Huldigungseid zu leisten." Ueberdieß verpflichtete sich die Stadt gegen den Erzbischof (3. März 1333): allen seit dem Jahre 1322 eingegangenen Verbindungen zu entsagen, nur mit Bewilligung des Erzbischofs und seiner Nachfolger in ein Bündniß sich einzulassen, die neue Verfassung aufrecht zu erhalten, jeden Zwietrachtstifter im Wege der Güte oder des Rechts zu verfolgen, und in diesem Falle dem Erzbischof die rechtliche Entscheidung zu überlassen. Die Huldigung wurde am 26. April 1333 wirklich geleistet.

Da nun dieses Homagium stets nur von der Bürgerschaft wirklich ausgesprochen wurde, wenn zuvor der Erzbischof einen förmlichen Huldbrief (Revers) ausgestellt hatte, worin die Privilegien und Freiheiten der Stadt feierlich bestätigt waren, so gerieth Magdeburg dadurch in keine schlimmere Lage, als in der z. B. Köln, diese

mächtige, freie Reichsstadt, bis in ihre letzte Zeit sich befand. Denn auch Köln schwur dem Churfürsten, ihm treu und hold zu sein, so lange er sie bei ihren Rechten und Freiheiten beschützen werde. Jedoch die Aufgebung des altherkömmlichen, freien Conföderationsrechts bezeugte eine Abhängigkeit, welche zu dem Verhältniß einer gewöhnlichen Landstadt führen konnte.

Eine geraume Zeit ist wenig Wichtiges und Entscheidendes zu berichten. Das Meiste hing von des Erzbischofs Charakter ab. Theodoricus (1361 bis 1367), ein berühmter Staatsmann und trefflicher Mensch, förderte alles Gute. Dagegen Peter I., ein Böhme, wankelmüthig, unwissend, lügenhaft, war nur schwer zu ertragen. Am Ende flüchtete er sich mit allen Schätzen, die er zusammengebracht hatte, und kehrte nach Leitamischl zurück. Im Jahr 1402 brach ein Volksaufruhr wegen Mangel an Scheidemünzen gegen den Rath aus. Der Pöbel wüthete mit Brand und Plünderung gegen die reichen Gewandschneider, die geistlichen Stifter. Selbst die Waarenlager der Leipziger und Braunschweiger Kaufleute wurden ausgeraubt. Da Albert IV. von der Stadt keine Entschädigung erlangen konnte, so suchte er sie durch Hunger zu zwingen. Man verglich sich am Ende, allein Magdeburg hatte schwere Kosten zu bezahlen. Mit Günther II. kam die Stadt in Fehde, da sie, wegen der Hussitenfurcht ihre Befestigungen auf das Territorium der Stiftungen zu erweitern trachtete. Der Erzbischof kündigte ihr Krieg an. Magdeburg suchte Hilfe bei andern Städten und war glücklich in der Fehde. Da wendete sich der Erzbischof an das Concilium zu Basel, das gegen sie entschied. Nun erklärte Kaiser Sigismund sie in die Reichsacht; Excommunication und Bannfluch folgte. Erst nach geraumer Zeit fügten sich die geistlichen Herrn, da ihre Finanzen Noth litten.

Einer der trefflichsten, gütigsten Erzbischöfe war Friedrich III. (1445 bis 1465), von dem gar mancher großmüthige und fromme Zug berichtet wird. Eben diesen verhöhnte und beschimpfte der Magdeburger Pöbel wegen einer unbedeutenden Marktstreitigkeit auf das Frechste. Mag es gestattet sein, die Erzählung des Vorfalls aus Hoffmanns Geschichte Magdeburgs wörtlich zu entnehmen Thl. 1. p. 402. „Der Magistrat forderte, daß die Meßbuden nicht mehr, wie von Alters her auf dem Neumarkte, sondern auf dem Breitenwege

vor dem Pauliner-Kloster (der jetzigen reformirten Kirche) ihren Stand haben sollten und ließ einige Krämer, die gleichwohl am ersten Orte ihre Waaren ausgelegt hatten, durch dazu abgeschickte Leute mit Schlägen mißhandeln. Der am Fenster seines Palastes stehende Erzbischof war Zeuge dieses Auftrittes, er hörte dabei die gegen ihn ausgestoßenen beleidigenden Reden, wollte aber, um einen Tumult zu verhüten, jenes unziemliche Benehmen nicht rügen. Allein diese Nachsicht machte den rohen Haufen, der dieselbe als Schwäche und Furcht deutete, nur noch kühner und verwegener; man setzte, um den wackeren Metropoliten zu verhöhnen, einen als Erzbischof gekleideten Rüpel auf eine Eselin, leitete diese durch alle Straßen der Stadt und darneben ging ein Mensch mit einer Keule, der dem Popanz die Worte zuschrie: Her bischop wil gy nicht up her gan — So wil ick juw mitt düser Küle uv de Platt schlan; oder auch: Bischop laet din pralen sin — De Küle sall sin datt letze Erve din; — bitter damit anspielend auf das tragische Ende des Erzbischofs Burchard III. Vielleicht wird man nun sagen, in einer geschichtlichen Erzählung ist ein Vorfall wie dieser kaum der Erwähnung werth. Das ist es jedoch nicht für die, welche die Ursachen und Anfänge historischer Erscheinungen zu erwägen pflegen. Es zeigt sich, daß der Rath Magdeburgs, nach der Art, wie er entstand, gewählt wurde und sein Amt verwaltete, niemals im Stande war, das gemeine, aufrührerische Volk der Stadt zu zügeln. Was mußte nun geschehen in Zeiten, wo ohnehin alle Gemüther aufgeregt waren, wenn diese Menschen absichtlich fanatisirt wurden? — Diese Fragen werden sich beantworten.

Schon damals verfuhr der Rath zu Magdeburg ebenso, wie es späterhin so oft geschah. Er lehnte jede Mitwissenschaft des frechen Vorgangs ab, wagte es aber nicht, die Thäter angreifen zu lassen. Da mischte sich der Landgraf Wilhelm von Thüringen, höchst entrüstet über die Mißhandlung seines trauten Freundes, des frommen Erzbischofs ein, und zwang die Stadt, diesem Genugthuung zu leisten. Magdeburg mußte eine ansehnliche Geldstrafe erlegen. Die weiteren Streitigkeiten wurden leicht beigelegt.

Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts erscheint Magdeburg als eine sehr ansehnliche Stadt von ungefähr 30,000 Einwohnern. Die beiden Vorstädte Neustadt und Sudenburg (mit St. Michael),

beide durch Mauern und Gräben von der Altstadt getrennt, enthielten eine etwas dünnere Bevölkerung wegen der vielen geistlichen Gebäude und weitläuftigen Klostergärten. Aus Judendorf hatte im Jahr 1493 der Erzbischof Ernst (1476 bis 1513), ein zweiter Sohn des Churfürsten Ernst von Sachsen, die Juden für immer vertrieben. An 1400 Köpfe stark wanderten sie aus. Doch der Erzbischof, gerecht und mild, gestattete es nicht, sie zu plündern, wie es an andern Orten meistens geschah. Selbst für die zurückgelassenen Grundstücke und Gebäude, welche der Rath der Sudenburg anzukaufen hatte, wurden sie entschädigt. Magdeburg war jetzt (seit 1447) mit Braunschweig, ein Vorort des dritten Quartiers der Hansa (s. unten) Der Handel behauptete noch die alte Blüthe. Linnen und Wollenwaaren gingen nicht nur die Elbe abwärts, sondern auch nach Schlesien, Böhmen, Mähren, Italien; Bier nach Scandinavien und den Niederlanden. Die Kaufleute der Stadt theilten sich in: flandrische, lübische, preußische und breslauer „Fahrer". Die Flandrer galten als die ansehnlichsten, denn von den vier Aldermännern der Kaufleute waren zwei aus jenen allein, die beiden andern aus den übrigen gewählt. Wie großer Reichthum unter den Bürgern verbreitet war, läßt sich aus den Bestimmungen der Luxusordnung (vom Jahr 1508) errathen; (z. B. zu dem Essen am Brautabend dürfen nicht mehr als 72 Personen geladen werden; die Kette, welche der Bräutigam der Braut schenkt, darf nicht über 40 Gulden kosten, die Spange höchstens 22 Gulden ꝛc.).

In dem 15ten Jahrhundert hatte sich der Staatsbegriff der „Reichsfreiheit" bestimmter entwickelt. Man begnügte sich nicht mehr damit, das Maaß der Freiheiten nach und nach zu erweitern, sondern suchte sich zu consolidiren und möglichst zu befestigen, sei es durch Ausgleichungen und Verträge mit den Nachbarn, oder durch ausdrückliche, genaue kaiserliche Bestätigungen. Denn da nun jeder Reichsstand darnach strebte, die später sogenannte Territorialherrschaft zu begründen und zu erweitern, mußten Diejenigen am meisten verlieren, deren Rechte nicht genau abgegränzt waren.

Für Magdeburg war hierin noch immer nichts entschieden. Kaiser Friedrich III. spricht (Gräz, den 16. Septbr. 1483) zu den Magdeburgern, als: seinen und des Reichs getreuen Unterthanen; der Rath solle des Kaisers und des Reichs Rechte eben so gut ver-

theidigen, wie seine (des Raths) eigenen, und bei den schwebenden Unterhandlungen nichts von des Kaisers Rechten vergeben. Als aber im Jahre 1486 die Magdeburger, hierdurch ermuthigt, denselben Kaiser auf dem Reichstage zu Frankfurt um eine förmliche Bestätigung ihrer Reichsfreiheit angingen, schlug dieser, unterdessen von dem Churfürsten von Sachsen umgestimmt, diese Bitte ab. In der Reichsmatrikel (zwischen 1431 und 1481) war Magdeburg als Reichsstadt aufgeführt. Jetzt (1488) veranlaßte Churfürst Ernst von Sachsen, in dem Interesse seines Sohnes, des Erzbischofs, daß in die Matrikel gesetzt wurde: „der Erzbischoff tzu Magdeburgk mit der stadt" und bei dem Namen der Stadt: „Magdeburgk ist in des Bischoffs anschlage." Da aber in den Registraturen der kaiserlichen Reichsschaftskanzlei diese Veränderung nicht geschah, so wurde Magdeburg noch in den Jahren 1499 und 1507 zu den Reichstagen berufen. Der Rath aber wagte es nicht, oder versäumte es, aus irgend einem Grunde, Gesandte abzuordnen.

Gewiß ist es aber, daß jene vorgebliche Urkunde Kaisers Otto I., und eben so wie deren Bestätigung durch Otto II., vermöge welcher Magdeburg schon damals als reichsfrei erklärt worden sein soll, entweder noch gar nicht vorhanden war oder doch in Magdeburg selbst keine Glaubwürdigkeit fand. Sonst würde der Rath gewiß nicht verabsäumt haben, sie dem Kaiser Friedrich III. im Jahre 1486 als Beweis für die Ansprüche der Stadt vorzulegen. Sie kann nur das Machwerk irgend eines spätern, unbekannten Verfassers sein. [1]

[1] Doch berief man sich im 17ten Jahrhundert mit großer Keckheit auf dieselbe. Die Interpretationsversuche aber aus sichern Urkunden, z. B. der Ottos IV. vom Jahre 1208, ähnliche Privilegien herauszufinden und darin für jene Fälschung eine Unterstützung zu suchen, sind das abenteuerlichste, was man in der Art nur sehen kann. Vgl. z. B. Wendenhagen de rebuspublicis Hanseat. pars II. p. 925 (ed. Lugd. Batav.)

III.

Magdeburg in der Kirchenreformation.

Sehr würde man irren, wenn man die Kirchenreformation, deren Beginn man von dem Jahre 1517 zu rechnen pflegt, als eine einfache, in allen Stücken gleichmäßige Bewegung der teutschen Nation ansähe. Schon bei den ersten Anfängen zeigten sich die mannigfaltigsten, ja entgegengesetztesten Erscheinungen. Die erste Anregung, die nach ihrer Bedeutung wohl Niemand recht erkannte, hatte eine Menge von Fragen lebendig gemacht, die jetzt Jeder auf seine Weise zu beantworten suchte; bald aber Bestrebungen hervorgerufen, welche den religiösen Ueberzeugungen durchaus fern lagen. Da waren es die alten Sätze über die Gebrechen der Kirchenverfassung und des Clerus und deren nothwendigen Reformen, Sätze, welche man schon in aller Strenge auf den Concilien zu Constanz und Basel vernommen hatte, die genährt durch den unersättlichen Geiz der Italiener jetzt wieder lebhaft besprochen wurden. Dann alle dogmatischen Streitigkeiten, zum Theil schon öfters von entgegengesinnten Mönchsorden oder einzelnen Theologen behandelt, die sich jetzt, unter Einmischung von Gelehrten und deren vermehrten Sprach- und Schriftstudien neu verbreiteten. An vielen Orten hatte sich eine Masse von wirklichen oder grundlosen Beschwerden aufgehäuft, zunächst entstanden aus dem Widerwillen gegen das geistliche Regiment und manchen Dingen, die mit deutschem Herkommen und Leben im Widerspruch standen, so daß bei der allgemeinen Aufregung leicht ein besonderer Brand sich entzündete. Was aber nicht zu übersehen ist: im ganzen Reiche mischten sich gährende politische Elemente, die Fürsten, weltliche wie geistliche, vereinigten sich gegen den Kaiser; der Reichsadel schloß Bündnisse, um sich der Uebergewalt der Fürsten zu erwehren, oder gar, um eine Adelsrepublik gleich der polnischen zu gründen;

in den Reichsstädten entbrannte wiederum der Kampf der Gemeinen gegen die Patricier; die Bauerschaften traten in heimliche Vereine zusammen und erhoben, besonders wo das Beispiel der Schweizer-Freiheit sie stärkte, offne Aufstände, um eine bessere Lage zu erkämpfen. Hier sah man nun Männer voll Kraft und Gemüth, einfach und nach Wahrheit strebend, welche, wenn sie auch in Punkten irrten oder das rechte Maß zuweilen überschritten, doch endlich nach Gewissen und Ueberzeugung zu handeln versuchten, gemischt mit verkehrten, oft halbverrückten Fanatikern, mit herrschsüchtigen Heuchlern und lüderlichen Gesellen aller Art, die gleichfalls für sich Anerkennung begehrten und auch nur zu oft fanden. Nicht überall behielten die Besonnenen die Oberhand, sondern die unverständige Menge hin- und herfluthend wie immer, erfaßte die einmal ausgesprochnen Neuerungen auf ihre eigene Weise und langte dabei nach dem zunächst Liegenden, was sie schon lange gewünscht hatte. Gerade diejenigen, welche die Freiheit des Gewissens für sich als ein Recht in den Anspruch nahmen, wurden die gewaltsamsten Bedränger, die heftigsten Verfolger derjenigen, welche ebendieselbe Befugniß sich wahrend, ihren früheren Ueberzeugungen treu bleiben wollten. Nach kurzer Zeit kamen aber politische Bestrebungen im größeren Styl. Es waren nicht mehr blos die aufgehäuften Reichthümer der Kirchen, der Klöster und Stiftungen, welche so lockend in die Augen fielen. Man griff nach den ausgedehnten wohlhabenden Gebieten der geistlichen Fürsten selbst, oder suchte doch wenigstens so viel Kirchengut an sich zu reißen, als man habhaft werden konnte. So entstand eine solche Zerrüttung alter Gesittung, eine solche Verwirrung der Begriffe über Recht, Freiheit, Eigenthum und Glauben, wie man sie in Deutschland noch nie gesehen hatte. Wem dieses vielleicht unbegründet erscheint, der lese nur in den eigenen Briefen der bekanntesten Reformatoren deren Urtheil über ihre Zeit und Zeitgenossen nach. Luther selbst spricht hier am schärfsten und derbsten. Denn nach der Offenheit seines Charakters schont er der Seinigen eben so wenig als der Gegner. — Erst nach einem langen Kampfe, der alle Völkerstämme der Teutschen, von den Jochen der Alpen bis zu den nördlichen Meeren erfaßte, konnte man gewahr werden, welche Richtung die Kirchenreformation, die man in ihren Anfängen als das Morgenroth einer bessern Zeit insgemein begrüßte, endlich nehmen werde. Wie

man aber dieses erkannte, war es viel zu spät. Bereits war sie zu einer Staatsumwälzung erwachsen, welche alle gesetzlich bestehenden Verhältnisse bedrohend, zu dem entsetzlichen Bürgerkrieg führte, den Teutschland nicht nur für eine Zahl von Jahren verwüstete, sondern vielleicht für immer zerriß.

Die Geschichte der Kirchenreformation nach ihren nächsten Veranlassungen und in der ersten Entwicklung kann man als bekannt voraussetzen. Wir haben hier zunächst Magdeburg zu betrachten, dessen große Bedeutung für Deutschland hier ganz unerwartet hervortrat. Aus dem, was über dessen Stadtverfassung und bürgerliche Verhältnisse bereits gesagt ist, läßt sich schon vermuthen, daß daselbst die Kirchenreformation einen eigenthümlichen Charakter annehmen würde. Und da nun dieses auch für das spätere Geschick dieser merkwürdigen Stadt so entscheidend wurde, so kann man wenigstens eine Uebersicht jener Ereignisse in Magdeburg erwarten.

Albert, geboren im Jahre 1490, Bruder des Churfürsten Joachim von Brandenburg, wurde im Jahre 1513 zuerst zum Erzbischof von Magdeburg, dann zum Bischof zu Halberstadt; im Jahre 1514 überdieß zum Churfürsten und Erzbischof von Mainz erwählt. Die Würde eines Cardinals empfing er im Jahre 1518. Die erzbischöfliche Würde erhielt man aber nicht umsonst, sondern sie mußte theuer genug bezahlt werden. Nun hatte das Erzstift Mainz, ohnehin tief verschuldet, in dem Zeitraume vom Jahre 1484 bis 1508 dreimal für das Pallium seines Erzbischofs jedesmal 30,000 Goldgulden entrichten müssen, und Albrecht von Brandenburg war nur unter der Bedingung erwählt worden, daß er diese Wahlkosten selbst bestreite. Albrecht borgte sofort 21,000 Ducaten von dem Handelshaus Jacob Fugger zu Augsburg, gedachte sie aber wiederzubezahlen ohne Schaden seiner Einkünfte. Dazu hatte Leo X. den Weg gezeigt. Dieser Papst aus dem glänzenden Hause der Medici, ein Freund der Künstler und Gelehrten, verbrauchte für seine Prachtbauten und Verwandten ungeheuere Summen. Schon bald nach seiner Erwählung (J. 1513) hatte er es unternommen, einen Ablaß zur Vollendung der St. Peterskirche in Rom verkünden zu lassen, nicht ohne Widerspruch der Lateransynode, besonders von Seiten des spanischen Cardinals Ximenes, über dessen wahrhafte Frömmigkeit kein Zweifel bestehen konnte. Bereits fungirte als Hauptcommissär des Ablaßhandels am

Rhein und in Norddeutschland Angelus Arcimbaldus, in Oesterreich und der Schweiz Christoph Numai, der General der Franziscaner. Da wendete sich nun Erzbischof Albrecht an Leo X. und schlug ihm vor, in den erzbischöflichen Provinzen von Mainz und Magdeburg, ferner in den weltlichen Gebieten von Mainz, Magdeburg, Halberstadt und in den churfürstlich brandenburgischen Landen gleichen Ablaß zur Vollendung der St. Peterskirche auszuschreiben; und zwar unter der Bedingung, daß die Hälfte des reinen Ertrags dieses Ablasses auf acht Jahre dem Erzbischof zur Abtragung seiner Wahlschulden, die andere (nebst einer nicht einzurechnenden Vorauszahlung von 10,000 Ducaten) der Curie zufallen sollte. Die päpstliche Genehmigung erfolgte den 15. April 1515. Im folgenden Jahre begann der Dominikanermönch Johann Tetzel, als gewandter Ablaßkrämer bekannt, das ihm vom Erzbischofe aufgetragene Geschäft des Ablaßverkaufs in den genannten Gegenden. Nach der ihm vom Erzbischofe ertheilten Instruction sollte er die große Indulgenz verkünden, d. h. die Vergebung sämmtlicher Sünden, wobei Beichte und wahrhafte Reue als unerläßlich vorausgesetzt wurde. Durch weitere Beiträge zur Peterskirche waren noch drei fernere Gnaden zu erwerben: das Recht, sich einen Beichtvater zu wählen, der auch in den reservirten Fällen absolviren könne, nebst der Befugniß, unbesonnene Gelübde in andere gute Werke zu verwandeln; Theilnahme an den Heilsertrag der durch Wallfahrten, Fasten und andere gute Werke in der Kirche insgesammt erworben werde; Erlösung der Seelen aus dem Fegfeuer (vgl. Ranke's deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, I, p. 310). Tetzel scheint sich sehr wenig an diese Instruction gebunden zu haben. Schon im Jahre 1517 stellte er die Ablaßbriefe nicht mehr in dem Namen des Erzbischofs, sondern in seinem eigenen aus, und von ihm und den zahlreichen, nichtsnutzigen Gesellen, deren er sich als Unterhändler bediente, wurde, nach vielfachen Berichten, die Befugniß der Ablaßverkaufe auf eine Weise mißbraucht, welche von den canonischen Gesetzen auf das schärfste verpönt war (vgl. Bensen's „Ein Hospital im Mittelalter p. 94).[1] Mit den

[1] Die eigene Ansicht des Erzbischofs, welcher den Ablaßverkauf an und für sich nicht verwerflich fand, jedoch die Mißbräuche bei demselben, ergiebt sich aus einem Schreiben vom 13. December 1517 an den Grafen Botho (s. Hoffmann a. a. O. II. p. 11): „Darauff ist vnser ernstlich bevel vnd wollen, das Ir

Ablaßkrämern aber zogen die Handlungsdiener der Fugger umher, um den Antheil ihres Hauses sogleich in den Empfang zu nehmen.

Auch nach Magdeburg kam Tetzel im Herbst 1517 und hielt seinen Kram im Kloster Bergen. Viel Volks lief ihm zu, nur Einzelne hielten sich entfernt. Von da ging er über Halle nach Jüterbogk, da er Chursachsen nicht betreten durfte. Das Zuströmen der Ablaßkäufer gab bekanntlich die nächste Veranlassung zu Luthers 95 Theses. Dr. Martin sendete sie selbst an den Erzbischof. Hier muß man nun den Charakter dieses geistlichen Fürsten in Erwägung ziehen, über den insgemein so Verkehrtes vorgebracht wird.

Cardinal und Erzbischof Albrecht besaß hohe Geistesgaben, liebte Künste und Wissenschaften, war fest, besonnen und religiös, allerdings nach seinen eigenen Ansichten, nicht nach denen der Neuerer. Güte aber war der Grundzug seines Charakters. Für die Armen war er besorgt; zwar streng auf Erhaltung seiner Rechte, jedoch ohne gewaltsame Maßregeln. Magdeburg behandelte er besonders freundlich, fast wie eine freie Reichsstadt, obgleich ihm dasselbe im Jahre 1515 das begehrte Wahlgeschenk, welches die Ritterschaft und Prälaten des Erzstifts gewährten, geradezu abgeschlagen hatte. So lange er lebte, hielt er die größte Gefahr von dieser Stadt ab. Selbst mit den Häuptern der Reformationspartei wußte er ein freundliches Benehmen zu unterhalten. Ueber Luther dachte er ungefähr wie der feingebildete Erasmus. Er achtete die Kraft, den offnen Sinn, das hohe, unerschrockene Gemüth, die Gelehrsamkeit und den mächtigen Verstand des Mannes, obgleich er die Art und Weise seines Unternehmens nicht zu billigen vermochte, die er für die wissenschaftliche Bildung, eben so wie für den Frieden des Reichs für nachtheilig hielt, den er als Erzkanzler des Reichs pflichtgemäß aufrecht zu halten hatte. Als ihm Luther zum zweitenmal schrieb (4. Februar 1520): er wünschte nichts, als daß man ihn höre und zurechtweise, geschehe das nicht, so werde die Wahrheit am meisten darunter leiden, so

solchs vnserm gemeynen Subcommissarien Ern Johann Tetzel anzeiget vnd mit Jme handelt, den großen vnkosten versoldung von anzcal der person so vil dem handel leyedtlich zcu messigen vnd myndern (sie nahmen zusammen monatlich für sich 300 Gulden in Anspruch). Auch das er den vndergesatzten Commissarien ernstlich vndersage, Sich hinfurder In predigen, worten, wercken vnd sunst allenthalben schicklich, zeuchtig, ehrlich vnd nach erheyschung Ires standes wol zu halten."

antwortete Albrecht (25. Februar 1520) sehr achtungsvoll bemerkend: Luther und die andern Theologen möchten doch anständig, bescheiden, christlich ohne Schimpfen und ohne Bitterkeit zu Werke gehen. Ja als Luther immer drohender und heftiger ward, behandelte ihn Albrecht so glimpflich wie zuvor. Daß aber der höchste Reichsfürst mit den Theologen, die selbst so wenig in den wichtigsten Fragen des Glaubens übereinstimmend erschienen, gemeinschaftliche Sache machen werde, war doch gar zu unwahrscheinlich.

Zu Magdeburg predigte zuerst der Domprediger Andreas Kaurdorf gegen die Mißbräuche der Kirche und wurde deßhalb abgesetzt und zur Rechenschaft gezogen. Die Bürger blieben mehrere Jahre lang ruhig, obgleich sehr erbittert gegen die Geistlichen. Diese hatten nämlich nach und nach eine Zahl von Gebäuden innerhalb des städtischen Gerichtsbezirkes erworben, in denen sie durch Pächter und Verwalter kaufmännische Geschäfte betrieben, Wein und Bier ausschenkten u. dergl., ohne den gewöhnlichen Bürgerschoß zu entrichten, mit ihrer Immunität sich wehrend. Wer aber die Nahrungsverhältnisse der Leute beschädigt, greift das Herz derselben an. Im Jahre 1521 wurden die damals üblichen Flugblätter, voll Bitterkeit gegen den Clerus und das alte Kirchenwesen, auch zu Magdeburg häufiger verbreitet. Der lose Haufe begann jetzt, die Geistlichkeit zum Gegenstande seines Spottes zu machen. Anfänglich waren es nur muthwillige Bubenstreiche; man schlug Schmähbriefe an die Kirchthüren an u. dergl.; aber die Bewegung nahm zu. Die Menge wollte sich nicht nur von dem Gewissenszwange, sondern auch von weltlicher Gewalt des Erzbischofs und des Domcapitels losmachen. Der Rath war diesem Treiben gar nicht günstig, denn er sah zu gut ein, wie wenig man ihm selbst gehorche. Um nun dem Lärm die eigentliche Nahrung zu nehmen, wendete er sich wegen des Bürgerschoßes und ähnlicher Beschwerden an den Erzbischof. Die Magdeburger Geistlichkeit stellte nun gleichfalls Beschwerden gegen den Rath und die Bürgerschaft auf. Da erfolgten nun Untersuchungen und Unterhandlungen, die zu keiner Entscheidung führten.

Offen predigten zuerst die Augustinermönche Johann Eisleben und Melchior Myritz die lutherische Lehre im Augustinerkloster der Altstadt. Dann im Jahre 1523 folgten der Pfarrer und der Capellan zu St. Peter, Marcus Scultetus und Johann Detenhagen, Joseph

Ziegenhagen, Eberhard Wiedensee, welcher auf der Flucht hierher kam. Diese Männer waren auch gemäßigt und erregten weniger Anstoß. Dann folgten Andere, aber heftigere, welche sämmtlich in der Altstadt oder den Vorstädten Aufnahme und Schutz fanden; wie der entsprungene Franciskaner, den sie Fritzhanns nannten, und den sein Traktat bezeichnet: „Wie man das klare helle Gottes Wort predigen soll, zuwider den tobenden und wüthenden gottlosen Menschen" (J. 1524). Der wüthendste war der fanatische, aus Helmstädt entlaufene Mönch Greve Käppen, gewöhnlich „Grauwert" genannt. Da nun aber diesen und ähnlichen Männern jetzt auch manche in verschiedenen Klosterkirchen entgegenpredigten und arg gegen die Ketzereien donnerten, so stieg die Erbitterung immer höher. Vergebens verbot der Rath nun die Controverspredigten und daß von den Kanzeln nichts vorgetragen werden dürfe, was das Volk gegen die Obrigkeit erbittere oder sonst zum Irrthum führe. Die Rathsherrn selbst waren unter sich zwiespältig. Am 13. März 1524 gestattete der Bürgermeister Sturm dem Grauwert, in der Gertraudenkirche eine Predigt zu halten; wie er aber die Kanzel betritt läßt ihn der Bürgermeister Hans Rubin durch einen Stadtknecht aus der Kirche weisen. Da zieht der Mönch mit allen seinen Zuhörern auf den Markt bei Magdeburg und predigt von einem Bretterhaufen herunter. Ein unbedeutender Vorfall reichte hin, um der längst vorbereitenden Bewegung eine bestimmtere Richtung zu geben. Am 6. Mai 1524 bietet ein alter Tuchmacher auf dem Markte Luthers neue deutsche Lieder aus und singt sie dem herumstehenden Volke vor. Der Bürgermeister Rubin, der vorbeigeht, befiehlt einem Stadtknecht ihn zu verhaften. Da sammelt sich ein Haufen von mehr denn 800 Menschen, der Sänger wird befreit und der Bürgermeister Rubin muß nachgeben und dafür den Stadtknecht einsperren lassen. Nun treten die Innungsmeister zusammen und begehren, daß in jedem Kirchspiele aus der Gemeinde etliche Männer gewählt würden, um über eine Verbesserung des Kirchenwesens sich untereinander zu berathen. Noch an demselben Tage versammelt sich die Gemeinde von St. Ulrich, wählt acht Männer aus ihrer Mitte, welche den Eberhard Wiedensee zu ihrem Prediger bestellen. Bald folgen andere Gemeinden nach. Die bisherigen katholischen Geistlichen werden von demselben aufgefordert, die Messen &c. abzuschaffen und sich selbst zu bekehren. Da

sie sich sämmtlich weigern, so läßt man sie so weit in Ruhe, daß sie noch vorläufig ihre Wohnungen und das gewöhnliche Einkommen behalten, ihre Aemter aber werden mit den neuen Predigern besetzt. Am Sonntage nach Trinitatis (22. Mai) versammeln sich die Gewählten von sechs Kirchspielen und mit acht Geistlichen, unter ihnen Myritz an der Spitze, fassen sie Beschlüsse über einen förmlichen Reformationsentwurf (vgl. Hoffmann a. a. O. II. p. 45). Die Güter der Geistlichen, die zu Seelenmessen gestifteten Capitalien, das Eigenthum der Brüderschaften ꝛc. wird eingezogen und fließt in die allgemeine Kirchenkasse, von frommen Männern verwaltet, aus welcher alle Pfarrer, Capelläne, Prediger, in so fern sie das Evangelium recht lehrten, besoldet werden sollen. Schon am folgenden Tage gewährt der Rath die Bestätigung des Entwurfs. Um dem Reformationswerke mehr Nachdruck zu geben, wird von ihnen Luther eingeladen. Der Reformator kommt und begiebt sich zu den Augustinern, deren Ordensgewand er noch trägt und predigt am 3. Juli über den Unterschied der evangelischen und pharisäischen Gerechtigkeit. Um die neue Lehre einzuführen empfahl er den Professor der Theologie Nicolaus von Amsdorf zu Wittenberg.

Schon am 5. Juni hatte eine Schaar von Handwerksgesellen und anderem Gesindel einen häßlichen Tumult im Agnatenkloster erregt. Ein noch weit schlimmerer entstand an demselben Tage im Laurentiuskloster, wo sich Ziegenhagen der Kanzel gegen den Willen des Propstes bemächtigt hatte. In der Kirche ward schändlicher Unfug verübt.

Der Rath des Volks nicht mehr mächtig, überließ Alles den Gemeinden und deren gewählten Vorstehern, ohne sich officiell einzumischen. So ward am 7. Juli das erste Abendmahl nach dem neuen Ritus gereicht. Nachgehends gesellten sich zu den Gemeindevorständen noch einige Rathsherren und so entstanden die ersten Kirchcollegien. Die acht neuen Prediger aber blieben dabei nicht stehen. Befand sich doch noch die Domkirche in den Händen der Altgläubigen. Da wollten sie nun das Domkapitel nöthigen, ihre beiden Prediger evangelisch predigen zu lassen. Das führte zu Nichts, allein durch die fortwährenden Aufregungen stieg die Erbitterung. Am 9. August ließen die lutherischen Prediger 18 Theses an den Straßenecken anschlagen und erboten sich zur Disputation mit ihren Gegnern.

Der Rath, die Klagestellung des Erzbischofs besorgend, begann die Bürgermannschaft zu ordnen und zu bewaffnen. Da predigt am 14. August der fanatische Grauwert: das Wort Gottes müsse durch Blutvergießen gehandhabt und vertheidigt werden, sonst sei es unnütz. Alle Mönche und Nonnen solle man nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus der Welt jagen. — Tags darauf, am Himmelfahrtsfest Mariä erhob sich ein neuer, noch gefährlicherer Tumult. Einer der neuen Prediger hatte die Menge aufgereizt, das an diesem Tage altübliche Kräuterweihen nicht mehr zu leiden. Lose Buben rissen die zu weihenden Kräuter aus den Kirchen, schleppten sie auf den Markt und tanzten darauf herum. Dann zog der Haufe nach dem Franziskanerkloster und verübte in der Kirche Unfug, wendete sich aber stark vermehrt, nach der Domkirche, als die Mönche nach dem Kloster flüchteten und es verrammelten. Hier scheint es auf Plünderung abgesehen gewesen zu sein, allein die Kleinode und Reliquien waren schon in Sicherheit gebracht. Bald kam es zu Thätlichkeiten. Der Domdechant, ein Burggraf von Leißing wurde mißhandelt und der Chorrock ihm vom Leibe gerissen. Nun zertrümmerten die Wüthenden die Lampen, füllten die Weihkessel mit Unrath, rissen ein Miserecordienbild Christi von der Wand, es zerschlagend. Nur mit Mühe brachten einige verständige Männer sie dahin, der schönen Alabasterstatue des heiligen Mauritius zu schonen. Dann wendete sich der rohe Haufe nach dem Dominikanerkloster, um gleichen Unfug zu verüben. Erst mit einbrechender Nacht gingen sie auseinander. Der Bürgermeister Sturm und die Rathsherrn, welche im Chore anwesend waren, wagten es nicht, der tobenden Menge sich zu widersetzen, Keiner der Thäter ward verhaftet.

Nun gewann die Sache ein ernsteres Ansehen. Das Domcapitel wendete sich mit seinen Beschwerden an den Erzbischof Albrecht, dessen Bruder: der Churfürst von Brandenburg sagte der Stadt seinen Schutz auf. Der Erzbischof stellte Klage bei dem Reichsregiment und dem Kammergericht zu Eßlingen. Die Citation desselben, sich über die einzeln aufgezählten Klagepunkte zu rechtfertigen oder der Reichsacht gewärtig zu sein, wurde dem Rath am 27. September eingehändigt. Darum hätte sich nun das Volk zu Magdeburg nicht so viel bekümmert, denn der Rath hatte nach einem allgemeinen Beschluß vom 10. September bereits die Rüstungen eifrig begonnen:

Mannschaften bewaffnet, Truppen angeworben, Wälle erhöhen lassen ꝛc. Allein in Folge der Zurücknahme des brandenburgischen Schutzes wurden jetzt die Frachtwägen und Kaufleute der Magdeburger von den märkischen Rittern und Andern nach Belieben geplündert. Am 7. October kamen die Innungen auf ihren Gildhäusern, die übrigen Bürger auf dem Rathhause zusammen, und stellten an den Rath das Verlangen: die Mönche und die andern Geistlichen, durch deren Lügen die Stadt bei Kaiser und Reich in solche Bedrängniß gekommen, sollten ihr auch wieder heraushelfen, und für jene Landräubereien ihnen Ersatz leisten. Der Rath selbst verlangte von dem katholischen Clerus, daß er in das Bürgerrecht trete und für die Kosten, welche dessen Klage verursacht habe, die Stadt schadlos halte, außerdem werde ihm der Schutz aufgekündigt werden. Das wagte man nun doch nicht sogleich.

Merkwürdig ist die Defensionsschrift des Raths, bei dem Reichsregimente am 27. November eingereicht. Sie ist mit der schwächlichen Politik verfaßt, welche die Magdeburger charakterisirt und von ihnen bis an den letzten Tag der Stadt vor ihrer Zerstörung geübt wurde. Diese Politik gesteht kein begangenes Unrecht ein, um es zu vergüten, vertritt auch keine Handlung männlich, sondern begnügt sich damit, offenkundigen Thatsachen eine eitle Wendung zu geben und sie von sich wegzuschieben, meinend, daß Niemand sie fernerhin erkennen werde. Das ist aber eine sehr bedenkliche Meinung und um so gefährlicher, wenn einigemal eine solche Vertheidigungsweise wirklich gelungen ist. Denn alsdann führt sie zu immer keckerem Beginnen.

Die Kirchenreformation, sagt der Rath in seiner Vertheidigung, habe sich ohne thätige Mitwirkung des Raths ausgebreitet. Das Volk habe für sich die Predigt des reinen Worts und die Abstellung gewisser kirchlichen Mißbräuche verlangt, außerdem habe es versprochen, dem Kaiser, dem Erzbischof und dem Rath zu gehorsamen. Um Unruhen und Aufständen vorzubeugen, habe der Rath die Anstellung evangelischer Prediger gestatten müssen. Die alten Prediger seien keinesweges vertrieben, sondern in ihren Wohnungen und Einkünften belassen. Nur deren Amtsverrichtungen habe man so lange suspendirt, bis ein christliches Concilium das Nothwendige verfügt, oder bis sie selbst nachgewiesen hätten, daß ihre Messen und andere Ceremonien in der heiligen Schrift begründet seien; zu diesem Be-

weise aber habe sich noch Keiner herbeilassen wollen. Die einzelnen Klageartikel seien irrig, entstellt, von Mißgünstigen erfunden. Was die Verhöhnung der Sacramente, der Reliquien und dergleichen beträfe, so sei davon dem Rathe nichts bekannt. Bei ihm sei keine Klage deßwegen gestellt worden, sonst würde er keinen Fleiß gespart haben, die Thäter zu ermitteln und zu strafen. Daß die evangelischen Geistlichen, von der Gemeinde ohne den Willen des Raths ernannt, sich Bischöfe nennen ließen, hätten sie selbst zu verantworten, nicht der Rath, ohne dessen Befehl dieses geschehe. Luther sei nur von seinen Anhängern in die Stadt geleitet worden, nicht von dem Rathe. Die 18 Streitartikel des Myritz und Aehnliches hätten nur die Verfasser zu vertreten. Von Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen der Geistlichen wisse der Rath gleichfalls nichts. Niemand habe Klage erhoben, deßwegen seien diese Fälle für erdichtet zu halten. Von dem Tumulte in dem Franciskaner- und Paulinerkloster habe der Rath erst später Kunde erhalten und sogleich durch die Werkmeister und Stadtknechte Nachforschungen anstellen lassen, auch Deputirte deßwegen an das Domcapitel gesendet. Da ihm aber Niemand als bestimmter Thäter angezeigt worden sei, könne er auch nicht strafen. Auch seien diese Excesse nur durch die Invektiven der katholischen Geistlichkeit hervorgerufen, und von fremden Handwerksburschen, Studenten und Andern verübt worden, die sich aus der Stadt sogleich entfernt hätten. Der Bürgermeister Sturm und andere Rathsherren hätten sich allerdings in der Domkirche befunden als der Tumult anging, allein sie seien zu weit davon im Chor gesessen als daß sie hätten sehen und hören können was vorgehe. Ohnehin würden sie allein es nicht vermocht haben, die Sache zu verhindern u. s. f.

Es ging nun, wie so etwas zu gehen pflegt. Der päpstliche Legat Campeggio und der Erzbischof blieben nicht müssig. Die Magdeburger demonstrirten und rüsteten immer ernstlicher, so daß sie ihre Soldreiter auf 1500 Mann vermehrten. So zog sich die Sache hin. Im Jahre 1525 aber machte die große Volksbewegung in Süddeutschland, die man gewöhnlich den Bauernkrieg nennt, und welche die ganze Reichsverfassung umzustürzen drohete, Alle bedenklich, welche an dem gegenwärtigen Besitzstande ein Interesse hatten. Thomas Münzers Lehren verbreiteten sich im nahen Thüringen. In Magde-

burg nahm die Gährung zu. Grauwert, jetzt zweiter Prediger zu St. Jacob, predigte die Gütergemeinschaft nach Münzers Art; Handwerker verkündigten auf den Straßen das neue Evangelium; der Pöbel griff nach dem Klostereigenthum und stahl, was er habhaft werden konnte; der wackere Wiedensee, der diesem Treiben lebhaft widersprach, sah sich genöthigt, die Stadt zu verlassen. Ein Zufall hatte den Rath selbst in große Gefahr gebracht. Als am 3. Februar 1525 der lose Haufen zwei Franciskaner an ihrem gewöhnlichen Einsammeln auf dem Altmarkt verhindern wollte, und der Bürgermeister die mißhandelten Männer in den Schutz nahm, wurde ihm selbst mit Schlägen gedroht. Der Rath ließ vier von den Tumultuanten verhaften und verlangte von ihnen Bürgschaftstellung bis zum Entscheid der Sache. Allein ein zusammengerotteter Haufe von 300 bis 400 Menschen erzwang die unverzügliche Befreiung. Durch solche Nachgiebigkeit immer kecker gemacht, empörten sich einige Wochen später die gemeinen, d. h. nicht zünftigen Bürger und verlangten, daß die zwei Rathsmänner, die aus ihrer Mitte gesetzt würden, von ihnen selbst, nicht mehr von den Innungen gewählt werden sollten. Da der Rath in einer Bürgerversammlung eine gütliche Einigung versuchte, traten zwar die reicheren Bürger auf dessen Seite, die Menge aber sperrte die Straßen mit Ketten, damit nicht die Soldreiter dem Rath zu Hülfe eilen konnten, umlagerte bewaffnet das Rathhaus, drohete es zu stürmen und den Rath aus den Fenstern zu werfen. Amsdorf, sonst so beliebt, welcher den Tumult beschwichtigen wollte, wurde bedroht, seinen Kopf in Obacht zu nehmen. Nur durch völlige Nachgiebigkeit in das gestellte Begehren, stillte Bürgermeister Sturm den Aufruhr. So mißlang der eigentliche Zweck der Häupter des Aufstandes, welche unter solchem Vorwande im Tumulte die Gütergemeinschaft zu erzwingen gedachten.

Auf der andern Seite war auch der Erzbischof Albrecht bei der drohenden Lage Teutschlands wegen seiner Besitzungen besorgt. Er benahm sich dabei so mild und umsichtig, daß man eine zeitlang die Sage glaubte, er wolle nach dem Beispiele Albrechts, des Hochmeisters des teutschen Ordens in Preußen sich verheirathen, die neue Lehre annehmen und als weltlicher Fürst auftreten. Ihm mußte natürlich viel daran liegen, die mächtigste Stadt in der Mitte seines östlichen Erzstiftes befreundet zu halten. So kam am 9. August 1525

ein Vergleich zu Stande, durch welchen die alten Streitigkeiten zwischen Erzbischof, Domcapitel, Ständen und Magdeburg beigelegt wurden. Albrecht hielt durch seine Klugheit die Einigkeit aufrecht, als spätere Vorfälle sie gefährteten. Am 25. März 1526 erhob der Pöbel, um die Palmenweihe zu verhindern, wiederum einen Tumult; der Domdechant, ein Graf Ernst von Mansfeld und andere Geistlichen wurden durch Steinwürfe verwundet und zur schleunigen Flucht gezwungen. Der Rath antwortete auf die Beschwerde nach gewohnter Weise: er habe sich bei dem Domdechant entschuldigt und ihn aufgefordert, die Thäter zu nennen. Dieses sei aber nicht geschehen. Der Rath habe zwar einige Verdächtige aufgreifen lassen, diese hätten aber ihre Unschuld betheuert, und da nun die Zeugen fehlten und jene Leute nicht auf der That ergriffen seien, so könnte man nicht weiter verfahren. Kaiser Karl V., über diese neuen Beschwerden erzürnt, erklärte endlich am 27. September 1527 Magdeburg in die Reichsacht. Erzbischof Albrecht jedoch ließ die Reichsacht nicht verkünden und die gefährliche Waffe blieb unbenützt in seiner Hand. Als nun auch Amsdorf gegen den zweiten Domprediger Valentin, welcher den katholischen Glauben eifrig vertheidigte, einen neuen Lärm anfing, denselben zu einer öffentlichen Disputation aufforderte, die jener mit Sicherheit doch nicht annehmen konnte, und der Rath in seiner Verlegenheit es unternahm, den Besuch der Domkirche zu verbieten, vermittelte wiederum Erzbischof Albrecht mit großer Langmuth die neue Klage bei dem Reichskammergericht. Ja am 6. December 1536 schloß er mit der Stadt ein förmliches Schutz- und Vertheidigungsbündniß ab (s. Hoffmann a. a. O. II. p. 157), wobei die Religionsfragen unberührt blieben. Doch versprach der Erzbischof sich im Bezug auf Religion nach den Nürnberger Beschlüssen zu halten und die Privilegien der Stadt zu wahren.

Hierbei ist nun auch wohl auf die großen Veränderungen in den politischen und kirchlichen Dingen Deutschlands zu achten. Denn in der Mitte großer Ereignisse werden die Begebnisse in einer einzelnen Stadt übersehen und wenn eine fanatische Parthei erst wahrnimmt, daß auch die nächsten Nachbarn sich nichts mehr um sie bekümmern, so verliert ihr bisheriges Treiben die eigentliche Triebkraft.

Die Fürsten und Stände, welche für die neue Lehre sich erklärten, fingen an, sich fester zusammenzuschließen, um ihre politischen Be-

strebungen und ihre kirchlichen Reformen zu vertheidigen (erste Einigung zu Torgau 1526). Der Reichstag zu Augsburg (1530) hatte eine Bekenntnißschrift hervorgerufen, welche, obgleich nicht förmlich anerkannt, sich doch Achtung zu verschaffen wußte, und den Protestanten, wie sie jetzt genannt wurden, einen moralischen Halt- und Vereinigungspunkt verlieh. Der Schmalkaldische Bund (1531) wendete sich bereits an Heinrich VIII. von England und Franz I. von Frankreich, von denen der erstere kein leuchtendes Beispiel von Frömmigkeit gab, der andere, des Kaisers bitterster Feind, jede Kirchenreform im eigenen Lande zu unterdrücken suchte. Karl V., welcher recht gut sah, welche Richtung der Streit im Reiche nehme: die Abwerfung der kaiserlichen Gewalt, unterstützt von den alten Gegnern des Hauses Oesterreich, verfuhr mit großer Langmuth, um den Ausbruch eines förmlichen Bürgerkriegs in Deutschland zu verhüten. Ohne den päpstlichen Legaten zu hören, vermittelte er aus eigner Macht den Nürnberger Religionsfrieden (1532). Selbst ein zwiefacher, offner Landfriedensbruch des Landgrafen Philipp von Hessen (1528 und 1534) blieb ungerügt. Je mehr der Kaiser von äußeren Feinden, Franzosen und Türken bedrängt ward, desto höher erhoben die Protestanten das Haupt. Der Schmalkaldische Bund nahm zu. Auch der Bürgermeister von Magdeburg unterzeichnete die Bundesurkunde (am 29. September 1536). Bei einer solchen Lage der Dinge waren neue Kirchenreformen in einzelnen Gebieten nicht mehr zu verhindern, bestehende nicht mehr zu unterdrücken ohne einen allgemeinen Krieg zu entzünden. In dem Regensburger Interim (1541) bestimmte der Kaiser bloß: es sollten wenigstens keine Kirchenstiftungen eingezogen werden, die nicht im eigenen Gebiete lägen.

Erzbischof Albrecht verfuhr auf ähnliche Weise. Aber gleich selbst Mitglied der katholischen Liga (1530) gestattete er dennoch auf dem Landtage zu Calbe (1541) den Landständen und Städten der Stifte Magdeburg und Halberstadt gegen Erlegung einer ansehnlichen Entschädigungssumme für Geldverluste, ihr Religionswesen nach Gefallen einzurichten; nur in der Domkirche zu Magdeburg sollte der katholische Gottesdienst fortbestehen (doch bekam die Neustadt von Magdeburg erst 1544, die Sudenburg 1547 den ersten evangelischen Prediger). So stand dem Eifer der protestantischen Prediger in Magdeburg, Halle, Halberstadt u. s. w. nichts mehr im Wege, ihre

Lehre zu verkündigen. Doch auch, als im Jahre 1543 wieder einmal die fünf Bürgermeister das Domcapitel angingen, von seinem „gottlosen Wesen" abzulassen, die Seelenmessen und Vigilien ꝛc. abzuschaffen und die Reformation anzunehmen, sie vor weiterem Schaden warnend zog deren Weigerung keine weiteren Folgen nach sich.

Am 24. September 1545 starb Erzbischof Albrecht, unter dem die Kirchenreformation zu Magdeburg fest begründet war.

IV.

Die erste Belagerung Magdeburgs.

Die erste große Belagerung, welche Magdeburg in den Jahren 1550 und 1551 erlitt, so berühmt wegen des tapfern Muthes und der Ausdauer seiner Bürger, so merkwürdig wegen ihres unerwarteten Ausgangs, ist genau verflochten mit den großen innern Bewegungen im teutschen Reiche.

Bis jetzt war Kaiser Karl V. stets siegreich gegen seine auswärtigen Feinde gewesen. Dreimal hatte es bereits der ritterliche König von Frankreich, Franz I. versucht, seine Herrschaft in Italien zu gründen, und eben so oft war er zu einem nachtheiligen, selbst demüthigen Frieden gezwungen worden. Weniger glücklich war zwar des Kaisers Bruder Ferdinand, auf dem der Krieg gegen die Türken schwer lastete und nur durch große Nachgiebigkeit vermochte derselbe einen Theil seines Königreichs Ungarn zu behaupten. Doch Karls kühner, erfolgreicher Zug nach Tunis hatte manchen gegen die Türken erlittenen Nachtheil wieder gut gemacht.

Karl gedachte schon als junger Mann, das Kaiserthum nicht nach der Weise seines Großvaters Friedrichs III. zu handhaben, wo es oft verhöhnt und erniedrigt worden war, sondern in aller der Machtvollkommenheit, wie es das gesetzlich bestehende Staatsrecht teutscher Nation gestattete. Um jene Zeit war bereits die Politik des Absolutismus und des Trugs entstanden, als deren eigentliche Wähler jener finstere Ludwig XI. von Frankreich und Ferdinand der Katholische von Spanien anzusehen sind. Rücksichtslos ohne Recht und Treue zu achten, mißbrauchte diese Politik jedes Mittel, selbst den geheiligsten Glauben der Völker, um ihre egoistischen Zwecke zu erreichen. Kaiser Karl war nicht unbekannt mit allen den Künsten dieser gepriesenen Erfindung, deren Glanz noch nicht erbleicht ist.

Karl aber, ein freudiger Held, großmüthig und christlich mild, feingebildet und bewandert in den Werken jener trefflichen Gelehrten, welche damals ein neues Zeitalter der klassischen Literatur zu begründen strebten, glich dem Charakter nach am meisten seinem hochsinnigen Großvater, dem Kaiser Max I., dem ersten Ritter des Jahrhunderts. Obgleich nach und nach zu dem ersten Staatsmann Europa's herangereift, verschmähete er dennoch jedes niedrige Mittel, um die Herrschaft des Hauses Oesterreichs aufrecht zu erhalten. Zwar konnte er, in Spanien als strenger Katholik erzogen, das Streben der Teutschen nach Verbesserungen in dem Kirchenwesen, nach seinen tiefliegenden Gründen und seiner Wahrheit nicht verstehen, und um so mehr mußten ihn die äußern Erscheinungen, welche die Reformation begleiteten: die Klosterflucht, der offne Raub an Kirchen und frommen Stiftungen, das Geschrei der Fanatiker und das endlose Gezänke der Theologen mißfallen. Dennoch verfuhr er stets mit großer Langmuth, immer das große Ziel vor Augen: die Einigkeit in der teutschen Nation auf gesetzlichen, dauerhaften Grundlagen wieder herzustellen. Luthern selbst, welcher den Kaiser oft mit so argen Worten geschmäht hatte, wie kein Bürgersmann gleichgiltig zu ertragen pflegt, behandelte er nachsichtig.

Aber gerade über die Gründe solcher Großmuth täuschten sich eben so die Fürsten Teutschlands, als die Gebieter auswärtiger Völker. Die Großmuth erschien ihnen als Unsicherheit und Schwäche.

Der Handelsvertrag, durch welchen sich Franz I. von Frankreich dem mächtigen Suleimann II., dem Herrscher der Gläubigen (J. 1536) genähert hatte, war zu einem festen Bündnisse gediehen. Der Seezug Karls V. nach Algier war durch eingetretenes Sturmwetter mißglückt, und das altversuchte Heer geschwächt. Noch mehr rechnete man auf die zunehmende Zwietracht in Teutschland. Auch zwei andere Könige hatten zu dem Bündnisse mit dem bisherigen Erbfeinde des christlichen Namens sich eingefunden: Christian III. von Dänemark, der Lehensträger des deutschen Reichs und Gustav Wasa, der neuaufgekommene König des armen Schwedens, das früher kaum der Hansastadt Lübeck gewachsen. Auch der Herzog von Cleve schloß sich dem Bunde gegen seinen Lehensherrn an. Im Frühjahr 1542 griffen fünf französische Heere auf verschiedenen Punkten das Gebiet des Kaisers an, doch ohne Erfolg. Der Schmalkaldische Bund hatte

zwar die Anträge des Königs zurückgewiesen, indem er ihm die grausamen Verfolgungen der Protestanten in Frankreich vorwarf, welche Franz I. vergebens durch heuchlerische Vorwände zu beschönigen suchte. Doch griff er in eigner Sache zu den Waffen und vertrieb Heinrich den Jüngeren, den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel aus seinem Lande. Im folgenden Jahre plünderte eine türkische Flotte unter Hayraddin das schöne Nizza. Dagegen ward der Herzog von Cleve leicht überwältigt (Mai 1543), und erlitt das bekannte Geschick der Schwächeren, die mit Mächtigen in einen Bund treten. Sie werden übersehen, wenn sie Unglück haben. Auch die Schmalkaldner wagten es nicht, ihrem Genossen beizustehen. Ueberhaupt hatte König Franz I. sich sehr in den Teutschen getäuscht. Luther selbst vertrat die Unterstützung des Kaisers gegen die Türken mit großem Eifer. Zwar zog das Reichsheer unter der Leitung des unfähigen Joachim, Churfürsten von Brandenburg von der Bestürmung Pesths erfolglos ab. Allein die Protestanten leisteten Beistand auch gegen Frankreich. Nach der Einnahme von St. Dizier stand Karl V. noch zwei Tagmärsche von Paris, als der Friede zu Crespy (18. Sept. 1544) dem Krieg ein Ende machte. Nur Heinrich VIII. von England, der Bundesgenosse des Kaisers setzte ihn noch eine Zeit lang fort.

In dem Schmalkaldischen Bund begann um diese Zeit Muthlosigkeit und Schwanken in den Entschlüssen sich zu zeigen. Das alte Mißtrauen der freien Reichsstädte gegen die Fürsten war wieder wach geworden. Sie begannen einzusehen, daß die Erniedrigung der Gewalt des Kaisers, ihres natürlichen Vertreters und gesetzlichen Schutzherrn, ihnen selbst zuletzt verderblich werden müsse. Nicht minder trug die eigenthümliche Stellung des Hauses Sachsen zu dieser Schwächung bei.

Das alte, überaus mächtige Herzogthum Sachsen war schon nach der Aechtung Heinrich des Löwen zersprengt worden. Die meisten und besten Gebiete kamen an das Erzbisthum Cöln und andere geistliche und weltliche Herrn. Der neuernannte Herzog, Bernhard von Anhalt, Sohn Albrecht des Bären, besaß nicht viel mehr, als was sein Vater den Slawen zwischen Elster und Havel abgenommen hatte. Das war der spätere Churkreis, denn auch die nachfolgenden Erwerbungen kamen durch fortwährende Theilungen in die

Hände der Seitenlinien, bis im Jahr 1422 die Sachsen-Wittenbergische Linie ausstarb und Kaiser Sigismund das Herzogthum und die Chur an Friedrich den Streitbaren, dem Markgrafen von Meißen verlieh, um in ihm einen tapfern Beistand gegen die wilden Hussiten zu gewinnen. Die Söhne des Churfürsten Friedrich des Sanftmüthigen theilten des Hauses Besitzungen, die durch Kauf und Erbschaft (Anfall Thüringens J. 1482) sehr gewachsen waren. Ernst erhielt den Churkreis und die Churwürde, den größten Theil Thüringens, die Pflege Coburg, das Voigtland 2c. Seinen Sitz nahm er in Weimar. Albert bekam Meißen als Herzogthum und saß zu Dresden. Schon von den beiden Brüdern, den Stiftern dauernder Linien, war keiner mit seinem Antheil recht zufrieden. Diese Eifersucht erbte auf die Nachkommen fort, bis die Reformation sie noch mehr entzündete. Der Churfürst Friedrich der Weise, welcher die später so bedeutsame Universität Wittenberg (1502) gründete, galt eine Zeit lang als der größte Fürst Deutschlands. Nur durch seinen Schutz vermochte die Reformation zu gedeihen. Sein Brudersohn, Johann der Beständige, fuhr fort, Luthern zu beschützen und ward das moralische Haupt der Protestanten, während Herzog Georg, der Bärtige von der Albertinischen Linie, der wüthendste Feind Luthers blieb. Als er 1532 starb, wurde sein Sohn Johann Friedrich, der Großmüthige, der Erbe seiner Macht und politischen Stellung, jedoch nicht der entsprechenden Eigenschaften. Gewiß, er war fromm, voll Glaubenseifer, edelmüthig, mild, herzhaft, ausdauernd im Unglück; jedoch mangelte ihm die rasche, entschlossene Kraft, vielleicht eben wegen der angebornen Trefflichkeit des innersten Gemüthskern erschien er in diesen zweideutigen Zeiten schwach und bedenklich. Obgleich ihn seine Theologen, die, so viel sie auch von der Unterwerfung unter die Obrigkeit sprachen, öfters nur schlecht gehorchten, beherrschten, so vermochten sie doch nicht aus seinem Gemüthe die angestammte Ehrfurcht vor seinem Herrn und Kaiser und dem ihm geleisteten Lehenseid gründlich zu verdrängen; wie er denn auch jede Verbindung mit Frankreich voll Entrüstung zurückwies. Die gewaltsame Reformation des Bisthums Naumburg (1542), welches er dem bekannten Amsdorf verlieh, war zwar von ihm befördert worden. Bald trat er in die Unentschiedenheit wieder zurück.

Dieser Fürst hatte einen geheimen Feind, der ihn belauerte, und

zwar ganz andere Eigenschaften besaß. Moritz, Sohn Heinrichs des Frommen, Bruders des Georgs des Bärtigen, war den 21. März 1521 geboren. Vorzeitig mannhaft und umsichtig, entschlossen und tapfer, war er dabei verschlagen und unergründlich in seinen Plänen, die er geheim und beharrlich verfolgte. Obgleich als eifriger Protestant erzogen, hatte er einen Theil seiner Jugend an dem prächtigen Hofe des Erzbischofs Albrecht zu Mainz zugebracht. Im Jahr 1541, wo er auch seinem Vater im Herzogthum folgte, heirathete er die Tochter Philipps von Hessen. Schon seine ersten Regierungsmaßregeln zeugten von ungewöhnlicher Klugheit. Die eingezogenen geistlichen Güter verwendete er großentheils zu Zwecken des Unterrichts. Auch die Universität Leipzig erhielt viel. Wie er denn sehr geschickt war, durch gewandtes Benehmen alle Gemüther zu gewinnen, so erregte er frühzeitig große Hoffnungen. Vor Allem näherte er sich dem Kaiser, um dessen unbedingtes Vertrauen zu erringen. Mit großer Auszeichnung focht er in dem neuausgebrochenen Kriege gegen Türken wie gegen Franzosen. Von dem Schmalkaldischen Bunde, dessen Sinken ihm nicht entging, hatte er sich schon im Jahr 1543 losgemacht. Ohne mit den Protestanten gänzlich zu zerfallen, widerrieth er alle heftigen Maßregeln, sprach, gewissermaßen eine Mittelstellung einnehmend, stets für Versöhnung und Ausgleichung der Parteien, und erwarb so die ganze Neigung des vorsichtigen Kaisers, der, zumal einem so jungen Manne, nicht mißtrauen zu dürfen glaubte. Bald wurde der schöne, kräftige, geschmeidige Herzog mit der klugen, sinnreichen Rede als der entschiedene Liebling des Kaisers angesehen.

Der Churfürst Johann Friedrich, in dessen fettem Leibe und schwerfälligem Geiste die Entschlüsse nur langsam gediehen, obgleich er eine hohe Meinung von seiner eignen Einsicht hegte, sehr empfindlich, wenn man ihn eines Besseren zu belehren versuchte, schwankte auch in der Ansicht über seinen ehrgeizigen, feurigen Vetter. Anfänglich mißtraute er dem Herzog. Als dieser zur Regierung kam, gerieth er wegen des Städtleins Wurzen mit ihm in Streit und wollte voll Zorn gegen ihn zu Felde ziehen, als Luther den Zwist schlichtete. (Sie sollten sich vor der Welt schämen, schrieb er, vernünftige Leute würden ihren Krieg ansehen, als schlügen sich zwei betrunkene Bauern um ein zerbrochenes Glas oder zwei Narren um

ein Stück Brod). Dennoch wußte sich der Churfürst gegen den Herzog bei seinem großen Vorhaben nicht sicher zu stellen.

Anfangs hatten sich die protestirenden Fürsten und Stände im Betreff der herzustellenden Kirchenreform stets auf ein allgemeines geistliches Concilium berufen. Durften sie wohl erwarten, daß die Curie von ihrem durch Jahrhunderte geheiligten Gebrauche abgehen und Andern, als den bisherigen Häuptern der Kirche auf einem solchen Concilium das Stimmrecht verleihen werde? — Oder konnten die teutschen Theologen glauben, daß, wenn auch ihnen ein Antheil an Berathung und Abstimmung gestattet würde, sie in der Mehrheit bleiben dürften, selbst in dem Falle, daß sie unter sich einig gewesen wären? — Daher neigten sich ihre Stimmen jetzt dahin, ein deutsches National-Concilium zu fordern.

Kaiser Karl V. hielt fest an dem ersten Beschluß. Mit großer Langmuth und Gewandtheit versuchte er die widerstrebende Curie zur Berufung, die deutschen Fürsten zur Besendung des allgemeinen Kirchenconcilium zu bewegen. Auf dem glänzenden Reichstag zu Speier (20. Febr. bis 10. Juni 1544) war der Reichsabschied den Protestanten so günstig, daß die katholischen Stände unwillig wurden. War doch die Wirksamkeit des Reichsgerichts wiederum suspendirt, so daß die ihrer Güter beraubten geistlichen Stände und Stiftungen rechtlos blieben. Auf dem nächsten Reichstag zu Worms (März 1545) versuchte der milde Melanchthon eine Ausgleichung. Dagegen wurden so heftige Schriften Luthers verbreitet, daß wiederum Nichts beschlossen und nur durch Karls Bemühung auf das Religionsgespräch zu Regensburg die Sache des Concils verschoben ward. Als dieses am 31. December 1545 zu Trident eröffnet wurde, verwarfen es die protestantischen Theologen. Unsägliche Mühe verwendete der Kaiser, um die Häupter des Schmalkaldischen Bundes zu bewegen, das Religionsgespräch in Regensburg (eröffnet den 5. Juni 1546) persönlich zu besuchen. Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp kamen nicht. Jede Berathung blieb vergeblich. Der Kaiser sah sich verrathen, vor den fremden Nationen öffentlich beleidigt und erniedrigt. Es war Zeit, ernsthafte Maßregeln zu ergreifen.

Kaiser Karl V. schickte einen Gesandten (9. Juni) an Papst Paul III. wegen eines Bündnisses, auf Hülfsvölker und Subsidien.

An verschiedenen Orten Süddeutschlands wurden Werbeplätze eröffnet. Maximilian von Bayern warb in den Niederlanden. Die beiden Brandenburgischen Markgrafen: Johann von Küstrin und Albrecht von Bayreuth nahm er förmlich in seine Dienste. Mit andern protestantischen Fürsten schloß er Bündnisse. Auch Herzog Moritz verband sich mit ihm (19. Juni), nur daß dieser im Bezug auf Aufrechthaltung der lutherischen Religion in seinem Gebiete besondere Bedingungen stellte. Ihm übertrug der Kaiser (22. Juni) das Schutzrecht über Magdeburg und Halberstadt; doch sollten dort die Katholiken nicht von ihrer Religion gedrängt werden.

Als nun die Gesandten der Schmalkaldischen Bundesgenossen an den Kaiser wegen der Kriegsrüstungen Frage stellten (16. Juni), ließ er ihnen durch seinen Vice-Kanzler Naver erwiedern: es sei unnöthig, von seinen bisherigen Bemühungen und seiner Milde zu reden; wenn ihm fernerhin Jemand nicht gehorchte, so dürfe er erwarten, daß der Kaiser nach seiner Machtvollkommenheit gegen ihn handeln werde. An die Städte schrieb er: daß er nur einige Friedensstörer strafen wolle, welche Andere unter dem Scheine der Religion unterdrückten, das Reichsgericht verachteten, und das kaiserliche Ansehen erniedrigten. Sie sollten sich ruhig verhalten, denn die Reichsstädte seien von den Fürsten am meisten bedroht. Und als er nun (am 25. Juni) den Reichsständen erklären ließ: man habe auf den vorigen Reichstagen zur Genüge gesehen, wie alle Bemühungen, zur Ausgleichung der Religionssachen und zur Herstellung des Friedens und der öffentlichen Gerechtigkeit, erfolglos geblieben seien; sie möchten jetzt in Geduld abwarten, was er selbst über diese Punkte beschließen werde; so sahen die Gesandten der Schmalkaldner Dieses für eine Kriegserklärung an und reisten plötzlich ab. So brach der Schmalkaldische Krieg aus, dessen Geschichte bekannt ist.

Die Schmalkaldischen Bundesgenossen, welche den Krieg vorhergesehen hatten, und deren besoldete Hauptleute mit ihren Knechten längst auf ihn lauerten, waren schneller und besser gerüstet, als der Kaiser. Auf ihrer Versammlung zu Ichtershausen (im Anfange Junis) hatten sie den Verein ihrer Truppen auf den 20. Juli angesetzt. Allein Sebastian Schärtlin, der kühne Feldhauptmann der Augsburger, brach mit diesen, den Ulmer Zuzug und den anderen oberländischen Städten schon früher los. Am 9. Juli stand er vor

Füssen, am 10. hatte er Schloß Ehrenberg genommen, welches den Paß nach Inspruck deckt (um dieses oder gar Trient zu bedrohen, wie man zuweilen erzählt). Ein Eilbote Ulms rief ihn zurück, um nicht den König Ferdinand zu beleidigen. Wahrscheinlich fürchtete man das Gesammtaufgebot der Tyroler.

Zurückgekehrt vereinigte er sich am 20. Juli bei Günzburg mit den Würtembergischen Fähnlein des Herzogs Ulrich, unter dem kriegserfahrnen Hans von Heideck. Sofort nahmen sie Donauwörth weg. Schärtlins Vorschlag, den Kaiser, welcher sich noch in Regensburg befand und nicht mehr als 700 Reiter und 8000 teutsches und spanisches Fußvolk bei sich hatte, zu überfallen, wurde verworfen. Unter dem 4. Juli hatten die Bundeshäupter ein wortreiches Entschuldigungsschreiben zugesendet, während der Landgraf Philipp bereits mit Franz I. in Unterhandlungen stand. Am 16. Juli erließen sie ein Manifest und an demselben Tage brach Philipp gegen Meiningen auf. Karl antwortete am 20. des Monats durch eine Achtserklärung, die nach bisher Geschehenem gewiß gerechtfertigt erschien. Zu Donauwörth verbanden sich die Heere der Bundesgenossen, 50,000 bis 70,000 erlesner Truppen. Vor solcher Uebermacht wich Karl von Regensburg nach Landshut zurück, ohne verfolgt zu werden. Der Landgraf meinte, es seien zu viele Sümpfe auf dem Weg und der Marsch gefährlich. Statt des Angriffs sendeten die Fürsten ihrem Kaiser einen Fehdebrief zu, welcher ihn zurückgab und den Ueberbringern sagen ließ, wenn sie noch einmal kämen, sollten sie einen Strick um den Hals bekommen. Ueberhaupt zeigte sich hier wiederum die Richtigkeit des alten Ausspruchs des Macedoniers: ein Heer von Hirschen unter der Anführung eines Löwen sei einem Heer von Löwen, das ein Hirsch leite, überlegen. Schärtlin und Heideck, die Kriegsmänner, wurden nicht gehört. Aber weder der Churfürst, der sich für so weise hielt, noch der Landgraf von Hessen konnte zu einem Entschluß kommen. Des Kaisers Lage war einem entschlossenen Feldherrn gegenüber eine verzweifelte. Denn sein Bruder, der König Ferdinand, war noch von den Türken bedroht und keiner der katholischen Fürsten leistete offenen Beistand. Doch Karl V., so schwer am Podagra erkrankt, daß ihn seine Soldaten in der Sänfte trugen und er nur in seltenen Fällen, die Beine mit Leinwand umwickelt, auf das Roß sich heben ließ, konnte allein für ein Heer gelten. Jetzt

durch 18,000 Spanier und Italiener verstärkt, rückt er vor, nimmt Regensburg und verschanzt sich bei Ingolstadt. Nun entschließen sich die Bundeshäupter, das kaiserliche Lager zu beschießen (am 30. und 31. August). Die Kugeln tödten viele Menschen; da aber der Kaiser hoch zu Roß an der gefährlichsten Stelle hält, so verzagt Niemand. Weil die Fürsten einen Sturm nicht wagten, so sendeten sie statt dessen eine neue Ausforderung, worin sie Karln als einen Mann bezeichneten, der sich römischer Kaiser nenne. So verging die Zeit, bis Max von Bayern, die Wachsamkeit der Verbündeten durch einen Seitenmarsch täuschend, seine niederländischen Truppen heranführte (zu Ingolstadt am 15. September). Der Kaiser zog jetzt, auch nahe an 50,000 Mann verstärkt, die Donau aufwärts, die verbündeten Städte bedrohend. Das war wohl das beste Mittel, um das Bundesheer zu sprengen. Jede Aufforderung Schärtlins, eine günstige Gegenheit zu schlagen, welche sich mehrmals darbot, zu benützen, blieb erfolglos, bis ihn die Augsburger mit seinen Truppen abriefen, um die Stadt zu beschützen. Auch Ulm mußte schleunig gedeckt werden. Nun trat die rauhe Jahreszeit ein. Seuche und Mangel an Lebensmittel bedrängte die Heere, doch der Kaiser schien entschlossen, unter den Zelten zu überwintern. Am 13. November richteten die Bundesgenossen ein Schreiben an den Markgrafen Johann um seine Vermittlung. Der Kaiser ließ die mündliche Erwiederung ertheilen: um den Frieden zu erhalten, gäbe es für sie kein Mittel, als Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Wie nun auch (am 23. November) die Kunde kam, Herzog Moritz sei, von dem Kaiser zur Vollziehung der Reichsacht aufgefordert, in das Churfürstliche Gebiet eingefallen und habe es bis auf die Städte: Wittenberg, Eisenach und Gotha schon erobert, war kein Halten mehr. Nicht einmal der erste Plan, in Oberteutschland ein gut befestigtes und stark besetztes Lager zurückzulassen, kam zur Ausführung. Churfürst Johann Friedrich zog in aller Eile nach seinen Landen ab, auf dem Marsche sich durch Brandschatzungen an geistlichen Fürsten und Stiftern erholend. Auch der Landgraf wendete sich ohne Verzug nach Hessen. Den Frankfurtern, die ihn um Beistand baten, gab er den Trost: jeder Fuchs müsse jetzt für seinen eigenen Schweif sorgen. So zerrann das Bundesheer.

In den Zeiten des verderblichen Bürgerkriegs verwirren sich

auch die natürlichen und herkömmlichen Rechtsbegriffe, nach denen ein Volk bisher zu urtheilen gewohnt gewesen war. Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf riefen: kein Reichsfürst könne nach der alten Rechtsgewohnheit in die Acht erklärt werden, ohne zuvor von der Fürstenversammlung verhört zu sein. Dem war leicht zu erwiedern: ein Verhör könne nur den Zweck haben, eine noch zweifelhafte Sache zu beleuchten und zu untersuchen. Davon könne keine Rede mehr bei Reichsfürsten sein, die mit offener Gewalt den Kaiser angegriffen hätten und gegen ihn im Felde lägen. Diese dagegen: nicht gegen das Reichsoberhaupt hätten sie sich erhoben, sondern nur zur Wahrung ihrer eigenen verletzten Rechte und gegen die Unterdrückung der evangelischen, allein wahren christlichen Religion hätten sie die Waffen ergriffen. Dem erwiederte die kaiserliche Partei: offene Aufrührer sollten wegen mehrfachem Landfriedensbruch und Empörung gegen die bestehenden Reichsgerichte bestraft und gehindert werden, andere schwächere Reichsstände zu unterdrücken und sie ihrer Besitzungen unter dem Vorwande der evangelischen Religion zu berauben. Es sei ein politischer, kein Religions-Krieg. Sei für die Gewissensfreiheit Etwas zu fürchten, so würden nicht so viele redliche, evangelische Fürsten auf Seiten des Kaisers bewaffnet stehen. Den Zwiespalt in der öffentlichen Meinung vermehrte es, daß ganz unerwartet die Bulle des Papstes Paul III. Allen den reichsten Ablaß verhieß, welche durch Gebet, Fasten und Almosen zu Unterstützung des Zugs gegen die verstockten Ketzer beitragen würden. So konnte es geschehen, daß die Theologen in Sachsen insgemein gegen den Kaiser, den Papst und die Türken zusammen zu predigen und zu beten pflegten (s. die merkwürdige Verantwortung der Leipziger Prediger bei A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen ꝛc. III, p. 24, und Melanchthons verständiges Urtheil in dieser Hinsicht III. p. 27. n.). Auf die Volksstimmung mußte dieses großen Eindruck machen.

Nach dem Tode des Erzbischofs Albrecht (1545) war dessen bisheriger Coadjutor, Johann Albrecht, ein Markgraf von Brandenburg Ansbach, von dem Domkapitel zu Magdeburg erwählt worden. Obgleich derselbe von dem Papste sofort das Pallium erhielt, so verweigerte ihm Magdeburg die herkömmliche Huldigung; denn der neue Erzbischof war streng katholisch. Noch in demselben Jahre (1545) ließ der Rath das Karmeliterkloster in der Sudenburg ab-

brechen, das hart an der Stadtmauer stand. Da man den Erzbischof nicht anerkannte, so brauchte man sich auch um ihn nicht zu bekümmern. Im Nachwinter des Jahres 1546 schritt man weiter. Die Pfarrkirche St. Ambrosii 2c. wurde abgerissen, um das Sudenburger Thor zu bauen. Am 5. April forderte der Rath das Domkapitel auf: daß sie ihrem Singen, Vigilien, Seelenmessen und anderer Gotteslästerung und teuflischem Wesen ein Ende machen sollten; außerdem würde er ihnen seinen Schutz aufkünden. Zugleich fing man an, aus den Klöstern die Silbergeräthe, Monstranzen, Kleinode 2c. wegzunehmen. Ein Schutzbrief des Kaisers (vom 1. Juni) blieb ohne Wirkung. Denn auch um ihn hatte man sich ja nicht mehr zu bekümmern. Hatten die Magdeburger noch irgend eine Bedenklichkeit, so mußte diese bei dem guten Rathe weichen, den ihnen der chursächsische Kanzler Burchard gab. Dieser schrieb ihnen von Ulm aus im Sommer 1546: „Lieben Herrn, ir von Stedten seint in dem Fall zu sorgfeltig, solten von andern Steten Exempla nemen, man solte nicht lange fragen, es wer treglicher gethan, als gefraget, die Pfaffen weren alle vnsere Feinde, durfte keiner Dispution, darumb sollte man nur fluchs zugreiffen; wer etwas erwischte, der hette es, vnd behielte es wol, wann es zur friedenshandlung kommen solte, So were es zuletzt ein ausfüren" (vgl. Hoffmann a. a. O. II, p. 208, n.). Das heißt doch unzweideutig und klar sprechen. Auch die Magdeburger waren mit dieser Interpretation der evangelischen Lehre sehr zufrieden.

Schon am 1. Juli des Jahrs ward das Kloster Bergen von ihnen gewaltsam in den Besitz genommen, wobei die schönen Waldungen des Klosters arg verwüstet wurden. Später (18. Oktober) ließen sie das schöne Kloster nebst der herrlichen Kirche „aus fortificatorischen Rücksichten" gänzlich abbrechen und alles, was von Werth war, in die Stadt schaffen. Dann erging über andere Klöster gleiches Geschick, obgleich die Stadt nicht den geringsten Besitztitel in Bezug auf diese anzusprechen hatte. Alle Beschwerden des Domkapitels blieben vergeblich. Auch die freundlichen Ermahnungen des Churfürsten von Brandenburg fruchteten Nichts. Am 26. Juli forderte der Rath von dem Rest der Domherrn, die sich noch in der Stadt aufhielten, „die Abstellung der großen Gotteslästerung" und zugleich 20,000 Gulden als Beitrag für die Befestigung. Die Domkirche

wurde geschlossen. Wie nun aber in Südteutschland die Waffen des Bundes nicht den erwarteten Erfolg hatten, suchte sich Magdeburg zu sichern. Im November erbot es sich, dem Erzbischof die Huldigung zu leisten, wenn er gewisse (unter diesen auch ganz billige) Bedingungen eingehen würde. Die Unterhandlung zerschlug sich durch die folgenden Kriegsereignisse.

Als Herzog Moritz, wie schon berichtet, das Churfürstenthum größtentheils erobert hatte, und auch nach Halle als Schutzherr gekommen war, entließ er einen Theil seiner Truppen, verlegte die andern in die Winterquartiere und ging selbst unbesorgt nach Dresden (28. December). Am 22. November waren die Bundesgenossen abgezogen. Der Kaiser verfolgte sie bis nach Rotenburg ob der Tauber (14. December). Alle Bundesstädte, die er berührte, unterwarfen sich. Durch den eintretenden Winter aufgehalten, wendete er sich südwärts und überzog nach einander den Herzog Ulrich von Würtemberg, Augsburg, Ulm und andere oberländische Städte. Alle demüthigten sich und erkauften den Frieden durch große Geldsummen, Auslieferung einiger Geschütze ꝛc. Seinem ersten Worte getreu, veränderte Karl V. in keinem besiegten Orte irgend Etwas in Religionssachen. Nur die Zunftverfassungen that er ab, wo sie in den Reichsstädten bestanden. Denn sehr richtig erkannte er, daß in ihnen das eigentliche Element des Widerstands liege. Während dessen überwältigte ein von den Niederlanden in Westphalen eingedrungenes kaiserliches Heer die dortigen Bundesstädte.

Johann Friedrich hatte sich nach Frankfurt gewendet. Er und der Landgraf Philipp warfen sich gegenseitig die Schuld des verlornen Feldzugs schriftlich vor. Jetzt seinem Lande näher, durch viele neuangeworbenen Soldaten, die aus fremden Diensten entlassen waren, verstärkt, wurde der Churfürst wieder voll Muth und Freudigkeit. Hatte er doch nicht mehr gegen seinen Herrn und Kaiser zu kämpfen, sondern nur einen falschen Vetter zu bestrafen. Am 22. December erließ er ein Schreiben an die Landstände des Moritz, und warf ihnen den Beistand zur Ausführung der Acht, die von dem „vermeinten Kaiser“ Gottes Geboten sammt allen natürlichen und geschriebenen Rechten zuwider, verhängt worden sei, höchst bitter vor. Schon am 28. December stand er, Allen unerwartet, mit seinem Heere vor Halle. Dem Erzbischof, welcher sich gerade in der Moritz-

burg befand, machte er zum Vorwurf, daß Herzog Moritz ihm sein Churfürstenthum eingenommen, auch der Stadt Halle sich bemächtigt, sie in unerträglicher Dienstbarkeit gehalten, und den Churfürsten seines erblichen Schutz- und Burggrafenamtes entsetzt habe, sei Alles mit gutem Rathe, Förderung, Wissen und Willen des Erzbischofs geschehen. Der schwache, am Körper gebrechliche Johann Albrecht wurde in seinem eigenen Schlosse gefangen gehalten und am 2. Januar dahin gebracht, die beiden Gestifte Magdeburg und Halberstadt dem Churfürsten gegen eine Jahresrente von 10,000 Gulden abzutreten. Bei dem Einzuge des Churfürsten in Halle plünderten die Landsknechte, zu denen sich bald das Gesindel in der Stadt gesellte, die Klöster und die katholischen Bürger.[1] Der Churfürst ließ zwar Befehl dagegen ausgehen, doch wurden eine Menge von Kelchen, Monstranzen in die Münze nach Eisleben gesendet.

Am 4. Januar zog der Churfürst wieder aus. Anstatt aber den Herzog Moritz in Dresden aufzusuchen, rückte er vor Leipzig. Denn in der reichen Handelsstadt war Viel zu holen. Sebastian von Wallwitz jedoch vertheidigte den, ihm vom Herzoge anvertrauten Posten, mit einer solchen Standhaftigkeit, daß, obgleich an 40,000 Kugeln in die Stadt geschossen worden waren, der Churfürst nach dreiwöchentlicher Belagerung abziehen mußte. Dagegen gelang es ihm, den Markgrafen Albrecht, welchen der Kaiser mit 7000 Mann dem Herzog von Heilbronn aus zu Hülfe gesendet hatte, in Rochlitz zu überfallen und mit seinen Truppen gefangen nehmen zu lassen (2. März 1547). Dem Herzog blieb von seinen Erblanden nur Leipzig, Pirna und Dresden. König Ferdinand konnte ihm aber von Böhmen aus nicht zu Hülfe kommen. Denn dort regte sich wieder die alte Partei der Utraquisten. Jede Kriegshülfe verweigernd, knüpften sie mit Johann Friedrich geheime Verbindungen an, und begannen ein Heer unter Caspar von Pflug zu sammeln. In Prag herrschte die ungünstigste Stimmung gegen Oesterreich und ein voller Aufstand der Böhmen war zu erwarten. Dem Herzog Moritz blieb nichts übrig, als durch listige Unterhandlungen seinen erzürnten

[1] Wie unglaublich groß die Erbitterung der protestantischen Geistlichkeit gegen die Klöster und die Mönche war, kann man unter Anderem aus einem Bedenken des Justus Jonas zu Halle ersehen. Vgl. Menzel a. a. O. III, p. 66.

Vetter hinzuhalten, und dieser war leichtgläubig genug, sich täuschen zu lassen.

Bei solch glücklichem Fortgange ihrer Parteigenossen faßten natürlich auch die Magdeburger immer keckeren Muth. Am 2. Januar sendeten sie den Domherrn, welche sich gerade zu Egeln aufhielten, einen förmlichen Fehdebrief. Dem zu Folge nahmen sie den Dom, die Stiftskirchen, Klöster und alle andern den katholischen Geistlichen gehörige Gebäude in den Besitz; räumten aus dem Dom Alles, was Geldwerth besaß, und am 6. Februar hielt man in ihm den ersten lutherischen Gottesdienst. Von den beiden erzbischöflichen Vorständen ließ sich Magdeburg die Huldigung leisten und in ihnen das Wappen der Altstadt anschlagen. Im Anfange Februars hielten die niederländischen Städte des Schmalkaldischen Bundes zu Magdeburg einen Tag, wozu Hamburg, Bremen, Lüneburg, Braunschweig, Goslar, Hildesheim, Hannover ihre Bevollmächtigten sendeten, und gelobten dem Churfürsten Johann Friedrich, bei Gottes Wort und in Vertheidigung der Freiheiten teutscher Nation ausharren zu wollen. Der Churfürst dachte ohngeachtet seines letzten Kriegsglücks etwas weiter. Er hatte vor, wenn er mit Gewalt überzogen würde, nur seine Festungen, besonders Gotha und Wittenberg zu vertheidigen, sich selbst aber nach Magdeburg, oder im Nothfall nach Bremen zu werfen.

Allen diesen Plänen kam Kaiser Karl V. zuvor. Am 5. April traf er unerwartet mit einem nicht zahlreichen aber erlesenen Heere in Eger ein, wo Herzog Moritz und König Ferdinand mit ihm sich vereinigten. In rastlosen Eilmärschen rückte er gegen die Elbe vor und stand am 22. April Meißen gegenüber, am 23. war der Churfürst Johann Friedrich bei Mühlberg auf das Haupt geschlagen und mit den Waffen in der Hand gefangen. Als Geächteter war sein Leben verfallen, doch Karl V. ließ sich bald bewegen, dem gedemüthigten Fürsten Gnade zu erweisen, und ihm nur milde Haft zu erkennen; oder wie es hieß: Johann Friedrich solle so lang, als es dem Kaiser gefiele, an dem Hofe desselben oder dem seines Sohnes verharren.

Doch das Gebiet war nicht zu retten und der Vertrag vom 10. Mai entschied über das Geschick des Churfürsten und der Ernestinischen Linie. Die Churwürde und den Churkreis nimmt der Kaiser

zu seiner Verfügung an sich und ertheilt Beides (mit Ausnahme einiger Lehen, die an Böhmen fallen) dem Herzog Moritz, welcher nur gehalten ist, den Kindern des Johann Friedrich, dem selbst nur das bewegliche Gut in seinen Schlössern bleibt, ein Jahreseinkommen von 50,000 Gulden auszusetzen, und ihnen deßhalb eine genau bestimmte Zahl von Ortschaften — unter diesen: Jena, Weimar, Eisenach — zu überlassen. Die Festungen Wittenberg und Gotha werden mit allen Geschützen und dem dritten Theil der Lebensmittel übergeben. Johann Friedrich, jetzt Herzog genannt, entsagt allen Ansprüchen auf Magdeburg, Halberstadt, Halle, erledigt sich aller Bündnisse gegen den Kaiser, unterwirft sich den Reichsgerichten u. s. w. Von der Religion kein Wort in dem Vertrag, nicht einmal von einer Unterwerfung unter das Concilium. Da Johann Friedrich erklärte, daß er lieber Alles erdulden, als dieses zugestehen wolle, strich Karl V. eigenhändig diesen Artikel aus dem Vertrag. Da nun auch Landgraf Philipp, der schon nach seiner Flucht aus Oberteutschland sehr kleinmüthig geworden war (er bot sogar dem Kaiser Hülfstruppen an), sich unterwarf und in Gefangenschaft gerieth (18. Juni), wobei ihm Karl V. sicherlich nicht selbst Befreiung von jeder Haft zugesagt hatte, löste sich der Schmalkaldische Bund völlig auf. Die Mannschaften der Städte Magdeburg, Hamburg und Braunschweig, welche unter Graf Albrecht von Mansfeld und Christian von Oldenburg gegen die in Niedersachsen eingedrungenen Kaiserlichen zu Felde lagen, um das bedrohte Bremen zu beschützen, waren schon gegen das Ende Mai's abgezogen.

Als nun dem Vertrage gemäß die Festung Wittenberg zur Uebergabe aufgefordert wurde, und der Kaiser allen Einwohnern Gnade und Frieden verhieß: sie sollten bei ihrer Religion nach der Augsburgischen Confession bleiben, wer Wittenberg verlassen und das Seinige mit sich nehmen wolle, stehe unter des Kaisers Schutz, und auch die Ausgewanderten könnten sicher zurückkehren; da gedachte anfänglich sowohl die Bürgerschaft, als die Besatzung ferneren Widerstand zu leisten. Die letztere (3000 Mann Fußvolk und 200 Reiter) konnte erst zum Abzug bewogen werden, da ihr Herzog Moritz den rückständigen Sold ausbezahlen ließ. Die Bürger fürchteten sich aber vor den Genossen des Antichrists, von dem die Prediger ihnen so Vieles vorgesagt hatten, und die Grausamkeit der Spanier und

Italier. Bugenhagens verständige Rede und die Zusage Karls V., daß nur teutsche Truppen einrücken sollten, beruhigte sie. Wie nun Karl (am 25. Mai) in die Stadt einritt, und vor Allem die Churfürstin mit freundlichen Worten getröstet hatte, ließ er sich auch die Schloßkirche zeigen. In dieser lag auch Luther begraben (gestorben am 18. Februar 1548), welcher verschont geblieben, selbst den Bürgerkrieg in Teutschland zu schauen. Ernst betrachtete der Kaiser die Ruhestatt des Mannes, welcher lange Jahre hindurch seine Regierung verdüstert und erschüttert hatte. Da sollen Herzog Alba und Antonius Perrenotti, der Bischof von Arras, geäußert haben, man müsse die Gebeine dieses Erzketzers ausgraben und in das Feuer werfen, worauf Karl erwiederte: „Lasset ihn liegen, er hat seinen Richter"; und auf weiteres Andringen: „Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten". Und als er vernahm, daß der Gottesdienst in der Kirche des Schlosses, seitdem es von seinen Soldaten besetzt sei, aufgehört habe, sagte er: „Wer richtet uns das an? Geschieht Solches in unserem Namen, so thut man uns keinen Gefallen daran. Haben wir doch nichts gewandelt in der Religion in den oberteutschen Landen, warum sollten wir es hier thun?" — So begann man wieder in der Schloßkirche zu singen und zu predigen wie zuvor, und in der Pfarrkirche, wo der Gottesdienst gar nicht eingestellt worden war, predigte Bugenhagen während der Pfingstwoche alle Tage über den Unterschied zwischen dem evangelischen Glauben und dem des Papstes. — Auf gleiche Weise ward auch im übrigen Sachsen in allen, die Religion angehenden Dingen Nichts verändert. Dabei darf man aber nicht etwa nach feinen, politischen Gründen des Kaisers spüren. Nein, Karl V. dachte daran, daß Wort-Halten die Sache eines jeden freigebornen M a n n e s, vor Allem aber eines F ü r s t e n sei. Das aber liegt gerade im Wesen des Fanatismus, daß er nicht die aufrichtige Bewahrung der Treue, nicht die redliche, entschiedene Handlung wahrnimmt und beachtet, sondern den beargwöhnt und verdammt, der ihm einmal widersprochen. So war es damals, so ist es jetzt noch, so wird es bleiben bis zu dem Ende aller Tage.

Hier kann man nun wahrnehmen, welche gediegene Kraft, was für ein tapferer Sinn damals bei den Bürgern teutscher Städte zu finden war. Denn, abgesehen von dem inneren Zusammenhange der Dinge, muß man den hohen Muth bewundern, mit dem Magdeburg,

die vereinzelte Stadt, dem Willen des mächtigen Kaisers und seinem siegreichen Heere sich zu widersetzen wagte. Am 29. April meldete Herzog Moritz den Magdeburgern die Gefangenschaft des Churfürsten und verlangte als Schutzherr die Uebergabe der Stadt. Der Rath erwiederte (2. Mai): sie stellten nicht in Abrede, daß sie sich mit dem Churfürsten von Sachsen, dem Landgrafen von Hessen und andern Fürsten, Städten und Ständen „in eine Christliche Verständniß eingelassen und vorschrieben", dabei gedächten sie mit Gottes Hülfe zu bleiben. Am 22. Mai ließ sie der Kaiser von dem Lager von Wittenberg aus durch einen Trompeter in seinem Namen zur Uebergabe auffordern. Der Rath der Stadt gab eine ausweichende Antwort: Verfassungsgemäß müsse er diese Sache erst der ganzen Bürgerschaft vorlegen, dann werde er sich gegen die Kaiserliche Majestät, die er sonst als die höchste weltliche Obrigkeit anerkenne, nach Gebühr erweisen. Diese unbestimmte Versicherung blieb aber Alles, wozu der Rath sich verstand. Weder in das Feldlager bei Wittenberg, noch nach Halle, wo der Kaiser sich von dem 10. bis 22. Juni aufhielt, ordnete er einen Gesandten ab, oder erwies dem Reichsoberhaupte sonst die herkömmlichen Ehren. Dieses auffallende Verfahren läßt sich nur dadurch erklären, daß der Rath, vielleicht auch selbst bedenklich wegen der großen Geldstrafen, welche Karl V. den oberländischen Städten auferlegt hatte, keineswegs Herr und Leiter der Bürgerschaft war. Die kriegerische Partei, durch einzelne Führer des Schmalkaldner Bundesheeres verstärkt, die als Flüchtlinge in die Stadt gekommen waren, schreckten die schwächeren Gemüther mit den Grausamkeiten der Spanier, die prahlend gedroht haben sollten, Alles in Magdeburg niederzustechen, und mit der Gefahr, welche der evangelischen Religion drohe. Dazu trugen die Geistlichen das Ihrige bei. „Denn der Teufel, sagten die magdeburgischen Prediger, habe durch den Antichrist und andere große Tyrannen und Wüthriche die greuliche und blutige Verfolgung wider Gott und sein göttliches Wort, seine liebe Kirche und den rechten Gottesdienst zu Wege gebracht und ins Werk gestellt, und das Kind des Verderbens, der Mensch der Sünde (der Papst), habe seine Freude daran, daß die Teutschen gegeneinander in den Waffen seien und ihr eigenes Blut vergößen" (vgl. „Gemeine Ordnung, wie man's in der alten Stadt Magdeburg, auch Newenstadt vnd Suden-

burg halten wolle mit dem Gemeinen Gebete vnd etlichen andern Ceremonien 2c. Jahr 1546. bei Hortleder Thl. II. p. 254 2c.). In diesem Sinne waren denn auch die Gebete, welche alle Tage Mittags um zwölf Uhr, während die Glocken auf allen Thürmen der Pfarrkirchen Magdeburgs ertönten, alle Männer, Frauen und Kinder knieend zu sprechen pflegten. Diese Stimmung der Bürgerschaft dauerte auch fort, als man längst vernommen haben konnte, mit welcher Treue Karl sein kaiserliches Wort zu Wittenberg gewahret hatte. Doch, wie schon gesagt, auf manche Gemüther macht keine Thatsache Eindruck.

Dieses ergibt sich auch aus der Antwort, welche der Rath dem Churfürsten von Brandenburg ertheilte, als dieser am 8. Juni vor die Stadt kam, und sie durch einen Trompeter im Namen des Kaisers binnen sechs Tagen, bei Verlust aller Privilegien, mit Einschluß des Stapelrechts — zur Uebergabe aufforderte. Der Rath erwiederte: es stehe nicht in seiner Macht, ohne Wissen und Willen der Bürgerschaft die Stadt zu übergeben, der aber dürfe er einen solchen Vorschlag gar nicht machen. Uebrigens seien sie sich keines Ungehorsams gegen Sr. Kaiserliche Majestät bewußt. Wolle ihnen Dieselbe ihre Privilegien wider Verhoffen nehmen, so müßten sie dieses Gott und der Zeit anheim stellen. — Bisher mochte man in Magdeburg etwa auf eine neue Kriegserhebung des Landgrafen von Hessen gezählt haben. Doch auch als dieser gefangen war, änderte sich der Entschluß der Bürgerschaft zu Magdeburg nicht. Denn auf die letzte kaiserliche Aufforderung (am 6. Juli) gab der Rath blos eine mündliche, abweichende Antwort.

Von wichtigen Dingen gedrängt, zog der Kaiser am 23. Juni nach Oberteutschland ab. Denn Franz I. war zwar gestorben, aber Heinrich II., sein Nachfolger, griff die alten französischen Ränke wieder auf. Um sich auf jeden Fall zu sichern, sendete der Magdeburger Rath am 13. Juli einige Botschafter dem Kaiser nach. Zu Augsburg versuchten sie, durch einige Zugeständnisse Karls Unwillen zu beschwichtigen. Sie fanden kein Gehör. Nach einigen Wochen entlassen, erhielten sie keinen anderen Bescheid mit in die Heimath, als den Achtsbrief, durch welchen am 27. Juli der Kaiser die Gemeinde zu Magdeburg mit aller ihrer Habe, die Kirchen und das Stiftungsgut ausgenommen, Jedermann preis gegeben hatte.

Sobald es bekannt ward, daß Magdeburg in die Acht erklärt sei, erbot sich schon der Churfürst Joachim von Brandenburg zur Vermittlung. Er schlug dem Rathe 12 Artikel vor, unter deren Annahme Karl V. der Stadt verzeihen werde, wahrscheinlich dieselben, nach denen sich die oberländischen Städte unterworfen hatten. Dem Rath aber erschien es zu schwer, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, das Oeffnungsrecht dem Kaiser in Magdeburg zuzugestehen, eine große Geldsumme zu erlegen rc. Man begann zu mäkeln. Die Magdeburger wollten zwar dem Kaiser fußfällig Abbitte leisten, eingestehend, daß sie zum Kriege verführt seien, 8000 bis 10,000 Gulden erlegen, auch dem Domkapitel seine Besitzungen zurückgeben, wenn es den katholischen Cultus in der Stadt abschaffe, und dergleichen. Aus einem solchen Handel konnte nichts werden. Dagegen setzte Magdeburg seine Rüstungen fort. Kirchen und andere Gebäude des Domkapitels wurden niedergerissen, wenn sie den Befestigungsarbeiten im Wege standen, die Söldner durch Truppen, welche eben von Chursachsen und Hessen entlassen waren, auf 3000 Mann vermehrt, die kleinen benachbarten Städte und Ortschaften in den Besitz genommen. Das übersah man nun den Magdeburgern, da es sich gerade um größere Dinge handelte.

Moritz von Sachsen und der Markgraf Albrecht von Brandenburg, die wichtigsten Bundesgenossen des Kaisers, hatten sich nicht besonders fähig gezeigt. Karl V. stand allein als Kriegsherr in Teutschland an der Spitze eines zuverläßigen Heeres, neben ihm sein Bruder Ferdinand. Mit Spannung und Aengstlichkeit erwartete man, wie er einen solchen Sieg benützen würde. Eine Zeit lang lag es in seiner Hand, alle Widerstrebenden zu zertreten, da an eine neue Conföderation gegen ihn nicht zu denken war. Jedoch solcher Gewaltsamkeit blieb Karl V. fern. Nicht durch Zerstörung des Hergebrachten, so viel Schlimmes auch darunter war, sondern innerhalb der kirchlichen und staatsrechtlichen Formen des Reichs wollte er Kaiser und groß sein. Das war der Plan, den er so viele Jahre mit Ausdauer und Geduld verfolgt hatte, und den er jetzt noch als Sieger beibehielt.

Höchst glänzend versammelte sich der Reichstag zu Augsburg (1. September 1547). Auch die Churfürsten kamen alle persönlich. Die kaiserliche Rüge hatte geholfen. Wie man des Kaisers Mäßigung

gewahrte, wuchs auch der Muth wieder und der eben erst gedemüthigte Ulrich von Würtemberg war bald wieder der keckste. Karl trat als Schirmvogt der Kirche und als Kaiser auf, um in jener die aufgekommene Zwietracht zu stillen und eben dadurch den lange gestörten Frieden im Reiche wieder herzustellen; die Wiederversetzung des Concilium von Bologna nach Trident, die Besendung desselben und die Unterwerfung unter dessen Beschlüsse erschien ihm als das geeignetste Mittel. Ohngeachtet aller abweichenden Meinungen war doch Karls Ansehen so groß, das Bedürfniß des Friedens so dringend, daß die beiden obern Reichscollegien erklärten, sich dem Beschluß des Kaisers in Religionssachen völlig zu unterwerfen. Nur die Reichsstädte gaben die Meinung ab: sie würden in allen weltlichen Dingen dem Kaiser gehorsam sein, dem Concil aber nur dann sich unterwerfen, wenn es den göttlichen Lehren in der Schrift, in den Büchern der heiligen Väter 2c. gemäß, seine Beschlüsse fasse. Dadurch wäre nun jedem Theologen durch beliebige Interpretation der Schrift und bei den widersprechenden Ansichten der Väter, seine Protestation vorbehalten gewesen. Doch achtete man nicht darauf.

Alles kam nun darauf an, den Frieden einstweilen in Teutschland zu erhalten, bis das große Kirchenconcilium entschieden haben würde und durch irgend eine versöhnende Maßregel die kirchlichen Parteien so weit zu einigen, daß die Beschlüsse der Kirchenversammlung Gehör finden konnten. Kaiser Karl erwählte (Januar 1548) drei Männer: den Bischof Julius Pflug von Naumburg, den Mainzer Weihbischof Michael Heblung und den Johann Agricola, churfürstlich brandenburgischer Hofprediger. Diesen trug er auf, jenen Entwurf einer Kirchenordnung und Glaubensnorm zur Beruhigung der Gemüther auszuarbeiten, der von seiner vorübergehenden Bestimmung den Namen Interim erhielt. Während Karl V. mit der Curie wegen Zurückberufung des Concilium aus Bologna nach Trident unterhandelte, unterzogen sich jene ihrer Aufgabe, welche sie mit vieler Klugheit zu lösen versuchten. In Beziehung auf die Festsetzung der streitigen Dogma wählten sie sehr vorsichtige und so allgemeine Ausdrücke, daß jede Partei, wenn sie nicht auf haarscharf scholastischen Bestimmungen bestand, ihr besonderes Glaubensbekenntniß darin finden, oder doch herauszuinterpretiren vermochte. Auch der Messe, stets noch der Hauptunterschied zwischen den Kirchenparteien, ward eine beruhi-

gende Deutung gegeben, indem man vielleicht die gemäßigten Ansichten Luthers aus jener ersten Zeit benützte, wo seine Ueberzeugungen noch schwankten. Die bisherigen Gefässe, Bilder und andere Zierden der alten Kirche sollten beibehalten werden: auch die Reliquien, jedoch ohne ihnen göttliche Ehre zu erweisen, nicht minder Heiligenbilder als Gegenstände einfacher Verehrung; manche herkömmliche Ceremonien und Festtage hatten fortzubestehen (Marien- und Apostelfeste, Frohnleichnam ꝛc., ebenso die Beobachtung gewisser Fasttäge als geistliche Uebungen in der Enthaltsamkeit. Die Priesterehe, wo sie bereits bestand, der Laienkelch im Abendmahl wurde gewährt ꝛc. An dem Kirchenregimente, im Betreff des Hauptes und der Bischöfe, sollte so wenig wie möglich geändert werden. Am 15. Mai 1548 ließ der Kaiser diesen Entwurf der Reichsversammlung vorlegen. Der Churfürst von Mainz gelobte zuerst Gehorsam, und da niemand widersprach, so ward das Interim als Reichsbeschluß bekannt gemacht. Doch seinen Zweck vermochte es nicht zu erreichen. Das lag in der Natur der Sache.

Selten gelingt es einem wahrhaft großen Fürsten die öffentliche Meinung zu beherrschen, wenn er sie nicht durch gewaltige, auffallende Thaten zur Begeisterung fortzureißen versteht. Denn gerade in seiner Größe verschmäht er es, die kleinen Mittel anzuwenden, welche die Volksführer gebrauchen, um die Menge gegen seine überlegtesten Maßregeln zu reizen. Hier aber stand der Kaiser fast ganz allein zahlreichen Fürsten und Ständen gegenüber, die geistlichen Churfürsten machten geltend, daß das Schirmrecht des Kaisers über die Kirche nicht so weit gehe, daß er die Zulassung der Priesterehe ohne Genehmigung des Papstes gestatten dürfe. Die Curie zögerte widerstrebend. Man erzählt, daß der alte Papst Paul III. sich schon dahin neigte, unter gewisser Bedingung Priesterehe und den Kelch zu gewähren, als Heinrich II. nach der tückischen, französischen Politik, um die Zwietracht in Teutschland nicht vergehen zu lassen, ihm erklären ließ: wenn das Interesse der Kirche den Forderungen des Kaisers geopfert würde, werde er seine Bischöfe aus Bologna abberufen. Dann war ein großer Theil des teutschen Volks gewöhnt, sich wenig um den Kaiser zu bekümmern, sondern vorher auf seinen Fürsten zu sehen, ob der ihm gehorchen wolle oder nicht. Diese Fürsten aber waren, wie ihre Völker selbst großentheils in den

Händen ihrer Theologen. Bei diesen allen betraf es das festgestellte, bisher mit aller Bitterkeit verfochtene System. Wer aber meint, daß ein Theolog oder Philosoph zumal ein teutscher, sein liebgewonnenes System den besten Vernunftgründen gegenüber aufgeben werde, auch wenn eine ganze Nation darüber zu Grunde ginge, der kennt die menschliche Natur nicht, die protestantischen Theologen aber konnten kaum mehr zurückgehen, auch wenn sie es wollten. Die Menge, welche sie bisher geleitet hatten, war durch ihre bisherige Aufreizungen im dunkeln Hasse gegen die ganze katholische Kirche wie gegen die zufälligsten Einrichtungen derselben aufgewachsen. Zunächst traf das blinde Widerstreben das von den Reformatoren auf jede mögliche Weise geschmähete Papstthum. Jeder protestantische Theolog, der hier nur zu zaudern und zu erwägen schien, gab seine bisherige Stellung und Bedeutsamkeit auf, und mußte gewärtigen, von neuauftretenden, entschloßneren Eiferern verdrängt zu werden. Es erging ihnen, wie gewöhnlich den Volksführern, daß sie die Herrschaft über die Meinungen verloren, welche sie zuerst hervorgerufen hatten. Der treffliche Melanchthon, welcher zumeist hier zum Besten des teutschen Friedens eine verständige Ausgleichung versuchte, erfuhr den Haß dieser Eiferer am ersten und bittersten.[1]

Den Reichsstädten konnte der Kaiser als unmittelbarer Herrscher die Annahme des Interim gebieten und thar es auch. Was er durchzusetzen vermochte, wenn er Nachdruck anwenden wollte, zeigte

[1] Melanchthon trug ein tiefes Erbarmen in sich mit den jammervollen Zuständen Teutschlands. Die Gewaltthaten, den Raub, konnte er nicht gut heißen, die vielen Verkehrtheiten nicht beschönigen, den häufig so unnütz erregten Haß nicht billigen. Die wilden Zornausbrüche widerstrebten seinem edlen Gemüthe, seinem feingebildeten Verstande. Durch Ueberzeugung an den neuen Dogmen festhaltend, versuchte er zu vermitteln. Aufrichtig und mit großer Demuth spricht er seine Ansicht über die Fehler der Reformation und der Theologen in dem Briefe an Carlowitz (27. April 1548) aus (vgl. Menzel a. a. O. III. p. 315.). Wenn er aber seine Bescheidenheit mit einem gleichsam angebornen Knechtssinn entschuldigt, so sollte uns bedünken, diese sei eben die ächte geistliche Gesinnung. — Ein Beispiel theologischen Starrsinns gab dagegen der Prediger Nicolaus Leuthinger. Als ihn Agricola, der ihn vergebens zur Annahme des Interims zu bewegen suchte, zuredete, dasselbe doch wenigstens erst durchzulesen, ehe er sich dagegen erkläre, verweigerte er dieses nach Luthers Grundsatz: die Schriften der Widerwärtigen solle man nicht lesen, um nicht im Glauben irre zu werden, und warf das Buch, sobald er es in die Hände bekam, vor Agricolas Augen in das Feuer.

sich bei Constanz. Als Karl gegen diese Stadt einigen Ernst gebrauchte, demüthigte sie sich alsbald, und auch Regensburg, Frankfurt und andere Reichsstädte, welche bisher noch widerstrebt hatten, bequemten sich ohne Verzug, das Interim zu beobachten. Sehr verständig — wie immer — sprach der Rath von Nürnberg seine Ansicht über das bisherige Kirchenwesen in der neuen Agende aus: „es sei bisher mehr ärgerlich als fruchtbar gewesen, daß die Prediger allein vom Glauben, ohne rechten Verstand und Bericht von der Buße, Liebe und Hoffnung gepredigt hätten. Daher sollten die Evangelien und Episteln wieder gepredigt werden, denn dieselben schafften mehr Nutzen als die Predigten über scharfe Propheten und Bücher des alten und neuen Testaments (s. Menzel a. a. O. III, p. 312), so daß Osiander, bisher das geistliche Haupt Nürnbergs, sein Amt niederlegte und nach Königsberg zog. Dort fand er aber andere, noch eifrigere Theologen, die ihn selbst verketzerten und das Leben sauer genug machten.

Mit den Fürsten mußte der Kaiser wegen der Annahme des Interim einzeln unterhandeln. Der Landgraf Philipp unterwarf sich dessen Bestimmungen, ohne der Haft ledig zu werden, wie er gehofft hatte. Johann Friedrich von Sachsen blieb unbeugsam. Moritz — am 24. Februar 1548 feierlich als Churfürst von Sachsen belehnt, schwankte sichtbar. Seine Stellung war sehr schwierig. Als er, dem Kaiser verbündet, seinem Vetter in das Land fiel, lud er den Haß der protestantischen Theologen auf sich, die ihn als einen Abtrünnigen behandelten. Jetzt, da er seinen Zweck erreicht und das Churfürstenthum erhalten hatte, suchte er die Tradition von der Bedeutung und dem Primate der Churfürsten von Sachsen hervor, was aber doch genau und allein von der öffentlichen Meinung abhing, insofern sie ihn jetzt als Haupt der Protestanten anerkannte. Sollte sein bisheriges Verfahren vergessen werden, so mußte er sehr vorsichtig handeln. Da die sächsischen Landstände zu Leipzig (December 1548) in Bezug auf Annahme des Interim schwierig erschienen, so veranlaßte er eine Versammlung seiner angesehensten Geistlichen zu Grimma. Unter Melanchthons Leitung setzten diese einen neuen Entwurf, gewissermaßen eine Interpretation des alten Interim auf (genehmigt im März 1549). In ihm ward die Confirmation (an der Stelle der Firmung) angenommen, die letzte Oelung, und einige

Feiertage beibehalten, das Fasten als Polizeigesetz. Im Uebrigen blieb das Meiste dunkel und unentschieden. Nach dem Wunsche der Geistlichen selbst, welche die Angriffe ihrer heftigsten Amtsgenossen in andern Ländern besorgten, wurde dieses „Leipziger Interim" am 4. Juli 1549 als churfürstliches Gebot proclamirt.

Während einzelne Theologen Sachsens in ihrem Widerstand gegen das Interim beharrten, schritt Flacius Illyricus zum Angriff. Dieser — eigentlich Matthias Flach (Blacich) genannt — war 1520 zu Albona in Dalmatien geboren. Im Kloster von Luthers Schriften lebhaft ergriffen kam er nach Teutschland und hatte an verschiedenen Orten Aufnahme gefunden, zuletzt zu Wittenberg, durch Melanchthons Vermittlung als Lehrer der hebräischen Sprache. Ein beschränkter Kopf, allein feurig, ein unbedingter Anhänger Luthers, und listig genug für einen Volksführer, zog er jetzt in Sachsen umher, seine Traktätlein gegen das Interim dem Volke anpreisend und verkaufend. Dann fand er für gut, nach Hamburg zu entweichen, auch dort in seiner Art wirkend, bis er sich nach Magdeburg wendete. Dort fanden sich auch Amsdorf, aus seinem Bischoffitz Naumburg vertrieben, Nicolaus Gallus (Hahn), Erasmus Alberus und andere flüchtige Geistliche ein, und erhielten Unterkunft, Anstellung und Schutz.

Waren nun sogleich nach der Bekanntwerdung des Interim im Reiche, eine Menge von Flugschriften in teutscher und lateinischer Sprache, von Spottreimen und Schandbildern verbreitet worden, um dasselbe verhaßt und verächtlich zu machen, so wurde jetzt Magdeburg der wahre Mittelpunkt, von dem alle Libelle und Carricaturen ausflogen. Flacius griff vor Allem die Wittenberger an und Melanchthon, nebst den anderen alten Freunden Luthers überhäufte er mit denselben saubern Schmähreden, welche sonst gegen die Papisten geschleudert worden waren. Eben so wenig verschonte er den Churfürsten Moritz und den Kaiser selbst.

Der Erzbischof Johann Albert, von dem Kaiser wieder in das Erzbisthum eingesetzt (12. Juli 1548), bemühete sich vergebens, seine Landstände zur Annahme des Interim zu bewegen. Magdeburg selbst blieb natürlich ganz unerschütterlich. Es handelte so unbesorgt und herausfordernd wie eine unabhängige Macht, die allein dem Kaiser in dem Reiche gewachsen sei. Allerdings mochten auch die, welche schärfer sahen als die aufgereizte, unwissende Menge,

auf die Spaltungen im Reiche, auf den Beistand der Hansastädte, im Nothfall auf die Vermittlung Churbrandenburgs zählen. Alle Bemühungen von verschiednen Seiten, Magdeburg zur Unterwerfung zu bewegen, fruchteten Nichts. Als am 30. Juni 1548 ein kaiserliches Mandat erschien, durch welches den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, den Herzogen von Braunschweig, den Grafen und Herrn des Erzstifts der Vollzug der Acht gegen die Magdeburger aufgetragen ward; erließen diese ein Manifest (1. August 1548), worin sie sich als wegen ihrer religiösen Ueberzeugung Verfolgte darstellten (von ihrer sehr weltlichen Besitznahme des Kirchenguts schwiegen sie gänzlich), und welches großen Eindruck bei den Glaubensgenossen machte. Als die Stände des Erzstifts die Magdeburger vorläufig zur Herausgabe der von ihnen besetzten erzbischöflichen Aemter und Schlösser bereden wollten, — denn dieses sei als ein Zeichen ihrer Unterwerfung der beste Anfang des Friedens — erwiederten sie: sie wollten diese Güter als Sicherheitspfand für die Erfüllung ihrer Wünsche einstweilen in den Händen behalten.

Obgleich Niemand den Befehlen und Aufmahnungen des Kaisers offen widersprach, so wollte doch auch Niemand die Acht gegen die Stadt vollziehen. Die evangelischen Ritter des Erzstifts wünschten keinen offnen Angriff auf Magdeburg, da ihre eigenen Ländereien mit Verwüstung bedroht waren: die niedersächsischen Stände nahmen allerlei Ausflüchte, während die Hansa sich um Begnadigung der Bundesstadt an den Kaiser wendete. Churfürst Moritz, nach seiner veränderten Politik, scheute davor zurück, die letzte Burg des Lutherthums zu bestürmen. Er verwarf alle gewaltsamen Maßregeln; nur durch Sperrung des Handels und Verkehrs wie auch der Zufuhr sollten die Magdeburger zur Nachgiebigkeit gezwungen werden. Allerdings waren diese jetzt rechtlos und vogelfrei, und ihre Waarenzüge wurden von märkischen Edelleuten und Andern geplündert. Jedoch vergalten sie dieses durch beliebige Raubzüge und brachten viele Klosterbeute heim. Mit den Einkünften der eingezogenen geistlichen Güter ernährten sie ihre Söldner, und von andern Klöstern, die sie zu erreichen vermochten, trieben sie eigentliches Schutzgeld ein, wenn jene nicht beschädigt werden wollten. Von beiden Seiten führte man diese Fehden mit vieler Grausamkeit und die Magdeburgischen Söldner

so zügellos,[1] daß die Wittenberger Geistlichen der Stadt bittere Vorwürfe machten. Amsdorf entschuldigte das Verfahren mit Nothwehr. Und die Stadt selbst vertheidigte sich gegen den Vorwurf so vieler gewaltthätigen und bübischen Handlungen in einem Ausschreiben an alle Christen (24. März 1550), und legte dar: Niemand könne sie, weder nach göttlichen noch auch menschlichen Rechten der Rebellion bezichten, und wer die Waffen gegen sie ergreife, kriege wider Christum selbst und dessen Wort.

Obgleich nun (am 18. Mai 1549) die Acht gegen Magdeburg wiederholt ausgesprochen war, so würde sie, ohngeachtet den Aufmahnungen des Kaisers, schwerlich zum Vollzug gekommen sein, wenn nicht ein Zufall den Krieg entzündet hätte.

Der junge Herzog Georg von Mecklenburg hatte den Herzog Heinrich den jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel mit einem zusammengeworbenen Heere bei der Belagerung von Braunschweig unterstützt. Diese Stadt hielt sich aber so tapfer, daß die Fürsten am 8. September 1550 abzogen. Herzog Georg entließ seine Truppen nicht, sondern irgend eine andere Unternehmung im Sinne, wie es hieß gegen seinen Bruder, den Herzog Johann Albrecht, wendete er sich mit demselben (3000 Mann zu Fuß und 200 Reitern) nach dem Erzstifte, plündernd und brandschatzend. Von den Einwohnern Neuhaldenslebens zu Hülfe gerufen, zogen die Magdeburger unter Führung des Bürgermeisters Georg Guericke aus, 3000 Mann stark, Söldner, Bürger und viele mit Spießen bewaffnete Bauern der Landschaft, die prahlend riefen: mit ihren Schuhen würden sie den Feind aus dem Land schlagen. Auch führten sie 11 Geschütze, eine Wagenburg und drei Geschwader Reiterei mit sich. Am 22. September 1550 geschah es, daß sie zu Hillersleben auf den Herzog

[1] Einige Edelleute hatten ein erzbischöfliches Gut geplündert, welches die Magdeburger besetzt hatten. Den Raub theilten sie, wie es hieß, im Kloster Hamersleben. Dafür überfielen nun die Söldner der Stadt das Kloster unter Führung eines Bürgermeisters. Die Mönche wurden nackend ausgezogen, mißhandelt, zum Theil an den Altären getödtet; die Bilder und Stühle in der Kirche, die Wein- und Bierfässer in den Kellern zerschlagen; die Kelche und andere geheiligten Gefäße, die Urkunden, die gesammten Heerden, überhaupt Alles, was im Kloster und dessen Werkstätten zu finden war, geraubt und unter Jubelgeschrei, die Soldaten mit Meßgewändern und Mönchskappen, nach Magdeburg geführt. S. den Bericht bei Hoffmann a. a. O. II. p. 248.

trafen. Sogleich boten sie ihm die Feldschlacht an. Allein dieser, welcher den Krieg besser verstand, umging die Wagenburg, welche die Flügel deckte, und fiel in das Hintertreffen, welche aus den Bauern bestand, die sich schnell auf die Flucht machten, und bald war die Niederlage der Städter vollständig. An 1200 Mann, die meisten derselben Bauern, blieben todt auf der Wahlstatt, 300 Bürger und Söldner geriethen in Gefangenschaft. Die Geschütze nebst der Wagenburg fielen in die Hände des Herzogs, dem auch das feste Wolmirstädt und andere gute Schlösser sofort sich ergaben.

Auf dem, wiederum zu Augsburg (am 26. Juli 1550) eröffneten Reichstage kam auch die Magdeburger Sache zur Sprache. Die Fürsten und Stände brachten es dahin, daß nochmals Aufforderungsschreiben an die Stadt ergingen. Der Kaiser erklärte zugleich, unter welchen Bedingungen er ihnen Gnade erweisen werde. Diese waren streng, aber nicht ungerecht und der Reichsordnung ganz gemäß: Magdeburg solle alle Bündnisse gegen Kaiser und Reichsstände abthun, sich den Reichsgerichten unterwerfen und die schuldigen Beiträge für dieselben zahlen; keinen Feind des Kaisers in seinen Mauern hegen; keinem Bürger gestatten, in fremde Kriegsdienste zu gehen; dem Domcapitel und der Stadt blieben ihre besondern Forderungen bei den Reichsgerichten vorbehalten; die gegen Anhänger des Kaisers gerichteten Processe werden cassirt und diesen ihre Verluste ersetzt; die Stadt hat dem Reichsbeschlusse gemäß das Interim anzunehmen; endlich: ihre Festungswerke niederzureißen, 24 Geschütze auszuliefern und 200,000 Gulden zu zahlen. Die Aufforderung des Reichstags erging am 22. September (am Tage der Niederlage zu Hillersleben). Bis den 3. November sollten die Gesandten vor dem Reichstage erscheinen. — Der Rath zu Magdeburg erklärte: sie seien von Kaiser und Reich mit Krieg überzogen worden, weil sie die wahre Religion und einen Abscheu vor der Anbetung von Bildern hätten. Abgeordnete könnten sie erst senden, wenn diesen volle Sicherheit gewährt und das Kriegsvolk aus der Nähe der Stadt weggezogen sei. Auch fände sich unter ihnen Niemand, welcher das Geschäft der Unterhandlung zu übernehmen geneigt sei.

Unterdessen war die Niederlage der Magdeburger zu Augsburg (am 28. September) bekannt geworden. Sogleich änderten sich die Dinge. Die Gegner der Stadt, welche diese, wegen ihrer Keckheit

fast für unüberwindlich angesehen hatten, fingen an, sich zu regen. Selbst Churfürst Moritz fand es bedenklich, einem andern Fürsten diese Eroberung zu überlassen, der sich dort leicht festsetzen konnte. Am 29. September eilte er in das Lager des Herzog Georg zu Schönebeck, und nahm dessen Truppen auf drei Monate in Eid und Pflicht. Der Herzog schenkte ihm die bei Hillersleben erbeutete Wagenburg. Da auch die wiederholten Aufforderungen an die Stadt vergeblich blieben, so rückte Herzog Georg am 4. Oktober näher an sie heran, und es begann eine Reihe von kleinen Gefechten, meistens zum Nachtheil der Belagerer.

Magdeburg erscheint aber auch damals trefflich zum Kriege gerüstet: die Söldner wiederum bis auf 3000 zu Fuß und 300 Reiter verstärkt; die Bürger in Fähnlein geordnet unter tüchtigen Hauptleuten; die Geschütze aus den Glocken der Klöster und Stifter gegossen, zahlreich und von erfahrnen Büchsenmeistern bedient; Munition reichlich vorhanden; auch hatte man Zeit gehabt, ungemein große Getraidevorräthe aufzuspeichern; Geld prägte man aus dem erbeuteten Kirchensilber; auch die Bürger spendeten das Ihrige mit Freuden, Jeder zum äußersten Widerstand bereit. Das Ganze aber leitete der Bürgermeister Ebeling Alemann mit großer Einsicht.

Sehr wichtig war es, daß sich mehrere der bedeutendsten geächteten Führer der Schmalkaldischen Partei nach Magdeburg, als dem letzten Bollwerke geflüchtet hatten. Da befanden sich jetzt in der Stadt der Graf Albrecht von Mansfeld und sein Sohn Karl, der Graf Christoph von Oldenburg, der Freiherr Hanns von Heideck, der einige Jahre zuvor die württembergische Heerschaar befehligte, Caspar Pflugk (im J. 1547 an der Spitze der unzufriedenen Böhmen) und andere kriegserfahrne Flüchtlinge. Diese, ohne ein eigentliches Commando, machten jetzt die Seele des Kriegs aus. Heideck sorgte besonders für die kunstgemäße Verstärkung der Verschanzungswerke, wie er denn auch die nach ihm genannte starke Bastion anlegte. Ueberdieß förderte die natürliche Lage Magdeburgs die vortheilhafte Führung des Kriegs ungemein. Die Stadt dicht an dem linken Ufer der Elbe erbaut, die hier durch mehrere Inseln — Werder — in tiefe Arme gespalten; eine lange Brücke über den Strom, durch Verschanzungen am Ausgang gedeckt, die stets den Uebergang auf das rechte Ufer gewährt. Um die Stadt waren eine Menge kleiner fester Orte,

durch keinen Handstreich zu nehmen, da sie leicht von der Altstadt Unterstützung erhalten konnten, jedoch die Annäherung an diesen Mittelpunkt des Kampfes sehr erschwerten. So stand es den Magdeburgern frei, bald hier, bald dort in Ueberzahl und mit Vortheil auszufallen. Wurden sie zurückgedrängt, so zogen sie sich rasch wieder an die Stadt zurück, wo sie gedeckt und unterstützt durch die bereitgehaltenen Geschütze von Schanzen und Thürmen den Gegnern meist einen empfindlichen Verlust zufügten.

Am 2. Oktober hatte sich auch Joachim, Churfürst von Brandenburg, der schon genannte Albrecht, Markgraf von Brandenburg Kulmbach, der Erzbischof von Magdeburg nebst Domcapitel und ein Theil des Stifts-Adels im Lager zu Schönebeck bei Herzog Georg eingefunden. Man verabredete den Angriffsplan auf Magdeburg. Das Domcapitel ließ die Lehensleute, welche es anfangs gegen den Meklenburger gesammelt hatte, jetzt zu dessen Heere stoßen, das sich so auf 7000 Mann verstärkte. Etwas später stießen auch die Truppen des Churfürsten Moritz hinzu. Bald gewahrten die Fürsten, wie sehr sie sich getäuscht hatten, als sie auf eine schnelle Ueberwältigung der Stadt rechneten. Am 12. October trugen sie auf Waffenstillstand an und legten neue Unterhandlungen vor, doch die Magdeburger verwarfen die Bedingungen, als unannehmbar. Schon am 13. Oktober wendeten sich die beiden Churfürsten, Domcapitel und Stände des Erzstifts an den Kaiser um Geldhülfe, weil ihnen allein der Krieg zu schwer sei. Zögernd gewährte der Reichstag auf den Antrag des Kaisers endlich 100,000 Gulden für die bereits aufgewendeten Kosten, und 60,000 Gulden monatlich für die Dauer der Belagerung. Doch mußte das Domcapitel fast ebensoviel zuschießen. Churfürst Moritz erhielt den Oberbefehl über das Belagerungsheer und Lazarus von Schwendi ward ihm als kaiserlicher Bevollmächtigter beigegeben. Die Stadt sollte durch Verschanzungen und Blockhäuser möglichst enge eingeschlossen werden. So wurden am 20. Oktober die Feindseligkeiten wieder eröffnet, und im Anfange Novembers errichtete man das erste Blockhaus bei Bukau.

Obgleich Churfürst Moritz bereits im Juli 1550, in Veränderung seiner Politik, mit Frankreich in heimlicher Verbindung gegen den Kaiser getreten war, so nahm er dennoch diesen Oberbefehl an. Gab er ihm doch einen guten Vorwand von dem Reichstage, wo

wiederum die Unterwerfung unter das Concilium verhandelt ward, fernerhin weg zu bleiben, und behielt für jeden Fall die Magdeburger Sache und ein gerüstetes Kriegsheer in der Hand. Wir treffen hier nun auf ein solches Gewebe von Verrath, von schlauen Ränken und Verstellungskunst, daß es eben so schwer zu enträthseln, als darzustellen ist. Das Wichtigste davon im nächsten Abschnitt.

Bereits am 10. Oktober 1550 hatten die beiden Churfürsten einen Vertrag geschlossen, durch welchen sie die Kriegskosten für sich festsetzten, und bestimmten, daß alles Eigenthum Magdeburgs unter ihnen getheilt werden sollte. Im November traf Moritz bei dem Belagerungsheer ein und es schien Ernst zu werden. Am 28. November wurde die Neustadt bei Magdeburg, welche Sicherheit von Herzog Georg erkauft hatte, erstiegen. Die Einwohner flüchteten zum Theil in die Stadt. Dort fanden auch die Bewohner der Vorstadt Sudenburg Aufnahme, welche die Magdeburger Tags darauf selbst wegbrannten. Vier große, verschanzte Lager der Verbündeten (bei Bukau, Diesdorf, Neustadt und Krakau) schlossen die Stadt ein, jedoch in so weiter Entfernung, daß sie den Bürgern gestatteten, ihr Vieh auf die Weiden in der Nähe der Stadt zu treiben, und in solchen Zwischenräumen, daß sie Ausfälle aus der Stadt erlaubten.

Die Magdeburger verloren auch keineswegs den Muth. Ihre Ausfälle stets mit überlegener Macht auf einen beliebigen Punkt gerichtet, waren meist glücklich ausgeführt, und man brachte Gefangene, Wägen und reichliche Beute in Sicherheit. Dabei blieben sie nicht stehen, sondern gedachten, den Krieg mit noch weit größerem Ernst zu führen. Am frühen Morgen des 2. Decembers versammelten sich die waffenfähigen Männer auf dem Altmarkte der Stadt. In der Mitte stand der Rath nebst den beiden Grafen Albrecht und Karl von Mansfeld, umher die Söldner und Bürger nach ihren Fähnlein geordnet, und Alle erhoben die Rechte zum Schwur und gelobten: getreu im Leben und Tod für einen Mann zu stehen, festzuhalten bei einander auf der Mauer und dem Wall, auf dem Wasser und dem Lande und gegen den Feind zu kämpfen bis zum letzten Blutstropfen. Der Freiherr von Heideck und die Grafen Vollrad und Johann von Mansfeld hatten sich aus der Stadt entfernt. Von den Hansastädten und durch Vermittlung des Polen Johann a Lasko, auch von der Königin von England (Johanna Gray) brachten sie

Geld zusammen und warben die Truppen an, welche Johann Albrecht von Meklenburg eben entlassen hatte. Diese, für jene Zeiten nicht unbeträchtliche Heerschaar (4000 Mann zu Fuß und 300 Reiter) rückte durch das Braunschweigische Gebiet gegen Magdeburg heran. Gelang es, dieses zu erreichen, so wurde die Einschließung der Stadt sehr erschwert.

Da verließ Churfürst Moritz mit nur 6 Fähnlein Fußvolk und einer Anzahl Reitern unter seinem Genossen dem Albrecht von Kulmbach, am 13. December das Lager, um diesem neuen Feinde entgegenzugehen. Das wurde trefflich benützt. Um die Reichsacht, welche der erzürnte Kaiser, am 16. December, erneuert in harten Worten ausgesprochen hatte, kümmerte sich Niemand. In Groß-Ottersleben lag eine Schaar Reiterei, größtentheils der Lehensadel des Erzstifts mit seinen reisigen Knechten an 400 Mann stark. Daselbst befanden sich auch zwei Domherrn, Albrecht von Cracht und Johann von Walwitz, der Stadt gar feindlich gesinnt. Am 20. December zog nun, früh um 2 Uhr, eine Schaar von Fußknechten nebst Reiterei, 1400 Mann stark, aus Magdeburg, weiße Hemden über den Harnischen zum Sudenburgerthor aus. Es war eine rabenschwarze Nacht und der Schnee stürmte und wirbelte in großen Flocken über das Winterfeld. Unangerufen schleichen sie zwischen den beiden Lagern bei Bukau und Diesdorf durch, und erreichen Groß-Ottersleben. Dort liegen Alle im tiefen Schlaf. Die Herrn hatten tüchtig gezecht und die Knechte das Wachehalten nicht für nothwendig gehalten. Jetzt erdröhnt die Lärmtrommel, einige Gebäude werden angezündet. Die Magdeburger stoßen nieder was Widerstand leistet, nur wenige entrinnen, und 225 Gefangene, unter ihnen 32 der vornehmsten Edelleute, werden eingebracht. Mit einer großen Beute an Rossen, Waffen und Kostbarkeiten kömmt der Zug unangefochten in die Stadt zurück. Jene beiden Domherrn waren zufällig kurz vorher abgereist.

Von diesem glücklich ausgeführten Ueberfall ermuthigt, rückte, so wie der Tag anbrach, schon eine große Schaar von 400 Fußknechten und Reitern aus. Ihr entgegen eilte Herzog Georg mit 200 Reitern, um die Niederlage des Adels zu rächen. Das Gefecht zieht sich nach der Stadt zu, bis an die Gärten am Siechenhofe. Jetzt schlagen die Geschützkugeln von den Thürmen und Wällen der Stadt

unter die Reiter des Meklenburgers und sie wenden sich zur Flucht. Nur der Herzog voll grimmen Zorns stürzt mit einigen Edelleuten auf die feindlichen Hakenschützen. Mehrere Kugeln werfen ihn vom Roß, er wird umringt, noch mehrfach verwundet, ohngeachtet des heftigsten Widerstands überwältigt und mit seinen Begleitern nach Magdeburg gefangen eingebracht. Daselbst blieb er in anständiger Haft, bis an das Ende der Belagerung.

Bei Celle ward Churfürst von Moritz dort dem Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig und anderer Zuzüge verstärkt worden. Unter kleinen Gefechten wich das kleine Heer des Heidecks und Mansfelds zurück, bis sie sich in Verden einschlossen und am 7. Januar auf Capitulation ergaben. Daß ein Theil ihrer Truppen jetzt zu Moritz übertrat, war Zeitgebrauch. Höchst auffallend aber mußte es erscheinen, daß Moritz den geächteten Freiherrn von Heideck, welcher dem Kaiser im Schmalkaldner Kriege gegenüber gestanden war, jetzt selbst in seine Dienste nahm und zum Vertrauten machte. Doch Karl V. mißtraute dem Liebling nicht.

Am 28. Januar traf der Churfürst von Sachsen bei dem Belagerungsheer wieder ein. Er fand die Truppen durch die nachtheiligen Gefechte und den Mangel an Lebensmittel, während in der Stadt reiche Vorräthe aufgehäuft waren, höchst entmuthigt. Da sie schon seit drei Monaten keinen Sold erhalten hatten, droheten sie, in Meuterei auszubrechen. Die Magdeburger dagegen setzten den kleinen Krieg auf die begonnene Weise mit Erfolg fort. Bei einem solchen Scharmützel bei dem Dorfe Schrotdorf entging Moritz nur dadurch der Gefangenschaft, daß das Pferd des Ackerbürgers Georg Myhe, der ihm hart zusetzte, strauchelte. Sein Stallmeister und ein Reiter wurden neben ihm erschossen. Auch auf der Elbe wagten die Magdeburger manchen kühnen Ausfall. Als der Strom von seiner Eisdecke frei war, ließ der Rath zwei starke Jagdschiffe erbauen und mit Söldnern bemannen. Mit diesen und 22 kleinern Fahrzeugen unternahm der Obrist-Lieutenant Hans Winkelbrecht aus Cöln am 7. März gegen Abend einen Zug stromaufwärts nach Schönebeck, versenkte die dort versammelten Schiffe der Feinde, überfiel das Dorf Elbenau und kam mit Gefangenen, unter ihnen ein sächsischer Hauptmann, und mit Beute unversehrt wieder heim. Dem folgten andere glückliche Unternehmungen, besonders auf Plätze, wo Vor-

räthe gelagert waren, welche man nun in die Stadt führte. Am 14. April kam es zu einer förmlichen Schiffschlacht auf der Elbe, wo die Städter gleichfalls siegten, und Churfürst Moritz von dem Ufer aus mit großem Aerger die Niederlage der Seinigen ansah. Dagegen befahl er nun, den Strom zu sperren. Auf dem Agneswerder bei der Neustadt bauten die Belagerer eine Schanze, schlugen Pfähle in das Flußbett, durch starke Bäume mit Ketten verbunden; hinter dieser Schranke lagen drei bewaffnete Schiffe; eben daselbe geschah oberhalb der Stadt bei Buckau. Um die Einschließung zu vollenden, errichtete man zu den vier verschanzten Lagern noch zwei neue: am 6. März bei dem Rottersdorfer Teiche, die andere bei der Steinkuhlen. Diese war noch nicht fertig, als die Magdeburger herausbrachen (18. März), über 250 Schanzgräber erschlugen und 130 Soldaten nebst ihren Führern gefangen in die Stadt brachten.

Um die Ausfälle zu verhindern, oder doch zu beschränken zogen nun die Belagerer eine Verbindungslinie von dem Lager bei Buckau bis an die Neustadt. Diese, ein tiefer Graben mit einem Wall von doppelter Mannshöhe, umschloß demnach Magdeburg auf drei Seiten. Ausfälle über die Elbebrücke auf das Ostufer des Stroms verhinderte die Schanze bei Buckau. Vierundzwanzig Fähnlein Fußknechte hielten diese Schanzen beständig besetzt. Nun begann auch aus den Schanzen der Belagerer das Feuer der Geschütze mit der größten Heftigkeit wieder. Besonders die Kirchen nahmen sie zum Ziel ihrer Kugeln, und am häufigsten schossen sie Sonntags nach denselben, wenn die Einwohner dort zum Gottesdienst sich versammelten, um recht viele auf einmal zu tödten. Doch war der Schaden nur selten erheblich. Dagegen brachten auch die Magdeburger die Geschütze auf ihre hohen Thürme und bestrichen von da aus die Stellungen der Feinde. Zumal der nördliche Thurm der Jacobikirche wurde diesen gefährlich. Dort hielt der Büchsenmeister Andreas Kritzmann, der seine Geschütze am trefflichsten zu richten verstand. Da man nun damals den Feind nicht mit einer Masse von zahllosen Kugeln zu überschütten und zu zerschmettern suchte, sondern sein Pulver sparte und auf die Sicherheit des Schusses sah, so hatte solch ein erfahrener, einzelner Zielschütz hohen Werth. Man hat dem Kritzmann nachgerechnet, daß er bis zum 6. März, wo ihn ein herabfallender Stein erschlug, nach und nach in der Neustadt an 400 Menschen und 70 Pferde mit

seinen Kugeln tödtete. Auch von dem hohen Domthurm ward das Lager zu Buckau hart getroffen. Jedoch gaben sich auch die Belagerer wiederum alle Mühe, diese und ähnliche Thürme durch starke Batterien niederzuwerfen, was auch zum Theil gelang. Der Jacobithurm wurde vom 10. Februar an zuerst aus sieben dann zwölf großen Karthaunen beschossen. (An einem Tag erhielt er einmal 447 Kugeln.) Jetzt brach die Spitze. Man nahm sie in der Nacht auf den 20. Februar ab, brachte die Geschütze tiefer herab und deckte den Thurm mit Wollsäcken. Als endlich auch dieser Theil auf das Kirchendach zusammenstürzte, richtete man weiter unten neue Schießscharten ein und setzte das Feuer fort, bis zum Ende der Belagerung.

Während der Reichstagsabschied (am 13. Februar 1551 bekannt gemacht) noch strengere Maßregeln gegen das rebellische Magdeburg bestimmte, begann Churfürst Moritz mit ungemeiner List seine tiefangelegten Pläne zu verfolgen. Damit man es nur für möglich zu halten vermag, daß sich der so kluge und aufmerksame Kaiser, dem überdieß so viele Mittel zur Hand waren, alle diplomatischen Ränke in Europa zu erforschen, so lange über solch ein verwegenes Unternehmen gegen seine Oberherrlichkeit täuschen konnte, muß man den eigenthümlichen Gegensatz zwischen ihm und seinem Liebling Moritz etwas näher beachten.

Kaiser Karl V. war ein vollendeter Staatsmann, erfüllt von einem großen, glänzenden Ideale. Das Kaiserthum wollte er nicht zur Puppe werden lassen, zum Nürnberger Hanswurst, den einige ehrgeizige Fürsten zur Vermehrung ihrer Rechte, Unterthanen und Einkünfte nach Belieben handhaben. Nach dem hohen Begriffe des Mittelalters sah er im Kaiser noch das Haupt der Christenheit und den Schirmherrn der vereinten abendländischen Kirche. Karl verkannte nicht, daß dieses Kaiserthum auf das Reich und die Nationalität der Deutschen, als seiner rechtmäßigen Grundlage, sich stützte; indem er es aber hier innerhalb der ursprünglichen — nicht der seit kaum einem halben Jahrhunderte künstlich gemodelten — Rechtsformen und zwar gerade durch deren strenge Aufrechthaltung, in alter Hoheit zu befestigen trachtete, erblickte er aber auch zugleich in ihm — nach der alten, allgemeineren Ansicht — das ideale Verbindungsmittel seiner Erbstaaten: Spanien, Neapel, Sicilien, Sardinien, Niederlande und was er noch als Erzherzog von Oesterreich und sonst in Italien

besaß, und dann, was sein Bruder als König von Ungarn und Böhmen — zu dem noch Mähren, Schlesien und die Lausitz gehörte — beherrschte. Eben dieselbe hohe Ansicht hegte Karl von der Kirche. Keineswegs verkannte er das, was sich seit Jahrhunderten in ihren Zuständen zu ihrem eigenen Verderben gewendet hatte. In seinem Rechte als Schirmherr gedachte er, sie an Haupt und Gliedern und allen innern Verhältnissen, in Würde, Reinheit, und wahrer Einigkeit wieder herzustellen. Deßhalb drang er mit solchem Eifer auf die Berufung eines allgemeinen Concilium, denn in ihm mußte er das durch das Herkommen geheiligte Versöhnungsmittel, die Möglichkeit einer wahrhaften Reform erkennen. Behielt er sich selbst einen gewissen Einfluß auf dieses Concil vor, so geschah es, um alle Machinationen abzuwenden, die dessen Bestimmung zu vernichten droheten. Er war seiner Beziehung nach streng rechtgläubig katholisch, wollte aber deßwegen sich nicht etwa als ein Vasall des Papstes betrachten lassen, sondern wußte eben so gut der Curie gegenüber seine Rechte als Kaiser und die Verpflichtungen zu wahren, die er vermöge dieser Stellung für Erhaltung der Reichsfreiheit hatte, als er in Deutschland die alte Kircheneinheit vor der Zertrümmerung zu beschützen versuchte.

So großartig Karl V. in seinen Ansichten war, so klug und erfahren benahm er sich in der Behandlung der Staatsgeschäfte. Hier sah man kein Schwanken, kein feiges Zaudern, kein Jagen nach einem eitlen Erfolge, dessen Glanz in wenigen Tagen wieder erbleicht. Karl trug stets das volle Bewußtsein dessen in sich, was er beabsichtigte, und ging unverzüglich und entschlossen an dessen Ausführung mit Beachtung der vorhandenen Mittel. Aus dem Briefwechsel, den er mit seiner Schwester, der weisen Maria, seinem Bruder Ferdinand und dem Kanzler Granvella führte, ersieht man zur Genüge, wie klar in der Anschauung aller Staatssachen, wie umsichtig, gründlich und scharfsinnig in der Erwägung derselben stets der Kaiser zu verfahren pflegte. Was in den sorgfältigsten Berathungen mit seinen Räthen endlich beschlossen war, wurde ihm nochmals vorgelegt und nach genauer Durchsicht begleitete er die Berichte mit seinen kurzen Bemerkungen. Er selbst blieb undurchforschlich Fremden gegenüber, seiner Vertrauten waren Wenige, aber gut gewählt. Die Instructionen an seine Gesandten äußerst bestimmt, die Gegner, besonders Frank-

reich überwachend. So stand der Kaiser oftmals nur allein zwischen den wüthenden Parteien, die an Anmaßung, List und Gewaltthat sich überbietend, das Reich gänzlich zerrüttet haben würden, wenn nicht Karl die Kräfte dieser Parteien gegen einander abwägend und gebrauchend, mit Klugheit vermittelnd, zuweilen ihren besondern Interessen nachgebend, — an denen die Menschen um so eifriger sich zu hängen pflegen, je unbedeutender sie dem Verständigen erscheinen — sein hohes Ziel fest im Auge, stets das eigentliche Rechtsverhältniß im Reiche wieder herzustellen bemüht gewesen wäre.

Solcher rastlosen Anstrengungen im Staatsleben, zwischen weiten Reisen und den Mühen des Feldlagers, unterzog sich Karl V. mit einem, seit langen Jahren kränklichen Körper, fast stets von empfindlichen Schmerzen gepeinigt. Daher wohl auch seine düstere Lebensweise. Erfreute er sich auch an einem guten Tisch, wie man erzählt, so aß er doch allein und schweigend, im Trunke höchst nüchtern, kaum daß ihm die Späße seiner Hofnarren ein flüchtiges Lächeln zu entlocken vermochten. Aeußern Prunk und Festlust verschmähete er gänzlich. Dagegen arbeitete, sann und betete er häufig in seinem einsamen Zimmer. So daß den Teutschen jener Zeit, wo jeder Fürst den andern durch Pracht und glänzenden Aufwand, wie durch massenhafte Verschwendung bei Gastmählern und Festivitäten zu überbieten suchte, jenes Kaiserleben fast unheimlich erschien.

Ein ganz anderer Mann war Moritz von Sachsen. Den plagten weder hochfliegende Ideale, noch Gewissenszweifel. Dafür verstand er das Nächstliegende mit großem Geschicke zu ergreifen und für seine Zwecke recht praktisch zu behandeln. Jung und gewandt, kräftig am Leib, frühzeitig durch Kriegsthaten berühmt, war er eben ein so begünstigter Freund bei den schönen Frauen an fremden Höfen, als er sich daheim tapfer bei den wüsten Trinkgelagen und als ein gewaltiger Jäger in seinen Forsten hervorthat. Von der Religion sprach er ziemlich gleichgültig und erwähnte in Briefen scherzend, daß er sehr wenig bete. Unter dieser Oberfläche aber barg Moritz einen kühnen Sinn, eine jede Unternehmung fähige Thatkraft. Schon die Art, wie er in seinen Gebieten eine geordnetere Staatsverwaltung einzuführen suchte, um alle Verbesserungen sich bekümmernd, nicht einmal die Schulen vernachlässigend, konnte darauf hinweisen. Seine geheimeren Staatsangelegenheiten betrieb er größtentheils selbst, nur

zuweilen einen vertrauten Sekretär beiziehend. Niemals erfuhren seine Räthe den ganzen innern Zusammenhang irgend einer Unterhandlung oder sonst eines Unternehmens. Seine wichtigen Staatsschriften vertraute er keinem Archive an, sondern seine Frau bewahrte sie ihm in einer wohlverschloßnen Truhe. — Gerade ein solcher Mann aber konnte dem Kaiser gefährlich werden, wenn er ohne jede Bedenklichkeit die bestehenden Verhältnisse benützend, gegen ihn sich zu erheben unternahm.

Ein Charakter, wie ihn Karl V. besaß, wird in seiner Erhabenheit von den Zeitgenossen nur selten verstanden, zumal bei uns. Man spricht zwar davon, daß die Nation der Teutschen im Idealen zu wandeln pflege, das wirkliche Leben über sie vergessend. Allein leere Träumereien, seyen sie auch mit den spitzfündigsten Subtilitäten aufgeputzt, zeigen noch nicht von einem idealen Streben, welches gerade dahin trachtet, das geistig Wahre und Schöne innerhalb der vergänglichen, menschlichen Verhältnisse zu verwirklichen und darzustellen. Schon damals pflegte man in Teutschland eine ideale Größe in *gewissen* Kreisen der Gesellschaft, auf eine recht armselige Weise zu beurtheilen, besonders wenn durch deren Hervortreten in der That eine Menge kleiner Interessen verletzt wurden.

Das mußte auch Kaiser Karl V. entgelten, der, bis jetzt stets Sieger auf dem Schlachtfelde, wie bei den Staatsverhandlungen gar Vielen im Wege stand, so daß sie sich nicht nach Belieben ergehen konnten. Da beurtheilte ihn nun Jeder nach seiner Weise, das hervorhebend, was ihn am meisten verdroß. Geistliche Fürsten waren erzürnt, daß der Kaiser seine Uebermacht nicht zu dem Zertreten der Protestanten benützte, deren Theologen sahen aber in ihm den Vorkämpfer des Antichrist. Daß er das Reichssiegel seinem Granvella übertrug, welcher allein ihm zuverlässig erschien, nahmen die Fürsten insgesammt übel.[1] Daß Karl von den abendländischen Reichsstädten, welche die Schmalkaldischen Bundesgenossen so bereitwillig mit ihrem Gelde unterstützt hatten, Straffummen erhob, um *einen Theil* seiner Kriegskosten zu decken — sie betrug 6 Millionen Gulden —, hieß Habgier. Daß er den Teutschen das Reislaufen verboten, und die Werbungen

[1] Dem Granvella warf man vor, daß er kein Altadlicher und nicht einmal ein Teutscher sei. Er war aber zu Ornans in Hochburgund geboren, und Burgund am 23. Juni 1548 als Reichskreis erklärt.

der freien Hauptleute speciell für Frankreich — dem Reichstagsbeschluß gemäß — mit aller Schärfe unterdrückte, nannte man Schonungslosigkeit. Wenn Fürsten und Herrn ihn mit kleinlichen Gesuchen und besondern Begünstigungen — Zölle, freies Kloster- und Stiftungsgut u. dgl. — angingen, was mit seinen Ansichten über die Verfassung und das Wohl des gesammten Reichs unverträglich war, und er ihnen, von dem Augenblick gedrängt, eine ausweichende Antwort gab, schrien sie über die Zweideutigkeit des Kaisers. Selbst, daß er in den Reichsstädten den politischen Einfluß der Zünfte aufhob, daß die Spanier in seinem Gefolge, ihrer Volksart gemäß, sich stolz und hochmüthig benahmen, gab neue Anklagspunkte. Doch solche Urtheile der Zeitgenossen sind, wie schon gesagt, natürlich. Nur zu verwundern ist es, daß dieselben von manchen Geschichtschreibern noch in unsern Tagen nachgesprochen werden. [1] Zwei Dinge jedoch waren von ernsterer Beschaffenheit. Die verlängerte Gefangenschaft des Landgrafen Philipp von Hessen beleidigte die Fürsten. Dazu kam, daß die Umstände seiner Gefangensetzung nicht klar waren. Fiel irgend eine Zweideutigkeit dabei vor, so war der Kaiser wenigstens in keinem Falle zu beschuldigen. [2]

[1] Vgl. in dieser Hinsicht: Ranke's Geschichte der Deutschen im Zeitalt. d. R. V. p. 111 und 113. — Der hochberühmte Geschichtschreiber zieht auch den Muth des großen Kaisers in Zweifel (a. a. O. p. 107): „Denn wiewohl natürlicher Weise eher zaghaft, so daß er wohl in seinem Zimmer vor dem leisesten Geräusch erschrecken konnte — liebte er doch das Handwerk der Waffen ꝛc.“ (Karl, der von seinen Kriegsobersten gerade wegen der Waghalsigkeit getadelt wurde, mit der er sich in das tiefste Schlachtgetümmel begab; vgl. z. B. P. Jovii historiae sui temp. Basil. lib. XXXIV. p. 649 und p. 657.)

[2] Vgl. über das ganze Ereigniß A. Menzel a. a. O. III. p. 187—203. Entscheidend ist die Erklärung der Churfürsten Joachim und Moritz, welche beide die Unterhandlung mit Philipp auf sich genommen hatten, vor dem Reichstag zu Augsburg (1550): „Sie wüßten den Kaiser in dieser Sache mit nichten zu beschuldigen, daß an Vollziehung der abgeredeten Capitulation bei Sr. Majestät ein Mangel jemals gewesen. Gleichwohl seien in diesen Sachen allerhand Bei- und Nebenhändel vorgefallen, anfangs mit Sr. Majestät, ehe dieselbe aus dem Feldlager bei Wittenberg vorgerückt, dann mit Sr. Majestät Räthen, welche ganz geheim und enge geschehen. Und könnte hierin wohl zugetragen haben, daß in Mangel und Unverstand der Sprachen mit Sr. Majestät Räthen allerhand Mißverstand erfolgt sein möchte.“ (Die Frage drehete sich nämlich nur um ein Wort: ob dem Landgrafen die Freiung vom ewigen oder einigem Gefängniß zugesagt sei; Karl V. beharrte dabei, nur das erstere versprochen zu haben).

Kaiser Karl V. fühlte es wohl, daß ihm keine lange Lebensdauer mehr bestimmt war. Sind aber die innern Verhältnisse einer Nation so unglücklich oder verderbt geworden, daß dieser trübe Zustand das Wesen und die Gestalt eines Herkommens annimmt, so vermag menschliche Macht und Weisheit, sie nicht auf einmal zu verändern. Es bedarf einer consequenten Leitung der Völker, einer langdauernden Durchführung des erkannten bessern Princips, damit dieses mit neuer Lebenskraft die Wirklichkeit durchdringe, bis der Neubau zur unwidersprechlichen Thatsache wird.

Auch Karls großer Entwurf zur Reform der Kirche, des Kaiserthums und des Reichs, damit dieses wiederum der erste Staat der Christenheit und deren Schutz und Schirm werde, konnte nur auf die genannte Weise gedeihen. Daher sein Successionsplan. Ihm sollte im Kaiserthum sein Bruder, der römische König Ferdinand folgen, diesem Philipp, Karls Sohn, und dann erst Maximilian, Ferdinands Sohn die erhabene Würde erhalten. Das war ein unglückliches Vorhaben. Der römische König fühlte sich gekränkt für seinen trefflichen Sohn, der von der Reichsnachfolge fast ausgeschlossen blieb, und entfremdete sich seinem kaiserlichen Bruder, welcher bis jetzt dessen festeste Stütze; während es Don Philipp nicht gelang, sich bei den Teutschen beliebt zu machen. Das Düstere seiner Gemüthsart, später so unheilvoll für Spanien und die Niederlande, war nicht zu verkennen.

Mit ungemeiner List und Gewandtheit benützte Churfürst Moritz die genannten Verhältnisse, um sein Unternehmen gegen den Kaiser vorzubereiten. Da er jedoch, wie berichtet, Schreibereien möglichst vermeidend, die wichtigsten Dinge häufig in Unterredungen persönlich oder durch Vertraute betrieb, so kennt man nur einzelne Züge aus diesen Machinationen. Der römische König Ferdinand, dem sich Moritz sehr zu nähern gewußt hatte, sah in ihm einen tapfern Kriegsgenossen und fröhlichen Gefährten. Eben so ging er den jungen Maximilian an, um ihn in seinem Widerwillen gegen den Successionsplan zu bestärken (vgl. Ranke a. a. O. V. p. 205). Dann befragte er die beiden Söhne des gefangenen Landgrafen, was sie wohl zur Befreiung ihres Vaters thun würden. Mit dem Markgrafen Albrecht von Kulmbach war er längst verbunden. In der Mitte Februars 1551 vermittelte Heideck, sein geheimer Unterhändler, eine Zusammen-

kunft mit dem Markgrafen Johann von Cüstrin. Dieser, grundehrlich, ein entschiedener Anhänger der Augsburger Confession, wie er allein unter den Fürsten zu Augsburg gegen das Interim offen sich erklärt hatte, traf mit dem Churfürsten in Dresden zusammen. Unter dem Namen der Vertheidigung der Religion und der teutschen Freiheit ersuchte er den Fürsten, der auch zusagte (Vertrag am 20. Februar) ihm mit dritthalb tausend Pferden im Nothfall zu Hülfe zu kommen.

Am schwierigsten schien die Stellung des Churfürsten der Krone Frankreich gegenüber. Dort war auf König Franz I. (gest. 1544), dem geschwornen Feinde des Kaisers, sein Sohn Heinrich II. gefolgt. Franz I. war zwar leichtsinnig und ausschweifend, voll von phantastischen Plänen gewesen, zu deren Ausführung ihm die Dauerhaftigkeit mangelte, jedoch auch lebendig und thätig. Dieser Heinrich II. aber, der schwache Gemahl der Maria von Medici, selbst beschränkt und unbedeutend, glich seinem Vater nur in der schonungslosen Verfolgung der Protestanten in Frankreich. Heinrich II. war in den Händen der Montmorency, deren Haus, ohne innere Bedeutung, seit Jahrhunderten einen großen Einfluß zu bewahren wußte, und der Guisen, dieses jüngeren Zweiges des Lotharingischen Herzogshauses, der seine hochfliegenden Entwürfe auf die Vertheidigung des strengsten Katholicismus zu gründen suchte. Daher das sonderbare Schwanken in der Politik dieses Königs, der einerseits die alten französischen Occupationspläne, allein möglich durch Zerrissenheit und Demüthigung des Reichs, verfolgte, und deßhalb als Beschützer der Protestanten in Teutschland auftrat, in andern Fällen aber sich zum Beschützer der alten Kirche aufwarf. Bereits waren geheime Unterhandlungen in Genua, Venedig und andern Orten Italiens angesponnen; um dem Hause Oesterreich Feinde zu erwecken, mit den Türken, um sie zum Bruch des Waffenstillstandes mit König Ferdinand zu bewegen. Offen hatte Heinrich II. erklärt, daß er sich der widerrechtlich in Gewahrsam gehaltenen teutschen Fürsten annehmen werde. Hier die Gefahr für Churfürst Moritz. Denn wenn sein Vetter Friedrich wieder frei würde, so war für jenen bei der Anhänglichkeit der Unterthanen für ihren alten Gebieter, welche durch die rührende, edelmüthige Weise wie er die Gefangenschaft ertrug, nur vermehrt werden konnte, Alles zu fürchten. Hier mußte man zuvorkommen. Wahrscheinlich schon im Juli 1550 wurden die ersten Unterhandlungen mit Frankreich an-

geknüpft (vgl. Ranke a. a. O. V., p. 206 f.). Obgleich sich das Nähere bei der heimlichen Verfahrungsweise des Churfürsten kaum errathen läßt.

Auch der Krieg mit Magdeburg mußte geendigt werden. Denn so lange dieser dauerte galt Moritz den protestantischen Predigern nur für einen Holofernes, Herodes, Achab oder dergleichen. Auch Markgraf Johann drang auf diese Beendigung (27. März 1551). Der Churfürst ließ nun wirklich durch seinen Heydeck und den Magdeburger Stadtsecretär Heinrich Merkel Eröffnungen machen. Abgeordnete gingen hin und wieder. Am 3. Mai war Merkel in der Neustadt Magdeburg bei Moritz, der dort eingetroffen. Der Churfürst gab die schönsten Versicherungen; er wollte durchaus nicht das Verderben der Stadt, obgleich sie wegen ihres Benehmens gegen ihn wenig Schonung verdient habe, sie solle bei der Erhaltung der Augsburger Confession geschützt werden, er selbst wolle ja für den Protestantismus Leben, Land und Leute aufopfern. Allein die augenblicklichen Bedingungen, welche Moritz vorschlug, waren die früheren kaiserlichen Artikel, die er allerdings nicht aufgeben durfte, ohne sich selbst bloszustellen; die Magdeburger Geistlichkeit traute dem Apostaten — wie sie ihn nannte — nicht. So zerschlugen sich die Unterhandlungen, welche bis zu dem 2. Juli fortdauerten.

Das war dem Churfürsten schwerlich sehr unlieb. Denn eben die Fortdauer der Belagerung gab ihm ein Mittel, sein Heer, ohne Verdacht zu erregen, zusammenzuhalten und zu vermehren. Um nun auch den Protestanten Genüge zu thun und sich Magdeburg für den Nothfall zu sichern, so griff er zu der verruchten Maßregel, welche in neuern Zeiten zu der hohen Politik gehört, zu dem Schein-Kriege.

Da die Magdeburger, unbekannt mit solch tückischfeinen Ränken, selbst auf das Aeußerste entschlossen, den Kampf rücksichtslos fortsetzten, so mußten viel tapfere Männer wegen dieses falschen Spiels das Leben verlieren. [1]

[1] Ein geschickter Oberfeldherr, welchen die närrischen Leute für einen ehrlichen Mann halten, kann hier Viel leisten. Daß man die Bundesgenossen, wenn sie im Kampfe, wegen unübersteiglicher Hindernisse im Stiche läßt, die Lebensmitteltransporte möglichst verzögert, den von ihnen geschlagenen Feind durchschlüpfen läßt rc., sind verbrauchte Kunstgriffe. Aber seine eigenen besten Truppen in eine unfruchtbare Stellung beordern; die Unteranführer, welche es ernstlich meinen, an-

Bei der Belagerung von Magdeburg ließ sich diese Art Kriegsführung, welche den Alten gänzlich unbekannt geblieben war, leicht anordnen. Man brauchte nur alle richtig zusammengreifenden Maßregeln zu vermeiden, mit den Belagerungswerken nicht vorzurücken, so daß das Beschießen ziemlich unwirksam blieb — auf ein Paar Thürme mehr oder weniger in der Stadt kam es nicht an; — und die kleinen Angriffe vor sich gehen lassen, wie sie einzelne Anführer unternahmen, so konnte die Belagerung keinen Fortgang gewinnen. Die Magdeburger, welche von ihren hohen Thürmen die Heranrückenden stets wahrnehmen und der Zahl nach abschätzen konnten, kämpften meistens mit großem Vortheil, oder zogen sich im Nothfall unter ihre Wälle zurück, deren Geschütze die im freien Felde stehenden Gegner widerstandlos niederwarfen. Besonders erlitten die Edelleute im Belagerungsheere, welche die Sache ernstlich nahmen, auf diese Weise bedeutende Verluste. In einem Gefechte unweit des Siechenhofes (am 31. Juni) wurden 27 derselben und 40 Pferde getödtet. Markgraf Johann selbst warnte den Churfürsten (Brief vom 4. Junius, bei Ranke, a. a. O. p. 227) den Schein nicht zu weit zu treiben. Doch wollte auch er nichts von der Aufhebung der Belagerung wissen.

Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig war mit seinem Sohne in das Lager zu Buckau gekommen, um den Krieg mit anzusehen. Ihm zu gefallen ließ Markgraf Albrecht von Kulmbach am 1. Juli einen Angriff machen. Es rückten 200 Doppelsöldner, 300 Hakenschützen und 300 Reiter aus, um die Städter herauszulocken. Der magdeburgische Feldposten zog sich bis an das Sudenburger Thor zurück. Jetzt riefen die Glocken des Doms und zu St. Johann die Bürger und Söldner auf die Wälle, Reiter und Hakenschützen brachen aus dem Thor hervor und bei dem Siechenhofe und Kloster Bergen entspann sich ein heftiger Kampf, der von 2 Uhr Nachmittags bis 5 Uhr währte. Die Belagerer wurden wie ge-

rennen lassen, damit sie ohne Unterstützung verderben; erst anzugreifen, wenn die Feinde alle Vorkehrungen getroffen haben, oder die zum Angriff bestimmten Truppen so zu disponiren, daß sie nicht zur rechten Stunde zusammentreffen können ꝛc., das erfordert schon mehr Feinheit. In der Schlacht ist es schon sehr erfolgreich, wenn man die Reserv-Munition nicht auf den Flügel sendet, der im Feuer steht, sondern auf den andern, der seine Stellungen ruhig behauptet. — Der teutsche Holstein-Feldzug ist hier sehr unterrichtend, auch der Fall von Kars lehrreich.

wöhnlich geworfen; denn die Unterstützung aus den benachbarten Schanzen kam zu spät. Der Herzog von Braunschweig, bei dem Angriff auf die magdeburgischen Hakenschützen, mit dem Roß gestürzt, entging kaum der Gefangenschaft. Beinahe 300 Mann von den Angreifern blieben todt auf dem Platze liegen. Unter ähnlichen Gefechten verging die Sommerzeit bis Ende des August.

Um diese Zeit nun waren die geheimen Anschläge des Churfürsten von Sachsen — die im nächsten Abschnitt näher zu bezeichnen — so weit gediehen, daß mit dieser Belagerung ein Ende gemacht werden mußte. Am 30. August kam Moritz wieder in das Lager vor Magdeburg. Sofort ließ er einen vorläufigen Waffenstillstand verkündigen und sendete den Freiherrn von Heydeck, der in der Stadt gar wohl bekannt war, nebst dem Kanzler Christoph Arnold an den Rath in Magdeburg mit milden Vergleichsvorschlägen. Die übrigen Stadtgewalten überließen es dem Rath allein, die Unterhandlungen zu pflegen. Am 9. September beschied der Churfürst eine Deputation des Raths, der Bürgerschaft und der Besatzung zu sich in das Lager, besprach sich mit ihnen auf das huldvollste, beruhigte ihre Bedenklichkeiten und versicherte, jedem der Abgeordneten die Hand reichend, daß er alle Zusagen treulich erfüllen werde. Auch der kaiserliche Commissarius erschien und versprach seine Verwendung bei dem Kaiser. Da die Magdeburger zunächst auf Bewahrung der Augsburger Confession und auf Erhaltung ihrer Freiheiten und alten Privilegien bestanden, so ließ sich der Churfürst dieselben am 28. September auf dem Landtage zu Wittenberg durch die Magdeburger Abgesandten vorlegen, sah sie durch und verhieß, die Stadt bei denselben zu beschützen. Am 9. October kamen die Magdeburgischen Abgeordneten vom Landtage zurück, am 11. October wurden die Präliminarien zwischen Moritz und der Stadt abgeschlossen und man fing an, zwischen Magdeburg und dem Lager zu verkehren. Noch immer hegte der Rath Bedenklichkeiten, da er dem Churfürsten mißtraute, und ihm gänzlich unbekannt geblieben war, daß derselbe schon am 5. October auf der geheimen Versammlung der Verbündeten zu Lochau feierlich verheißen hatte, mit der Stadt den Vertrag so zu schließen, daß sie bei der Augsburger Confession und allen Freiheiten, Privilegien und Gütern erhalten bleibe. Denn die Verbündeten, der Gefährlichkeit ihres Unternehmens gegen den Kaiser wohlbewußt, wollten sich in

Magdeburg für den schlimmsten Fall einen Rückhalt und Zufluchtsort sichern. Erst als am 3. November Heydeck wiederum in die Stadt kam, und deren Abgeordneten Tags darauf in der Schanze bei der Steinkuhlen erschienen, ward am 4. und 5. October der Vertrag von beiden Seiten unterschrieben und besiegelt.

Der Kaiser hatte den Churfürsten Moritz durch ein Schreiben vom 1. October beauftragt, der langen und erfolglosen Belagerung, zu deren Betreibung die Reichsstände nicht mehr beisteuern wollten, auf die eine oder andere Art, ein Ende zu machen, der kaiserlichen Ehre und Reputation unbeschadet. Einige Ermäßigungen der früheren Forderungen waren dabei namentlich zugestanden. Dieses gab nun Moritz die erwünschte Gelegenheit, die schon erwähnten Unterwerfungs-Artikel auf eine sehr eigenthümliche Weise zu interpretiren. Etwas Aehnliches war damals wohl kaum noch vorgekommen (jetzt nennt man es diplomatische Erläuterungen).

Die Ergebung auf Gnade und Ungnade und fußfällige Abbitte (Artik. I.) war gewendet; mit der Annahme der Capitulation falle jegliche Ungnade weg, die Stadt bleibe bei allen Gerechtsamen, Freiheiten und dem Herkommen, für alle Einwohner mit Einschluß der Geistlichkeit und des Kriegsvolks trete volle Amnestie ein. Gegen das fußfällige Abbitten protestirte die Stadt, weil darin eine Anerkennung läge, daß sie, ihren Glauben vertheidigend, pflichtwidrig gehandelt habe; die Sache wurde hinausgezogen und später ganz beseitigt (erst durch Ferdinand I., J. 1562). — Der Art. IV.: Vollziehung der letzten Reichsabschiede, ward so gedeutet, daß er sich blos auf weltliche Angelegenheiten beziehe, wodurch die Annahme des Interim wegfiel. Den Art. III.: Unterwerfung unter die Beschlüsse des Reichskammergerichts, nahm Magdeburg zwar an, jedoch mit einer Verweigerung der Beiträge zur Erhaltung desselben, weil die Stadt früher dieselben nicht bezahlt habe.[1] Auch gegen das Schleifen der Festungswerke, Art. X. — protestirte die Stadt auf das äußerste, während der Kaiser darauf bestand, daß nach dem Urtheile

[1] Man sieht, bis zu welchem Unverstand sich schon die „Spießbürgerei" — jetzt Kleinstaaterei — ausgebildet hatte, dieses Bestreben, für sich jeden kleinen Vortheil zu suchen, für die Wohlfahrt und die Erhaltung des großen Ganzen aber möglichst wenig beizutragen, obgleich mit dessen endlichem Zerfall auch die Zwerg-Existenz aufhört.

des Erzbischofs (Johann Albert) Magdeburg nur im Gehorsam gehalten werden konnte, wenn man ihm seine Feste breche. Moritz war, seinen besondern Zwecken gemäß, für die Erhaltung, und Ferdinand I. ließ später auch dieses fallen. Wir werden sehen, wie verhängnißvoll diese Bestimmung wurde. — Den Artikel XII., die Straffumme betreffend, hatte schon der Kaiser selbst auf 50,000 fl. und Auslieferung von zwölf Geschützen gemildert. Davon erhielt Churfürst Moritz für alle seine aufgewendeten Kriegskosten 25,000 fl., das Magdeburger Domkapitel, welches den Schaden des Erzstifts weit über eine Million anschlug 10,000 fl., das Halberstädter 5000 fl. Durch Bitten waren neuerlich noch 10,000 fl. abgedrückt worden; anstatt der zwölf Geschütze erhielten die beiden Churfürsten eine angemessene Geldsumme. — Der Artikel V., daß Magdeburg keinen Feind des Kaisers hegen, sondern sie verfolgen sollte, ward dahin erklärt, daß dieses auf die (zum Theil geächteten) Grafen und Herrn, die sich gegenwärtig in der Stadt befänden, keine Anwendung fände. Der Artikel IX. verlangte das Oeffnungsrecht in der Stadt für den Kaiser; dieses wurde für die Zeit des Friedens (!) bewilligt. Die übrigen Artikel auf ähnliche Weise gedeutet, wobei sich Moritz möglichst Einfluß sicherte. Doch mußte Magdeburg sämmtliche Gefangene ohne Lösegeld freigeben, sein Kriegsvolk entlassen, sächsische Besatzung einnehmen, und die beiden Churfürsten nebst dem Erzbischof als seine drei, gleichmäßig berechtigten Herrn, anerkennen. — Erst späterhin zeigten sich noch verschiedenliche Nachwehen. Wie erst die Klagen des Erzbischofs, des Domkapitels und anderer Herrn vor das Kammergericht kamen, mußte Magdeburg nicht nur alles unbewegliche und bewegliche geistliche Eigenthum, welches es an sich genommen, unbedingt wieder herausgeben, sondern noch sehr bedeutende Entschädigungssummen bezahlen (dem Domkapitel 50,000 fl. und weiteres für die in Sudenburg zerstörten Domherrnwohnungen): ingleichen die Güter und Rechte auslösen, welche Karl V. bereits Andern verliehen hatte (der Churfürst von Brandenburg z. B. verzichtete auf solche Rechte 23. Juni 1554 erst gegen Erlegung von 45,000 fl., wofür er zugleich die confiscirten Magdeburger Gelder und Güter in seinem Lande wieder freigab 2c.). — Das darf nicht auffallen, denn es ist allgemeiner Gebrauch, sich um das Wohl eines kleinen Staats nicht mehr zu kümmern, wenn die Zeit sich ändert.

Am 7. November zogen die Söldner ab (noch 2000 Fußknechte und 130 Reiter, welche Moritz sofort durch den Herzog von Mecklenburg in seinen Dienst nehmen ließ und sie vorläufig nach Thüringen sendete, bis ihr Sold vollständig bezahlt sei. An demselben Tage rückten fünf Fähnlein Sächsisches Volk ein, dem am 9. noch zehn andere folgten. Dann ritt Churfürst Moritz selbst in die Stadt, empfing auf freiem Markte, wo die Räthe, Ausschüsse und Bürger versammelt, die Stadtschlüssel. Als der sächsische Kanzler, Dr. Mordeisen, die Einleitungsrede zur Huldigung begann und sagte: „nachdem sich nun die Stadt ergeben", fiel der Syndikus, Dr. Levin von Emden ihm in die Rede und rief: „vertragen und nicht ergeben". Worauf der Churfürst: „ja vertragen, soll auch vertragen sein und bleiben", und ließ durch den Kanzler dann erklären, daß er sich gnädig gegen die Stadt verhalten und mit ihr für Gotteswort Alles wagen werde. Hierauf erfolgte die Huldigung für den Kaiser und, nach dessen Willenserklärung, ebenfalls für den Churfürsten Moritz, welchen die Bürgerschaft so lange als ihren Herrn anerkennen solle, bis der Kaiser sie an einen andern verweisen würde. Dann nahm Moritz selbst, das Haupt entblößend, von Rath und Schöppen sehr freundlich den Handschlag der Treue. Am 15. November begab sich derselbe nach Wittenberg, nur fünf Fähnlein Fußvolk und zwei Schwadronen blieben in der Stadt, ein Fähnlein in der Zollschanze. Das übrige Belagerungsheer zog nach Erfurt und Mühlhausen ab, um dort zu lagern, bis es seinen rückständigen Sold erhalten habe.

Einen kleinen Strauß hatte Moritz noch mit der Magdeburger Geistlichkeit zu bestehen gehabt, die ihn früher wegen seines Abfalls von der wahren Religion mit den auserlesensten Schmähungen überhäuft hatte. Deßhalb wurden die geistlichen Herrn Nachmittags den 13. November vor die sächsischen Räthe beschieden, um mancherlei strenge Ermahnungen anzuhören, die sie sich aber gerade nicht zu Herzen nahmen. [1] Was wollte der Churfürst mit Leuten beginnen,

[1] Als nun die sächsischen Räthe die geistlichen Herrn wegen ihrer Schmähungen gegen den Churfürsten in Schriften, Briefen und Versen, daß er von der wahren Lehre abgefallen und Magdeburg wegen seines Glaubens angegriffen, tadelten; ihnen vorhielten, daß sie thörichter Weise vorgäben, wie nur von ihnen das Wort Gottes lauter gepredigt werde, und daß ohne sie das Evangelium untergegangen wäre; und sie dann zur Sanftmuth und Verträglichkeit und zur Fürbitte für den

die fest überzeugt waren, daß die glorreiche Behauptung des wahren Bekenntnisses, bewährt durch die Vertheidigung dieser unüberwindlichen Glaubensburg (des Bethuliens in Sachsen, wie sie die Stadt nannten), zunächst von ihren eigenen Predigten und Gebeten abgehangen habe?

So zerging die erste Belagerung Magdeburgs ohne ein wichtiges Ergebniß, wie es vielleicht Manchem scheint; jedoch von großer Bedeutung für die nächste Zeit, und von weit größerer für spätere Jahre. Wir werden dieses sehen. Das Verhängniß weiß die ausgestreuten Samen zu bewahren, bis es sie in rechter Zeit zur Reife bringt.

Kaiser und den Churfürsten ermahnten, das Eifern gegen das Tridentiner Concil untersagten und ihnen anempfahlen, vielmehr Gott zu bitten, daß durch dasselbe eine christliche Vereinigung zu Stande komme, warf sich der Prediger zu St. Ulrich, M. Nicolaus Hahn, als Vertheidiger seiner Amtsbrüder mit merkwürdiger Unbescheidenheit auf und schloß seine Erklärung: die hiesigen Geistlichen würden für das Concilium nicht anders bitten, als daß Gott dessen Beschlüssen steuren möchte; denn Christus und Belial hätten keine Gemeinschaft mit einander und ersterer würde sicherlich verdammt werden, käme er vor dieses Concilium der Hohenpriester und Pharisäer. — Die sächsischen Räthe über diese Aeußerungen betroffen, theilten sie ihrem Gebieter mit. Dieser jedoch hatte schon früher den Geistlichen erklärt, daß er nicht so wie sie, seinen Affekten nachhängen werde, ließ die Sache beruhen und verlangte blos die Ausweisung des Dr. Erasmus Albertus: „der es zu grob gemacht, daß es billig kein Bauer leiden sollte". Vgl. Hoffmann a. a. O. II, p. 305—306. — Vgl. auch Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte Bd. XVI, IV, 4 und 9.

V.

Magdeburg und der Religionsfriede.

Die langwährende Belagerung Magdeburgs hatte alle Augen in Teutschland auf sich gezogen. In vielen protestantischen Kirchen hatten die Prediger in ihren Gebeten die göttliche Macht um Beistand für die bedrängte Stadt angerufen. Die unerwartete Ausdauer derselben, die Kunde von so manchen glücklichen Gefechten, wo die Feinde vor den Wällen Magdeburgs plötzlich zerstoben zu sein schienen, richteten Viele auf, welche nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldischen Kriegs an ihrer Sache zu verzagen begannen. Gingen doch Sagen im Volke von himmlischen Erscheinungen, welche bei den Ausfällen der Belagerten vor ihnen herzogen und für sie den Kampf entschieden. Zumal die geheimnißvolle Art, wie dieser Krieg sich endigte, erregte die Gemüther, weil sie jede Auslegung gestattete. Da die Bedingungen des Friedens so günstig für die Stadt gegen den ungemeinen Kriegsaufwand der Angreifer (von den spätern Entschädigungszahlungen wußte man noch nichts), da sie mit denselben auf gleichem Fuß verhandelt, und die Zurückweisung des Interim erzwungen zu haben schien, so deuteten jetzt die Prediger auf Magdeburg, als ein glorreiches Beispiel, was Glaubensfreudigkeit und christlich begeisterte Tapferkeit vermöge.

Auch über den Churfürsten Moritz begann die Volksstimme bei den Protestanten sich zu ändern. Es verbreitete sich — man wußte nicht woher — die Meinung, Moritz sei der eigentliche Herr des Schmalkaldischen Kriegs, er der wahre Sieger bei Mühlberg. Wenn dieser jetzt, von der wahren Religion erleuchtet, sich gegen das Interim und den Kaiser erheben würde, so müsse alle Macht Karls V. an diesem neuen Glaubensschilde zersplittern. Unterdessen verabsäumte Churfürst Moritz Nichts, um seine gefährlichen Unternehmungen in

das Werk zu setzen. Dabei hinterging er seine Bundesgenossen eben so gut wie den Kaiser.

Auf dem Tag zu Torgau (Mai 1551), wo mit dem Churfürsten wiederum Markgraf Johann, dann Markgraf Johann Albrecht von Mecklenburg und Wilhelm von Hessen, des Landgrafen ältestem Sohne, zusammentraf, lenkte er die Aufmerksamkeit darauf, wie viel Geld manatlich die Aufstellung eines Heeres zur Vertheidigung der Religion bedürfe. Er schlug vor, an Frankreich und England sich deßhalb zu wenden. Dieses ward genehmigt, und der Freiherr Friedrich von Reiffenberg ging sofort mit einer, von sämmtlichen Fürsten untersiegelten Instruction nach Paris. In dieser ward hervorgehoben, welche Gefahr allen Fürsten, zunächst Frankreich, von der zunehmenden Uebermacht des Kaisers und des Hauses Oesterreich drohe; deßhalb müsse man sich gegenseitig unterstützen; dazu verlangten sie von Frankreich Subsidien, wogegen sie versprachen, dem Kaiser nicht gegen den König beizustehen; auch wäre es gut, wenn Karl in den Niederlanden von dem König beschäftigt würde. — Man sieht, daß Moritz die Gewissen seiner Bundesgenossen noch etwas schonen mußte, während er mit Frankreich ohne Zweifel das Weitere schon verhandelt hatte. Den jungen König von England, Eduard VI., ging er als einen christlichen König an, der in der wahren Religion unterrichtet, verpflichtet sei, sie gegen ihre gänzliche Unterdrückung zu beschützen.

Nichts konnte wohl dem Französischen Hofe erwünschter seyn, als jener Antrag, der es möglich machte, den großen Gegner mit Hülfe der Reichsfürsten zu überwältigen. Doch mußte man jetzt einen Schritt weiter thun. Schon die Antwort, welche Reiffenberg zurückbrachte, sprach kaum mehr von einem Schutzbündniß gegen des Kaisers Uebermacht, sondern von einem offenen Angriff auf denselben. Noch deutlicher erklärte sich Johann von Fresse, Bischof von Bayonne, der bald darauf als französischer Gesandter nach Teutschland kam. Bei den Berathungen siegte die Ansicht: man müsse das Haus Oesterreich demüthigen, und deßwegen den Kaiser in den Niederlanden, dem Herzen seiner Macht, angreifen, alle Anhänger Oesterreichs in Teutschland aber sofort niederwerfen.

Da gingen dem grundehrlichen Markgrafen Johann endlich die Augen auf. Als er sah, daß weder von einer Vertheidigung der

Augsburger Confession die Rede sei, noch irgend eine Pflicht gegen Kaiser und Reich gewahrt werde, trennte er sich von den Verbündeten. Diese setzten die Unterhandlungen mit Frankreich allein fort.

Moritz und sein Anhang forderte von dem König eine Kriegshülfe von 100,000 Kronen für jeden Monat. Dieser verlangte dagegen die zu dem Reiche gehörigen Städte Metz, Tull (Toul), Verden (Verdun) und Kambrik (Cambray) besitzen zu dürfen. Dieses wurde gewährt. Daß die Fürsten die Bedingung hinzufügten, Heinrich II. solle diese Städte nur als „Reichsvicar" inne haben, erscheint doch nur als eine schlechte Verhüllung des Verraths an dem Reiche. Nun trat aber der französische Gesandte noch mit der Forderung hervor: der König solle berechtigt sein, alle geistliche Fürsten des Reichs in seinen Schutz zu nehmen, weil sie mit ihm eines Glaubens seyen. — Das wagte der Churfürst nicht einzuräumen, denn diese Forderung, eines der wichtigsten kaiserlichen Rechte antastend, bedrohte zugleich die ganze Reichsverfassung. Ja die Fürsten stellten dagegen auf: alle diejenigen, welche sich ihrem Vorhaben widersetzen würden, wegen dieser Treulosigkeit gegen das gemeinsame Vaterland mit Feuer und Schwert zu verfolgen; ein Satz, welcher bei dem Ausbruch des Kriegs reiche Beute von den geistlichen Besitzungen verhieß; jeden Gegner durch den Schrecken niederwerfend. Widerstrebend willigte endlich der Gesandte ein. So kam am 5. October 1551 auf dem Schlosse Lohe ein vorläufiger Vertrag zu Stande. Darin sprach der Churfürst von der Vertheidigung der wahren Religion und der Ehre Gottes,[1] besonders aber viel von der „tyrannischen Höhe bestialischer Knechtschaft", unter dem das geliebte Vaterland und die teutsche Nation erliege — wie denn jederzeit die Politik den Namen der edlen Freiheit mißbrauchte, um die Volksstimme zu verführen. Schließlich wird gesagt, da der König von Frankreich sich gegen die Teutschen in dieser Sache nicht nur wie ein Freund, sondern wie ein liebreicher Vater verhalte, so würden sie ihm dieses während der Zeit ihres Lebens gedenken, keinen zum Kaiser erwählen, der ihm nicht angenehm sei, und wenn er selbst ein solches Amt annehmen wolle, ihm mehr als Andern Gefallen tragen. (Vgl. Menzel a. a. O. III,

[1] Am 22. Juli 1551 ließ dagegen Heinrich II. das neue Blutedikt zur nachdrücklichsten Verfolgung der Protestanten in Frankreich entwerfen, bekannt gemacht ward es am 2. September desselben Jahrs.

p. 412—417.) — Um sämmtliche Schwierigkeiten zu beseitigen ging Markgraf Albrecht von Culmbach, der nicht in dem Bündnisse war, nach Paris, wo er, von Schärtlin eingeführt, unter einem falschen Namen sich am Hofe aufhielt. Unter dem 15. Januar 1552 ward auf dem Schlosse Chambori der Vertrag von Heinrich II. unterzeichnet und beschworen.

Kaiser Karl V. ahnete Nichts von diesen giftig schleichenden Ränken, die ihn niederwerfen sollten. Papst Julius III., welcher das gute Verhältniß mit dem Kaiser herzustellen suchte, hatte das Concilium zu Trident wieder zusammenberufen (eröffnet am 31. August 1551). Karl V. hatte sich nach Insbruck begeben, um der Kirchenversammlung näher zu sein, von welcher er die Wiedervereinigung der Christenheit erwartete. — Auch von protestantischen Fürsten trafen nach und nach Abgeordnete ein. Die Truppen, welche gegen die Schmalkaldner standen, waren theils entlassen, theils nach Ungarn und Italien entsendet worden. Hier droheten neue Verwicklungen, wegen der Ansprüche der Farnese auf Parma, deren sich Frankreich annahm. Kaiserliche und französische Truppen waren schon im Herbst 1551 aneinandergerathen. Auch Suleymann II. drohete, ungeachtet des fünfjährigen Waffenstillstands, wieder loszubrechen, da König Ferdinand Siebenbürgen besetzte.

Nun bedurfte Churfürst Moritz einer geschickten Demonstration, um die Gemüther auf sein Handeln vorzubereiten. Don Philipp war bereits nach Spanien zurückgekehrt und mit der Successionsfrage nicht viel anzufangen. Einen geeigneten Vorwand bot die harte Gefangenschaft des Landgrafen Philipp, um die sich Moritz früher sehr wenig gekümmert hatte. (Vgl. Menzel a. a. O. III., p. 420 n. 2.) Schon im October 1551 reisten die Gesandten der Churfürsten von Brandenburg in Sachsen herum, und luden die Fürsten zu einer Versammlung nach Augsburg ein. Dort sollten sie sich zu einer Fürbitte bei dem Kaiser wegen des Landgrafen vereinigen: dessen Gefangenschaft sey die Sache aller teutschen Fürsten; werde er nicht erledigt, so müßten sich beide Churfürsten ihrer Zusage gemäß, selbst den beiden jungen Landgrafen in Haft stellen. Zahlreich versammelten sich die Abgeordneten der Fürsten von beiden Confessionen oder diese sendeten doch zustimmende Schreiben ein. Die Fürbitte fand kein Gehör. In der That konnte sich auch Moritz in

den Ansichten des ihm vertrauenden Kaisers nicht so täuschen, daß er etwa eine Gewährung erwartet hätte. Kannte doch Karl V. den aufbrausenden, höchst wankelmüthigen Charakter Philipps von Hessen, der ihn jeder theologischen Einrede preis gab. Und wie vermochte sich der Kaiser etwa auf ein Treuwort desselben zu verlassen? Hatte doch auch Herzog Ulrich von Würtemberg tags darauf, als er sich ihm unterworfen hatte, vor Notar und Zeugen gegen alle beschwornen Zugeständnisse feierlich protestirt! Der politische Lehrsatz, den man insgemein eine Erfindung des Jesuiten-Ordens nennt: „der Zweck heiligt die Mittel" war damals schon längst bekannt und von ganz anderen Leuten geübt. In dieser Hinsicht ist es nun besonders lehrreich, im Einzelnen zu sehen, wie Moritz die Täuschung des Kaisers bis auf den letzten Moment fortzusetzen wußte. Hier aber kann dieses kaum berührt werden. Die Truppen, welche Magdeburg belagert hatten, hielt der Churfürst unter dem Vorwande, daß er ihren rückständigen Sold nicht bezahlen könne, bei Mühlhausen und andern Orten Thüringens zusammen, wo sie den benachbarten Gebieten durch Rauben und Plündern nicht wenig beschwerlich fielen. Des jungen Georgs von Mecklenburg bediente er sich, deren Hauptleute zu bereden, und in sein Vorhaben zu verwickeln. Vergebens bemüheten sich Bevollmächtigte des Kaisers, das Geld zur Befriedigung dieser Truppen zusammenzubringen. Als Gerüchte von diesen Vorgängen nach Trident kamen, wollten die geistlichen Churfürsten in ihre Gebiete zurückkehren. Der Kaiser suchte sie durch ein Schreiben (vom 3. Januar) zu beruhigen. Er gesteht zu, daß ihm Gerüchte in Menge, aber ungewiß und einander widersprechend hinterbracht würden. Diese seien aber gewiß von den Widersachern erdichtet, und er vertraue auf Gottes Beistand, daß diese heimlichen Anschläge endlich an den Tag kommen und auf ihre Urheber zurückfallen würden. Denn es sei augenscheinlich, daß nach der Ergebung Magdeburgs in Teutschland sich alle Sachen friedlich ordneten, daß alle Churfürsten, Fürsten und Stände sich gehorsam erwiesen und kein Grund zu neuen Unruhen denkbar sey. Ueber den Churfürsten von Sachsen insbesondere sagt er: „Ueberhaupt hat Seine Lieb sich dermaßen gegen Uns erboten und vernehmen lassen, daß Wir, wo anders einige menschliche Treue und Glauben auf Erden, Uns billig Anderes nichts, denn allen Gehorsam und alles Gute zu Ihr ver-

sehen sollten, und je, wo Seine Lieb etwas anderes im Gemüth und im Herzen hätte, solches bei einem teutschen Fürsten vielleicht nie erhört worden. Da wir selbst teutschen Stammes und Herkommens sind, so können wir Uns nimmermehr überreden lassen, daß Seine Lieb mit dergleichen Anschlägen umgehe." [1]

Churfürst Moritz, in dessen geheimen Schreiben sich keine Spur von Bedenklichkeiten oder Gewissensbissen über sein Vorhaben findet, sondern vielmehr ein spöttischer Stolz, daß er den alten, siegreichen Helden doch wohl noch überwinden werde, bestellt sich eine Wohnung in Insbruck, um sich zum Kaiser zu begeben und sendet zugleich zwei seiner vertrauten Räthe voraus, um ihn an der bayerischen Gränze, unweit Landshut zu erwarten. Im Januar schickt er Melanchthon und zwei andere Theologen im Rufe der bewährtesten Redlichkeit einstweilen nach Nürnberg voraus, mit einem Beglaubigungsschreiben an das Concilium, in welchem er mit ungemeiner Frömmigkeit spricht. Der Churfürst macht sich sogar auf den Weg; zwar in kleinen Tagreisen, weil er an Seitenstechen leide, kehrt aber bald wieder um, mit seiner Krankheit sich entschuldigend. Dagegen treffen zwei Botschafter von ihm wirklich in Trident ein, wo sie mit großer Anmaßung gegen den Papst und die römische Kirche auftreten.

Während so auf dem Concil die Verhandlungen auf die unnützeste Weise verwirrt und hingezogen worden, mehren sich die Gerichte von einem Bündnisse Frankreichs mit teutschen Fürsten. Der Churfürst von Trier reist ab (16. Februar), der von Mainz am 11. März. Jetzt ruft auch Moritz seine Botschafter von Trident, seine Theologen von Nürnberg, zurück. Als am 7. April endlich die Kunde von dem Ausbruch des Kriegs anlangt, beginnt die allgemeine Flucht; doch erst am 28. April wird das Concil auf 2 Jahre förmlich vertagt.

Auf den 1. März hatte der Churfürst Moritz seine Landstände nach Torgau berufen. Er trug ihnen vor, daß er wegen seiner Verpflichtungen gegen die Söhne des Landgrafen sich genöthigt sehen

[1] Ueber den Magdeburger Frieden konnte sich Karl V. nur deßwegen täuschen, da ihm die näheren Bedingungen von Moritz sorgfältig verheimlicht worden waren. — Jene Worte des Kaisers in dem Schreiben vom 31. Januar verurtheilen den Churfürsten aber für immer in der Geschichte als doppelter Verräther, gegen das Haupt des Reichs und den väterlichen Freund.

werde, nach Hessen zu gehen; sein Bruder August werde den Schutz des Landes übernehmen und es sei nothwendig, wegen der Abwehrung der Gefahren, die vielleicht dem Lande drohen könnten, sich vorläufig zu berathen. Die Landstände aber, durch solche Worte nicht getäuscht, gehen in ihrer Erwiederung auf die Sache geradezu ein, rathen dem Churfürsten von seinem Beginnen, dessen Gefahren sich voraussehen ließen, dringend ab und erinnern ihn an den Gehorsam, den er dem Kaiser schuldig sey; („so würde ein solches Vorhaben gegen den Kaiser dem Churfürsten bei Allen, hohen und niedrigen Standes, zu höchster Verkleinerung, zum Nachtheil seiner Reputation und zu seinem und seiner Unterthanen endlichen Verderben gerathen, und so lange ein Stück vom Hause Sachsen stehen würde, nicht vergessen werden. Zudem habe man aus Erfahrung der Schrift und der gegenwärtigen Zeiten, welcher Gestalt Gott der Allmächtige die Unterthanen, die sich ihre Obrigkeit zu bekriegen eingelassen, oder sonst in zeitlichen Sachen sich ungehorsam bewiesen, hart gestraft habe, und wie bei denselben wenig Glück gefunden worden sei." — Noch nachdrücklicher war das Abmahnungsschreiben Melanchthons an den Churfürsten (vgl. Menzel a. a. O. III. 452—54).

An demselben ersten März richtete Moritz ein Schreiben an den Kaiser, in welchem er nochmals um die Befreiung des Landgrafen nachsucht. Dieses, sehr klug und gemäßigt abgefaßt, macht ganz den Eindruck, als sei der Churfürst nur durch äußere Verhältnisse zu dieser Bitte veranlaßt. „Da er den Kaiser," heißt es am Schluß, „nicht weniger, als seinen Vater liebe, so hoffe er ganz gewiß, derselbe werde sich mit unabschlägiger und allergnädigster Antwort vernehmen lassen." Ueberdieß war Karl V. selbst geneigt zur Freigebung des Landgrafen, um jedem Vorwande zu weiteren Unordnungen zu begegnen (nach einer Mittheilung des kaiserlichen Hofmarschalls, Wilhelm Böcklin an die sächsischen Landstände); Menzel a. a. O. III. p. 450.

Nach Verabschiedung des Landtags zieht der Churfürst sein Heer in Thüringen zusammen, an 20,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter. Ein Versuch, die churmainzische Stadt Erfurt zu überfallen, mißlingt. Zu Bischofsheim an der Rhön (am 23. März) vereinigt der junge Landgraf von Hessen seine Truppen mit ihm, den die Frankfurter abgewiesen hatten. Zu Rotenburg an der Tauber stößt Albrecht

von Culmbach mit 10,000 Landsknechten und 2000 Reitern zu den Verbündeten. In Eilmärschen rückten sie unter französischen Feldzeichen, nach Oberteutschland, zwei Manifeste vor sich hersendend, welche ihr Unternehmen gegen das Haupt des Reichs und das Bündniß mit Frankreich rechtfertigen sollten.[1]

Am 1. April lagert der Churfürst zu Oberhausen bei Augsburg. Die Patriciergeschlechte der alten Reichsstadt wollen an dem

[1] Das Manifest des Churfürsten ist, wie zu erwarten, listig und trügerisch, für den ersten Eindruck abgefaßt (und was hat denn überhaupt eine solche Proclamation Anderes zu bedeuten?), darin ist nun die Rede von der Unterdrückung der Augsburger Confession, durch geschwinde Pratiken, Listen und Anschläge; daß der Kaiser die Fürsten unter dem Vorwande der Religion und anderer Dinge gegen einander verhetzt habe, dann von dem Landgrafen, besonders aber von dem unerträglichen, viehischen, erblichen Servitut, Joch und Dienstbarkeit, wie bei anderen Nationen vor Augen, in welches Karl auch die Teutschen zu bringen suche. Daran schließen sich Drohungen: „Wer sich ihnen aber entgegenzusetzen gedenke, den würden sie mit Feuer und Schwert heimsuchen, und ihm für seine Untreue gegen ihr ehrbares Vorhaben und den Nutzen des Vaterlands, den verdienten Lohn geben.“ — Wenn aber nun Moritz es auch als einen Beschwerdegrund hervorhebt: daß von den Reichstägen die Botschaften fremder Potentaten „die dem Gegentheil in die Karte sehen und sich der teutschen Nothdurft annehmen konnten,“ unter erdichteten Vorwänden ausgeschlossen würden, so heißt dieses doch dem Menschenverstand zu viel zugemuthet. Worauf denn der Kaiser auch erwiederte: „Zu Friedenszeiten habe man keine französische Gesandte von den Reichstägen ausgeschlossen; wo aber die Franzosen vermeinen sollten, daß ihnen auch in Unfriedenszeiten müsse erlaubt werden, den Reichsversammlungen beizuwohnen, um ihre heimliche, untreue, geschwinde und gefährliche Pratiken zu treiben, das wäre ein unverschämtes Suchen und Begehren, das sie gewiß in ihrem Lande nicht würden vorgehen lassen.“ Das Manifest des Albrecht von Culmbach, den eigentlich sein alter Hader mit der Stadt Nürnberg und den Bischöfen von Bamberg und Würzburg zur Theilnahme bewogen hatte, ist so ungefüg, als ob er es selbst gemacht hätte. Unter den Gründen, die ihn zur Ergreifung der Waffen nöthigen, wird genannt, daß Jedem verboten sei, in die Dienste eines auswärtigen Fürsten zu treten und gegen das Haus Oesterreich und Burgund zu kämpfen; daß Louis de Avila, „ein verlogener Hispanischer Erzbube“, in der von ihm verfaßten Beschreibung des Schmalkaldischen Kriegs, welches Buch unter kaiserlicher Begnadigung herausgekommen, die teutsche Nation sehr unrühmlich behandelt habe, „als ob es eine barbarische unbekannte Nation ohne ehrliche mannhafte und adeliche Tugend wäre.“ Bei seinem Werke sei es gar nicht auf eigene Bereicherung, sondern der teutschen Nation Wohlfarth abgesehen. Sollte es aber dahin reichen, der Geistlichen Uebergewalt zu schwächen, so werde er doch nicht dazu helfen, die Gestifte auszurotten „und den Adel teutscher Nation hohen und niederen Standes seinen Unterhalt zu entziehen.“

Kaiser festhalten, jedoch die Bürger der Zünfte, Protestanten, erklären sich sofort für die Verbündeten. Am 4. April kömmt ein Vertrag zu Stande, kraft dessen die kaiserliche Besatzung abzieht, jedoch nur 4 Fähnlein der Bündischen eingelassen werden. Das Interim wird abgethan und die frühere Zunftverfassung wieder eingesetzt. Am 12. April rückten die Fürsten vor Ulm, mit der Aufforderung, gleichfalls ihr Unternehmen zu unterstützen. Allein Rath und Bürgerschaft wiesen nach gemeinsamem Beschluß das Begehren um Einlaß, oder um Geld und Munition zurück. Sofort schloß die getreue Stadt die Thore und führte ihre trefflichen Geschütze auf die Wälle. Einige ungeordneten Anfälle werden leicht zurückgeschlagen. Das kam den Fürsten sehr unerwartet. Da nun zugleich die Nachricht anlangt, daß auch Nürnberg, welches ihnen bei dem Zug durch Franken eine starke Geldsumme bezahlt hatte, um den Angriff abzuwenden, jede weitere Theilnahme verweigere, so entsteht Zwist in dem Lager. Nachdem das Ulmer Gebiet unmenschlich verwüstet worden war, trennten sich die Fürsten. Markgraf Albrecht zieht ab, um auf eigene Faust die reichen Klöster und Stifter Schwabens auszuplündern; der junge Landgraf Wilhelm und Georg von Mecklenburg rückten mit dem Hauptheer die Donau hinauf in den Hegau, um die französischen Hülfsgelder in den Empfang zu nehmen. Moritz folgte einer Einladung König Ferdinands nach Linz. Dieser, welcher seinem kaiserlichen Bruder sich wieder genähert hatte, vermochte, durch den Türkenkrieg selbst hart bedrängt, nicht augenblicklich dem Kaiser Beistand zu leisten. Es kam drauf an Zeit zu gewinnen. Bei der Unterredung (am 18. April) ward zwar nicht Viel entschieden, jedoch am 1. Mai ein förmlicher Abschied aufgerichtet, daß sie am 26. Mai sich wieder zusammentreffen und die übrigen Churfürsten nebst andern Bischöfen und Fürsten dazu einladen sollten. Von dem 11. Mai habe Waffenstillstand einzutreten. Ferdinand reiste zu seinem Bruder nach Insbruck, um das Weitere zu bereden.

Bei einem jeden solchen Unternehmen aber, wie das des Churfürsten von Sachsen, bringt Zögern das sichere Verderben. Denn es erlaubt den Unentschiedenen, sich wieder auf das rechte Verständniß der Dinge zu besinnen. Das begriff auch Moritz und er gedachte, durch einen verrätherischen Handstreich das Verlorene wiederum zu gewinnen. Als er zu Gundelfingen an der obern Donau

mit seinen Verbündeten wieder zusammentraf, nahmen sie den vierzehntägigen Waffenstillstand zwar an, bestimmten aber auf seinen Betrieb — die Meinung der französischen Gesandten ward nur vorgeschoben — ganz einseitig und heimlich, daß derselbe erst am 26. Mai zu beginnen habe. Am 12. Mai brach das Heer von Lauingen auf. Es handelte sich um nichts Geringeres als den Kaiser, seinen ganzen Hof und den Römischen König zu Insbruck durch Ueberfall gefangen zu nehmen. Alsdann ließen sich Bedingungen nach Belieben stellen.

Ueber Kaufbeuern und Füssen rückten die Verbündeten vor Reuti. Die Bewaffneten, welche die Zugänge zu vertheidigen versuchten, meistens Landvolk, wurden auseinander gesprengt. Allein der Ort selbst hielt sich, und es gingen bei dem Angriff (am 18. Mai) viele Leute verloren. Dagegen gelang es am folgenden Tage dem Georg von Mecklenburg, die Ehrenberger Klause zu erstürmen. Das hohe, auf steilen Bergen erbaute Bergschloß aber ward nicht gewonnen. [1] Die Besatzung der Klause, neun Fähnlein, wurden gefangen. Daß Ehrenberg zu dem Gebiete des Königs Ferdinand gehörte, mit dem Moritz in Frieden und Vertrag stand, kümmerte ihn wenig. Lag doch jetzt der — etwa zwei Tagmärsche lange — Weg nach Insbruck offen, auf dem seine Genossen siegreich vordrangen, während er selbst noch einen Tag lang durch die Empörung des Reiffenbergischen Regiments aufgehalten wurde, welches seinen Sturmsold forderte. Am 22. Mai erreichte er erst seine Verbündeten zu Zirl, Tags darauf zog er in Insbruck ein.

Bereits am 19. Mai war in Insbruck die Kunde von dem Anmarsche der Bündischen angelangt. Noch an demselben Abend um 9 Uhr brach Karl V. mit seinem Bruder und einem kleinen Gefolge auf. Die Nacht war kalt und schaurig, auf den Hochge-

[1] Bei den Befestigungen zu Ehrenberg hat man wohl zu unterscheiden: das eigentliche hohe Bergschloß, dessen Zugänge, nach alten Zeichnungen, so stark verschanzt waren, daß es durch einen Anlauf gar nicht genommen werden konnte; die Klause, d. h. zwei Mauern, welche unter dem Schloß das Thal durchschneiden, mit befestigten Thorthürmen, und die dem Schlosse gegenüberliegende Höhe, welche, obgleich sie die Klause beherrscht, nur schwach verschanzt war und daher von M. Georg leicht genommen wurde. Daß das Schloß nicht fiel, siehe in Hormayers Chronik von Hohenschwangau, citirt bei Ranke a. a. O. V, p. 244. — Die Bündischen hatten an sieben Stellen zugleich angesetzt, jedoch vergebens.

birgen lag noch die Schneedecke. Der Kaiser, an Gichtschmerzen leidend, war von seinen Soldaten in einer Sänfte über Matrai nach dem Brennerpaß getragen. Am andern Morgen folgte ihnen Johann Friedrich von Sachsen, seiner Haft erledigt, mit den spanischen Wachen, welche den Rückzug deckten. In Bruneggen hielt der Kaiser einige Rast. Denn anstatt von Mittenwald, wohin er von dem Brenner hinunter über Sterzing gekommen, die offene Straße über Brixen nach Trident einzuschlagen, hatte er sich seitwärts nach der obern Eisack gewendet. Dort liegt jenes Bruneggen, ein Schloß des Bischofs von Trident, den Weg zu den Anhöhen deckend, über die man in das Pusterthal hinunter steigt. Vielleicht wollte sich Karl V. lieber dem rauhen Hochgebirge, als den Städten der Menschen anvertrauen. Nachdem Ferdinand die wichtigsten Urkunden und Kleinodien in dem naheliegenden, sehr festen Schlosse Rodenegg geborgen hatte, machten sich die Brüder durch das Pusterthal auf den Weg nach Villach in Kärnthen. In den Engpässen dieses Thals senkt sich hart neben dem schmalen Wege der Abgrund, in welchem die Drau dahinbraust, oft thurmtief hinab, während links die Felswand unersteiglich steil sich erhebt. Wenige entschlossene Männer vermögen da eine Menge der besten Kriegsleute aufzuhalten, zumal wenn die Verbindungsstege der Straße abgebrochen sind. Die wenigen Felsenpfade rechts und links durch das Hochgebirge sind aber beim Schneefall nur für die kühnsten Bergsteiger gangbar. Weitere Verfolgung war unmöglich. Zwar öffnet sich bei Linz das Thal der Drau, aber auch dann war die Straße nach Villach durch die feste Oberdrauburg und die überaus starke Sachsenburg hinreichend gedeckt. Kaiser Karl befand sich daher zu Villach bald in vollständiger Sicherheit.

Man braucht daher auch gar nicht zu fragen, warum Moritz dem Kaiser nicht weiter nachsetzte, und warum er nicht länger zu Insbruck verweilte. Die gutmüthige Ansicht, daß er den von ihm auf den 26. Mai angesetzten Waffenstillstand nicht habe verletzen wollen, verräth gar zu wenig Menschenkenntniß. Gewiß wollte er die Erhebung des Tyroler Landsturms nicht abwarten. Denn in dieses Land kömmt man leichter hinein als wieder heraus. Nachdem er daher zu Insbruck das zurückgelassene Eigenthum des kaiserlichen Gefolges von seinen Söldnern hatte plündern lassen — nur

was Ferdinand gehörte, ward verschont — zog er sich eilig über Füssen aus Tyrol und führte seine Heere bis nach Eichstädt zurück. Die Stellung der Bündischen nördlich der Donau war unhaltbar geworden, da Augsburg ihren Antrag, eine Besatzung einzunehmen, zurückwies, bei dem Kaiser sich durch Gesandte entschuldigte und wiederum Treue gelobte. Obgleich nun alle fanatischen Thoren über die Flucht des Kaisers laut jubilirten, so war doch der schlechte Anschlag des Churfürsten von Sachsen gänzlich mißlungen. Nur die Erfolge des Königs von Frankreich konnten eine Veränderung bringen.

Der König Heinrich II. hatte seinem Kriegszuge ein Manifest vorausgehen lassen, ein Prachtexemplar von auserlesner, politischer Windbeutelei: aus göttlichem Antriebe habe er mit teutschen Fürsten einen Bund aufgerichtet, ungeachtet der großen, aufgewendeten Unkosten suche er für seine Person keinen Nutzen und Gewinn, sondern nur aus freiem königlichen Gemüthe wolle er die Freiheit der teutschen Nation und des heiligen Reichs fördern und die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit, in der sie versetzt wären, befreien. Sollte es aber einen verruchten Menschen geben, der sein Vorhaben zu hindern und dem Kaiser anzuhangen sich unterstände, den werde er mit Feuer und Schwert verfolgen und als ein todtes Glied von einem gesunden Körper abschneiden. [1] Auf dem Titelblatte dieses sauberen Sendbriefs sah man einen Freiheitshut — das Geschlecht der Capetinger sollte einstmals noch Weiteres von ihm erfahren — zwischen zwei Dolchen und ein wallendes Band mit der Aufschrift: Libertas.

Am 13. März brach Heinrich II. wirklich in das Reich ein, indem er die Reichsstadt Tull besetzte und sofort die Herzogin Christine, Karls V. Nichte, die als Wittwe des Herzogs Franz, im Namen ihres Sohnes Karl, die Regentschaft führte, derselben entsetzte. Der neunjährige Prinz ward nach Paris gebracht. Auch das feste Metz fiel, die Vormauer Teutschlands gegen Frankreich, wo einst Kaiser Karl IV. im Jahre 1356 die teutsche Reichsverfassung — goldene Bulle — erlassen hatte. Der Bischof von Metz nämlich,

[1] Da diese Proklamation ein recht brauchbares Verzeichniß der Redensarten enthält, durch welche seit jener Zeit Frankreich in Teutschland sich Gimpel fing, so vergleiche dieses königl. Sendschreiben bei Fried. Hortleder (Schmalk. Krieg II, p. 1290); im genauen Auszug bei Menzel N.-Gesch. der D. III, p. 464—469.

Robert Lenancourt, beredete Bürgermeister und Rath dieser guten Reichsstadt, den Franzosen den erbetenen Durchzug zu gestatten und verbürgte sich für deren friedliches Benehmen. Sobald aber die Thore geöffnet waren, bemächtigten sich die Franzosen derselben und besetzten die Verschanzungswerke: die Bürger wurden entwaffnet und vom Könige zur Huldigung gezwungen. Als sie Heinrich II. um Bestätigung ihrer Stadtfreiheiten baten, erwiederte er ihnen: er werde sie wie die Seinigen behandeln. Das war gerade nicht tröstlich. Denn seit Ludwig XI. hatten es sich alle Könige Frankreichs zur besonderen Aufgabe gemacht, die freie Entwicklung der Stadtgemeinden zu unterdrücken.

Vorsichtiger benahm sich die gute Stadt Straßburg. Sie verstärkte ihre Befestigungswerke und ließ sich weder durch freundliche Anträge noch durch Drohungen bestimmen, mit dem Reichsfeind irgend eine Gemeinschaft zu halten. Verdrüßlich besah sich der König von den nächsten Anhöhen die schöngelegene Stadt mit Erewins Meisterbau, und nachdem er zum Hohn Teutschlands seine Rosse im Rhein hatte tränken lassen, zog er nach Weissenburg an der Lauter ab. Die Gesandten der geistlichen Churfürsten und Anderer, die dort anlangten, wiesen alle Anträge zu einem Bündnisse zurück. Da nun die Kunde anlangte, daß der Churfürst anfange, sich zweideutig zu benehmen und daß aus den Niederlanden ein kaiserliches Heer unter Martin von Rossem in Champagne eingefallen sei, wendete er sich wieder nach Frankreich, indem er auf dem Rückwege noch die Reichsstadt Verden (Verdun) wegnahm und in Metz eine starke Besatzung legte. Dieses war der glorreiche Feldzug Heinrichs II., der sich auf dem von ihm zu Metz errichteten Triumphbogen den: Sacri Imperii Protector nannte. Und dennoch hat dieser freche König dem teutschen Reiche mehr abgewonnen, als alle seine Vorfahren. So viel vermag innerer Zwist und Verrath.

An dem angesetzten Tage, den 26. Mai, versammelten sich einige Fürsten, unter ihnen Herzog Albrecht von Bayern, zu Passau, andere sendeten ihre Botschafter dorthin. Tief waren alle von dem Gedanken durchdrungen, daß der Friede im Reiche, das von Frankreich und den Osmanen zugleich bedroht sei, um jeden Preis dauerhaft hergestellt werden müsse. Um sich frei berathen zu können, schloßen die Fürsten den König Ferdinand von ihren Besprechungen

aus, und theilten ihm deren Ergebnisse fertig mit, um sie dem Kaiser zu übermachen. Zwar machte die gleißnerische, hanswurstige Rede des französischen Gesandten le Fresse wenig Eindruck (vgl. Menzel a. a. O. III. p. 486 ꝛc.), wie denn auch im Abschied jede Einmischung Frankreichs in die Reichsverhältnisse ziemlich derb verworfen ward. Jedoch schritten die Verhandlungen nur zögernd weiter. Moritz bestand darauf, daß seine Beschwerden gegen den Kaiser wegen Rechtsverletzungen sogleich von den Fürsten geprüft und entschieden würden. Das konnten diese nicht zugestehen, weil hiezu nur die vollständige Reichsversammlung befugt war. Dagegen blieb auch Karl V. fest auf seinem Sinne. Noch am 8. Juli erklärte er, daß er sich zu Nichts verstehen werde, was seiner Pflicht und seinem Gewissen zuwider sei, möge auch Alles darüber zu Grunde gehen; lieber werde er Teutschland seinem Bruder Ferdinand überlassen, als sich dem Urtheile der Fürsten fügen, die er zu regieren habe. Mit besonderer Entrüstung wies er als Anmaßung zurück, daß man ihn an den Frieden mahne, den doch er nicht gebrochen habe.

Der bis den 3. Juli verlängerte Waffenstillstand war verflossen, ohne daß sich ein Ergebniß gezeigt hatte. Da gedachte Churfürst Moritz noch einmal, durch einen verwegenen Handstreich für sich eine erwünschte Entscheidung herbeizuführen. Seine Truppen hatte er schon früher nach Rotenburg ob der Tauber, dann nach Mergentheim verlegt. Jeden Verzug, um den König Ferdinand ihn bat, um dem Kaiser die letzten Friedensvorschläge persönlich vorlegen zu können, verweigernd, verließ er am 5. Juli Passau, eilte nach Mergentheim und brach nach Frankfurt auf. Auf dem Marsche stieß auch Markgraf Albrecht zu ihm, der unterdessen das Nürnberger und das bischöflich Würzburger Gebiet geplündert und verwüstet hatte. Vermochten sie nun diese reiche, wohlbefestigte Reichsstadt durch Ueberfall wegzunehmen, so gewannen sie einen starken Rückhalt in den Rheinlanden, bedrohten die geistlichen Churfürsten und ermuthigten die Franzosen, wiederum in das Reich einzufallen. Die Rauchsäulen, die aus brennenden Dörfern aufstiegen, hatten die Frankfurter und die Kaiserlichen, die dort unter einem Oberst auf dem Werbeplatz sich gesammelt hatten, längst gewarnt. Zwar schlug Moritz den ersten Ausfall bis an das Thor zurück und begann die Stadt aus acht Geschützen zu beschießen, die er dem Churfürsten

von der Pfalz abgedrungen. Aber nun antworteten die Frankfurter scharf von ihren Wällen. Dem Herzog Georg von Mecklenburg riß eine Kugel das Bein weg und er starb nach wenigen Tagen. Dem Churfürsten gaben die Frankfurter auf seine Aufforderung die herbe Antwort: er möge erst fromm werden und die Judasfarbe ablegen. Die Stürme aber auf die Stadt wurden blutig abgeschlagen.

Seit dem 1. April aber, wo die Bündischen vor Augsburg standen, hatte sich die Stellung des Kaisers wesentlich geändert. Damals erschien er gänzlich verlassen. Keiner von den Fürsten, die so oft seine Gnaden empfangen hatten, erhob sich für ihn. Die geistlichen Churfürsten und Andere, selbst von Feinden überzogen, vermochten es nicht. Auch Herzog Albrecht von Bayern fürchtete die angedrohte Verwüstung seines Landes. Ueberdieß war Karl V. von Geld entblößt, von den Niederlanden, dem Hauptsitze seiner Macht, getrennt. Einige Fürsten sollten schon an dessen Entsetzung von dem Reiche gedacht haben (s. Ranke a. a. O. V, 284). Doch hatte man die Kraft und die Hülfsmittel des alten Helden sehr unterschätzt. Zuerst hielten die großen Reichsstädte sich meistens treu. Sobald er einiges Geld aufgebracht hatte, wurden an sichern Orten (Ulm, Frankfurt, Regensburg ꝛc.) die Werbungen eröffnet, und die bewährten Hauptleute sammelten wieder ihre alten Mannschaften, Fußvolk und Reiterei. Ueber die Alpen zogen dem Kaiser einige Tausende versuchter Hakenschützen zu, Reitergeschwader aus Neapel. Auf die erste Nachricht von der Gefahr ihres Königs war eine Zahl der besten Großen Spaniens zu ihm geeilt, auf die Gefahr hin im Mittelmeere von den türkischen Kreuzern aufgefangen zu werden. Don Philipp sendete dem Vater eine Million Dukaten. So wuchs Karls Kriegsmacht von Tag zu Tag, und bald sollte sie wieder so drohend werden, wie nach der Beendigung des Schmalkaldischen Kriegs. Doch bei weitem wirksamere politische Hülfsmittel lagen dem Kaiser bereit. Johann Friedrich von Sachsen, höchst erbittert auf seinen Vetter Moritz, gelobte dem Kaiser auf das Neue seine Treue und erbot sich, unter der einzigen Bedingung, daß die Augsburger Confession nicht beeinträchtigt werde, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen. Geschah Dieses, so fiel ganz Chursachsen dem früheren, geliebten Gebieter zu und Moritz, dann ein geächteter Mann, wußte bald nicht mehr, wo er sein Haupt in Teutschland hinlegen

sollte. Ueberdieß gab es noch eine andere, gewaltigere Combination. Seit Jahren herrschte unter dem gesammten Adel, den Freiherren, wie den Lehensmannen der Fürsten, eine heimliche, gefährliche Gährung. Früher stark und angesehen durch ihre gesetzlichen Vereine und Bünde, sahen sie, seit dem allgemeinen Landfrieden sich vereinzelt, mehr und mehr bedrückt und bedroht. Sie bedurften nur eines Vereinigungspunktes, eines anerkannten Hauptes, um die Macht sämmtlicher Fürsten, welche sie als ihre gebornen Feinde ansahen, in kurzer Zeit zu zertrümmern.

Auch Markgraf Albrecht war solchen Ansichten nicht fremd, zumal durch seinen Haß gegen die geistlichen Fürsten. Obgleich er selbst, ein trotziger Kriegsmann und unruhigen Gemüths, für tiefgehende Pläne nicht geeignet schien, so darf man sie doch seinem ersten Rathgeber, dem Ritter Wilhelm von Grumbach zutrauen, welcher im Jahre 1567 den Versuch, dieselben durchzuführen, hart büßte (August von Sachsen ließ ihn aus Gnaden blos viertheilen). In der Hand des Kaisers lag es daher, durch einfachen Aufruf an die Städte und die Ritterschaft des Reichs (vorausgesetzt die Aufrechthaltung der Augsburger Confession) sämmtliche Fürsten auf einmal niederzuwerfen, die es jetzt unternahmen, über ihn zu richten. [1]

Als nun die Gesandten von Passau bei dem Churfürsten Moritz zu Frankfurt mit dem von dem Kaiser geänderten Friedensentwurfe eintrafen, zögerte er anfänglich. Dann, die Gefahr seiner Lage begreifend, unterzeichnete er (am 22. oder 29. Juli). Auch der Kaiser bestätigte den Vertrag, wie er ausdrücklich in einem Schreiben an seinen Bruder Ferdinand bemerkt, allein in Rücksicht auf die gefährliche Lage und das Bedrängniß der Lande desselben. Zuletzt ward der Friedensvertrag zu Passau von den anwesenden Fürsten und Botschaftern unterzeichnet (am 2. August).

Die Hauptpunkte des Friedensvertrags waren: Moritz entläßt seine Truppen, die in den Dienst des Königs Ferdinand treten;

[1] Ueber die damalige, schon früher begonnene Gährung des Adels, findet man jede Aufschlüsse in Jörgs „Deutschland in der Revolutions-Periode 1522 bis 1526." — „Ueber die politische Combination im Bauernkrieg 1525, wo Karl V. sich mit Beseitigung der Fürstengewalt zum Herrn des teutschen Reichs erheben konnte, wenn er die bestehenden Gesetze verletzen wollte, vgl. Bensen's Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken", besonders den Heilbronner Entwurf einer Reichsreform p. 551.

Landgraf Philipp wird der Haft entlassen, gegen Bürgschaft wegen seines fernerhin ruhigen Verhaltens; Niemand darf wegen seiner Religion bedrückt oder überzogen werden, bis zu dem bald einzuberufenden Reichstag, welcher die Religions-Frage in Teutschland für alle Zeit zu entscheiden hat; auch die Prüfung der Beschwerden, welche Churfürst Moritz vorgebracht hat, und die Bestimmung über dieselben ist erst auf diesem Reichstag vorzunehmen; die geächteten Hauptleute in französischen Diensten werden begnadigt, dürfen aber nicht mehr gegen den Kaiser dienen; allgemeine Amnestie; Zurückgabe aller Eroberungen.

In Teutschland hatte man jetzt Aussicht auf eine ruhigere Ordnung der Verhältnisse. Churfürst Moritz zog selbst nach Ungarn, ohne durch irgend eine Kriegsthat sich bemerkbar zu machen. Ueberhaupt war der Feldzug gegen die Osmanen sehr unglücklich. Heimgekehrt beschäftigte er sich mit Verwaltungsmaßregeln in seinem Gebiete. Landgraf Philipp fand zu seinem großen Schmerz, daß während der Haft die hessischen Bauern seine Wildbahnen verdorben hatten. Nur Markgraf Albrecht hatte den Vertrag nicht anerkannt und fuhr fort, in Franken und am Rhein zu rauben und zu verwüsten.

Im Innersten verletzt war Kaiser Karl V. Der Gedanke seines großen Lebens, für den er standhaft und rastlos gewirkt und gekämpft hatte, schien verloren. Hatten doch die Fürsten in einem Nebenvertrage zu Passau bestimmt und sich gegenseitig gewahrleistet: wenn auch auf dem nächsten Reichstag keine Vereinigung der Religion zu Stande käme, sollte der Friede unbedingt aufrecht gehalten werden. Wahrscheinlich hatte Karl V. schon damals, als er teutsche Fürsten unter französischen Feldzeichen gegen sich anrücken sah, mit sich abgeschlossen gehabt. Doch sollte es nicht in den Büchern der Geschichte heißen, daß unter ihm eine Stadt des Reichs verloren gegangen sei. Noch im Spätherbste brach er aus Schwaben mit einem starken Heere — 66,000 Mann — nach Lothringen auf. Am 20. November stand er vor Metz und die Belagerung begann mit dem äußersten Nachdruck. Der Kaiser selbst setzte sich jeder Gefahr aus und ertrug, obgleich krank, jede Beschwerde. Allein die Franzosen hatten Zeit gehabt, die Befestigungswerke ungemein zu verstärken, die Besatzung war zahlreich und Herzog Franz von Guise

vertheidigte die Stadt sehr tapfer, die zahlreichen Gefechte und Stürme, mehr noch die Seuchen, wie sie der Mangel und die Winterkälte hervorzubringen pflegt, rafften fast die Hälfte des Heeres weg. Am 2. Januar 1553 mußte die Belagerung aufgegeben werden. Nur mit bitterm Schmerz im Gemüthe zog Karl V. ab. In Teutschland sang man Spottlieder darauf.

Markgraf Albrecht hatte die geistlichen Churfürsten überzogen, in ihren Gebieten große Brandschatzungen eingetrieben und viel Beute an Klostergut gemacht. Dieses that er auf eigene Faust, denn mit dem Könige von Frankreich hatte er sich wegen der Soldzahlungen überworfen. Bei dem Zuge nach Lothringen mußte dem Kaiser sehr viel daran liegen, von einem solchen Gegner, der an 10,000 Mann zuverläßige Truppen befehligte, nicht durch Seitenangriffe beunruhigt zu werden. Der schlaue Bischof von Arras führte die Unterhandlung und Albrecht trat in Karls Dienste, wogegen ihm dieser die Besitzungen, welche der Markgraf den Bischöfen von Würzburg und Bamberg abgenommen hatte, förmlich durch eine Urkunde zusicherte. Als ihm aber, auf Klage des Bischofs, das Kammergericht seine Eroberungen absprach, führte er den Krieg nach gewohnter Weise fort. Wie ein wildes Wetter fuhr er durch das Land und seine Verwüstungen waren so schonungslos, daß Alles vor ihm in Furcht stand. In unglaublichen Eilmärschen, wobei er alle Beschwerden mit den Soldaten ertrug, war er bald in Nordteutschland, bald in Franken, bald am Rhein. Es mußte auffallen, daß der Kaiser ihn so glimpflich behandelte. In den Dekreten gegen Landfriedensbruch sah man den Namen des Markgrafen allein nicht genannt. Nicht ohne Absicht scheint Karl V. die Fürsten ihrer eigenen Zaghaftigkeit überlassen zu haben. Diese war aber auch so groß, daß die Fürstenversammlung zu Heidelberg zu keinem weiteren Entschluß kam, als daß sie sich gegenseitig die Neutralität garantirten, dieses aber, aus Besorgniß vor dem Markgrafen, kaum bekannt werden lassen wollten. Allmälig schien derselbe tiefergehende Pläne zu entwickeln. Jetzt als guter Protestant auftretend, knüpfte er Verbindungen mit den Seestädten, mit deu evangelisch Gesinnten in Böhmen, mit Johann Friedrich von Sachsen und Andern an. Churfürst Moritz, der gut wußte, wie wüthend ihn der Markgraf hasse, sah wohl ein, daß er vor allen Andern bedroht werde.

Dieser Verräther seines Kaisers und Teutschlands konnte nicht lange ruhig sich halten, ohne seine alten Ränke wieder anzuspinnen. Schon am Anfange Septembers 1552 erneuerte er wiederum seine Verbindung mit Frankreich. Dem Cajus de Virail, welchen Heinrich II. zu ihm, während des Kriegs um Metz, sendete, wiederholte er die alten Verheißungen: der König solle den Titel eines Reichsvicarius haben, ja bei der nächsten Kaiserwahl zu dem Haupte des Reichs erhoben werden, wenn er es wünsche, wogegen sich Moritz ein bedeutendes Jahrgeld und die Erhaltung seines Gebietes ausbedingte. Ja er erbot sich, wenn der König im nächsten Jahre in das Feld rücken würde, ihm 1000 Reiter und 12,000 Mann Fußvolk zuzuführen. Diese könne er ohne Verdacht aufbringen, da er nur vorzugeben brauche, daß er sich eines Angriffs von Seite seines Vetters, Johann Friedrichs, besorge. Diese Unterhandlungen dauerten längere Zeit, wozu der Churfürst sich des Vollrad von Mansfeld bediente (vgl. Ranke a. a. O. V, p. 321—323). Ja er soll sich vorbereitet haben, in die Niederlande einzufallen, um dort die kaiserlichen Truppen zu beschäftigen. Doch mußte vorher die Gefahr abgewendet werden, die ihm von dem Markgrafen drohete. Mit großer Gewandtheit wußte er alle die persönlichen Feinde Albrechts zu einem Bündnisse zu vereinigen, das aus sonderbaren Elementen bestand: da waren die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, dann Heinrich der jüngere von Braunschweig, bisher der schlimmste Verfolger der Protestanten, eben in blutiger Fehde mit seinen Städten und Rittern, und Nürnberg, wegen seiner Geldspende ersprießlich. Am 9. Juli 1553 trafen die beiden früheren Kriegsgenossen zu Sievershausen in der Lüneburger Haide aufeinander. Es war eine blutige, verzweifelte Schlacht. Bereits waren zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig und mehrere vornehme Ritter gefallen; der Sieg schien sich dem Markgrafen zuzuneigen, als des Churfürsten Besonnenheit und große Uebermacht an Reiterei für ihn entschied. Doch mitten im Reitergefecht erhielt er den tödtlichen Schuß, der ihn am zweiten Tag wegraffte. Mit ihm starb auch das Geheimniß seiner Pläne. Das Wahrscheinlichste ist es, daß er nach Verdrängung Karls V. bei der nächsten Kaiserwahl durch sein Uebergewicht zwischen den Königen Heinrich II. und Ferdinand entscheiden und für sich als Preis, den Rang eines römischen Königs erwerben wollte.

Als der Kaiser die Kunde von dem Tode des Mannes erhielt, der ihm so viel Leid zugefügt, saß er eine Zeit lang schweigend, dann der Zeit gedenkend, wo ihn Moritz seinen Vater nannte, rief er aus: o Absolon mein Sohn! Im Churfürstenthum folgte ihm sein Bruder August. Doch wurde dem Johann Friedrich noch Altenburg nebst einigen andern Aemtern zuerkannt. — Heinrich II., der versuchte, Kambrik (Cambray), die vierte Stadt, die Moritz ihm verheißen hatte, mit einem Heere von 40,000 Mann einzunehmen, mußte wieder abziehen.

Erst nach seiner Niederlage erklärte das Kammergericht den Markgrafen Albrecht in die Acht, was auch endlich der Kaiser bestätigte. Dennoch behauptete er noch einige Zeit lang das Feld, obgleich noch einmal am 12. September im Braunschweigischen durch große Uebermacht besiegt. Nur die Menge der Feinde hetzte ihn nieder. Schlug er sich in Nordteutschland, so fiel in Franken einer seiner ersten Plätze nach dem andern. Eilte er hierher zu Hülfe, so zerstörte Herzog Heinrich von Braunschweig seine Werbeplätze im Norden. Dem Kaiser hatte er den Dienst feierlich aufgesagt, worauf dieser das Mandat zur Ausführung der Acht erließ (18. Mai 1554). Noch einmal warf sich Albrecht mit geringer Macht nach Franken, wo eine Heerschaar der Seinigen das feste Schweinfurt gegen Nürnberger und Bischöfliche Truppen tapfer vertheidigte. Als er sah, daß diese Stadt, schon halb zertrümmert, nicht mehr zu halten sei, zog er ab, um sich nach Rotenburg zu werfen. Doch schon bei Schwarzach ereilten ihn die Feinde (am 13. Juni 1554). Er unterlag der Ueberzahl und sein Heer war gänzlich zersprengt. Mit einigen Getreuen flüchtete er nach Frankreich, jedoch ohne Dienste zu nehmen. Später kam er zu seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, wo er in Pforzheim ungestört und vergessen mit wenigen Dienern in Armuth lebte. Dort starb am 8. Januar 1557 der trotzige Enkel des Albrecht Achilles, 35 Jahre alt.

Wir sahen, daß der Kaiser im Herbste des Jahres 1552 noch einmal an der Spitze eines ihm ganz ergebenen Heeres stand, stark genug, um seine Gegner in Teutschland, jetzt rathlos, für sich besorgt und zwiespältig, vor sich niederzuwerfen und mit Gewalt zu erzwingen, was er auf so vielen Reichstagen vergebens erstrebt hatte. Karl V. machte nicht den geringsten Versuch. Er wollte das Reich

und die teutsche Nation jetzt sich selbst überlassen. Würde aber nun das Werk seiner hohen Gedanken, für das er Jahre hindurch gewirkt, gekämpft, gebetet hatte, jetzt zu Grunde gehen, so sollte dieses wenigstens nicht in seinem Namen, mit seiner Zustimmung geschehen.[1] Deßhalb überließ er durch ein offenes Ausschreiben die unbedingte Leitung und Bestätigung der Verhandlungen auf den nächsten, dem entscheidenden Reichstage ohne allem Vorbehalt dem römischen Könige Ferdinand. Nur daß er ihn in einem Briefe (10. Juni 1554) brüderlich ermahnte, Nichts gegen sein Gewissen zuzulassen.

Schon am 29. December 1554 kam König Ferdinand nach Augsburg, wohin der Reichstag ausgeschrieben war. Nur wenige Fürsten erschienen persönlich, unter ihnen die Herzoge von Bayern, von Würtemberg, von Savoyen, vier Bischöfe. Selbst die Abgesandten fanden sich nur zögernd und nicht einmal vollständig ein. Die Eröffnung konnte erst am 5. Februar 1555 geschehen. Klar, verständig und eindringend war der Vortrag des römischen Königs: „Es sei beschwerlich und kläglich, daß die, so Einer Taufe, Eines Namens und Glaubens, ja Einer Zunge und Nation, Eines Reiches und Gehorsams sind, sich in der Einigkeit desselben Glaubens, den sie von ihren Aeltern, von so vielen hundert Jahren her getragen, so gar jämmerlich von einander absondern und scheiden sollten. Noch weit beschwerlicher aber sei es, daß es bei einer oder zweierlei Theilung nicht bleiben, sondern mancherlei Secten und Spaltungen an manchen Orten sich regen, die ein jeder nach seinem Kopfe bestreiten oder verfechten wolle, wodurch Gott und sein heiliges Wort zum

[1] Die ganze politische Combination haben wir bereits wahrgenommen. Wie würde nun mancher Staatsmann unserer Tage gehandelt haben? — Dieser gab einige Concessionen, (hier die Proclamation der freien Uebung der Augsburger Confession), etwa mit einigen feinversteckten Vorbehalten, gab Johann Friedrich die Churwürde und sein Gebiet zurück, ächtete den sicherlich widerstrebenden Moritz, nahm den Markgrafen Albrecht und Heinrich von Braunschweig in seine Dienste, um mit einem starken Heere in Süd- und Nordteutschland alle Widerstrebenden zu zertrümmern, immer genug Truppen zur Deckung der Gränzlande gegen Frankreich übrig behaltend, erneuerte die alten Vereine des Reichsadels als ihr Oberhaupt, vermehrte die Privilegien der treuen Reichsstädte, einige Fürsten, z. B. Brandenburg waren durch gewisse Concessionen in Bezug auf geistliche Güter leicht zu gewinnen, die andern wegzuschaffen. Dann war Karl V. Herr des Reichs. Aber die Zugeständnisse? — das ließ sich bei Gelegenheit redressiren.

höchsten verunehrt, das Band christlicher Liebe zerrissen, und das gemeine, arme, unverständige Volk dermaßen in dem Gewissen ängstlich und irrig gemacht werde, daß gar bald unter demselben Niemand wissen werde, was er glauben und halten solle. Das Allerärgste aber werde nachfolgen, daß nämlich Viele in diesem Irrsale aufwachsen und vielleicht unter hohen und niedrigen Personen schon vorhanden seien, welche also in einem rohen und gottlosen Leben ihre Zeit verzehrten, daß sie weder auf Ehre noch Gewissen Acht haben. Es sei zu erbarmen, wenn diese löbliche Nation, die seit undenklichen Zeiten den Preis christlicher Zucht und Gottesfurcht vor vielen andern, und daraus alles Glück und Heil gehabt, jetzo in eine solche viehische Art gerathen sollte, daß es vor Zeiten bei den Heiden anders gewesen rc. Daß alle Bemühungen, diesen Jammer zu enden, bisher fruchtlos gewesen, käme nur daher, daß die, denen es zunächst zustände, hier vorzusehen sich gleichgültig zeigten, oder gar ihre eigennützigen Vortheile suchten." Ferdinand erklärte sich dann bereit, in jeden Vorschlag einzugehen, allgemeines (Concil oder Religionsgespräche) durch welche die Stände den Religionszwist zu endigen hofften, nur auf ein Nationalconcil könne er nicht eingehen, da dieses eine Neuerung sei. Zuletzt warnte er vor den Folgen der innern Empörung: von der Zerreißung und Knechtung Teutschlands durch seine auswärtigen Feinde.

So ernste Worte mußten tiefen Eindruck machen und die Reichsstände gingen jetzt mit allem Ernst an das Friedenswerk, denn ein Jeder sah ein, zu welchem Ende die längere Dauer des Zwiespalts in der teutschen Nation führen müsse. Allein bald zeigten sich bei den Berathungen unerwartete Schwierigkeiten. Daß eine jede der großen Parteien die Anhänger der alten Kirche — und der Augsburger Confession — ihre Religion, der Ueberzeugung gemäß, für die allein wahre erklären, und nur für sich die Hoffnung auf ewige Seligkeit in den Anspruch nehmen würde, ließ sich voraus sehen. Behaupteten die Protestanten: der Zutritt zu ihrer Confession könne ohne Verletzung der göttlichen Majestät nicht gehindert werden und Niemanden dürfe man von dem Himmelreiche ausschließen; so erwiederten die Katholiken: es gäbe nur e i n e n Glauben, den vormals Kaiser und Könige, Reich und Nation bewahrt hätten, mit Ausnahme der Abgefallenen; und indem sie auf das historische Erwachsen-

sein ihrer Kirche sich stützten, wiesen sie auf die falsche Stellung der Anhänger der Augsburger Confession hin, die sich bei ihren Glaubenslehren blos auf die Schrift beriefen und dennoch die Zwinglianer, Calvinisten und Andere von sich stießen, welche ebenfalls aus dem heiligen Buche die Beweise für ihre abweichenden Ansichten hernähmen. Zum Heil gereichte es, daß der bereits zu Passau ausgesprochne Grundsatz: der Friede müsse dauerhaft geschlossen werden, selbst wenn eine Vereinigung über die Religion nicht zu Stande komme, redlich festgehalten wurde. So war es gestattet, den unheilsvollen Streit über die verschiedenen Glaubenslehren, den ein solcher Versuch erneuern muß, auf spätere Zeit zu vertagen, und sogleich die Bedingungen festzusetzen, welche dem Frieden einen gewissen Bestand sichern konnten. Hier ergaben sich zwei gewichtige Fragen, welche mit allmälig entstandenem, kaum bemerkten Veränderungen in der Reichsverfassung und dem Kirchenwesen zusammenhängen.

Das alte teutsche Reich glich einem großen vielgegliederten Organismus, dessen erhaltende Kraft die öffentliche Gerechtigkeit war. Das Haupt des Reichs, der Kaiser, der Oberlehensherr, der Mittelpunkt und Ausfluß aller Macht und der Rechte, die Jemand über Andere besaß, nur die ausgenommen, welche innerhalb der Schwelle des Hauses bestanden, oder auf besondern Uebereinkommen beruhten. Auch jeder verliehene Besitz — Grundeigenthum, Einkommen, Rechte — ging gewissermaßen von dem Vertrag aus; denn mochte er von dem Kaiser unmittelbar verliehen worden — dem ersten Fürsten wie dem Reichsdienstmann — oder von diesen an Untere wieder übertragen worden sein. War das Lehen erblich oder persönlich ertheilt, immerdar bedingte der Lehensempfang eine Gegenleistung. Mit der Aufgebung des Lehen hörte auch die Verpflichtung gänzlich auf — mochte diese den Waffendienst betreffen oder das Reichniß, welches der Hörige von der Hufe gab. Das ist eben die Natur des Vertrags. In keinem Falle aber wurden in der guten Zeit des teutschen Mittelalters Rechte über freie und halbfreie Menschen in unbedingter Weise, sondern immerdar nur begränzt verliehen. Die Vogteiherrschaft z. B. war nichts als das verliehene Recht — wie das eines erblichen Beamten — in einem gewissen Bezirke die Gerechtigkeitspflege auszuüben, und zwar mit der Verpflichtung, dieses nach dem Gesetze und dem Herkommen zu thun. Empfing nun auch der Vogt-

herr von den Gerichtsholden für die Ausübung dieser Verpflichtung einige Reichnisse oder Dienste, so waren dieselben genannt und bestimmt, im genauen Verhältniß zu dessen besondern Leistungen. Willkürlich konnte er sie aber eben so wenig vermehren, als es ihm gestattet gewesen wäre, etwa außer den Grundbesitzungen, die ihm zugleich mit dem Dienste (die Form der Besoldung in jener Zeit) verliehen worden waren, andere nach Belieben zu occupiren. Das Schirm- oder Schutz-Verhältniß, in welchem Gemeinden zu dem Vogtherrn, oder irgend einem dritten standen, war noch einfacheren Ursprungs, es beruhete auf einem ausdrücklichen — häufig förmlich verbrieften — Vertrage,[1] so daß die ganze Unwissenheit und Anmaßung späterer Zeit dazu gehört, um größtentheils aus diesen beiden Rechten das sogenannte Unterthanenverhältniß herausdemonstriren zu wollen.

Kein Fürst oder Herr nun besaß in seinem größern oder kleinern Gebiete ursprünglich andere Rechte, als die, welche von begrenzter Verleihung, Vertrag oder offnem Uebereinkommen herrührten. Die Ausdehnung derselben ging nicht ganz leicht; denn die mächtigen Corporationen des Landes — Stifter, Städte, Ritterschaft — bald als Stände vereint, wußten sich gegen Willkühr zu wahren, durch das Herkommen befugt, Gewalt mit den Waffen in der Hand abzuweisen; was auch häufig und nachdrücklich genug geschah. — Daher konnte man bei freien und halbfreien Menschen von einem Unterthanenverhältnisse im späteren Sinne gar nicht sprechen. Anders mit dem Unfreien, besonders dem Leibeigenen. Dieser war eigentlich

[1] Das gewöhnliche Schutzrecht stammte von einem Vertrag, wodurch der Schirmherr nicht nur die Vertheidigung (besonders bei Klöstern) und Vertretung, sondern auch den Reichsdienst übernahm, dieser bei freien Gemeinden, welche nach der Herbannsordnung von 10 Grundbesitzern einen Wehrmann auszurüsten hatten. Ein andermal war es blos Uebereinkommen, wenn z. B. Gemeinden in Waldgegenden einem Herrn bei den Wolfsjagden Beistand leisteten; oder wenn eine Burg als Landesfeste galt, wohin im Nothfall die Umwohnenden ihre Habe flüchten konnten, und nur dafür abwechselnd an der Bewachung Theil nahmen oder bei Neubauten auch Hand- und Spanndienste leisteten. Jedoch Herrenrechte wurden dadurch keineswegs begründet. Sicherlich war es daher sehr absonderlich, wenn man z. B. in Schillingsfürst noch im Jahr 1848 von Gemeinden „Wachtgelder erzwang“ im Bezug auf die „Landesfeste“ — wie urkundlich — die bereits im Jahre 1525 gänzlich zerstört worden war.

rechtlos der Brutalität ausgesetzt, wo ihn die milde Hand der Kirche nicht schützte. Allein auch dessen Verhältniß nahm in den Gebieten der Reichsstädte, der geistlichen Fürsten und wo überhaupt das Rechtsgefühl vorherrschte, bald eine festere Form an; die Leistungen wurden fixirt, und der Loskaufungspreis aus der Leibpflichtigkeit ein für allemal bestimmt. Nur in den überelbischen Landen und wo sonst teutscher Adel unter den Slawen sich niedergelassen und die unglücklichen Menschen geknechtet hatte, herrschte die Willkür, und von da kam auch dieser Fluch der menschlichen Gesellschaft in die reinteutschen Gauen. Noch eine schlimmere Pest aber waren die Meister des römischen Rechts. Wenn bei diesen die Scholaren endlich zu Jahren gekommen waren und die Universitäten verließen, wo man von teutschem Rechte nichts wußte, oder aus lauter Gelehrsamkeit nichts kennen wollte, so fanden sie in der Heimath ein ganzes Gefüge der Rechtsverhältnisse. Da ihnen nun dieses als Unwissenheit und Barbarei erschien, so gingen sie nun daran, dieses zu verbessern, in der That aber, dem teutschen Volke seine alten Rechtsbegriffe zu verderben und zu entwenden. — Man spricht von den scharfsinnigen Bestimmungen des römischen Reichs in Civil-Verhältnissen; gut. Wir meinen hier aber das römische „Herrenrecht". Dieses aber entwickelte sich nach und nach in der miserabelsten Zeit des römischen Staats, wo von dem alten, freigebornen, hochgesinnten Volke längst keine Spur mehr vorhanden. Diesen Juristen nun, über deren allzeit fertige Einmischung auch Luther zürnt, und die sich in den Rath der Fürsten drängten (die Reichsstädte wußten sich länger vor ihnen zu wahren), genügte oft irgend ein gemißbrauchtes Citat, um aus dem Coder ihrer Weisheit irgend ein neues Herrenrecht zu deduciren. Dieses fand von der einen Seite wenigstens gewiß Beifall. So wurden sie die Erfinder der nach und nach sich ausbildenden „Territorialherrschaft". Unter diesen Namen versteht man nämlich die sogenannte Befugniß der Gebietenden, ihre Rechte über die Landsaßen so weit als möglich auszudehnen, und, während sie durch gegenseitige Uebereinkunft sich Gebiete auszusondern wußten, insgesammt gegen die kaiserliche Macht, deren Rechte und Gebote sich unabhängig zu machen. So konnte es geschehen, daß Teutschland zuletzt nur noch eine bunte Nagelfluhe von großen und kleinen Gebieten ward. Die größte Last des Herrenrechts fiel natürlich zuerst auf die untersten Volksclassen,

namentlich auf die Bauern. Daß sie anfänglich dieselbe nicht sehr geduldig ertrugen, zeigt der teutsche Bauernkrieg. Doch hier wußten die neuen Reformatoren Rath. Predigten sie nach bekannten Stellen des Evangelium Gehorsam gegen die Obrigkeit, weil dieselbe von Gott eingesetzt sei, — so war gegen eine so verständige Lehre nichts einzuwenden. Denn ohne Gehorsam gegen die rechtmäßige Gewalt, welche das Recht zu handhaben und die Ordnung zu wahren hat, vermag keine Familie, geschweige denn ein Staat bestehen. Wenn aber die protestantischen Prediger aus jener wohlthätigen Lehre die blinde, unbedingte Unterwerfung unter jede rechtswidrige Gewaltthätigkeit herzuleiten versuchten, wenn sie nur von einem ausging, dem die Handhabung der Gerechtigkeitspflege und Ordnung in gesetzlichen Grenzen anvertraut war, so gab dieses ein arges Mißverständniß [1] und man muß sich fragen, ob jene neuen Propheten wohl zu vernunftbegabten Wesen zu reden vermeinten. Es war aber ein sehr bequemer Glaubenssatz, die Lehre von dem unbedingten Gehorsam. Unter dieser Form konnte man die bisherigen Inhaber der Klöster, der Hospitäler, der Pfründen und anderer geistlichen Stif-

[1] Welche Irrungen möglich waren, ersieht man aus einem Urtheile des sonst so milden, verständigen Melanchthons. Der edle Fürst, Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, der sich mit den Seinigen über die 12 bekannten Artikel der Bauerschaft vergleichen wollte, hatte ihn aufgefordert, als Schiedsmann ein Gutachten abzugeben. In dem Art. III. beklagten sich die Bauern Schwabens, wo man von der Leibeigenschaft sonst sehr wenig wußte, daß man sie jetzt als eigne Leute halte und berufen sich darauf, daß Christus mit seinem Blute sie erlöst habe, beifügend: „Nit das mir gar frei wölten seyn, keyn oberkeit haben wollen.“ Dagegen Melanchthon: „Es ist auch ein frevel vnd gewalt, das sie nicht wollen leibeigen sein.“ Die Erlösung durch Christus ist blos von der geistlichen Freiheit zu verstehen. „Darumb hat das Zumuten der Bawrn kein schein Ja es wer vor nöten, das ein solch wild vngezogen volk, als Teutschen, noch weniger freiheit hette, dann es hat. Joseph hat Aegypten hart beschwert, das dem Volk der Zaum nit zu weit gelassen würd.“ — In dem Art. IX. verlangten die Bauern, daß bei den Gerichten die Bußen nicht willkürlich (nicht nach Neid oder Gunst) angesetzt, sondern die Gesetze beobachtet würden („Ist vnser maynung, vns bei alter geschribner straff straffen darnach die sach gehandelt ist“). Darüber der Theologe: Ein Oberkeit mag straf setzen nach der lender noth. Vnd haben die Bawern nicht recht das sie wöllen darinn einer Herrschaft ein gesetz machen. Es ist ein solch vngezogen, mutwillig, blutgierig Volk, die Teutschen, das mans billich vil herter halten soll ꝛc. Proverb. 26, 3. Vgl. Materialien zur Geschichte des Bauernkriegs p. 73.

tungen — wenn sie nicht reichsunmittelbar waren — aus dem Besitz werfen; man konnte die Insaßen eines Gebietes zwingen ein neues Glaubensbekenntniß anzunehmen und die Widerstrebenden aus dem Lande jagen, da sie ja gegen den Landesherren sich durch ihre Widersetzlichkeit ungehorsam benahmen. Während es nun früher — nicht blos wegen der Einheit der Kirche, sondern wegen der Begrenzung des Rechts — ganz undenkbar war, daß irgend ein weltlicher Herr in Glaubenssachen oder sonst kirchlichen Dingen irgend eine Bestimmung traf, geschah es jetzt wohl, daß sich einige Juristen mit dem Hofprediger sammt Consorten darüber stritten, wer von ihnen im Namen des Landesherrn die Gewissen der Unterthanen zu commandiren habe.

Dennoch würde ein Versuch, die geistlichen Stiftungen jeder Art zu occupiren, wenig Erfolg gehabt haben, so lange diese noch unter dem starken Schutze der öffentlichen Meinung standen. Nur ein blödes und erniedrigtes Volk läßt sich heilig geachtete Institute, von denen es bisher leibliche und geistliche Wohlfahrten empfing, ungestraft entreißen, es müßte denn durch Waffenmacht überwältigt sein. Allein mit den Veränderungen, welche in der Kirche innern Verhältnissen vorgegangen waren, begannen auch in dem Volke die Ansichten über jene kirchlichen Institute sich zu ändern, welche dessen Pietät großentheils geschaffen oder doch unterstützt hatte. Diese Umwandlung ließ sich erkennen noch ehe man Luthers Stimme vernahm. Die Bauern, welche im Jahre 1525 die verhaßten Herrensitze zerstörten, brannten auch die prächtigsten Klöster nieder. Und dennoch dringt in die untersten Volksclassen eine neue, das Bestehende umschaffende Ansicht nur sehr langsam ein, — es müßte denn eine sichtliche, materielle Bedrückung sie erregen.

Wie es nun damals mit den kirchlichen Dingen beschaffen war, möge man in den Schriften jener wahrhaft frommen Männer nachlesen, die, obgleich dem alten Glauben treubleibend, fort und fort — ja schon im 15. Jahrhundert — mit betrübtem Herzen über den zunehmenden Vorfall der Kirche klagen. Hier sind nur einige bekannte Thatsachen zu berühren: kirchliche Pfründen häuften sich in großer Zahl in der Hand einzelner, vornehmer Geistlichen, selbst Ausländer, welche Teutschland niemals betraten, während der eigentliche kirchliche Dienst von armen, um geringen Lohn gemietheten

Clerikern versehen wurde; — die Zehenten, welche der Kirche übertragen, nach den canonischen Satzungen zu bestimmten frommen Zwecken verwendet werden sollten, waren theilweise längst von den Bischöfen an deren Freunde und Verwandte unter den Laien gegeben oder verhandelt, oder verschleudert worden; der Theil aber, welcher den Armen und den Schulen gehörte, wurde am meisten mißhandelt; überhaupt achtete man die Heiligkeit der Stiftungszwecke so geringe, daß selbst Einkünfte von Hospitätern unter allerlei Titeln in die Hände von gierigen Laien oder Clerikern fielen; — waren die reichen Klöster seit geraumer Zeit nur Versorgungsanstalten für die Nachkommenschaft des Adels geworden, so drängten sich jetzt die nachgebornen Söhne desselben in die Domcapitel; denn hier war ein behagliches freies, adliches Leben, Pracht und Ueberfluß, nebst der schönen Aussicht, einst durch die Wahl der Genossen und die Bestätigung der Curie ein geistlicher Reichsfürst zu werden. Dieser aber gekürt — selten nach seinem frommen Wandel, nach der geistlichen Würdigkeit — sondern nach seinem Adel und nach seiner Repräsentation, vielleicht auch nach seiner Herrscherklugheit, unterschied sich von den weltlichen Fürsten fast nur dadurch, daß er seine Würde rechtmäßig nicht zu vererben vermochte. Die eigentlichen geistlichen Funktionen desselben wurden größtentheils von Andern vollzogen, wie er denn auch seine Residenz meistens in einem andern Orte hatte, als bei seiner Hauptkirche.

War es denn nun zu verwundern, daß die Meinung geltend ward, der Besitz einer hohen Würde mit den weltlichen Rechten und dem Einkommen, was zu ihr gehörte, sei etwas ganz anderes, als das geistliche Amt ꝛc., und jene könne ganz füglich in dem Besitze einer fürstlichen Person, selbst eines Anhängers der Augsburger Confession sein, wenn nur das Amt selbst von einem Kleriker verwaltet würde?

Was hier über die Veränderungen in unserem Staatsleben und den kirchlichen Dingen gesagt ist, diene zum Verständniß jener Zeit. Recht an den Tag kam es erst bei den Verhandlungen über den Religionsfrieden zu Augsburg.

Es mußte die Frage aufgeworfen werden; kann ein katholischer Geistlicher jeden Standes, wenn er die Augsburger Confession annimmt, noch in dem Besitze seines Amtes und der mit demselben

verbundenen Rechte und Einkünfte bleiben, oder ist er mit Veränderung seiner Religion gezwungen, von seiner bisherigen Stellung abzutreten? — Dieses griff tief in das Staatsleben der Teutschen ein und der Streit wurde daher mit großer Heftigkeit über diesen Punkt geführt, den man den „geistlichen Vorbehalt“ nannte. Die Katholiken beriefen sich darauf, daß nach der heiligen Schrift, den Satzungen der Concilien und den Aussprüchen der Kirchenväter, die geistlichen Güter für den Unterhalt der Bischöfe, der Kirchendiener, für kirchliche Gebäude und die Armen bestimmt seien und seit 1300 Jahren seien diese Güter für fromme Geistliche und gottselige Werke verwendet worden ꝛc., die Protestanten aber wiesen darauf hin, wie längst die geistlichen Güter ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet seien, und die, welche den Kirchendienern, Schullehrern, Schülern, Armenhäusern und Hospitälern gewidmet, von den Bischöfen und Prälaten in ihren Nutzen gezogen und in einem prachtvollen Leben vergeudet würden. Unter diesen Allen sei Niemand, welcher die Pflichten seines Amtes erfülle. Dürften sie daher wohl Andern Kirchenraub und Gottesschändung vorwerfen! — dabei schwieg man aber gar weislich über Manches. Die Protestanten gaben auf die Vorwürfe, welche ihnen über die Bedrückungen der Zwinglianer ꝛc. gemacht worden, keine Antwort, auch deuteten sie nicht darauf hin, daß sie ihrem Adel die Nutznießung der Domcapitel gleichfalls erhalten wollten; jedoch auch die Katholiken ließen ihre Besorgniß nicht wahrnehmen, daß sie, wenn eine Anzahl von Bischöfen die Augsburger Confession annähmen, eben so viele Stimmen auf dem Reichstag verlieren dürften.

Bald gesellte sich zu dem ersten Streitpunkt noch ein zweiter. Die Protestanten, welche bisher in ihren Gebieten den Anhängern der alten Kirche durchaus keine Duldung gewährt und in den ersten Jahren die Andersgläubigen oftmals geradezu vertrieben hatten, verlangten jetzt, daß den Unterthanen beider Theile die Religion von der Obrigkeit gänzlich freigestellt werde. Hier waren die katholischen Fürsten wegen der sichtbaren Hinneigung der Menge zu der neuen Kirche offenbar im Nachtheile und sie widersprachen, unter ihnen besonders Herzog Albrecht von Bayern, aus dem Grunde des nothwendigen U n t e r t h a n e n g e h o r s a m s. Vor Allen war König Ferdinand unangenehm berührt, indem er der Verwirrung gedachte, welche

in Böhmen durch diese Freigebung der Religion entstehen würde. In seinem Vortrage am 30. August drang er darauf, daß nur die unmittelbaren Reichsstände in dem Friedensschluß sich gegenseitig die Sicherstellung vor jeder Gewaltigung der Religion wegen gewährten, dagegen verstehe es sich von selbst, daß die landsäßige Ritterschaft und die Städte, welche nicht dem Reiche unmittelbar unterworfen, Unterthanen ihrer ordentlichen Obrigkeit seien, gegen die sie nicht gestärkt werden dürften. Noch lange dauerte der Streit mit gegenseitigen Vorwürfen und nur durch König Ferdinands große Klugheit, der bald weise Mäßigung, bald entscheidende Energie bewies — wie er denn mit der Verlegung des Reichstags drohete — kam endlich am 21. September eine Vereinbarung zu Stande und am 26. September 1555 ward der Reichsabschied bekannt gemacht.

Der Augsburger Religionsfriede, wie man ihn nannte, erschien als ein vorläufiger Friedensvertrag zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, sowohl der katholischen Kirche als der Augsburger Confession, wobei man die Ausgleichung wegen der Religion auf spätere, friedliche Verhandlungen verschob (s. Art. 15 und Art. 25). Durch diesen Vertrag, anerkannt als Reichsgesetz, ward geradezu und bestimmt festgesetzt: Kein Reichsstand mit Einschluß der freien Ritterschaften darf wegen der Augsburger Confession, Lehre und Glaubens halber „vergewaltigt", noch in seinen Kirchengebräuchen, Ordnungen und Cerimonien, welche aufgerichtet seien oder noch aufgerichtet werden würden, gehindert oder durch Mandate beschwert werden; — die geistliche Gerichtsbarkeit, im Bezug hierauf, ist für die Gebiete evangelischer Fürsten suspendirt; — geistliche Güter, welche keiner reichsunmittelbaren Corporation gehören und zur Zeit der Passauer Vereinbarung bereits eingezogen und seitdem nicht in dem Besitz von Katholischen waren, bleiben forthin eingezogen und es findet deßhalb kein rechtlicher Anspruch statt; — die evangelischen Reichsstände verpflichten sich ihre Reichsgenossen katholischer Religion, geistliche und weltliche, in der Ausübung dieser Religion auf keine Weise zu beeinträchtigen; — gehört in Reichsstädten ein Theil der Bürgerschaft der alten Kirche und der andere der Augsburger Confession an, so besteht zwischen ihnen dasselbe Verhältniß wie zwischen Reichsständen; geistliche Güter, welche reichsunmittelbaren katholischen Reichs-

ständen gehören, aber in den Gebieten evangelischer Reichsfürsten liegen, bleiben ihren Besitzern ungefährdet.

Ueber jene genannten Hauptstreitpunkte ward ein Ausweg getroffen. — In Bezug auf den erstern sollte in den Frieden aufgenommen werden: da sich die Reichsstände über den geistlichen Vorbehalt nicht hätten einigen können, so sei es dem Römischen Könige anheimgestellt worden, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit zu entscheiden, und dieser habe den Ausspruch gethan: Wenn ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein Anderer geistlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, so müsse derselbe sein Erzbisthum, Prälatur, auch Frucht und Einkommen, so er davon gehabt, jedoch ohne Nachtheil für seine Würde und Ehre unbeschadet, abgeben und den Kapiteln nebst denen, welchen es nach Recht oder Herkommen zugestehe, sei es zugelassen eine andere Person zu wählen und zu ordnen. (Die Protestanten begnügten sich mit dem Zweifelhaften, was in der Form lag, da diese Bestimmung nicht als „Vereinbarung" in das Reichsgesetz aufgenommen worden ward; ferner war ja auch der Uebertritt g a n z e r Kapitel zur Augsburger Confession nicht untersagt und den Kapiteln nicht b e f o h l e n, sondern nur z u g e l a s s e n, einen andern altgläubigen Bischof zu erwählen; Raum genug für spätere Interpretationen.) Ueber die zweite Frage, die Religion der Unterthanen, ward förmlich bestimmt: kein Stand solle des andern Unterthanen zu seiner Religion drängen oder gegen seine Obrigkeit in den Schutz nehmen; der Landesherr habe die Religion in seinem Gebiete zu bestimmen, doch solle den Unterthanen, welche wegen ihrer Religion auswandern wollten, der Ab- und Zuzug, nach Verkauf ihrer Güter, gegen billigen Abtrag der Leibeigenschaft und Nachsteuer freistehen. — Jedoch vereinigte man sich dahin, daß König Ferdinand in der Form eines Neben-Abschieds aus kaiserlicher Machtvollkommenheit und Zugeständniß der katholischen Reichsstände, eine Declaration beifügte: daß Diejenigen, welche in der g e i s t l i c h e n Stände Gebieter, und zwar Adliche, Städte, Communen und Unterthanen, vor Jahren der Augsburger Confession angehängig gewesen, und bis jetzt bei diesem Glauben und den Kirchenceremonien beharrten, von deren Obrigkeit oder in deren Namen nicht abgedrängt werden sollten. — Der Zwinglianer, Calvinisten ꝛc. ward in dem Religionsfrieden nicht gedacht, so daß sie als ausgeschlossen angesehen werden konnten.

Noch andere Bestimmungen des Reichsabschieds über die Organisation des Kammergerichts, Erhaltung des Landfriedens ꝛc. waren im versöhnlichen Sinne vereinbart. Jene ehemaligen Beschwerden des Churfürsten Moritz schob man bei Seite, wie man denn überhaupt, nach Vorgang des Römischen Königs, alles Gehässige in den Friedensschluß fern zu halten suchte.

Kaiser Karl V. war sich und seiner Ueberzeugung treu geblieben. Zunehmende Schwäche des Leibes vermehrte seine düstere Gemüthsstimmung und da er nicht vermocht hatte, das Ziel seines Strebens und Wirkens zu erreichen, so beschloß er alle irdische Größe von sich abzuthun. Noch vor dem Schluß des Reichstags zu Augsburg zeigte er dem König Ferdinand, mit dem das alte brüderliche Verhältniß wieder hergestellt war, durch seinen Geheimschreiber Pfinzing an, daß er ihm das Kaiserthum übertragen wolle. In einer Versammlung der Stände zu Brüssel übergab er am 25. October 1555 die Niederlande; durch ein Schreiben vom 7. September 1556 an die Churfürsten, Fürsten und Stände Teutschlands, überwies er sie an seinen Bruder Ferdinand, als seinen unzweifelhaften Nachfolger, mit so ausdrücklichen Worten, daß kein Vorbehalt denkbar blieb. Am 28. Sept. landete er an der Küste von Biscaya und zog sich in das Kloster St. Just in Estremadura zurück. Dort starb Karl V. am 21. Sept. 1558, nachdem er zum letztenmal den Leib des Herrn empfangen hatte, mit den Worten: Du bleibst in mir, auf daß ich in dir bleibe.

VI.

Magdeburg in der Uebergangszeit 1555 bis 1600.

Mit dem Religionsfrieden schien ein festerer Zustand der Verhältnisse in Teutschland begründet worden zu sein. Der Organismus des Reichs, das mehr erwachsen durch die Zusammenstimmung einer Anzahl von Volksstämmen, die sich an Sprache, Herkommen und Gesittung als eine Nation erkannten, als zusammengehalten durch irgend ein umfassendes Reichsgrundgesetz oder die Uebermacht irgend einer Staatsgewalt, war stark genug, um sich Jahrhunderte lang selbstständig zu behaupten. Auswärtige Angriffe auf einen Staat von so zahlreichen, waffentüchtigen Männern schienen kaum möglich. Auch hatten sie stets nur die Gränzländer berührt. Nur fremde List und innere Zerrüttungen konnten ihm gefährlich werden. Als nach und nach die alten Herzogthümer gesprengt wurden, zersplitterten auch die Volksstämme, diese natürlichen, großen Glieder des Reichsorganismus in eine Menge von Gebieten. Da erschien (1356) die goldne Bulle, vorbereitet durch den Churfürsten-Verein, als ein Reichsgrundgesetz, um das Bestehende zu ordnen und zu befestigen. Jedoch in wenigen Jahren zeigte sich die Unzulänglichkeit dieser Verfassung, vermöge der Schwäche der obersten Staatsgewalt gegenüber der Willkür der Einzelnen, welche das Reich durch ihre Fehden zerrissen. Die Conföderationen der Städte, des ritterlichen Adels, der Fürsten 2c. vermochten nicht die natürlichen Stammeinheiten zu ersetzen. Sich selbst schützten sie zwar ziemlich gegen Gewaltthat, allein die Zersplitterung wurde durch sie um so ärger. Da versuchte Kaiser Maximilian eine neue Gliederung herzustellen, indem er das Reich in gewisse Kreise theilte, und durch die Kreisverfassung eben so viele Conföderationen von den verschiedenartigsten Gliedern zu bilden unternahm, welche zugleich den Landfrieden aufrecht halten, sich selbst schützen und zu-

sammen den Reichsheerbann herstellen sollten. Jedoch die Anlage war fehlerhaft. Obgleich die Namen der alten Volksstämme wieder zum Theil gehört wurden, war doch auf die rechte Verwandtschaft, wie sie Sprache, Gesittung, Herkömmlichkeit der Gesetze und Ansichten, wie sie die Abstammung und Geschichte bedingte, nur wenig Rücksicht genommen, die meiste aber auf die Gebiete, welche einzelne Fürsten im Verlaufe der Zeit zufällig hie und da erworben hatten. Am auffallendsten ist dieses bei der Bildung des sogenannten Chur-Kreises. Konnten wohl solche zerstreutliegende Fetzen Landes, die man jetzt unter einer Benennung verband, sich wohl als ein Ganzes fühlen? — Dazu kam, daß der Kaiser, nach seiner österreichischen Politik, Sorge trug, daß seine Erblande von dem Einflusse des Reichs möglichst unberührt blieben. Was natürlich die mächtigeren Reichsstände sogleich nachzuahmen strebten. — Wir haben gesehen, wie die Stürme, welche die Kirchenreform begleiteten, dieses charakterlose, politische Menschengebilde fast zu zerreißen droheten. Von um so größerem Werthe schien es, daß der Religionsfriede jetzt Manches entschied und ordnete, was die innere Ruhe auf längere Zeit befestigen konnte. Schon bei der Entwerfung des Passauer Vertrags hatten die Fürsten der alten Kirche und der Augsburger Confession sich so genähert, daß das religiöse Interesse von dem politischen sichtbar überwogen wurde. Selbst Kaiser Ferdinand I., so kirchlich er auch sonst gesinnt, wurde durch den Widerspruch des Papstes Paul IV. gegen die Abdankung seines Bruders und seine eigene Wahl zum Kaiser in Opposition gegen päpstliche Decrete getrieben. Denn Pius IV., höchst feindlich dem Hause Oesterreich, verlangte: Ferdinand I. sollte die Kaiserwürde wieder niederlegen: und dann abwarten, was die Curie verfügen werde, das aber war doch nicht zu ertragen. — Da zu Augsburg bestimmt worden war, daß keine Verdammung der Evangelischen durch das Concil irgend eine Folge in Teutschland haben sollte, so wurde dadurch auch förmlich die Unabhängigkeit von allen Entscheidungen der Curie und des Concils ausgesprochen. Weil in diesem die Stimmen fremder Nationen die teutsche Stimme überwogen, so schien schon dieses unserer Nation eine freiere Entwicklung zu sichern. Kein Legat eröffnete mehr den Reichstag, von dem Römischen Hofe wurden Bestätigungen nicht mehr eingeholt, die Contributionen und andern Einkünfte, die er aus Teutschland seither bezog, möglichst be-

schränkt. Der Grundsatz, daß die Bestimmungen über die Religion der Unterthanen von dem Landesherrn abhängig seien — was früher oder später zu Verfügungen über das Kirchenvermögen führen mußte — ward auch von katholischen Fürsten angenommen. Die Unabhängigkeit von der Curie, nach welcher die alten Kaiser gerungen, schien erreicht. Und wenn nun mit der Schwächung der obersten Kirchengewalt auch der weltliche Mittelpunkt der Christenheit, das Kaiserthum, zusammenbrach, so kam dieses selbst den teutschen Fürsten nur erwünscht. Denn der Kaiser sollte künftig nur der Repräsentant des Reichs sein, die eigentliche Macht aber von den sämmtlichen Fürsten ausgehen. Zumal die Churfürsten versuchten es jetzt an die Spitze zu treten, und in ihrem neuen, hocharistokratischen Vereine eine oberste Reichsgewalt herzustellen (am 18. Mai 1558). Sie gelobten sich, über die Ordnung im Reiche zu wachen und sich gegenseitig zu unterstützen, wenn Einer von ihnen in Religions- oder Profan-Sachen angegriffen werden sollte. Als vorderste Glieder des Reichs beschworen sie, das heilige Reich der teutschen Nation zu wahren, getreu zusammenhaltend. Zugleich hatten sie es durchgesetzt, daß sie bei den Reichstagen in einer besonderen geschlossenen Versammlung sich besprechen durften, ohne zu der Theilnahme an einem Ausschuß aus den beiden andern Räthen genöthigt zu werden. Und da nun dieser Churfürstenverein materielle Macht genug besaß, um seinen Entscheidungen Nachdruck zu geben, so konnte fast die oberste Reichsgewalt an ihn übergehen, wenn er sich selbst nur getreu blieb. — Was zu Augsburg noch über die Befestigung der Kreisverfassung, über Handhabung des Landfriedens, über die neue Ordnung und die Visitationen des Reichskammergerichts — jetzt aus beiden Confessionen gleichmäßig besetzt — beschlossen worden war, mußte ebenfalls beitragen, eine ruhigere Entwicklung der teutschen Verhältnisse zu gewähren. Allerdings sah man jetzt nur noch selten große Waffenrüstungen, außer gegen den türkischen Erbfeind. Die wilden Stürme schwiegen, welche Alles unterwühlt hatten. Nur in kirchlichen Dingen dauerte eine Bewegung fort, welche besonders die protestantischen Gebiete zerrüttete.

Das Concilium zu Trident (wiedereröffnet den 28. Jan. 1562, geschlossen am 4. Decemb. 1563) konnte die Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte, nicht erfüllen. Die Curie vermochte Manches,

ihre unbedingte, geistliche Oberherrschaft betreffend, nicht durchzusetzen, oder mußte sich mit sehr milder Form begnügen. Die beantragten Beschlüsse über die Unabhängigkeit der Kirche von jeder weltlichen Gewalt — Gerichten, Abgaben, Patronatsrechten — so wie der päpstlichen Breven von der landesherrlichen Genehmigung mußte man fallen lassen. Bei einzelnen vielbestrittenen Dogmen traf man einen verständigen Mittelweg.[1] Andere, recht zweckmäßige Bestimmungen waren geeignet das kirchliche Leben zu erwecken und zu verbessern.[2] Dazu kam das stets regsame Gegenstreben und die beobachtende Wachsamkeit der Protestanten, wie denn auch im Staate jede geregelte Opposition gar wohlthätig wirkt, indem nur sie die Stagnation des Lebens, das vergängliche Beharren bei langherkömmlichen Mißbräuchen verhindert. Es ist unläugbar, daß in der katholischen Kirche, wie sie sich unter halbbarbarischen Völkern verbreitete, das Aeußerliche, Zufällige über das rein Christliche, wie es sich in der evangelischen Lehre, dem Glauben, der Predigt, den Sacramenten äußert, die Oberhand bekommen hatte. Der Clerus, seine einfache Stellung aufgebend, vergessend, wie er in den ersten Jahrhunderten des Christenthums nur durch das reine Uebergewicht des Geistes die Völker geleitet und erhoben hatte, war nahe daran, in das Weltliche überzugehen.

Doch jetzt sah man in der alten Kirche mehr und mehr ein geistliches Walten ungestört in der Einheit der Lehre sich entwickeln. Konnte es auch als eine Hemmung und Unfreiheit erscheinen, daß durch das Concil Glaubenslehren, über welche bisher theologische

[1] Z. B. ward bestimmt: die Heiligen zu verehren sei löblich, daß ihr Beispiel uns zur Tugend und Standhaftigkeit ermuntere, Gott aber, dem allein Anbetung gebühre, sei auch die Quelle aller Heiligkeit; und was die Anrufung der Heiligen betrifft, so ward bemerkt, daß Christus der alleinige Erlöser und Heiland sei; ferner: die Reliquien und Bilder Christi, der Jungfrau und der Heiligen beizubehalten, sei gut — obgleich nicht geboten —, die Meinung jedoch, daß diesen Dingen eine besondere Kraft, uns zu helfen innewohne, sei grober Aberglaube ꝛc.

[2] Unter diese Anordnungen zählen: dreijährliche Provinzialsynoden, und jährliche Diöcesansynoden zur Aufhebung von Mißbräuchen; — kein Bischof darf mehr als ein Bisthum besitzen und soll in seinem Sprengel residiren; — ein Katechismus, ein Missale, ein Gebetbuch ist abzufassen, ein Verzeichniß schädlicher Bücher zu entwerfen; Bischöfe und Pfarrer sollen häufig predigen und dem Volke die Sacramente erklären, d. h. die heilige Schrift in der Landessprache auslegen u. s. w.

Bedenken gestattet waren, festgestellt hatte, so war doch eben darauf mehr Ruhe für den Fortschritt des kirchlichen Lebens gewonnen. Auch die Protestanten hatten in der Augsburgischen Confession eigentlich ihre Einheit zu suchen, und weil der Religionsfrieden ausdrücklich nur mit den erklärten Bekennern derselben geschlossen war, so konnte jeder Abfall von der Confession als ein Selbstausschließen von den Gewährungen jenes Friedens gelten. Darum aber bekümmerten sich die protestantischen Theologen nichts, zumal als Calvin (seit 1541 mit Melanchthon befreundet), scharfsinnig fein, an humanistischer Bildung die Meisten überragend, von dem freien Genf aus seine eigenthümlichen Glaubenslehren zu verbreiten begann. Da fühlten sich nicht wenige, denen die Starrheit lutherischer Dogmen mißfiel, zu Calvins gleichsam vermittelnden Ansichten hingezogen, und so sehr er auch durch seine monströse Prädestinationslehre und seine Schroffheit Andere zurückstieß, so begann doch Melanchthon nebst den Wittenbergern sich ihm zuzuneigen.

Als die Kirchenreform Teutschland zu erregen begann, hatten seine Zustände eben eine hohe Blüte erlangt. Theilnahme an dem Großhandel, der seinen Aufschwung den neuentdeckten überseeischen Ländern und Handelswegen verdankte, überschüttete die freien Reichsstädte, welche sie ihm widmeten, mit neuen Reichthümern. Dieses belebte die Gewerbe. Dort erreichten auch die bildenden Künste selbstständig in teutscher Art, jedoch erhoben durch den Verkehr mit Italien, einen ungewöhnlichen Glanz. Die humanistische Bildung, welche sich gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gleichsam durch einen geheimen Bund der Gelehrten über das westliche Europa verbreitete, wurde auch bei uns gepflegt, und während in den Städten der kunstreiche Meistergesang ertönte und der poetische Humor sich erging, gewannen die Forschungen und wissenschaftlichen Arbeiten der Teutschen allgemeinen Ruf. Noch bestand die edle Ritterlichkeit in voller Geltung. Die hervorragenden Männer jener Zeit, so verschieden an Tugenden und Mängeln, immer doch ein Geschlecht von gewaltigen und kühnen Menschen. In den Städten wohnte noch häusliche Zucht und bürgerliche Ordnung. Selbst in den Landgemeinden hatten die geistlichen Sendgerichte belehrend und strafend, die althergebrachte Sitte aufrecht erhalten. Durch nichts hatten sich die Mönchs-

und Klosterfrauen mehr die Verachtung bei der Menge zugezogen, als durch ihr Verletzen der Ehrbarkeit.

Auch die ersten Jahrzehente der Kirchenreform trugen noch das Gepräge dieses Aufschwungs, es bestanden ja noch dieselben Charaktere, dieselben Kräfte. Der Kampf selbst, so sehr er auch Teutschland unterwühlte, zeigte noch erhabene Erscheinungen. Nun aber war ein neues Geschlecht emporgekommen, ohne Erinnerung an die frühere Gediegenheit, von widerstreitenden Meinungen zerrissen, voll thörichter Selbstsucht, mitten in einem langjährigen Streite erwachsen, wo jede Partei das göttliche und menschliche Recht für sich unbedingt in den Anspruch nahm. Hier fand nur der giftige Hader der protestantischen Theologen, von dem Eindringen des Calvinismus genährt, den fruchtbarsten Boden, bis er allen Sinn und Verstand der Menschen gefangen zu nehmen und die gesunden Kräfte der Nation zu verzehren schien. Und da nun auch die Tyrannenliebe der römischen Juristen, von der wir schon gesprochen, in dieser Verwirrung ungehindert um sich wucherte, so darf man die Periode von 1555 bis 1618 wohl zu den traurigsten und finstersten zählen, welche die Teutschen durchlebten. Ja man mußte es fast noch für etwas Ersprießliches ansehen, daß der dreißigjährige Krieg diese Unglückszeit im Blute der Völker erstickte.

Luther, welcher nach seinem gesunden Sinne die Scholastik haßte, glaubte sie überwunden zu haben. Dagegen versprach er sich von dem gründlichen, getreuen Forschen in der heiligen Schrift die größten Erfolge, und wohl mit Recht. Er mußte es aber noch erleben, daß diese einfachen edlen Studien in den spitzfindigsten Formen der Scholastik wiederum aufgingen. Luther hatte es versucht, seine besondern Dogmen, als unbedingte Wahrheiten, auf die heilige Schrift zu gründen, deren authentische Interpretation er sich allein vorbehielt, und er verfocht dieselben mit solchem Nachdruck und solcher Beharrlichkeit, daß er, mit Ausnahme der Zwinglianer, seine meisten Gegner zum Schweigen brachte. Seine kräftige Persönlichkeit konnte als einiger Ersatz für den Mangel der kirchlichen Einheit bei seinen Anhängern gelten. Aber diese Einheit beruhete auf dem Leben eines Mannes. Nach Luthers Tode gedachten gar Manche in seine Spuren zu treten. Vor Allen strebte der Tübinger Andreä darnach, der sich alle Mühe gab, den großen Reformator mit der Glorie zu umgeben,

die jetzt noch währt, und der selbst gern protestantischer Papst geworden wäre, wenn die Andern sich nur gefügt hätten. Allein wie sollte man die Einheit herstellen? Etwa indem man sich genau an die Worte Luthers hielt? — Der Reformator hatte aber ohne System, oft nur in der Aufregung des Augenblicks geschrieben, ohne daran zu denken, wie verschieden sich seine Lehren interpretiren ließen. — Etwa durch eine protestantische allgemeine Synode? — Wenn auch irgend eine Vereinigung über Dogmen oder allgemein entsprechende kirchliche Institute denkbar war, so hatten doch die protestantischen Landesherren wenig Lust, von ihren Theologen sich beherrschen zu lassen. Denn landesfürstliche Theologen waren diese Geistlichen geworden, nicht mehr die unabhängigen Priester einer freien christlichen Kirche. Denn während die Jesuiten der allgemeinen christlichen Kirche die oberste Herrschaft zusprachen, alle weltliche, landesherrliche Gewalt aber von der Uebertragung durch das Volk ableiteten, stützten jene protestantischen Theologen diese Gewalt auf ein göttliches Recht, und unterwarfen ihr auch den Glauben und die Gewissen der Unterthanen. Auf der Kirchenversammlung zu Naumburg (1552), wo man diese Lehre als einen wissenschaftlichen Satz zu begründen versuchte[1], hatte man ihn allerdings praktisch gewendet: die Fürsten seien durch ihr Amt zur Sorge für den Gottesdienst verpflichtet, überhaupt jede Obrigkeit habe darauf zu sehen, daß in den Kirchen die rechte Lehre gepredigt werde, und die von ihr eingesetzten Consistorien seien zur Strafe der Untugend und zur Erhaltung ehrlicher Zucht und Einigkeit bestimmt. — Wie aber die Lehre von dem landes-

[1] Die Theologen gründeten diesen Satz auf Bibelstellen, deren Interpretation historisch merkwürdig geworden ist, denn sie bezeichnet besser, als alles Andere den Geist dieser Nachfolger Luthers. Die erste Stelle, Psalm XXIV, p. 7, die Luther übersetzte: „Machet die Thore weit, und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe", benützten sie nach der Vulgata, die sich nach einer sichtlich unrichtigen Uebersetzung der Septuaginta gerichtet hatte. Der Mißverstand ergibt sich aber sogleich aus Vers 10 desselben Psalms: „Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr Zebaoth, er ist der König der Ehren. — Die andere Stelle, Jesaias IXL, 23 ist noch thörichter citirt. Der Vers beginnt: „Und die Könige sollen deine (der Kirche) Pfleger, und ihre Fürstinnen deine Säugammen sein"; fährt aber fort: „Sie werden vor dir niederfallen auf's Angesicht, und deiner Füße Staub lecken". Das ist wohl genug. Denn von einer Herrschaft der weltlichen Könige über die Kirche ist hier nicht die Rede.

herrlichen Rechte verstanden ward, beweist das Geschick der Pfalz. Churfürst Otto Heinrich (1556), brachte die reine lutherische Lehre in der Churpfalz zur allgemeinen Geltung. Churfürst Friedrich III. führte den Calvinismus in seiner finstersten Gestalt ein (Heidelberger Katechismus 1568). Nun fanden sich die Presbyterien ein, mit dem Bannrecht, die Genfer Kirchenzucht, die Ketzerriecherei und Verfolgung aller Andersdenkenden. Silvan, früher Inspektor zu Ladenburg, ward nicht nur des Arianismus beschuldigt, sondern auch angeklagt, sich nebst zwei armen Pfarrern mit dem türkischen Sultan zum Umsturz der Christenheit verbündet zu haben! — In dem theologischen Gutachten war ausdrücklich bemerkt, daß Steinigen hier nicht recht anwendbar sei, es genüge aber auch Henken und Enthaupten. So ward ihm denn wirklich, nach einem Urtheil, worin man sich auf den Heiligen Geist beruft, auf dem Markte zu Heidelberg der Kopf abgeschlagen (1572). Uebrigens standen sich die Finanzen des Churfürsten bei der allgemeinen Kirchenplünderung — jeder Schmuck widerstrebte ja Calvins Rigorosität — und der Einziehung einer Menge von Klöstern, recht gut. Churfürst Ludwig IV. (1577) brachte das strenge Lutherthum zurück, Johann Casimir (1581) benützte seine vormundschaftliche Regierung, um den Calvinismus wieder einzuführen. Dabei blieb es zuletzt. Daß bei jeder dieser Reaktionen alle widerstrebenden Prediger, Gelehrten, Beamten unerbittlich verfolgt und aus dem kleinen Lande vertrieben wurden, versteht sich. Das Volk mußte sich unterwerfen. Sein Gewissen lag ja in der Hand des Herrn und Gebieters.

Unter die Vorwürfe, welche man der alten Kirche gemacht hatte, gehörte auch der, daß vermöge ihrer Nachsicht und der Leichtigkeit, durch gute Werke Genugthuung zu leisten und die Vergebung der Sünden zu besiegeln, die Moralität des Volks erschlaffte. Daher der Protest gegen die guten Werke bis zu der Behauptung, daß sie für die Erlangung der Seligkeit schädlich seien. Der Erfolg dieser Lehre war freilich unvorhergesehen.

Schon Luther beklagt sich an vielen Stellen seiner Schriften über den großen Sittenverfall unter den Gliedern seiner Kirche. Der historische Lehrsatz: daß die Menschen bei dem Durchbruch einer neuen belebenden Idee (hier: die Freiheit von dem Zwang der alten Kirche, gegeben durch den rechten, allein seligmachenden Glauben) sich nie-

mals plötzlich ändern, sondern daß die in ihnen liegenden, von der früheren Zeit verderbten Stoffe, sich anfänglich nur in um so größerer Ungebundenheit entwickeln, bis endlich, zuweilen erst nach Jahrhunderten, die Idee durch die Kraft der Wahrheit das Bestehende überwindet — reicht nicht aus, um diese Erscheinung zu erklären. Denn nicht etwa nur in dem alten Geschlechte gewahrte man das Sittenverderben, sondern noch mehr in dem neuen, das in den Wirren der Reformationszeit erwachsen. Arnold, in der Kirchen- und Ketzergeschichte, stellt (Thl. II, Buch XVI.) eine Menge von Aussprüchen protestantischer Theologen aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zusammen, die mit Gram und Bitterkeit sich im Sinne Luthers äußern. Wie dieser selbst darüber denkt, mag unter vielen eine Stelle aus seinen Schriften nachweisen (Hauspostille): „Heutigen Tages fragt man unter Junkern, Bauern, Bürgern und Adel auch nichts darnach, man predige und sage, was man wolle. Ist's doch dahin kommen, daß das grobe Laster, Saufen, Schwelgen, nicht mehr für Schande gehalten wird, sondern Völlerei und Trunkenheit muß nun Fröhlichkeit heißen. Und gleichwie alle Laster sind zu Tugenden worden, also ist's auch mit dem Geiz, daß ich keinen Fürsten, keinen Großen, keinen Edelmann, keinen Bürger noch Bauer mehr weiß, der nicht geizig ist. — Unter dem Papstthum waren die Leute milde, und gaben gern; aber jetzt, unter Evangelio, gibt Niemand mehr, sondern Einer schindet nur den Andern, und ein Jeglicher will Alles allein haben. Und je länger man das Evangelium predigt, je tiefer die Leute ersaufen im Geiz, Hoffart und Pracht, eben als sollte der arme Bettelsack ewig hier bleiben". [1] Luther fand für diese Zustände, welche seine letzten Lebensjahre so verbitterten, keine andere zureichende Erklärung, als daß diese auf den besondern Betrieb des Satans einträten, indem dieser auf die Protestanten höchst erbost sei, weil sie ihm die katholische Kirche zerstörten. Melanchthon

[1] Zur Vergleichung diene eine Stelle aus des Andreas Musculus, eines Schülers Luthers, „Prophecei und Weissagung des Sohnes unsers Herrn Jesu Christi 2c. (1556): Wenn einer lust hat einen großen hauffen buben, frecher leute, finantzer, wucherer zu sehen, der gehe nur in eine stadt, da das Evangelium gepredigt wird, da wird er sie häufig finden. Denn es ist wahr, daß man muthwilligere leute, bei denen alle erbarkeit und tugend erloschen, nirgend finde, weder unter Heyden, Juden, Türken, als bey den Evangelischen, bey welchen der Teufel gar loß worden".

und andere Theologen seiner Art, sahen hierin Zeugnisse von dem nahen Untergange der Welt, denn solche Dinge könnten nur in der letzten Zeit vorgehen. Dennoch war diese Rechnung unrichtig und jene trüben Verhältnisse hatten einen ganz natürlichen Grund.

Die Bauern waren mit der Abschaffung der äußern kirchlichen Zucht, der Ohrenbeichte, der Fasten ꝛc. ganz zufrieden; ein besonderes Behagen fanden sie an der Aufhebung der geistlichen Sendgerichte, die bisher so streng in die häusliche Zucht eingegriffen hatten. Das erschien den Leuten als treffliche Freiheit; allein sie verstanden dieselbe nach ihrer Weise. „Sobald sie von Freiheit gehört haben, wissen sie sich bald darauf zu berufen, und sagen: Bin ich frei, so mag ich thun, was ich will; mag das Meine verkaufen, so theuer, als ich will; item, werden wir nicht selig um unserer guten Werke willen, warum sollte ich dem Dürftigen Almosen geben? Und wenn sie gleich mit Worten solches nicht sagen, so beweisen sie es doch durch die That. Solche machen ihr Fleisch ohne Scheu frei, daß es keinem Gesetz unterworfen sein noch dienen soll, und machen aus der geistlichen Freiheit eine zügellose Freiheit des Fleisches“. [1] Bisher hatte Jeder sich beeifert, durch Geben zur Erbauung und Ausschmückung der Kirchen, an Hospitäler und andere Stiftungen, an dürftige und presthafte Leute ein gutes Werk zu thun. Dergleichen war jetzt ganz unnütz geworden. Zu kirchlichen Zwecken wollte Keiner mehr beitragen. Ließ sich aber von Kirchen- oder gar von Klostergut Etwas entwenden, so war Jeder dazu bereit. Die Achtung vor dem bisher so hoch geehrten Clerus, auch vor dem protestantischen, hörte gänzlich auf. Dem hochmüthigen Bauern erschien sein armer Dorfpfarrer der verächtlichste aller Menschen (siehe d. Anmerk.), und er ließ ihn mit Weib und Kindern in Hunger und Noth gleichgültig verkümmern. Bisher waren diese rohen, von dem zunehmenden politischen Druck ohnehin verwilderten, nur selten in einer Schule etwas unterrichteten Leute von dem alten Gottesdienste, der mit seiner Kunstausstellung,

[1] Vgl. Luthers Erklärung des Briefs an die Galater, Walch VIII. 2689. (hier citirt nach Döllingers „Reformation“ p. 303). — „Ein armer Dorfpfarrer ist jetzt der allerverächtlichste Mensch, der da sein mag, also daß kein Bauer jetzt ist, welcher ihn nicht ganz für Koth und Dreck hält und mit Füßen tritt, wie denn leider jetzt vielen geschieht.“ Luthers Auslegung des 40. Psalms, Walch V. 577; s. Döllinger p. 318.

den Gebräuchen und dem Jahrescyclus seiner Feste, die Sinne rührte und das Gemüth an sich zog, zwar minder belehrt, aber doch geleitet und getragen worden. Jetzt begnügte man sich damit, ein System von Glaubenslehren dem Gedächtniß einzuprägen, ohne das Herz zu ergreifen, daß die empfangene Lehre auch in Liebe geübt werde. Die Predigt war noch das Beste, was man dem Volke bot; jedoch wie beschaffen? — Angriffe auf Papst und Antichrist, wüthende Schmähungen auf Ketzer aller Farben, auch solcher, die nur in den Träumereien des geistlichen Herrn existirten, oder die spitzfindigsten Untersuchungen und Distinktionen der schwerverständlichsten Glaubenslehren, gaben ihren Inhalt. Auch der Bauer sollte eine Art von Theologe werden, und er bekümmerte sich dabei wenig um Satan und Höllenstrafen, so oft er auch davon zu hören bekam. Denen unterlag ja nur, wer nicht den rechten Glauben hatte. Für den zu sorgen überließ man dem Geistlichen, der dieses besser verstand. Aber kein Bauer wollte als Sünder gescholten sein. Der Pfarrer sollte predigen, was der Gemeinde beliebte.

Unter den höheren Ständen, wo weniger natürliche Rohheit, war auch die Zerrüttung weniger auffallend. Doch lassen Klagen frommer und aufrichtiger Männer unter der protestantischen Geistlichkeit manchen tieferen Blick in die Verhältnisse thun. Bei den Bürgern der Städte sah man ein bisher, in diesem Maße, unbekanntes Streben, auf jede Weise Reichthümer zusammenzuscharren, verbunden mit Hoffart, dummen Geldstolz und Geiz gegen Bedürftige. Ferner: Vernachläßigung des gemeinen Wesens, Vermehrung der Selbstmorde, kleinmüthige Verzagtheit bei Seuchen und anderm öffentlichen Unglück, (auch über das eifrig kirchliche Magdeburg schreibt Amsdorf an Luther in demselben Sinne). Die talentvolleren Köpfe wenden sich von den wissenschaftlichen Studien ab und legen sich auf die Handelschaft; denn Jeder will so schnell als möglich reich werden. Bei dem Adel Zunahme der Trunksucht und der Ueppigkeit, Verachtung aller Nichtadelichen, unbarmherzige Bedrückung und Mißhandlung der Unterthanen. Bei Allen aber Abnahme des eifrigen Gebets und Zunahme der Selbstgenügsamkeit. Daher die Aeußerungen häufig: was bedürfen wir überhaupt der Prediger, wir haben ja Bücher, in denen wir deren selbst lesen können und besser überdieß; so daß an manchen Orten die Kirchen fast leer standen. Ueber

die Unwissenheit, den Dünkel und die liederlichen und wüsten Sitten der Jugend auf Universitäten wird von allen Seiten geklagt, zugleich aber auch über unverantwortliche Schwäche und Nachsicht der Professoren gegen jeden Unfug (vgl. Pfisters Herzog Christoph II. 149. 150); das theologische Studium war aber dort am geringsten gehalten; denn die Meisten wollten höher hinaus, als einem so verachteten Stande angehören.

Hier zeigt sich ein sonderbarer Widerspruch. Denn die Theologie schien alle übrigen wissenschaftlichen Studien nebst den bildenden Künsten gleichsam aufzuzehren. Professoren der Mathematik und Medicin, die Juristen und die Patricier der Reichsstädte, selbst Herrn und Fürsten verlegten sich auf die Theologie und behandelten deren Streitfragen mit großem Eifer, sei es aus aufrichtiger Sorge für ihr Seelenheil, sei es aus Liebhaberei. Jedoch nicht das Studium selbst, sondern der Stand der Theologen verfiel dem Urtheile der öffentlichen Meinung, um so mehr, da man gerade von ihm erwarten durfte, daß er durch Gediegenheit, feste Haltung und wahre Frömmigkeit und Liebe der Zerrüttung der Verhältnisse begegnen werde.

Daß Landgeistliche die Jagd nach Accidentien auf das eifrigste betrieben, konnte man vielleicht ihrer Armuth nachsehen. Aber nun der geistliche Hochmuth, die Unduldsamkeit, die Verfolgungssucht gegen alle Andersdenkenden! Auch in der alten Kirche ward der Kirchenbann ausgesprochen, jedoch nur von dem Bischof und mit Beobachtung gewisser Formen. Jetzt nahm es sich jeder kleine Dorfpfarrer heraus, auch einen Hochgestellten, der ihm widersprach oder ihm sonst mißfiel, zu excommuniciren. Die Gebildeteren wurden durch die gemeine, mit zahllosen Schmähwörtern gewürzte Sprache vieler Theologen beleidigt, zumal da sie den feinern, bessern Sinn in der Jugend zu verderben drohete. Dazu deren Wüthen gegen alle wissenschaftliche Bildung, welche die so höchst gefährliche Vernunft fördere. Philosophie war ihnen am verhaßtesten. Nach dem Wegfall der priesterlichen Erziehungsanstalten an Stiften, in Klöstern u. s. w., durch welche die alte Kirche den jungen Geistlichen eine tüchtige Vorbildung zu geben sich bestrebt hatte, hatte man hie und da Gymnasien gegründet, die bald zur Blüthe kamen. Nach Schulplan und Einrichtung waren sie darauf berechnet, vor Allem

Theologen heranzuziehen, und man ging in der humanistischen Bildung gewiß nicht zu weit. [1] Jedoch auch dagegen sprachen die Eiferer und erklärten, es genüge teutsch und hebräisch zu verstehen, die lateinische und griechische Sprache seien unnütz. Die Rektoren, welche in irgend einem dunklen Glaubenssatz zweifelhaft zu sein schienen, wurden insgemein auf das Bitterste angegriffen und verfolgt.

Das widerwärtigste Schauspiel aber — zu schlimm, um blos komisch zu sein — boten die Streitigkeiten der Theologen unter sich. Gab irgend Einer eine Flugschrift heraus oder ließ nur eine polemische Predigt drucken, so fand sich gewiß ein Anderer, sei es in der Nähe oder in einem ganz entfernten Winkel, welcher so lange darin herumstöberte, bis er in einer unklaren Stelle eine verborgene Ketzerei herausfand. Alsbald geht eine zornige Streitschrift aus, worauf der Gegner gerade nicht mild erwiedert. Andere legen sich darein. Der Hader greift um sich wie eine böse Seuche. Universitäten sollen ihr Gutachten abgeben. Jedoch diese — zumal Jena gegen Wittenberg — liegen ja in offener Fehde gegeneinander, die Studenten selbst theilen sich in Parteien. Nun wird der Landesherr zur Abhülfe aufgerufen, denn auch sein Seelenheil ist in Gefahr; die neue Ketzerei droht das ganze Land zu verderben. Gelang es nun, die Sache soweit zu treiben, daß eine theologische Hofkommission ernannt ward, um den Glauben des Angeklagten zu prüfen, so war dieser verloren; denn den sophistisch gedrechselten Revers, welchen man ihm vorlegte, konnte er nicht unterschreiben, ohne sich auf irgend eine Weise bloszustellen. Er mußte es noch als eine Gnade ansehen, wenn man ihm gestattete, sein Amt zu verlassen und mit Weib und Kindern in das Elend zu wandern (s. Krenzheims Verfolgungsgeschichte bei Menzel V, p. 102.). Es gab theologische Abenteurer oder Demagogen, welche das Ketzermachen im Großen trieben, an irgend einem gelegenen Orte auftraten, Anhänger sammelten und ihre Gegner, selbst die Landesregierung, trotzig bedroheten; bis sie

[1] Z. B. Nach dem Schulplan (vom Jahre 1553) des großen Gymnasium zu Rotenburg ob der Tauber, das in seiner besten Zeit über 500 Schüler zählte, begann der Unterricht der griechischen Sprache erst in der obersten Klasse, und zwar wurden die ersten Elemente vorgetragen, täglich zwei Verse eines griechischen Dichters an die Schultafel geschrieben, durchgegangen und am andern Tage ausgefragt, endlich das Sonntagsevangelium in griechischer Sprache durchgenommen. Dieses ward beibehalten bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

einem Stärkeren unterlagen; niemals verzagt, bald bei geheimen Freunden sich bergend, bald wieder an einer anderen Stelle in hohen Ehren. War irgend eine theologische Partei unterdrückt, so folgte gewöhnlich eine noch schlimmere Reaktion. Cracow hatte aus dem kleinen Ernestinischen Gebiete auf einmal 111 Geistliche vertrieben, die ihm zu lutherisch waren. Daran mochte er wohl denken, als er selbst später, des Kryptocalvinismus beschuldigt, auf der Folter lag. Oft reichte eine zweideutige Aeußerung, eine unvorsichtige Handlung, der religiöse Zweifel, den man einem falschen Freunde anvertraut hatte, ganz hin, um einer Tyrannei zu unterliegen, wie man sie seitdem nur zu Paris unter dem Wohlfahrtsausschuß gesehen hat. Das war aus der Freiheit der Gewissen geworden, für die Luther sich erhoben hatte.

Noch schlimmer war gewöhnlich der Ausgang, wenn mit der Sache politische Ränke in Verbindung kamen, wenn es galt, irgend einen hochgestellten Mann zu stürzen. Dann mußte die Beschuldigung irgend einer ketzerischen, der politischen Verfolgung sowohl Einleitung und Farbe, als Rechtfertigung von der öffentlichen Meinung geben und stets fanden sich geschmeidige Hoftheologen, welche durch ihr boshaftes sophistisches Gutachten und durch Mißbrauch von Stellen der heiligen Schrift einen Inquisitionsproceß unterstützten, wie ihn kaum Spanien schlimmer gesehen hat.[1] Nur möge diese Scizze der Lage

[1] Zwei Processe verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Herzog Albrecht, der sich in den Besitz des Teutsch-Ordens-Landes gesetzt hatte, begünstigte hochbetagt den bekannten Osiander. Gegen diesen tritt Mörlin auf, verflucht ihn wegen einiger Lehren in die Hölle, alle Mahnungen des Herzogs verhöhnend. Als nun Osiander plötzlich stirbt (1552) erläßt Albrecht ein Mandat, daß nur nach dem Würtemberger Gutachten über die Rechtfertigungslehre gepredigt werden solle. Mörlin verwirft auch dieses mit der größten Keckheit, bis der Herzog die geistlichen Demagogen verjagt. Nun wendet sich die ganze Wuth gegen den Hofprediger Funk, Osianders Eidam. Der Landesadel, um den hochgestellten Mann zu stürzen, begünstigt die Widerstrebenden. Um dieses auszuführen werden auf den Landtag 1556 die polnischen Commissarien gewonnen und Funk ward angeklagt: daß er Osiander angehängt, viele fromme Kirchenlehrer ihres Amts entsetzt, eine neue Kirchenordnung eingeführt habe ꝛc. Daran schloßen sich erst die Klagen gegen die Landesverwaltung der bürgerlichen Räthe und wegen Beleidigungen des Adels. Das Schöppengericht verurtheilte den Funk mit seinen Freunden Horst und Schnell zum Tode. Weder die Thränen noch der Widerspruch des Herzogs vermochten seine getreuen Diener zu retten. Sie wurden auf offnem Markte enthauptet, und das

Teutschlands während des sechszehnten Jahrhunderts — nothwendig, um die Zustände bei dem Beginne des dreißigjährigen Kriegs, um Magdeburgs innern Verfall zu erklären — nicht die unrichtige Vorstellung erwecken, als ob überall eitel Unverstand und Heuchelei geherrscht hätte. Es gab viele friedsame, geistlich fromme Prediger, die aufrichtigen Herzens nach der Wahrheit suchten und sie zu verkünden erachteten. Die berühmten Worte Luthers: „Hier steh ich

bethörte Volk sang dabei andächtig: „Nun bitten wir den heiligen Geist“ und „du werthes Licht gib uns deinen Schein.“ Der alte, kranke Herzog mußte, um seine gänzliche Bekehrung zu beweisen und jeden Vorwand zum Aufruhr zu entfernen, sehr froh sein, daß sich Mörlin endlich bewegen ließ, wiederum nach Königsberg zu kommen, eine neue, rechtgläubige Kirchenordnung zu verfassen und das Bisthum Samland anzunehmen.

Ein ähnliches Bild zeigt der Proceß Peucers. Dieser, der Eidam Melanchthons, Professor der Mathematik und Medicin, von dem Churfürsten August von Sachsen liebgewonnen und hochgestellt am Hofe, hatte mit seinem Freunde, dem Geheimenrathe Cracow zu Wittenberg und im Lande die mildere Lehre Melanchthons aufrecht gehalten. Dem Adel war er als *Bürgerlicher* verfaßt, doch unangreifbar so lange der Churfürst von der Wahrheit seiner religiösen Ansichten überzeugt blieb. Die Bekanntwerdung eines Buches (Exegesis perspicua controversiae de coena Domini, 1574), in welchem die Calvinische Abendmahlslehre offner hervortrat, und das man als ein Werk Wittenberger Theologen ansah, gaben einen Punkt für den Angriff. Diesen begannen sofort die theologischen Abenteuerer Heßhus und Wigand und die Intrigue war fertig. Der Drucker der Exegesis Vögelin beharrte darauf, den Verfasser zu verschweigen und verließ Sachsen mit dem Verlust seines ganzen Vermögens. Der Churfürstin Anna brachte man aber bei, daß der frühe Tod ihres Sohnes Adolf wohl eine Strafe Gottes sei, da sie den *calvinistischen* Hofarzt als Taufzeugen zugezogen habe. Dem Churfürsten machte man wegen seines Seelenheils bedenklich, er sei in den heimlichen Schlingen der Ketzer. Einige aufgefangene Briefe Peucers und seiner Freunde, in denen sie sich vertraulich über Glaubenslehren und die Verfolgungen in Frankreich geäußert und auch mitgetheilt hatten, was sie dem Churfürsten in der Beichte an das Herz legten, bestätigten die geheime Verschwörung, den Calvinismus in Sachsen einzuführen. Sofort ward gegen Peucer, Cracow, den Kirchenrath Stößel und den Hofprediger Schütz der Criminalproceß eingeleitet (1574). August bewies sich noch weit wüthender als seine Landstände. Manche angeklagte Theologen retteten sich durch Unterschrift der vier Artikel, welche eine rechtgläubige Commission aufgesetzt hatte. Cracow verschied im Kerker nach harter Folter. Stößel, im Gefängniß von den Theologen schlimm gepeinigt, starb halbwahnsinnig auf eine geheimnißvolle Weise. Peucer, der auch auf der Folter alle Anmuthungen zurückgewiesen hatte, blieb zwölf Jahre im einsamen, schmutzigen Kerker, ohne daß ihm eine Schuld bewiesen war, ohne daß er ein Urtheil empfangen hatte,

und kann nicht weiter," jetzt oftmals wiederholt, wurden auch mit Ueberzeugung ausgesprochen. Es waren Fürsten und Reichsstädte, die bedachtsam eine neue Ordnung zu gründen versuchten. Doch der Mangel an Einheit in der neuen Kirche, der noch übermächtige Zorn der Eiferer stand auch den redlichsten Bestrebungen häufig entgegen.

War auch Luther früher geneigt gewesen, nach dem Vorbilde jener alten, christlichen Gemeinden, wie sie in herzlicher Liebe verbunden und im Vertrauen auf Gott sich gegenseitig belehrten und im frommen Wandel sich bestärkten, eine gewisse Autorität im Glauben — insofern sie ihn wahrhaft erkannt hatten — zuzugestehen, so sah er doch bald die Nothwendigkeit einer neuen Kirchengewalt ein. Konnte man die Ehesachen, bisher ein Hauptgegenstand der geistlichen Jurisdiktion, jetzt unmittelbar dem weltlichen Richter übergeben, diesem es überlassen, das Einreißen grober Laster zu rügen? Oder durfte man einfachen Pfarrern solche Befugnisse anvertrauen, welche doch nicht rechtsverständig waren und selbst einer höheren Aufsicht bedurften? — Solche Erwägungen führten auf die Gründung neuer geistlicher Behörden, der Consistorien, die zusammengesetzt aus geistlichen und rechtsverständigen weltlichen Gliedern, unter fürstlicher Autorität untersuchten und entschieden. Der erste Antrag ward von den sächsischen Ständen dem Churfürsten Johann Friedrich im Jahre 1534 gemacht und im Jahre 1539 trat zu Wittenberg das erste Consistorium wirklich zusammen, aus zwei weltlichen und eben so vielen geistlichen Gliedern (Justus Jonas und Johann Agricola) zusammen. Außer eines Theils der alten geistlichen Jurisdiktion war ihm die Kirchenvisitation d. h. Prüfung des Glaubens und des sittlichen Wandels der Pfarrer wie der Gemeinden, Abstellung der Mißbräuche rc. übertragen. Ihm allein stand die Erkenntniß auf Kirchenbann zu. Sämmtliche weltlichen Behörden waren angewiesen, die

zeitweise von den Theologen bearbeitet und bedroht, die ihm in schwerer Krankheit das Abendmahl und selbst den Trost eines neuen Testaments versagten, um was er so dringend bat. Statt dessen reichten sie ihm eine Concordienformel. Weder die Verwendung des Landgrafen Philipp von Hessen, der im hohen Alter viele Mäßigung und milden, religiösen Sinn bewies, noch die Bitte des freundlichen Kaisers Maximilian II. konnte seine Befreiung erwirken. Die Churfürstin zürnte ihm in ihrem Aberglauben unversöhnlich. Erst nach deren Tode gelang es der schönen dreizehnjährigen Braut des sechzigjährigen Herrn den Verfolgten zu erlösen. Er überlebte den Churfürsten fast um 16 Jahre.

Aussprüche dieses gemischten Collegiums zu vollziehen. Diese Maßregel fand Beifall, und auch in andern protestantischen Gebieten entstanden ähnliche Kirchenbehörden.

Doch fanden sie vielen Widerspruch. Noch weniger als die Laien zeigten die Geistlichen die erwünschte Gefügsamkeit. Sie, welche Allen Gehorsam gegen fürstliche Verfügungen predigten, bewiesen sich oft als die unbotmäßigsten, und nicht selten sah man Einzelne mit Berufung auf ihr Glaubensrecht den Entscheidungen der Consistorien auf das Aeußerste widerstreiten. Auch die geistliche Censur, welche man nach dem Beispiele der alten Kirche zur Verminderung des polemischen Haders einsetzte, so daß auch nicht eine Predigt ohne Durchsicht einer fürstlichen Commission gedruckt werden sollte, fruchtete wenig. Es fanden sich ja viele Mittel, sie zu umgehen. Auch die Concordienformel, besonders durch den Eifer des Andreä und Chemnitz endlich zu Stande gebracht (1580), vermochte es nicht, in der protestantischen Kirche die Einheit herzustellen. Alle Bemühungen, so klug sie auch eingeleitet, zerschellten an persönlichen Ansichten. Wo aber die Concordienformel wirklich eingeführt ward, diente sie, um Geist und Gewissen der Menschen völlig zu knechten.[1] Vergebens hatte Elisabeth, die kluge Königin von England gewarnt, man möge nicht zur Freude Roms durch diese Concordienformel unter den Evangelischen eine unheilbare Spaltung hervorrufen, hinzufügend: „Wir sind Menschen und fehlen alle in gar vielen Stücken. Daß wir alle in allen übereinstimmen sollten, ist zwar zu wünschen, aber nicht zu erwarten. Was in solchen Dingen menschliches Urtheil und menschliche Einsicht nicht vermag, das soll christliche Frömmigkeit und Liebe bewirken." — So verständige Worte waren bei den Theologen damals alle verloren.

So weit erschien es nothwendig, die allgemeine Lage Teutschlands zu zeichnen, um dadurch Verständniß und Beleuchtung für das Besondere zu gewinnen. Es ist nun zu sehen, wie ebendieselben

[1] Wer etwa nachlesen will, durch welche zum Theil sehr unsaubere Mittel Einführung der Concordienformel hie und da erzwungen ward, vgl. Menzel a. a. O. IV. cap. 20 bis 22.

Elemente die Verhältnisse auch in einem engeren Kreise, in der Stadt Magdeburg gestatteten.

Wir haben Magdeburg verlassen, als es sich nach langer Belagerung dem Churfürsten Moritz ergab, so wenig auch Bürger und Geistlichkeit von eigentlicher Unterwerfung etwas wissen wollten. Die Herrschaft über die Stadt fiel nach kaiserlicher Genehmigung an Chursachsen, Churbrandenburg und den Erzbischof zu gleichen Theilen; das Burggrafenrecht erhielt Sachsen. Die ganze städtische Verfassung blieb nach altem Herkommen, der Rath übte seine Befugnisse wie früher aus, und da eine chursächsische Besatzung die Parteiungen unter den Bürgern niederhielt (bis den 20. November 1553), so gewann Ruhe und Gesetzlichkeit wieder einen festen Halt.

Der Erzbischof Johann Albert, ein Markgraf von Brandenburg-Ansbach, schwach und stets in Streit mit der Stadt, war im Jahre 1550 gestorben. Schon im Jahre 1547, als jener Erzbischof vertrieben war, hatten beide Domcapitel den Prinzen Friedrich, Sohn des Churfürsten Joachim II. von Brandenburg als Coadjutor erwählt. Da aber dieser die Bestätigung der Curie nicht erlangen konnte, so führten die Domcapitel von Magdeburg und Halberstadt einstweilen die Regentschaft, bis der Churfürst Joachim II. der Curie sich nähernd, das Interim annahm und die Unterwerfung unter die Beschlüsse des Concils zusagte. Jetzt erhielt Friedrich IV. das Pallium, starb aber noch in demselben Jahre (1552). Das Domcapitel postulirte Sigismund, den vierzehnjährigen Bruder desselben, bis zu dessen Volljährigkeit der Graf Johann Georg von Mansfeld die Statthalterschaft führen sollte.

Die drei Herrn der Stadt einigten sich durch einen Vertrag (1555) über deren Besitz: die Nutzungen werden getheilt; sie bestätigen gemeinschaftlich den jährlich zu erwählenden Rath; die Regierung verwaltet ein Bevollmächtigter; der Erzbischof behält die geistliche Jurisdiktion in den Kirchen und Klöstern der Stadt, die weltliche in den Vorstädten und am Neumarkt rc. Die verlangte Huldigung verweigerte Magdeburg hartnäckig. Nun hatte der Kaiser bestimmt, daß die Stadt nicht eher von der Acht und Oberacht losgesprochen werden sollte, als bis sie sich mit dem Erzbischof und seinem Capitel wieder ausgesöhnt hätte. Hatte die Fortdauer der Acht für den Augenblick auch keine unmittelbare Folge, so war es doch eine

Art von Rechtfertigung für benachbarte Edelleute, die Waarenzüge Magdeburgs auszuplündern. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen zur Ausgleichung begann mit dem erzbischöflichen Statthalter, dem Grafen von Mansfeld im Jahre 1555 eine ernstliche Unterhandlung, welche zu dem Vertrag von Wollmirstädt führte (29. Januar 1558), welcher die meisten Fragen beseitigte, worauf denn im Jahre 1562 die Lossprechung von der Acht erfolgte. Dieser Vertrag war nebst den Zusätzen vom Jahre 1562 mit ängstlicher Genauigkeit abgefaßt, um alle fernern Streitigkeiten zu verhüten. Einige Hauptpunkte sind hier erwähnungswerth: dem Erzbischof und dem Capitel werden alle entzogenen Besitzungen zurückerstattet, ebendenselben, wie auch dem Adel, Stiftern, Klöstern ꝛc. die Zinsen ꝛc. wie vor 1546 entrichtet; Stifter, Klöster, Geistliche erhalten ihre geraubten Urkunden, Kleinode, Kirchengeräthe ꝛc. zurück, nur was den Kirchen in der Stadt an Glocken und Leuchtern zugewendet ist, bleibt ihnen; die Klöster, welche vor dem Jahre 1546 nicht in des Raths Verwaltung waren, werden hergestellt; dagegen hebt der Erzbischof das Verbot auf, von dem Lande an Stiftungen und Bürger der Stadt die gebührenden Zinsen ꝛc. zu entrichten. Den Predigern beider Theile wird geboten, einfach Gottes Wort zu verkündigen, sich aber aller leichtfertigen Schmähungen zu enthalten. Keiner soll den Andern in der Ausübung seiner Religion hindern, besonders wird bestimmt, daß der Erzbischof nebst seinem Capitel und seiner Geistlichkeit in dem ihm gehörenden Bezirke Magdeburgs von den Bürgern nicht in Uebung des katholischen Cultus beeinträchtigt werde; zum Ersatz für verbaute Plätze und andere Beschädigungen in der Stadt zahlt diese in Terminen 50,000 fl. an den Erzbischof und sein Capitel; die Sudenburg und die Neustadt darf von ihren Einwohnern wieder aufgebaut werden, jedoch ohne Benachtheiligung der Festung; auch dürfen die Vorstädte jährlich einen Jahrmarkt halten und ihre Gewerbe unbehindert treiben, jedoch ohne die Privilegien der Altstadt zu verletzen, wodurch der Handel der Vorstädte sehr beschränkt ward.

Während man sich so um Herstellung der Ordnung und Einigkeit abmühete, führten die Prediger in der Stadt ein großes geistliches Fastnachtsspiel — „Mysterium“ nannte man so etwas früher — auf, was zu charakteristisch ist, als daß man es ganz übergehen dürfte.

Magdeburg galt bei den protestantischen Eiferern nicht nur wegen seiner tapfern Vertheidigung, sondern auch wegen der Stimmung seiner Bürgerschaft für die wahre Glaubensfeste. Von da aus gingen seit 1554, von Flacius angeregt, die sogenannten Centuriae Magdeburgenses, bestimmt, das Papstthum gänzlich zu verderben. Um das Jahr 1554 vereinigten sich die Geistlichen, unter ihnen Joh. Wigand und Matthäus Juder als die thätigsten zu einer neuen Kirchenordnung und in dieser zur Herstellung des Kirchenbanns. — Ehebrecher und Ehebrecherinnen, Schwängerer und Geschwächte, Todtschläger, die wieder „eingetheidingt," soll man weder zum Sacramente noch als Taufzeugen zulassen, bevor sie nicht durch den Prediger von der Kanzel ihren Namen nennen, ihr Unrecht anzeigen, Gott für sie anrufen und das Kirchspiel ihres Aergernisses wegen um Verzeihung haben bitten lassen. Gleichfalls sollen Personen, die in stadtkundigen, bewiesenen Sünden gelebt haben oder ihren Tod während des Zechens in der Trunkenheit und im Hader fanden, oder die ein oder zwei Jahre lang nicht zum Abendmahl gingen, bei ihrem Tode ohne Gesang und Geläute an einer, von andern Verstorbenen abgesonderten Stelle beerdigt werden. Verstockten Papisten sollte das Begräbniß auf christlichen Kirchhöfen eigentlich ganz versagt werden; doch so lange genügender Raum vorhanden, können sie ohne christliche Ceremonien an abgesonderten Stellen bestattet werden; „So aber auch baalitische Pfaffen, Mönche, Nonnen oder des geistlichen gesindes oder geschmeißes unter uns wären, denen on alle bekerung die Seele ausführe, denen wollen wir den Ort vnsers Begrebniß gentzlich abgeschlagen haben." Hart war es ingleichen verpönt, von dem Antichrist und unbekehrten Papisten Pfründen, Präbenden, Weihen anzunehmen oder mit antichristischen Pfaffen und Baalspriestern nur freundlichen Umgang zu pflegen 2c.

Wohl mögen Krankheiten der Gesittung nachdrückliche Heilmittel erfordern. Doch selbst der Rath von Magdeburg fand es bedenklich, eine solche Gewalt, so folgeschwere Verdammungsurtheile zelotischen Predigern zu überlassen, die wegen ihrer blinden Rigorosität zu der Untersuchung und ruhigen Prüfung — ob Thatsachen oder nur böswillige Denunciationen und Stadtgerüchte vorlägen — gar wenig geeignet erschienen. Die Unduldsamkeit gegen die katholischen Einwohner der Stadt drohte die kaum hergestellte Einigkeit wieder

zu zerrütten. Tadelte doch Wigand bitter den Rath wegen der Zugeständnisse, die dem katholischen Clerus in dem Wolmirstädter Vergleiche gemacht worden waren. Deßhalb verlangte er von verschiedenen berühmten Geistlichen ein Gutachten über diese Kirchenordnung. Amsdorf, damals Superintendent in Eisenach, erwiederte, daß kein Christ, der selig zu werden gedenke und Gottes Wort lieb habe, jene Artikel anfechten könne; in gleichem Sinne die Uebrigen. So bestätigte denn endlich der Rath diese Kirchenordnung, hatte aber bald Grund seine Willfährigkeit zu bereuen.

Das Kirchencollegium von St. Johannis berief den Dr. Tillmann Heßhus auf 3 Jahre als Prediger und zugleich ward ihm die Superintendentur an der Stelle des 1559 verstorbenen Sarcerius anvertraut. Heßhus war seit 1556 aus drei angesehenen Aemtern, zu Goslar, Rostock, Heidelberg, wegen seiner Heftigkeit verabschiedet worden. Nun fand er wieder Gelegenheit zu Controverspredigten gegen Adiaphoristen, Majoristen, Synergisten und andere Ketzer jeder Art. — Die niedersächsischen Stände hatten auf der Zusammenkunft zu Lüneburg, August 1561, ein Mandat erlassen, in welchem unter anderen Dingen auch das ungebührliche Lästern und Schelten von der Kanzel und in Druckschriften gegen Einzelne oder gar gegen ganze Universitäten bei Landesverweisung oder körperlicher Strafe untersagt war. Der Erzbischof Sigismund übersendete das Mandat dem Rathe zur Nachachtung. Sogleich erhob Heßhus und sein Anhang den ärgsten Widerspruch. Von der Kanzel herab erklärte der wüthende Prediger: die Fürsten hätten sich auf dem Tage zu Lüneburg vollgesoffen und seien trunken gewesen, da sie das Mandat berathschlagt und beschlossen; es wäre von gottlosen Juristen gemacht, das Strafamt wäre darin aufgehoben, das Predigtamt mit Füßen getreten; das Schreiben des Erzbischofs sei „ein höllisches, teuflisches, gottloses, gotteslästerliches.“ Vergebens beschwerte sich Sigismund, umsonst versuchte der Rath seinen Superintendenten zum Schweigen zu bringen. Dieser erklärte, sein Gewissen gestatte ihm nicht, auch nur eine Stunde lang von dem Mandate und dem erzbischöflichen Schreiben zu schweigen.

Um nun eine festere Stellung sich zu gewinnen, ging Heßhus an die Ausführung seines Lieblingsplans, eine Volksherrschaft mit geistlichen Demagogen an der Spitze, in Magdeburg als ein großes

Beispiel für andere Städte herzustellen. Wigand und Juder hatten im Jahr 1560 einen Ruf als Professoren nach Jena erhalten, waren aber ihrer unausstehlichen Zänkereien das Jahr darauf wieder verwiesen worden. Diese zog Heßhus als Verstärkung an sich, desgleichen den aus Gotha vertriebenen Superintendenten Eggerde. Diese „Verbannten Christi", wie Heßhus sie nannte, empfahl er seinen Pfarrkindern als heilige Männer und helle Kirchenlichter, die von tyrannischen Verfolgern der evangelischen Wahrheit wegen verjagt seien. Zugleich unterstützte er den Wigand und Juder in ihren Streitschriften gegen den Weimarischen Hof. Der Rath aber ließ die Exemplare aus der Druckerei wegnehmen und verbot den Gastwirthen, die Exules Christi, von denen sich immer mehr einfanden, ohne besondere Genehmigung zu beherbergen. Dagegen schalt Heßhus auf der Kanzel und versuchte, seinen nächsten Anhängern feste Stellen zu verschaffen. Pater Eggerde sollte Adjunkt eines Pastor an der Jacobikirche werden, der angeblich die fallende Sucht haben sollte; Wigand einen alten Geistlichen ersetzen, den man fälschlich beschuldigte, er habe katholische Taufzeugen zugelassen. Der Rath trat diesen geistlichen Ränken entgegen, untersagte die bereits von dem Kirchencollegium auf den 6. März 1562 anberaumte Wahl Wigands und ließ 4 Bürger verhaften, welche für denselben von Haus zu Haus Unterschriften sammelten. Heßhus wüthete dagegen in der nächsten Sonntagspredigt, erklärte dieses Verfahren für die größte Sünde, die seit 40 Jahren in der Stadt begangen, und schloß alle Rathsglieder von den Sacramenten und der Absolution aus. Da nun die Unruhe unter der Bürgerschaft immer größer war, erkannte der Rath, daß jetzt Ernst zu brauchen sei. Dem Pater Eggerde, dem eifrigsten Demagogen unter den andern Geistlichen, verbot er die Stadt und ließ ihn verhaften, als er nicht Folge leistete. Nun nahm sich Heßhus dieses „Augapfel Gottes" an und drohete, wenn er nicht freigegeben werde, dem Rath mit dem großen Kirchenbann. Der trotzige Mann sah in der Langmuth des Raths nur Schwäche und Zaghaftigkeit. Da wurde er sofort des Superintendentenamtes entsetzt, ihm Hausgefängniß angekündigt und auch das Predigtamt ihm aufgesagt. Anfänglich stellte er sich ganz geduldig, allein nach wenigen Tagen, am 8. October, sprach der Diaconus zu St. Jacob, Bartholomäus Strehle, nach der Predigt den förmlichen

Bannfluch über den Rath und die ihm zustimmenden Geistlichen und Bürger aus: „er schneide sie als faule, stinkende Glieder ab von der Gemeinde Christi, schließe ihnen den Himmel zu und die Hölle weit auf, und übergebe sie dem leidigen Teufel ꝛc.“ Als dem Diaconus alsbald Hausgefängniß angekündigt ward, spottete er nur: Er werde ausgehen oder daheim bleiben, wie es ihm gutdünke, denn er sei ein freier Mann, der Rath aber keine Obrigkeit mehr. Sicherlich rechneten diese geistlichen Demagogen auf den Muth ihrer Anhänger. Diese aber hielten sich, — wie das öfters so geht — ganz ruhig, wie sie den bittern Ernst sahen. Eggerde, Strehle und noch der Diaconus Eck wurden von den Stadtdienern aus dem Burgfrieden gebracht. Mit dem verhafteten Heßhus begann man zu unterhandeln und bot ihm seinen ganzen Jahrgehalt an, wenn er im Frieden wegziehen werde. Dieser erwiederte keck: er werde bleiben, da es in Magdeburg keine Obrigkeit gäbe, welcher er Folge zu leisten habe. — Nun versammelte der Rath am Abend des 21. Octobers ein tausend zuverlässige Bürger unter den Waffen, welche die Nacht hindurch die Pfarrwohnung und alle Gildenhäuser besetzten. In der Frühe des nächsten Tags ward Heßhus ohngeachtet seines Sträubens in einen verdeckten Wagen gehoben und unter der Begleitung von 500 Bewaffneten über die Elbebrücke gebracht. Kaum war der Wagen zurückgefahren, so kehrte der trotzige Mann ebenfalls um, ließ sich über den Strom nach der Neustadt übersetzen, um mit einem Haufen seiner Anhänger, die sich dort versammelt hatten, in die Stadt zu dringen. Da aber die Bürgerschaft den Tag über unter den Waffen blieb, so fand er es endlich für gut, den Staub von den Füßen zu schütteln und nach Braunschweig zu seinem Freunde Mörlin sich zu wenden. Auch seine übrigen geistlichen Genossen verließen theils gezwungen, theils freiwillig die Stadt und die milder Gesinnten waren froh, ihrer unduldsamen Amtsbrüder los zu sein. Zwar versuchte Heßhus jetzt durch wüthendes Sendschreiben in Magdeburg Aufruhr zu erregen [1] und der Rath hatte genug zu thun, um sich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß sein Verfahren gegen

[1] So gebot Heßhus den Kranken, vor dem Empfang des Sacraments zu bekennen, daß er mit Unrecht verjagt sei, und wenn man es ihnen dann verweigere, sollten sie lieber ohne dessen Genuß sterben, weil Gott die Gläubigen auch ohne Sacrament selig machen könne.

die zänkischen Prediger nicht einen Abfall von dem reinen Evangelium bezeichne. Da er aber die Ruhe in der Stadt mit fester Hand aufrecht erhielt und Niemand sich um Heßhus mehr bekümmerte, so schwieg er endlich, um seine abenteuerliche Bahn an andern Orten fortzusetzen.[1]

Um den Frieden in Magdeburg zu erhalten, trugen nicht wenig die veränderten Verhältnisse des Erzbisthums bei. Erzbischof Sigismund war im Herzen ein entschiedener Protestant. Jedoch aus Gründen der Politik, oder — mit andern Worten — um nicht in dem Besitze seiner hohen Würden gestört zu werden, sagte er sich von der alten Kirche nicht offen los. Die jüngeren Domherrn bekannten sich zur Augsburger Confession. Die bejahrteren, welche bei der alten Kirche blieben — wie die Halberstädter durchgängig — wurden nicht beeinträchtigt, doch konnten sie es nicht dahin bringen, daß die Domkirche dem katholischen Cultus wieder geöffnet wurde. Die Bitten des Raths und der Landstände, den lutherischen Gottesdienst einzuführen, gewährte der Erzbischof nicht, versprach aber, daß die Landschaft bei dem Augsburger Bekenntniß ungestört bleiben könnte; er werde niemals zugeben, daß in dem Dom und andern Kirchen die Messe wieder aufgerichtet werde; das Domkapitel sollte in seiner Würde erhalten bleiben, bei der Besetzung erledigter Stellen der Vorzug den Erzstiftischen gebühren. (Andreas von Holzendorf war der erste Domherr, welcher sich verheirathete, J. 1558.) Während der Erzbischof durch Anordnung von Visitationen der Kirchen und Klöster

[1] Heßhus hält sich zuerst in Braunschweig auf, wird Prediger in Wesel, wegen Zankzucht verwiesen J. 1564; lebt eine zeitlang kümmerlich in Frankfurt; um ein Amt in Straßburg bewirbt er sich vergebens, der Rath will ihn nicht einmal in der Stadt dulden; der Pfalzgraf Wolfgang nimmt ihn als Hofprediger in Zweibrücken an; wird mit Wigand J. 1567 als Professor nach Jena berufen, beide verwiesen 1573; auf die Empfehlung Mörlins 1573 wird er Bischof von Samland; zieht Wigand nach sich, der Professor in Königsberg, dann Bischof von Pomesanien wird; als dieser merkt, daß das Bisthum Samland besser sei, verketzert er seinen Freund wegen Irrlehren; Heßhus, der sich vergebens zum Widerruf erbietet, wird seines Amts entsetzt J. 1577 und muß mit seiner schwangern Frau und kranken Kindern in das Elend wandern; der Herzog Julius von Braunschweig beruft ihn auf die neuerrichtete Universität Helmstädt; da wird er endlich ein geschmeidiger Hoftheologe, der auf Befehl selbst gegen die Concordienformel protestirt; stirbt 1588, in den letzten drei Jahren, wie man sagt, des Verstandes beraubt.

in der Landschaft, welche letztere mildere Zwecken zugewendet werden sollten, seine weiteren Pläne vorbereitete, starb er 1566. Nur die Reform der Bärte war ihm vollständig gelungen, welche alle seine Untergebenen bis auf einen kleinen Schnautzbart abschneiden mußten.

Nach seinem Tode erwählte das Domcapitel den Joachim Friedrich, Sohn des brandenburgischen Churprinzen Johann Georg, bereits mit den Bisthümern Havelberg und Lebus versehen. Er führte nicht mehr den Titel eines Erzbischofs, sondern, wie alle späteren, den eines Administrator (s. unten). Kaiser Max II., der ihn persönlich liebte, ertheilte gern die Bestätigung, wie er denn auch 1567 sämmtliche Privilegien Magdeburgs confirmirte. — Joachim Friedrich, ein eifriger Anhänger der Augsburgischen Confession, öffnete die Domkirche dem protestantischen Gottesdienste. Doch erregte es schon wieder Anstoß bei der Stadtgemeinde, daß die Domherrn einige Aeußerlichkeiten der alten Kirche (Chorrock, Meßgewand, kanonische Stunden ꝛc.) beibehielten und der Rath ermahnte seine Bürger, sich der papistischen Abgötterei in der Domkirche zu enthalten.

Weil damals die Hausfolge Churbrandenburgs bloß auf dem Administrator beruhete, so beschloß er, mit Zustimmung des Domcapitels im Jahr 1570 sich mit Katharina, Tochter des Markgrafen von Brandenburg Küstrin, zu vermählen. Papst Pius V. begehrte sofort von Kaiser Max II. die Entsetzung des Joachim Friedrich, weil hier der Augsburger Religionsfrieden offen verletzt sei. Der Kaiser begnügte sich damit, ihm die Belehnung mit den Regalien zu entziehen und erkannte ihn nicht mehr als Administrator. Dieses änderte übrigens nichts in seiner Stellung, und der Protestantismus verbreitete sich mehr und mehr im Land. Das letzte Kloster trat im Jahr 1591 zu der neuen Religion über, doch wurden noch manche alte Gebräuche beibehalten. — Im Jahr 1579 verzichtete der Churfürst von Sachsen gegen Abtretung von 4 Orten auf alle burggräfliche Rechte über Magdeburg und entsagte zu Gunsten des Administrator überhaupt auf alle Vortheile und Rechte, welche Chursachsen durch den früheren Tripartitsvertag erhalten hatte. Auch die Stadt Magdeburg trat diesem Vergleiche bei, gegen einen Revers über die Bestätigung ihrer sämmtlichen Privilegien.

Im Jahr 1592 (am 14. November) geht das Domcapitel mit dem Administrator einen Vertrag ein, wiederum einen Churbranden-

burgischen Prinzen — es waren viele Söhne zu versorgen — wählen zu wollen. Derselbe tritt mit dem 21. Lebensjahre die Regierung an, welche bis dahin das Domcapitel führt, dem Gewählten aber jährlich einen Zuschuß zu seinen Studien gewährt. Vor dem Regierungsantritt hat er die Wahlcapitulations-Urkunde zu unterzeichnen und die Veränderungen anzunehmen, welche das Domcapitel etwa machen werde. Verwirft er aber die Urkunde ganz oder theilweise, so ist die Wahl ungültig und das Capitel kann zu einer neuen schreiten.

Als nun der Administrator durch den Tod seines Vaters Johann Georg (am 7. Januar 1598) Churfürst von Brandenburg wird und dadurch sein Recht auf das Erzstift erlischt, so erwählt vertragsmäßig das Domcapitel seinen siebenten Sohn, den eilfjährigen Markgrafen Christian Wilhelm, der später in so schwere Bedrängnisse verwickelt werden sollte. Für ihn unterzeichnete vorläufig der Churfürst die Wahlcapitulation und das Domcapitel nahm einstweilen für sich die Huldigung an, die aber Magdeburg verweigerte.

Obgleich nun noch vorläufig die alten Wahlformen beibehalten wurden, so war doch — da die Besetzung der Domherrnstellen unter dem Einfluß des Administrator stand — Alles recht zweckmäßig angebahnt, daß das reiche Erzbisthum mit der Zeit in den unbedingten Besitz Churbrandenburgs übergehen muß. Ob Magdeburg sich diesem zu entziehen vermochte, werden wir sehen.

VII.

Die Anfänge des dreißigjährigen Kriegs 1600 bis 1620.

Nicht plötzlich brach der Sturm des dreißigjährigen Kriegs über Teutschland herein. Schon lange konnte man sein Grollen vernehmen. Doch sind solche Andeutungen für die Zeitgenossen nur selten bemerkbar, da sie gewöhnlich geneigt sind, die lautlose Stille, die schwüle Spannung, welche die innerste Zerrüttung der nationalen Zustände zu begleiten und der Eruption vorauszugehen pflegt, für Kennzeichen eines dauerhaften Friedens anzusehen. Wir können den Ausbruch und den Fortgang dieses Kriegs, welcher Teutschland in allen Grundfesten erschütterte, es gänzlich verwüstete, ja eine Zeit lang es völlig zu zerreißen drohte, nicht begreifen, wenn wir nicht einen Blick auf die damaligen europäischen Verhältnisse werfen. Die Thatsachen, welche nun berichtet werden, sind meistens bekannt genug, wir müssen aber sie berühren, um den richtigen Standpunkt zu jener Beurtheilung uns zu gewinnen.

Wir sahen, wie bald in Teutschland das von aufrichtigen Gemüthern zuerst ausgehende Streben nach Herstellung einer reineren, christlichen Kirchenverfassung seinen ursprünglichen Charakter verlor. Die politische Bewegung überwältigte die religiöse. Dennoch entstanden keine *eigentlichen* politischen Parteien, in welchen Kampf nach Staatsumwälzung und religiöses Bekenntniß sich zu *einem* Beginnen gleichmäßig verbanden. Die Aristokratie der Fürsten und Herrn ergriff *theilweise* die Kirchenreform, in welcher sie auch ein Mittel sah, Reichthümer zu erwerben, allein in der Opposition gegen die alte Reichsverfassung und gegen den Kaiser, im Ringen nach unabhängiger Macht, im Bemühen, die untern Stände zu unterdrücken, blieb sie ganz und gar einig. Daher sehen wir sie unerwartet in gewissen Maßregeln übereinstimmen, welche ihrem gemeinschaftlichen

Vortheile entsprechen. Eben so wie sich zuweilen wiederum protestantische Fürsten mit dem katholischen Kaiser wegen eines besonderen Gewinnstes willen verbünden. Religiöse Streitigkeiten verzehren die ganze Kraft der Nation, so daß bei dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Wissenschaft, Kunst und Poesie todt liegen. Allein es kömmt zu keiner Einheit des Beginnens. Die neue Kirche zerspaltet sich nicht nur in Lutheraner und Calvinisten, die sich gegenseitig noch wüthender hassen, als selbst den Papst, sondern eine solche Menge von persönlichen Meinungen will sich geltend machen, (Bellarmin st. 1621 zählt an 200 verschiedene Ansichten über das Wesen der Eucharistie auf), daß alle zum Sturm gegen die alte Kirche aufgebotenen Kräfte sich selbst gegenseitig aufreiben. Zwar zeigen sich mancherlei Versuche zur Herstellung einer demokratischen Gemeindeverfassung mit einem geistlichen Regimente an der Spitze, jedoch die protestirenden Fürsten halten so strenge auf ihre Kirchen-Suprematie, daß alle theologische Demagogen bald unterdrückt werden. Daher überall nur kleinlicher Zwist und Unentschiedenheit. Eine ganz verschiedene Entwicklung derselben Elemente aber zeigt sich in andern Ländern.

In Frankreich hatte unter den Gegnern der alten Kirche frühzeitig der Calvinismus überhand genommen. Dadurch wurde das Zerfallen in verschiedene, sich gegenseitig anfeindende Parteien unter ihnen verhindert. Ein großer Theil des kleinen Adels und viele Städte, welche noch Reste von Corporationsrechten sich bewahrt hatten, bekannten sich zu dieser Religion, welche, wie auf einen strengen sittlichen Wandel, auch auf eine freiere Selbst-Constituirung der kirchlichen Gemeinde hinwirkte. Da sich nun diese Huguenoten [1] bald in ihrer Religion, in ihrem Besitzthum, in ihrer bürgerlichen Existenz von der übermächtigen katholischen Partei bedroht und auf grausame Weise verfolgt sahen, so wurden sie zum starken Zusammenhalten gezwungen. — Schon unter König Franz I. und seinem Sohne Heinrich II. (J. 1559) erhebt sich wiederum die Macht der Großen, des Restes jenes alten Feudaladels, den Ludwig XI. erdrückt hatte. Dieses Streben nimmt zu unter den drei letzten Königen aus dem entarteten Geschlechte der Valois (1559 bis 1589). Diese Großen,

[1] Wahrscheinlich ein verdorbenes niederländisches Wort von hugi, althochteutsch: sensus und ga-nôz: socius zusammengesetzt, d. h. Gesinnungsgenossen.

unter ihnen die nächsten Blutsverwandten des königlichen Hauses, suchen sich als Kriegsobersten und Statthalter möglichst unabhängig zu machen, ihre Untergebenen ganz willkürlich beherrschend und knechtend, unter sich aber erbittert und höchst eifersüchtig, wer an der Statt des schwachen Königs das niedergetretene Frankreich beherrschen oder der Krone die beste Beute zu entreißen vermöge. Schon der Prinz Ludwig von Condé, aus dem Geschlechte der Bourbons, hatte eingesehen, zu was sich wohl die zahlreichen, unternehmenden, festzusammengeschlossenen Calvinisten im Lande gebrauchen ließen. Wie nun aber in dem Geschlechte der Guisen — einer jüngeren Linie der Herzoge von Lotharingen — die Partei des hohen Adels, welche der alten Kirche folgte, einen festen Kern und Anführer erhielt, welche grundsätzlich die Bewahrung der katholischen Religion voranstellte, (die eigentliche, katholische Ligue erst 1576) und als vorgebliche Karolinger nach der Krone selbst die Hand ausstreckten, so wurden jetzt in allen Bürgerkriegen, welche dreißig Jahre lang (von 1559 bis 1589) das schöne Frankreich verwüsteten, die Huguenoten als eine politische Partei benützt. Ihr Geschick richtete sich nach dem Spiele der Kabalen am Hofe, wo Treulosigkeit, Heuchelei, schändliche Ermordungen (Bartholomäusnacht J. 1572) abwechselten. Zuweilen wurden sie begünstigt, erhielten einigen Schutz in ihrer Religionsübung, selbst feste Sicherheitsplätze, bald wurden sie blutig verfolgt. Stets bereit, die Waffen zur Vertheidigung ihrer Rechte zu ergreifen, blieben sie eigentlich doch nur ein Werkzeug in der Hand der Vornehmen, die ihres Beistandes eben bedurften. Unterlagen ihre Anführer, so verfolgte man sie unter dem Vorwande der Religion — deren heilige Namen unbefangene Gemüther täuschen sollte — mit gleicher Grausamkeit als Rebellen wie als Ketzer. Da sich aber einmal in den Schrecken des Bürgerkriegs der religiöse Fanatismus gemischt hatte, so verübten auch die Huguenoten an katholischen Priestern, Kirchen und Klöstern gleich verabscheuungswürdige Thaten.

Als durch Heinrichs III. Ermordung der Thron erledigt war (1589), ging Heinrich, der König von Navarra, das Haupt der Bourbons davon, ihn zu erkämpfen. Unbeschreiblich war die Verwirrung in Frankreich: Befehlshaber, welche die untergebenen Städte für sich beherrschen oder an die Gegner verhandeln; Statthalter, die sich in ihren Provinzen unabhängig machen wollen; in Paris die

demokratischen Gewalten der Sechszehner, von einer spanischen Besatzung unterstützt; hartnäckiger Widerstand der katholischen Ligue, von den Guisen geführt; blutige Schlachten ohne dauerndes Ergebniß; fremde Hülfstruppen auf beiden Seiten; Gefechte, Belagerungen, Plünderung überall. Jedoch der Navarrer bewährte sich als der Mann seiner Zeit: unverzagt, unendlich thätig, persönlich höchst tapfer, ein trefflicher Feldherr, klug und rücksichtslos in der Wahl der Mittel, freundlich und einnehmend gegen die Menge; daß er dabei argwöhnisch, unzuverlässig gegen Bundesgenossen, sinnlich bis zur Zügellosigkeit war, übersah man ihm in Frankreich. Im Jahr 1593, 25. Juli schwur er in der Kirche zu St. Denis die calvinistische Religion zum zweitenmal ab, als Heinrich IV. gekrönt den 27. Februar 1594. Bald darauf öffnete ihm der bestochene Graf Brissac die Thore von Paris, und am 17. September 1595 sprach ihn der Papst Clemens VIII. von dem Bann los, was ihm erst den ruhigen Besitz der Krone zu gewähren schien. — Jetzt unternahm Heinrich IV. die Herstellung des Staats, seinen Ansichten gemäß. Nicht in der Zerrissenheit der Nation, in der Unsicherheit jedes bestehenden Rechts erblickte er die Quelle des öffentlichen Verderbens, sondern nur in der Beschränkung der königlichen Gewalt. Diese sollte unbedingt sich zunächst auf die Liebe des Volks stützen, das dadurch Ruhe und Sicherheit vor kleinen Tyrannen erhielt. In den Bürgerkriegen aufgewachsen, nur ihnen seine Erfahrungen entnehmend, vermochte er sich nicht zu der Ansicht zu erheben, daß sein Werk nur Dauer, auch über eine Lebenszeit hinaus erhalten könnte, wenn er es vermittelst der Wiederaufsuchung und Vereinigung der ehemaligen ständischen Rechte, und durch ihre Vereinigung zu einem harmonischen Ganzen, auf eine Staatsverfassung gründe, innerlich stark durch anerkannte Gesetzlichkeit und die Theilnahme des Volks. Heinrich IV. handelte allein und zunächst für sich selbst. Die Huguenoten, die ihm als Abtrünnigen mißtrauten, suchte er durch das Edikt von Nantes (1598) zu gewinnen, welches ihnen zwar nur beschränkte Religionsfreiheit, jedoch Sicherheit gegen alle willkürliche Bedrückungen und den Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern gewährte. Die Häupter seiner Gegner, die er nicht zu überwältigen vermochte, hatte er durch große Summen erkauft; (die Guisen hatten 16 Millionen Franken, Villars für die Uebergabe von Rouen nicht weniger als 4 Millionen erhalten), auch

war er fortwährend nicht karg mit Ehrenstellen gegen die, welche sich an ihn anschlossen. Um so leichter unterdrückte er den kleinen widerspänstigen Adel, wie er sich auch zudringlicher, zweideutiger Freunde zu entledigen wußte; (Biron hingerichtet 1602). Die Hauptstütze dieses Königs war Sully, sein großer Finanzmann. Dieser traf Frankreich großentheils verwüstet und verarmt, die öffentlichen Kassen ohne Geld, die Schulden unermeßlich, (die Ansprüche der teutschen und schweizerischen Hülfsvölker, die Darlehen betrugen 307 Millionen Franken). Nachdem sich Sully mühsam eine Uebersicht des Staatshaushalts verschafft hatte, ging er daran, ihn zu ordnen. Zwar bewirthschaftete er nur Frankreich wie einen Meierhof, zunächst für die Kasse seines Herrn; allein die großen Oedungen wurden wieder cultivirt, Landbau und Gewerbe hoben sich, neue Fabriken brachten Reichthümer, der Handel begann zu blühen. Die Steuern und Abgaben wurden durch alle Finanzkünste sehr vermehrt, jedoch so geschickt angeordnet, so regelmäßig erhoben, daß sie durch das Wegfallen der bisherigen Mißbräuche fast gemindert erschienen. So wurden Mittel gefunden, um ungemeine Kriegsvorräthe aufzuhäufen, Festungen auszubessern, den Schatz zu füllen, ein zahlreiches, wohlgerüstetes, gutbezahltes stehendes Heer aufzustellen, stets bereit, den Willen des unabhängigen Königs zu vollstrecken. Heinrich IV. konnte jetzt die alten französischen Pläne zur Vergrößerung auf Kosten des Reichs und Schwächung des Hauses Habsburg wieder aufnehmen. [1]

[1] Aus Sully's hinterlassnen Denkwürdigkeiten kennen wir Etwas von den politischen Träumen, mit denen Heinrich IV. zu einer neuen Ordnung des europäischen Staatensystems sich trug: das christliche Europa soll in Staaten von möglichst gleicher Masse, Freistaaten oder Königreiche, zerfallen, die sich gegenseitig im Gleichgewicht halten; die Ergänzungen, welche manche erhalten, fallen natürlich nur dem Hause Habsburg zur Last (die Schweiz bekömmt Tyrol und die burgundische Freigrafschaft, an Savojen fällt Mailand, an den Papst: Neapel, die sämmtlichen Niederlande werden ein unabhängiger Freistaat, Böhmen ein Wahlreich, die teutschen Fürsten erhalten Unabhängigkeit und freie Kaiserwahl; ein oberster Gerichtshof, von den Staaten gleichmäßig besetzt, entscheidet die Streitigkeiten unter ihnen; die Beschränkungen des Handels und Verkehrs hören unter den Verbündeten auf; die gemeinsamen Kräfte werden zum Kampfe gegen die Ungläubigen verwendet, die Eroberungen getheilt, doch vorzugsweise an die Freistaaten, Rußlands wird nicht gedacht. Teutschland als lose Fürstenaristokratie mit einer machtlosen Spitze, mußte der schwächste Staat werden. — Ein sonderbarer Traum, und doch nicht ohne Einsicht in die Zukunft.

Der öfters erwähnte historische Lehrsatz, daß in dem Protestantismus auch das Princip der Volksfreiheit liege, während die katholische Kirche die absolute Regentengewalt begünstige, findet auf das damalige Teutschland und Frankreich nur eine sehr beschränkte Anwendung, auf Schweden — wovon unten Weiteres — ganz und gar nicht, denn hier wurde das Lutherthum das Mittel zur Herstellung der unbedingten Königsgewalt. Eine eigenthümliche Gestalt gewann die Kirchenreform in England. Sie war durch den Willen des Königs und durch die Mehrheit der Nation angenommen worden. Diese aber war bereits durch eine allmälig erwachsene Staatsverfassung zu einem gutgeordneten Ganzen vereinigt. Die wichtigsten Gesetze wie die Volksrepräsentanten im Parlamente stützten sich auf die Theilnahme und den Willen aller Stände. Daß König Heinrich VIII. die Suprematie in der neuen Hochkirche für sich wahrte, daß diese selbst noch viele Formen des alten Kirchenregiments beibehielt, fand bald Widerspruch. Er blieb ohnmächtig, so lange der gesetzliche Zustand im Staate währte. Die kluge Königin Elisabeth († 1603) regierte höchst vorsichtig innerhalb der Schranken der Verfassung und mit derselben. Dabei bedrückte sie weder die Katholiken, noch die Gegner der Hochkirche unter den Protestanten so auffallend, daß sie zum offenen Widerstand veranlaßt wurden. Als aber unter dem wankelmüthigen, hanswurstigen Jacob I., der ohngeachtet oder wegen seiner wunderlichen Gelehrsamkeit sich niemals selbst zu rathen wußte, und seinem ernsten Sohne Karl I., der nur sich und falschen Freunden zu viel vertraute, die Staatsverfassung leichtsinnig verletzt ward, und die ungesetzliche Erhebung von Abgaben und willkürliche Verfolgung, welche die Vertheidiger der Verfassung zu erleiden hatten, dem Königthum der Stuarts mehr Feinde erweckte, denn alle Predigten der Neueren vermocht hätten, da erhielten die religiösen Parteien erst wirklich eine politische Bedeutung. Zuerst die finstern Puritaner, welche, wie sie auch sonst jeden Reiz der Schönheit und der Kunst, überhaupt jede Annehmlichkeit im Leben als unsittlich verdammten, auch aus den Kirchen die Bilder, steinernen Altäre, Kreuze, Leuchter, Orgeln, künstliche Fenster und Fußböden, die Musik und Ceremonien als papistischen Götzendienst entfernten. Diese, die Verfassung der Hochkirche, den Vorrang der Bischöfe wie die Suprematie des Staatsoberhaupts verwerfend, verlangten die gesammte kirchliche Gesetzge-

bung und Gerichtsbarkeit für die allgemeine Synode, die besondere Kirchenzucht und das Besetzungsrecht der geistlichen Aemter für die Gemeinden. Ihrem Hauptgrundsatze gemäß, daß die bürgerliche Regierung nur menschlichen, die kirchliche aber göttlichen Ursprungs sei, unternahmen sie es endlich, den Staat und dessen Institute der Kirche unterzuordnen, wie sie dieselbe begriffen. Man ersieht leicht, wie weit dieses gehen konnte, wenn bei der Unterwühlung der Staatsgewalten eine solche festverbundene, entschlossne Partei durch siegreiche Erfolge in ihrer Ueberzeugung bestärkt ward. Noch weiter gingen die Independenten. In der schändlichsten Bilderstürmerei, unendlich langen, abgeschmackten Predigten, den grausamsten Grundsätzen [1] thaten sie es den Puritanern gleich; verwarfen aber jedes oberste Kirchenregiment, welchen Namen es auch trage, und behaupteten, da jede kirchliche Unterordnung die christliche Freiheit beeinträchtige, so stelle schon jede christliche Gemeinde, die sich auf irgend eine Weise zusammengethan habe, eine vollkommene Kirche dar, welche unabhängig von allen andern unmittelbar unter Christo stehe. An der äußersten Gränze standen die Levellers, welche für jeden einzelnen, nach dem ihm innewohnenden, oder vielmehr besonders offenbarten Glauben die religiöse und sittliche Selbstbestimmung in den Anspruch nehmen, und den Anschluß an Gesinnungsgenossen zwar verstatteten, aber nicht erheischten. Auf solchen Fundamenten ruhte die englische Republik (1549 bis 1559) und nur Cromwells große Kraft und Klugheit verhinderte den Zerfall des Staats.

Auch die Erhebung der vereinigten Niederlande war keineswegs das Werk eines im voraus berechneten Plans. In dem fruchtbaren Flachlande des nordwestlichen Teutschlands, an der Nordsee und zwischen Strömen, die vielarmig in dieselbe münden, erwuchs frühzeitig ein mannhaftes, arbeitsames Geschlecht. Der Abkunft nach war es zusammengesetzt aus Franken, Friesen und platteutschen Vlamändern — einer Mischung beider — überdieß wohnten gegen die Ardennen hin: fremdsprechende Wallonen. In den zahlreichen Städten bestand ein Bürgerthum, stark durch Gewerbsthätigkeit und Wohlstand, stolz auf seine ständischen Rechte. Seine Geschichte ist voll von tapfern Thaten zu der Vertheidigung derselben. Dem Burgundischen Hause, aus dem Geschlechte der Valois, gelang es durch Heirath, Käufe rc.

[1]) Vgl. Life of Ken I, 118 in Raumers Gesch. Europa's rc. V. p. 143.

eine Anzahl solcher Gebiete, theils des alten Herzogthums Niederlothringen, unter sich zu vereinigen, bis sie nach dem Tode Karl des Kühnen (1477) durch seine Erbtochter Maria an Max, den Habsburger, fielen. Kaiser Karl V. vermehrte diese Provinzen bis auf 17, erklärte sie als den Burgundischen Reichskreis, und versuchte sie durch die pragmatische Sanktion (1549) zu einem wohlbegränzten Ganzen unter seiner Souveränität zu vereinigen. Karl liebte diesen neuen Staat vor Allen und sah in ihm den Schwerpunkt seiner Macht. Durch seine wohl überlegten Einrichtungen, durch seine Begünstigung gewann der Handel der Niederlande eine herrliche Blüthe, und da der Kaiser zugleich die ständischen Rechte schonte, so störten doch weder die Erhebung hoher Abgaben, noch die Maßregeln gegen die Verbreitung der Reformation, das freundliche Einverständniß Karls V. und seiner betriebsamen Niederländer.

Sein Sohn Philipp II., argwöhnisch, gewaltsam, unermüdlich in Staatsgeschäften, versuchte die unumschränkte Herrschaft in seinen weitläuftigen Gebieten durch alle Mittel einer Kabinetsregierung, die Ruhe in denselben durch Einheit des Glaubens aufrecht zu erhalten. In den Niederlanden hatte eine Generalstatthalterschaft mit drei hohen Rathskollegien seine unbedingten Befehle auszuführen. Bald zeigte sich da Unzufriedenheit mit den spanischen Besatzungen, mit dem harten Edikte gegen die Anhänger der neuen Religion, besonders als im Jahre 1564 der Befehl zur Einführung der Tridentiner Beschlüsse erfolgte, und die Vermehrung der Bisthümer von 4 auf 18 noch strengere Maßregeln verhieß. Katholiken wie Protestanten fürchteten die Einführung der unerbittlichen spanischen Inquisition gleichmäßig. Doch zwischen den Provinzen bestand keine Einheit, gemeinschaftliche Versammlungen der Stände aller kamen blos bei seltenen Gelegenheiten vor. So blieb es anfangs bei einzelnen Beschwerden, wobei sich Graf Egmont, berühmt als glücklicher Feldherr, und Wilhelm von Oranien besonders hervorthaten. Auch der sogenannte Compromiß (1566), eine Beschwerde gegen die immer zahlreicheren Inquisitionshinrichtungen, ging nur von einigen Hunderten des Adels aus. Philipp II. glaubte durch Unterhandlungen die Ruhe erhalten zu können. Als aber durch die Feldpredigten aufgereizt die Menge den Bildersturm erhob und binnen weniger Tage über 400 katholische Kirchen, Kapellen und Klöster verwüstete, in wahnsinniger

Wuth die prächtigsten Denkmäler der Kunst und des Alterthums zerstörend, glaubte König Philipp II. zur Gewalt schreiten zu müssen, obgleich der größte Theil der Protestanten sich ruhig verhalten hatte. Herzog Alba ward mit spanischen und italischen Truppen nach den Niederlanden gesendet. Die Schreckensregierung desselben (1567 bis 1573) begann, welche zahllose Auswanderungen veranlaßte. Doch mehr als durch das Blutgericht, welches Alba zur Vertilgung der Ketzer und Rebellen einsetzte, wurde die Bevölkerung durch die Erhebung des zehnten Pfennigs (1569) erbittert. Denn das war eine gemeinsame Sache. Jetzt erfolgten an vielen Orten zugleich Aufstände gegen die Spanier. Die Wassergeußen begannen ihre Kapereien gegen die Schiffe derselben (1570) und nahmen Briel ein (1572). Die Provinzen Holland, Seeland und Utrecht erwählten als königlichen Statthalter den Prinzen von Oranien, der sehr gut für sich selbst zu wirken verstand, und diesen ersten Kern einer genauen Verbindung zu der Union von Utrecht (1579) erweiterte, als die schonungslose Plünderung Antwerpens durch unbezahlte spanische Soldaten die Gefahr der Zersplitterung recht hervorhob. In den sieben Staaten, die hier zusammentraten, herrschte der calvinistische Glaube vor, wogegen die wallonischen Provinzen, schon verbunden zur Vertheidigung der katholischen Religion, in demselben Jahre (durch den Vergleich vom 21. Mai) dem spanischen Statthalter, Alexander von Parma, sich unterwarfen. Dieser eroberte nach und nach noch manche Provinzen dazu (zuletzt Antwerpen, den 17. August 1585), welche zusammen unter dem Namen der Spanischen Niederlande dem Herrscherhaus verblieben und von dem König Philipp II. als Mitgift seine Tochter Klara Isabella Eugenia bei ihrer Vermählung mit Erzherzog Albrecht von Oesterreich zugetheilt wurden. Obgleich England und Frankreich aus besondern Nebenabsichten sich in den Streit mischten, so dachte man auch in den nördlichen Provinzen so wenig an Losreißung von Spanien, daß noch 1575 der Stiftungsbrief der Universität Leyden in König Philipps II. Namen ausgefertigt ward (1575). Erst im Jahre 1581 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung der sieben vereinigten Staaten, welche auf verschiedenen Seiten einen mächtigen Herrn suchten, dem sie sich unterwerfen könnten. Nach einem siegreichen Kampfe, meistens als kleiner Seekrieg geführt, gegen den gänzlich unfähigen König Phi-

lipp III. von Spanien, ward in dem zwölfjährigen Waffenstillstand im Jahre 1609 ihre Unabhängigkeit vorläufig anerkannt.

Von Osten her wirkten die Verhältnisse Ungarns und der Türkei auf Teutschland ein, indem sie die ganze Thatkraft des Oesterreichisch-Habsburgischen Hauses in den Anspruch nahmen. Kaiser Ferdinand I. (1556 bis 1564), klug und gemäßigt, vielleicht auch bedenklich durch die Erfahrungen seines erhabenen Bruders, enthielt sich bei der Regierung des Reichs aller gewaltsamen Schritte, nur durch milde Mittel der Religionsspaltung begegnend. Zudem bedurfte er stets der Hülfe der Reichsstände zur Vertheidigung seiner Ansprüche auf Ungarn, ja selbst seiner Erblande. — Ungarn hatte seine Größe unter Matthias Corvinus (1448 bis 1490) erreicht, welcher nicht nur sein Gebiet durch viele Länder vermehrte, sondern auch die ersten Grundlagen einer höheren Kultur herzustellen versuchte. Die Ungarn, unfähig eine starke Regierung zu ertragen, erwählten den unfähigen Wladislaus von Böhmen als ihren König. Schon im Jahre 1491, im schmachvollen Frieden mit Oesterreich, ging dieses Alles wieder verloren, was in Steiermark, Kärnthen und Krain erobert worden war. Das Reich zerfiel in Parteien. Der Klerus wurde wegen seines Reichthums und seiner Herrschsucht von den Weltlichen angefeindet; die hohe Aristokratie lag mit dem geringen Adel im bittersten Streit. An die Spitze des letzteren trat Johann von Zapolya, von dem König zum Woiwoden von Siebenbürgen ernannt. Und als der Sohn des Wladislaus, der junge Ludwig II., in der Schlacht bei Mohacz den Türken erlag (1526), wurde Zapolya von seiner Partei zum König erhoben, während die Aristokratie ihm den Ferdinand von Oesterreich entgegenstellte. Dieser vermochte sich nur in einem Theile Ungarns mit Mühe zu behaupten, da Zapolya von seinem Verbündeten Suleiman dem Prächtigen, dem letzten der heldenmüthigen Saldane der Osmanen, mit aller Macht unterstützt ward. Auch nach dessen Tode (1540) nahm sich Suleiman seines Sohnes Sigismund, der ihm als Mündel vertraut, so kräftig an, daß in dem achtjährigen Waffenstillstand (1562) Sigismund Siebenbürgen und Oberungarn behielt, Ferdinand aber, dem der Rest zukam, sich zum jährlichen Tribut verstand. — Sein Sohn Max II. (1564 bis 1576), liebenswürdig und ungewöhnlich einsichtsvoll, unternahm es, selbstständig und kraftvoll durch gemäßigte Mittel den innern Frieden

des Reichs zu erhalten. Er hatte es verweigert, von dem Papste die Bestätigung seiner Wahl nachzusuchen, und zwar die Aufrechthaltung der katholischen Kirche beschworen, jedoch die Obedienzleistung verworfen. Obgleich ihn die innere Spaltung der Protestanten anwiderte, so gewährte er ihnen doch wahre Duldung, gestattete dem Herrn- und Ritterstande die angeborne Confession beizubehalten, und ohne auf den Widerspruch des Papstes Pius V. und Spaniens zu achten, gewährte er den Protestanten seiner Staaten unter dem Namen einer Kirchendeputation ein eigenes Kirchenregiment. So kam es, daß die Sage ging, der Kaiser sei selbst innerlich der lutherischen Lehre geneigt. Er war politisch schwächer, als sein Vater, denn nach damaliger Sitte wurden die Hauslande Habsburgs getheilt, so daß an ihn nur das eigentliche Oesterreich kam, an seinen Bruder Ferdinand aber Tyrol und Vorderösterreich, an Karl Steiermark, Kärnthen und Krain fiel. Doch auch in Ungarn wußte er mit großer Weisheit den Frieden zu beschützen.

Wie viel von der Persönlichkeit dieses Kaisers abgehangen habe, gewahrte man erst unter seinem Sohne, dem pferdekundigen Rudolf II., dem Alchymisten und Sterndeuter. In Spanien, am Hofe Philipps II. erzogen, schien er nur anfänglich nach den Grundsätzen seines Vaters zu regieren, allein ohne innern Ernst, bis er täglich stumpfer und gleichgültiger ward und endlich in gänzlicher Sorglosigkeit unterging. Und gerade damals bedurfte das Reich eines starken Herrschers.

Als nämlich der alte Rechtsbegriff, daß die Landeshoheit nur auf der Amtsgewalt beruhe, immer mehr verschwand, und jene zu einem völligen Eigenthum wurde, so konnte sie auch bei der Erbfolge nach dem gemeinen Rechte des Eigenthums behandelt und willkürlich getheilt werden. Nur die eigentlichen Churlande, nicht aber die weiteren Besitzungen eines Churfürsten waren durch die goldene Bulle gegen Theilung unter mehrere Söhne geschützt. Durch fortgesetzte Theilungen zersplitterte nun Reichslehen und Erbe zuweilen in so kleine Theile, daß die Erbtheilnehmer kaum ein standesmäßiges Auskommen erhielten. Die daraus erfolgende Verminderung der Fürstenmacht überhaupt, veranlaßte zuerst einzelne Fürstengeschlechter durch Ordnungen über die Erbfolge, über gemeinschaftliche Landesregierung der männlichen Erben, über Entschädigungen an Nachgeborne, durch

Verbote gegen Landesveräußerungen ꝛc., fernere Landestheilungen zu verhüten und die Hausmacht zusammenzuhalten. Da dieses aber durch eigentliche Stammverträge geschah, so daß ohngeachtet der Autonomie des Erblassers stets noch die Einwilligung seiner erbberechtigten Söhne nothwendig war, so konnten solche Erbordnungen mit der Einwilligung der Vertrags-Interessenten wieder verändert oder aufgehoben werden. (Auch der Vertrag des Herzogs Albrecht von Bayern mit seinem Bruder Wolfgang vom Jahre 1506 über Erstgeburtsrecht und Untheilbarkeit des Landes wurde schon von den Söhnen des erstern wieder verletzt.) Wir sahen, wie noch durch Kaiser Ferdinands I. Erbverfügung die Oesterreichische Hausmacht unter dessen drei Söhne getheilt ward. Wahrscheinlich geschah es nur durch Kaiser Max II. besondere Geneigtheit, daß einzelne Fürstengeschlechter zur Einsetzung des völligen Primogeniturrechts sich entschloßen (Mecklenburg 1573, Braunschweig-Wolfenbüttel 1582, Bayern 1588).

Innerhalb des langen Zeitraums nun, worin dieses Gesetz eine festere Gestalt gewann, war es in Uebung gekommen, einen nachgebornen Sohn dadurch abzufinden, daß man ihm irgend ein geistliches Fürstenthum oder einen reichsfreien Abtrag verschaffte. Durch den sogenannten geistlichen Vorbehalt im Augsburger Religionsfrieden sahen sich die protestantischen Fürsten in dem genannten Falle sehr benachtheiligt. Dieses mußte um so empfindlicher werden, je mehr jene bestimmteren Erbgesetze eine solche Versorgungsanstalt für nachgeborne Söhne wünschenswerth machten. Man begann also die Bestimmungen des Religionsfriedens zu umgehen.

Schon früher war es geschehen, daß Bischöfe, welche sich selbst der Reformation hinneigten, den Ausweg trafen, in der Domkirche, dem Mittelpunkte ihres Stifts, den katholischen Gottesdienst zu hegen und so als geistliche Würden- und Lehensträger fortzubestehen, außerdem aber der Verbreitung evangelischer Lehre jede Nachsicht zu gewähren. Die Verwirrung der Zeit brachte es mit sich, daß man sich anderseits häufig auch mit solchem Scheine begnügte, als bewahre der Bischof den alten Glauben und daß nur seine Verheirathung als vollständiger Beweis seines Abfalls galt. Man übersah es, daß einzelne Domherrn zur neuen Kirche übertraten, weil ihr Bischof selbst sie nicht rügte. Ueberhaupt war auch durch den Reli-

gionsfrieden in dem Falle, daß der Bischof seine Religion änderte, nicht geradezu geboten, sondern nur gestattet, einen neuen, der alten Kirche ergebenen Bischof zu erwählen. Konnte nun ein mächtiger, einem Stiftslande benachbarter Fürst, besonders wenn er ein Schirmrecht in demselben besaß, Einfluß auf ein solches halbevangelisches Domkapitel gewinnen, so ließ es sich leicht bewegen, bei einem Erledigungsfalle irgend einem seiner nachgebornen Prinzen seine Stimme zu geben. Dieser führte natürlich nicht mehr den Namen eines Bischofs, sondern hieß jetzt Administrator und er wurde als der weltliche, gefürstete Verwalter des Stifts angesehen, wobei sich das Domcapitel seine alten Rechte und Einkünfte vertragsmäßig vorbehielt.

Da nun schon früher erwählte Bischöfe unter dem Namen von Administratoren vor der Confirmation die Regierung mit Bewilligung des Capitels übernommen hatten — allerdings mit dem Vorbehalte der zu gewährenden päpstlichen Admission — so schien jene Form dem Herkommen nicht zu widersprechen. Die Admission erfolgte anfangs zuweilen oder wurde durch die kaiserliche Lehensgewährung — besonders unter Max II. — ersetzt. So verlor der „geistliche Vorbehalt" Kraft und Bedeutung. Und da die Landstände des Stifts gewöhnlich schon der Mehrzahl nach die evangelische Religion angenommen hatten, so vermochte ein kühner Administrator sich auch ohne Admission und Lehensgewährung zu behaupten. Obgleich nun dazwischen auch die katholische Partei zuweilen wieder mit der Einsetzung eines Bischofs ihrer Religion durchdrang, so ging doch schon in der ersten Hälfte von Rudolfs II. Regierung eine bedeutende Zahl von reichsfreien Bisthümern den Katholiken völlig verloren.[1] Man ging aber um einen Schritt weiter.

Wie schon erwähnt, hatten mächtige protestantische Fürsten, unter denen sich Churbrandenburg und Chursachsen hervorthaten, in den, von ihren Gebieten umschlossenen Bisthümern, wenn sie nur aus irgend einem Grunde (Landstandschaft, Heerfolge, Besteuerungsrecht ꝛc.) eine Art von Landesherrlichkeit ansprechen konnten, in den Stiftslanden die Reformation mit Zwang eingeführt, die Kapitel, wenn diese

[1] Eichhorn in der teutschen Staats- und Rechtsgesch. IV, §. 503. die Bisthümer: Magdeburg, Bremen, Verden, Lübeck, Osnabrück, Razeburg, Halberstadt und Minden.

auch eine Zeit lang die Stiftsregierung behielten, verpflichtet, bei der Bischofswahl nicht von den Prinzen ihres Hauses abzugehen, oder selbst Administratoren nach Willkür eingesetzt, bis endlich, wenn ein solcher prinzlicher Administrator zur Landesregierung gelangte, das Stift zum völligen Hausbesitz ward, das Kirchenregiment ihm aber dem landesherrlichen Consistorium unterstellt ward.[1]

Dadurch aber, daß ein Landesherr auch in einem benachbarten, völlig reichsfreien Stifte einen seiner Prinzen von dem Kapitel, auf das er sich unbedingten Einfluß bewahrte, meistens schon im Knabenalter postuliren — vorauswählen — ließ, und mit dem Kapitel Verträge schloß: in der Wahl stets bei seinem Hause zu bleiben, so ward ihm auch hier der Weg zur spätern Besitznahme angebahnt, wie sie denn im Westphälischen Frieden auch erfolgte.

Ein solches Beginnen drohete aber zuletzt die ganze Reichsverfassung umzustürzen. Die geistlichen Fürstenthümer bildeten nämlich nebst den freien Reichsstädten ein nothwendiges Mittelglied zwischen dem Kaiser und den weltlichen Fürsten. Denn jene geistlichen Fürsten pflegten sich, schon ihrer Stellung nach und da bei ihnen das Sonderinteresse wegfiel, welches die Erblichkeit des Besitzes erzeugte, genauer an den Kaiser zu schließen und dessen Macht zu stärken. Wurde aber dieses Mittelglied geschwächt oder gänzlich zerstört, so mußte das Kaiserthum zu einem Schatten werden, und Teutschland in eine Menge von machtlosen, unter sich zwistigen Staaten zerfallen, eine Beute der Mächtigeren oder des Auslands. Der Erfolg hat dieses bewährt. Ueberdieß kann man leicht erachten, daß die Anhänger der alten Religion mit Erbitterung die neue Wirthschaft in den administrirten Bisthümern ansahen, wo weltliche Domherrn ihre Pfründen müßig verzehrten und an der Stelle, wo sonst ernste Männer ihr geistliches Amt mit großer Würde verwaltet hatten, junge, kaum mündige Prinzen die für geistliche Zwecke bestimmten Einkünfte in prächtiger Hofhaltung und jeder Ueppigkeit verschwendeten. — In einigen Fällen hatte man schon zu den Waffen gegriffen. Der Erzbischof Gebhard von Cöln, welcher sich verheirathete (1583) wurde von dem Prinzen Ernst von Bayern, welchen das katholische Domcapitel an dessen Stelle erwählte, mit Gewalt vertrieben; zu Straß-

[1] In den brandenburgischen Bisthümern setzte sich Joachim II. über alle Formen bei der Occupation weg.

burg erhob sich (1592) eine Fehde, als evangelische Domherrn den Prinzen Georg von Brandenburg als Bischof erwählten, und die katholischen erzwangen die Wahl des Cardinals Karl von Lothringen. Im Anfange des 17. Jahrhunderts war das Streben der nachgebornen protestantischen Fürsten nach erledigten Bisthümern zu einer förmlichen Jagd geworden. Denn wie konnte ein solcher auf bequemere Weise zu einem schönen Gebiete und reichen Einkünften gelangen, als wenn er Administrator wurde? — So erweiterte sich die Spaltung zwischen den Anhängern der verschiedenen Confessionen in Teutschland immer mehr. Mit Besorgniß sahen beide auf den Bürgerkrieg in Frankreich, auf die Erhebung der Niederländer, woran verschiedene Fürsten schon durch Truppensendungen Theil genommen hatten. Mit Oesterreich war man längst unzufrieden, da es die ganze Reichsmacht, welche es zusammenbrachte, zu seinen besondern Zwecken gegen die Türken verwendete. Das Mißtrauen wuchs, als Kaiser Rudolf II., zuerst erbittert durch die unbesonnenen Schmähungen des protestantischen Eiferers Opitz zu Wien — anfing, die freie Religionsübung der Evangelischen in seinem Gebiete zu beschränken und alle hohen Landesämter nur an Katholiken zu verleihen. Bereits im Jahre 1603 war, besonders durch den Betrieb des Churfürsten Friedrichs IV. von der Pfalz, zu Oehringen und dann zu Heidelberg eine Verbindung mehrerer lutherischen und calvinistischen Fürsten zu Stande gekommen, deren Hauptzweck es war, sich einander gegen die Zurückforderung der Stifter und Klöster beizustehen, und jeden deßhalb Bedrängten mit der ganzen Macht des Bundes zu unterstützen. Schon damals sollen Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft worden sein.

Zu jener Zeit begann ein neues Element, welches anfänglich sich fast unscheinbar in die Wirren Teutschlands eindrängte, dann immer mehr Boden gewann, einen großen politischen Einfluß zu gewinnen. Dieses war die Gesellschaft Jesu oder der Jesuiten-Orden.[1] Die Urtheile über diesen merkwürdigen Verein sind so verschieden, daß wir ihn etwas berühren müssen, wenn manche

[1] Vorläufig sei sogleich bemerkt, daß man bei der Beurtheilung dieses Ordens die Epochen seiner verschiedenen Thätigkeit wohl beobachten muß; vgl. Johannes v. Müllers Vier und zwanzig Bücher Allgem. Gesch. Bd. XIX, cap. 4. Bd. XXIII, cap. 9. — v. Langs Geschichte der Jesuiten in Bayern.

auffallende, historische Erscheinungen nicht ganz unerklärlich bleiben sollen.

Don Inigo (Ignaz) de Loyola, Sohn eines edlen Ritters der Landschaft Guipuzcoa, geboren 1491, ward als Edelknabe an dem glänzenden Hofe Ferdinands des Katholischen erzogen. Durch einen Verwandten seines Hauses, den Herzog von Najera zum Kriegsmann ausgebildet, suchte er bald Ruhm in Abenteuern und Kämpfen. Als er aber mit wenigen Genossen die Burg von Pampelona gegen die anstürmenden Franzosen höchst muthig vertheidigte, wurde er am Bein durch einen Schuß gelähmt und er blieb für immer kriegsuntüchtig. Legenden von Heiligen und Märtyrern, welche er während des Siechthums las, entflammten seine feurige Einbildungskraft bis zur Schwärmerei und er gedachte seinen Vorbildern nachzuahmen. Nachdem er eine Zeit lang den äußersten Bußübungen sich hingegeben, reiste er nach Jerusalem, um Muhamedaner zu belehren. Nach vergeblicher Mühe kehrte er 1524 nach Spanien zurück und unternahm es, einen neuen geistlichen Orden zu stiften. Er haßte die faulen Mönche und wollte Nichts von ihren langen Contemplationen wissen, an deren Stelle er unaufhörliche Thätigkeit setzte. Ueberhaupt dachte er sich seinen Orden wie ein spanischer Ritter, der zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau nach seinem Gelübde auszieht, um Wittwen, Waisen und Nothleidende zu unterstützen und die Ungläubigen zu bekämpfen. Mit unglaublicher Ausdauer ging nun der feine Hofmann und berühmte Krieger daran, die von ihm gänzlich vernachläßigten Kenntnisse nachzuholen. Zu Barcelona begann er auf der Schulbank in der Mitte kleiner Knaben Latein zu erlernen. Zwischen Bußübungen, Krankenpflegen und ähnlichen guten Werken schritt er fort, Jünger seiner Ansichten um sich sammelnd. Von der Inquisition beargwohnt, verließ er Spanien (1528), um in Paris seine Studien und Bekehrungsversuche fortzusetzen. Erst im Jahre 1534 erlangte er die Würde eines Magisters der Philosophie. Unterdessen hatten sich einige fromme, gleichgesinnte Männer, darunter einige von großer Klugheit, mit ihm vereinigt. Am 15. August 1534 legten die ersten sieben Glieder in einer unterirdischen Kapelle, nachdem sie das Abendmahl genommen, das Gelübde ab. Das war der einfache Ursprung der Gesellschaft Jesu, die es unternahm, der Kirchenreformation entgegenzutreten.

Mehrere Jahre vergingen, einige neue Mitglieder gesellten sich bei, aber ihre Pläne wurden vereitelt, da beschloßen sie, den Papst um Bestätigung des Ordens zu bitten. Loyola mit Jakob Lainez und Peter Lefébre gingen nach Rom. Unerwartet bestätigte Paul III. den neuen Orden, doch auf 60 Personen beschränkt und gleichsam nur versuchsweis (27. September 1540). Schon nach dem ersten Entwurfe, welchen Ignaz vorlegte, unterschied sich dieser Orden wesentlich von allen übrigen. Als eine gerüstete Schaar sollte der Orden Jesu, unbedingt dem Gebote des Papstes, als des Statthalters Gottes unterworfen, stets bereit sein, für die römisch katholische Kirche zu kämpfen; wie bei einem Kriegsheere beruhete deßwegen seine innere Ordnung auf unbedingter Subordination; ihre Waffen sollten geistlich sein: Predigen, Beichthören, fromme Uebungen, Erziehung der Jugend; da Gott selbst den Sold zahlt, so darf kein Mitglied eigenes Vermögen besitzen, doch die Gesellschaft kann Einkünfte genießen, um auf Universitäten Collegien zu gründen, wo Jesuiten studiren. — Bald erweiterte sich der Plan. Loyola wurde 1541 zum General (praepositus generalis) erwählt und die Mitglieder legten das vierte Gelübde — Gehorsam gegen den Papst — ab. Im Jahre 1546 ertheilte ihnen der Papst die Erlaubniß, einen geringeren Ordensgrad von geistlichen und weltlichen Coadjutoren herzustellen. Als Loyola im Jahre 1556 starb, zählte der Orden schon über 1000 Mitglieder, worunter nur 35 eigentliche Jesuiten des vierten Grads. Merkwürdig war es, wie in Loyola die Schwärmerei, welche ihn anfänglich erfüllte, durch die Erfahrungen und Prüfungen des Lebens sich ebnete und sein mächtiger, umfassender Verstand hervortrat.

Sein Nachfolger als General war der einsichtsvolle Jakob Lainez, ein großer Theologe. Dieser erst entwarf die eigentliche Ordensverfassung (genehmigt 1559), deren formelle Einrichtungen man überall nachlesen kann. Hier haben wir nur nach dem Geist derselben zu fragen. Die Kirchenreform hatte ihre schnelle Verbreitung nicht so wohl durch neue oder subtiler dargestellte Dogmen, sondern durch den offnen Kampf erhalten, den sie gegen die auffallenden Mißbräuche, welche in der alten Kirche sich eingenistet hatten, schon längst, selbst von Concilien getadelt. Dazu kam der Zauber der Muttersprache und der gemeinschaftliche Gesang bei dem Gottesdienste, die

verbesserten Predigten, die Bibelübersetzungen, die Sittenstrenge der Geistlichen, der zweckmäßige Religionsunterricht der Jugend nach einem compendiösen Katechismus und Anderes, was besonders das Gemüth der nordischen Völker ansprach. Dieses erfaßte Lainez vortrefflich, indem er sich die Fehlerhaftigkeit des alten Baues nicht verhehlte, und wußte es klug zu benützen. Wiedergeburt der Kirche in der evangelischen Urgestalt und sittliche Veredlung der Nebenmenschen stellte er als Hauptzweck des Ordens voran. Die Jesuiten predigten nicht über die Legenden der Heiligen, sondern über Stellen aus der Schrift; empfahlen dem Volke die Werke der Liebe, als da sind: Friedenstiften, Aergernisse aufheben, schädliche Gewohnheiten vertilgen, die Armen unterstützen rc.; förderten den häufigeren aber sorgfältigeren Gebrauch der Sakramente; bekämpften das verachtete, müßige Mönchswesen, versuchten es, die üppigen Hofhaltungen der Bischöfe zu reformiren und diesen Priestern selbst wieder die frühere, so rein erhabene Stellung, wie in der altchristlichen Kirche zu geben. Das von ihnen zu Rom gegründete Collegium germanicum hatte zunächst den Zweck, talentvolle junge Männer für das künftige hohe geistliche Amt eines Bischofs zu erziehen und dem rohen teutschen Reichsadel gegenüber zu befähigen. Canisius, der erste Jesuit teutscher Geburt, verfaßte einen Katechismus (Summa doctrinae Christianorum, Wien 1554), um ihn dem so beliebten lutherischen entgegenzustellen. Die marianischen Bruderschaften (um 1563 errichtet), sollten die jungen Leute zu bessern Menschen erziehen, wenn man das ältere Geschlecht aufgeben mußte; neu errichtete oder occupirte Universitäten und gelehrte Schulen verschiedener Art sollten die studierende Jugend wieder zur Gelehrsamkeit anleiten, die überall zu verfallen begann. [1]

[1] Der nächste Zweck der Jugenderziehung war, dem Orden brauchbare und ganz ergebene Mitglieder heranzuziehen, deren Geistesrichtung sie durch genaue Beobachtung, auch vermittelst häufiger Beichten, ebenso zu erforschen als zu beherrschen wußten. Das Unterrichtssystem war in allen ihren Collegien, welche ungefähr unseren Gymnasien und Lyceen entsprachen, höchst gleichmäßig, so daß über keine einzelne Meinung ein Zweifel geäußert werden dürfte, über die sich einmal der Orden entschieden hatte. Während nach Vollendung der Humanitätsstudien (vgl. den Schulplan bei Lang a. a. O. p. 38 rc.) die weltlichen Schüler ausschieden, begann erst für Diejenigen, welche auf ihren Wunsch eine vorläufige Zulassung zu dem Orden erhalten hatten, mit den höheren philosophischen und theologischen Studien, eine Reihe jahrelanger Lebensprüfungen, berechnet, jeden

Von dem verhaßten Inquisitionsgeschäfte hielten sie sich statutenmäßig gänzlich frei, wie sie auch sonst mehr Freisinnigkeit bewiesen als Andere; (der erste, welcher gegen den Herenglauben schrieb, war der Jesuit Tanner). Ihr vornehmster politischer Grundsatz ward in seiner Tragweite damals noch dem Laien verhüllt. Die Erfolge des Ordens schienen anfänglich sehr zweifelhaft. König Johann IV. von Portugal nahm die Jesuiten wegen des Rufes ihrer Sittenstrenge und Bildung freudig auf, und Franz Xaver, der Navarrese rechtfertigte denselben durch seine erfolgreichen Heidenbekehrungen in Ostindien. In Spanien arbeitete die Inquisition dem Orden entgegen, in Frankreich ward er vielfach bekämpft, aus Irland von der Priesterpartei vertrieben. Italien blieb für ihn das Hauptland. In Teutschland, wo die Jesuiten anfänglich nur in wenigen Gebieten Eingang fanden, gelang es ihnen durch die Grundsätze, welche sie voranstellten und ihre Thätigkeit die öffentliche Meinung zu theilen, so daß der Protestantismus, welcher bisher ohngeachtet aller Hindernisse fortzuschreiten, eine Hemmung erlitt.

Obgleich die äußere Verfassung des Ordens lange Zeit dieselbe blieb, ja der Glanz, der Reichthum und die Zahl der Mitglieder — um das Jahr 1608 an 10640 — noch immer sich mehrte, so konnte man schon im Anfange des 17. Jahrhunderts wesentliche Veränderungen in dessen Innerm wahrnehmen. So lange die ersten begeisterten Gründer des Ordens und die ihnen zunächst stehenden Männer lebten, erhielt sich auch die Idee dieser Gesellschaft, welche den stets gegenwärtigen Christus als ihr eigentliches Haupt ansah, für dessen Dienst sie jeden Gewinn und Genuß des Lebens hingaben. Hier war Heuchelei kaum denkbar. Als aber diese Männer wegstarben — Paulus Hoffäus als der letzte im Jahre 1608 — konnten andere Bestrebungen aufkommen. Nach dem ungemein strengen Subordinationsverhältniß, wo die letzte Entscheidung, die bewegende Kraft

persönlichen Ehrgeiz zu brechen, und die Individualität gänzlich für den Orden zu gewinnen. Unterrichtgeben in niederen Schulen galt dabei als eine besonders zweckmäßige Uebung der Demuth. Ungefähr 17 Jahre nachdem der Lehrling sein erstes Examen gemacht hatte, entschied die Endprüfung tertia probatio — die Zulassung zu dem solennen Ordensgelübde, und für welchen Ordensdienst er zu verwenden sei. — Man wirft den Jesuiten vor, daß sie durch Hervorhebung der formellen Seite des Unterrichts die freie Geistesentwicklung unterdrückten. Darin unterschieden sie sich aber sehr wenig von manchen protestantischen Lehranstalten jener Zeit.

und deren Richtung zuletzt in der Hand des Generals lag, hing von dessen Charakterstärke und Weisheit das innere Leben des Ordens ab. Wie nun schwächere Männer diese hohe Würde erlangten, erschlaffte auch der Geist der Gesellschaft, die Provinzial-Obern vermochten eine willkürliche Gewalt auszuüben, der innere Zusammenhang fehlte, die Nationalitäten unter den Ordensgliedern, bis dahin ganz niedergehalten, fingen an sich geltend zu machen. Nun begannen anfangs einzelne, dann eine große Zahl sich in Staatshändel zu mischen und zwar in verschiedenen Provinzen in ganz entgegengesetzter Richtung. Dieses ward recht sichtbar, als im Jahre 1608 Frankreich als Provinz von Oberteutschland getrennt wurde, und dort die Jesuiten die Maßregeln des Hofs bekämpften, hier den katholischen Fürsten sich zur Seite stellten. Besonders Italische Jesuiten spannen, ihrer Landesart gemäß, die verschlagensten Ränke an. Führten sie auch nach ihren Ansichten hier nur den Kampf gegen die „Ungläubigen", so gebrauchten sie doch nicht mehr blos die geistlichen Waffen, welche Loyola als allein gerechte empfohlen hatte. Während sie nicht wenig beitrugen, den Sturm heraufzubeschwören, welcher die scheinbare Ruhe des Reichs unterbrechen sollte, veranlaßte sie die steigende, gegenseitige Erbitterung der Partei zu immer mehr verzweifelnden Mitteln.

Daß die Jesuiten von den protestantischen Eiferern als die schlimmsten Feinde gehaßt wurden, wird man natürlich finden, und so lange der Kampf mit den gewöhnlichen, furiosen Controverspredigten geführt wurde, fiel er kaum auf. Als sich aber die Jesuiten mehr und mehr blosstellten, wurden die Angriffe ihrer Gegner heftiger und gefährlicher. Anhäufung von Reichthum stellte ihre Uneigennützigkeit, eine casuistische Sittenlehre, welche dem einfachen Menschenverstande wie eine heuchlerische Beschönigungsmethode für jeden Frevel erschien, und ihre diplomatische Zweideutigkeit[1] stellte deren

[1] Schon in gewissen Vorrechten der Jesuiten, z. B. daß sie in Ländern, die mit dem Interdikt belegt waren, Messe lesen durften, mit Schismatikern und Excommunicirten umgehen konnten, lag eine Gleichgültigkeit gegen die sonstigen geistlichen Bestimmungen. Ihre Nachsicht gegen die Sünden vornehmer Personen erschien noch zweideutiger; besonders als man bemerken wollte, daß die ostensiblen Instructionen fürstlicher Beichtväter, nach denen sie sich der Einmischung in alle Staats- und Familien-Angelegenheiten enthalten sollten, durch andere geheime verändert und beschränkt wurden.

Redlichkeit in Zweifel. Je häufiger die Jesuiten selbst auf die eiserne Consequenz in dem ganzen Gefüge und der Thätigkeit ihres Ordens hinwiesen, wie der Willen jedes Mitgliedes den Anordnungen seines Obern unterworfen sei, und jede Schrift nur nach der sorgfältigsten Prüfung die Genehmigung zum Druck erhalten, desto mehr glaubte man sich berechtigt, frevelhafte Handlungen Einzelner und sehr bedenkliche Aeußerungen in deren Druckschriften dem ganzen Orden Schuld zu geben und dessen Grundsätze in jenen zu erkennen.[1] Dazu kam noch, daß die Jesuiten nach ihrem Stiftungszweck die geschwornen Vorkämpfer der katholischen Kirche eben wegen der ganz ungewöhnlichen Vorrechte, welche ihnen die Päpste frühzeitig verliehen hatten und auf denen ein großer Theil ihres Einflusses beruhete, von den andern mächtigen Corporationen bald nicht weniger gehaßt wurden, als selbst von den Protestanten. Daß sie von der Gerichtsbarkeit und Aufsicht der Bischöfe gänzlich befreit waren und demgemäß sich rücksichtslos benahmen, erbitterte diese eben so sehr, als die Landpriester über deren Rural-Missionen zürnten, welche ihnen das Vertrauen ihrer Pfarrkinder schwächten. Den Mönchsorden traten sie überall entgegen, auf dem Wege des Geldinteresse wie dem des öffentlichen Ansehens, während sie selbst in einer Ausnahmsstellung, befreit von den geistlichen Obliegenheiten schwächere Gemüther verletzten und selbst zuweilen dem Rufe der Ketzerei sich aussetzten.[2] Daß sie in ihren Studienanstalten die Jugend kostenfrei erzogen, daß sie Studierenden, welche bei aller Tüchtigkeit aus Armuth academische Würden nicht zu erlangen vermochten, dieselbe nach vorhergegangener Prüfung ertheilen durften, führte ihnen eine Menge von jungen, talent-

[1] Hierher gehört vor Allem der vielbesprochne Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel", von welchem die höchst aufrichtige Politik unserer Zeit freilich nichts weiß; dann die Lehre von dem Tyrannenmord, — welche Mariana in dem Buche: De rege etc. Lib. 1. Cap. VI. obgleich mit einer gewissen Behutsamkeit vorträgt, und die dessen Vertheidiger, der Jesuit Jacob Keller in der Schrift: Tyramicidium Monack. 1611 kaum beschönigen kann.

[2] Als im Jahre 1565 zu Paris in der theologischen Fakultät wiederum die Frage über die Zulassung der Jesuiten aufgeworfen wurde, sprach Stephan Pascal heftig dagegen, indem er behauptete: Luther und Loyola hätten denselben Zweck, den sie nur mit verschiedenen Mitteln erreichen wollten. Vgl. Thuani hist. libr. XXXVII.

vollen Leuten zu, aber die gelehrten Corporationen, welche sich so durch den Orden beeinträchtigt sahen, haßten ihn um so mehr.

Dieses war die zweideutige und bedenkliche Stellung des Ordens im Beginne des dreißigjährigen Kriegs. Daß er aus diesem unverletzt hervorging, ja seine besondern Entzwecke großentheils durchzusetzen wußte, bewies zwar seine Kraft und Klugheit, vermehrte aber seine Gefahren. Denn eine jede Macht, sei es ein Oberhaupt oder eine Corporation, welche, alle Sympathien der Völker verachtend, nur auf sich selbst sich stützt, kann nur durch unzweifelhafte Reinheit der Gesinnung und wahrhafte Hochherzigkeit sich dauerhaft aufrecht erhalten. Außerdem bringt ihr selbst temporärer Sieg die größere Gefahr.

Daß die Jesuiten den göttlichen Ursprung der königlichen Gewalt leugneten, indem sie diese nur von der Zustimmung des Volkes herleiteten, dagegen der Kirche das höhere Regiment zusprachen, konnte man bald wahrnehmen. Darunter barg sich aber der bedeutsame Grundsatz: daß es gar keine vernünftige und gesetzmäßige Obrigkeit gäbe, als jene des Verstandes und der Tugend. Dieses sei das wahre Reich Gottes, der Vernunft und der Tugend. Daher müßten sich gerade die Verständigen und Tugendhaften verbinden, um die Regierung über die andern Tieferstehenden zu übernehmen. Dieser Bund sei der eigentliche der Gesellschaft Jesu.[1] Lange Zeit mögen diese Grundsätze nur in vertrauten Schreiben unter den Wissenden besprochen worden sein. Als sie aber, sei es durch Verrath, sei es aus Handlungen geargwohnt, an das Licht kamen, unterlag der Orden den großen Staatsmännern der absoluten Monarchie, welche die unbedingte Oberherrschaft über die Völker für sich selbst ansprachen, wenn auch nicht gerade aus dem Grunde einer erhabenen Tugend.

Während nun der neue Glaube selbst in die teutschen Länder des Hauses Habsburgs eindrang, zuerst von dem ständischen Adel aufgenommen, dann durch dessen Unterstützung auch in den kaiserlichen Städten und andern Orten, selbst in den geistlichen Besitzungen so sich verbreitete, daß die Zahl der Altgläubigen täglich abnahm, während auch die geistlichen Churfürsten den Fortschritt der Reformation nicht abzuwehren vermochten und in entscheidenden Momenten kaum

[1] Vgl. die Citate bei Lang, Gesch. der Jes. in B. p. 35.

zu handeln wagten, blieb Bayern der eigentliche Hort der katholischen Kirche im 16. Jahrhunderte.

Zur Zeit, als die Kirchenreform in Teutschland begann, hatte die große geistige Regsamkeit, welche seit den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts in Westeuropa sich kund that, auch in Bayern Blüthen getrieben. Die wissenschaftliche Bildung war im Zunehmen, besonders gepflegt war die Landesuniversität Ingolstadt (gestiftet 1410), auf welche berühmte Gelehrte, wie Reuchlin, Celtes und andere berufen worden waren. Luthers Lehren machten anfänglich großen Eindruck, besonders da der Clerus durch Unwissenheit und ärgerliches Leben das Volk beleidigte. In Bayern war damals die Geistlichkeit wohl die reichste Teutschlands. Ueberall wurden die herzoglichen Landschaften von den Besitzungen der Stiftungen und Klöster durchkreuzt und beschränkt. Kein Fürst konnte mehr gewinnen, wenn er nach den neuen Ansichten das Kirchengut für sich occupirte, als der Herzog von Bayern. Doch als Herzog Wilhelm IV. (1508 bis 1550) erst wahrnahm, daß durch die Neuerungen auch die Dogmen des alten Glaubens bedroht seien, trat er, geleitet durch seinen Kanzler Dr. Leonhard Eck, als ein nachsichtsloser Vorfechter der katholischen Kirche auf. Wer durch Aeußerungen oder Handlungen seine Hinneigung zu der neuen Lehre zeigte, ward als Ketzer verfolgt; der Halsstarrige gefoltert, enthauptet oder verbrannt. (Auch Bayerns größten Geschichtschreiber, den Johannes Aventinus [Thurmayer, geboren zu Abensberg 1477], warf man in den Kerker unter der Anklage, daß er an einem Fasttage Fleisch gegessen habe.) Der Herzog begriff recht gut, wie viel der Clerus verschuldet habe, und erwirkte, ohngeachtet des Widerstrebens der Bischöfe, eine päpstliche Genehmigung, durch eine Commission von 8 Prälaten über Klöster, Stifter und Geistliche eine Untersuchung verhängen zu dürfen. Das Resultat ist nicht bekannt geworden. Zu gleichem Zwecke, den Clerus zu heben, erlangten auch die Jesuiten Zutritt in Bayern und im Jahr 1549 hielte le Jay, Salmeron und Canisius Vorträge zu Ingolstadt. Sie trugen dem Herzog vor, daß sie nur wenig würden leisten können, wenn nicht die jungen Theologen in einem besondern Collegium durch einen philosophischen Cursus vorbereitet wären. Als indessen der Herzog starb (1550) verließen sie die Universität. Wilhelm IV. hatte es in der

That dahin gebracht, daß jede Spur von Lutherthum erstickt zu sein schien.

Unter seinem Nachfolger Albrecht V. (1550 bis 1579) zeigte sich sofort die frühere Regung. Auf dem Landtage des Jahres 1556 erhoben sich scharfe Beschwerden gegen die Mißbräuche des Kirchenwesens. Der Herzog gestattete vorläufig — bis zur weiteren Entscheidung des Tridentiner Concils — den Gebrauch des Abendmahls in doppelter Gestalt, und Fleisch essen an Fasttagen, doch nur im Nothfall. Ja er sendete (1562) den gelehrten Augustin Baumgärtner und den Jesuiten Couvillon nach Trident, um den Laienkelch und die Priesterehe zu erwirken, von denen das Erstere (1564) wirklich gewährt wurde, unter der Bedingung, daß außerdem die Kirchengebote streng eingehalten würden. Der Herzog mochte hier eben so durch den Vorangang Kaiser Ferdinands in dieser Hinsicht bestimmt werden, als durch den Wunsch, die Landstände zur Uebernahme seiner gewaltigen Schulden sich geneigter zu machen. Denn Albrecht V., sonst hochsinnig und lebendigen Geistes, liebte die Pracht und übte sie in jeder Hinsicht, wie er es eines großen Fürsten für würdig hielt. Er unterstützte Wissenschaften und Gelehrte; begünstigte Künstler aller Art, Maler und Baumeister wie italienische Hofsänger; die seltensten Thiere wurden gehegt; der Herzog stiftete die Hofbibliothek, das Antiquarium, die Gemäldesammlung, das Münzcabinet, ersann Feste, so glänzend wie nirgends. Zu seines Sohnes Wilhelm Hochzeit waren ihm von der Landschaft 100,000 Gulden[1] gewährt, was aber die Kosten bei weitem nicht deckte. Das gab nun freilich eine Reihe von Festen, wie man sie an keinem Hofe sah.

Während München glänzender emporstieg, verarmte Bayerns Volk immer mehr. Die blühenden Städte versanken in Unbedeutendheit, weil der früher so gewinnreiche Zwischenhandel durch Abbrechung des Verkehrs mit den großen evangelischen Emporien fast aufhörte. Die Lage des Landmanns erschien fast unerträglich. Und dennoch wurden aus dem Lande, das höchstens eine Million Einwohner zählte, unverhältnißmäßig hohe Summen zur Hofpracht entnommen, von

[1] Hier und in ähnlichen Angaben aus jener Zeit sind Goldgulden gemeint, von denen einer nach dem rheinischen Fuß sich auf 3 fl. 34 kr. 3 Heller berechnet. — Nach einer Mittheilung an die Stände sollen die sämmtlichen Kosten dieser Feste sich auf 190,000 fl. belaufen haben.

deren nur ein kleiner Theil den Rückweg aus der Hauptstadt fand. Damit stand der Verfall der Volkssitte in nahem Zusammenhang. Der höhere Clerus, meistens Söhne des verwilderten Adels, dem nicht einmal der edle Kriegsdienst recht behagte, lebte in unglaublicher Unwissenheit und Ueppigkeit; der niedere aber — die sogenannten Vicare — welcher den eigentlichen Gottesdienst um den ärmlichsten Lohn zu verwalten hatte, bestand großentheils aus verworfnem Gesindel, ohne Ahnung eines geistlichen Berufs. Nicht zu verwundern daher, daß das arme, gänzlich verwahrloste Landvolk in wüster Rohheit hinlebte, und daß Manche, an jeder Verbesserung ihrer Lage verzweifelnd, den Müssiggang vorzogen und sich durch Gewaltthaten ihren Unterhalt zu gewinnen versuchten.

Bei diesem Zustande des Clerus in Bayern sah Herzog Albrecht V. nur in der Einführung der Jesuiten eine durchgreifende Abhülfe, während er von seiner höheren Geistlichkeit weder eine offne Unterstützung bei den eingeführten Kirchenvisitationen noch die tüchtige Heranbildung junger Theologen erwarten durfte. Nach vorläufigen Verhandlungen mit dem Ordensgeneral erschienen im Jahre 1557 18 Jesuiten auf der Universität Ingolstadt, um ein Collegium zu begründen. Auch ein Gymnasium für die Stadt stellten sie her, obgleich noch ein Theil der früheren Lehrer beibehalten blieb. Im Jahre 1559 erhob sich ein Jesuitencollegium auch zu München, wo damals nur zwei schlecht besorgte Trivialschulen bestanden. Daß unter den Jesuiten zu Ingolstadt sich Männer fremder Nationen befanden, der teutschen Sprache ganz und gar nicht mächtig, brachte viele Mißstände hervor. Im Jahre 1573 gaben die Väter sogar dort das Gymnasium auf und gingen nach München, blos die theologischen Professuren beibehaltend, und nahmen erst im Jahre 1576 ihre philosopischen Lehrstühle zu Ingolstadt wieder ein. So lange Herzog Albrecht V. die Bewilligungen seiner Landstände für die maßlosen Ausgaben des Hofs bedurfte, behandelte er die Hinneigung zum Protestantismus, die sich hie und da noch zeigte, sehr behutsam. Als er die Stände mehr in seine Gewalt bekommen hatte, schritt er weiter vor. Daß von den Professoren zu Ingolstadt die Eidesleistung auf das Tridentinische Glaubensbekenntniß gefordert ward, geschah auf Anordnung des Papstes Pius V. (J. 1568). Damals mußte auch der berühmte Apian auswandern, welcher Bayerns Landesvermessung zu

Stande gebracht hatte und der Augsburger Confession treu blieb. In der Folge dehnte man dieses aus, und eine aus Geistlichen und Weltlichen gleichzählig zusammengesetzte Commission prüfte nach einem Inquisitions-Catechismus von 31 Artikeln den Glauben aller des Lutherthums Verdächtigen, besonders der Beamten. Doch auch hier verfuhr der Herzog weit nachsichtiger als sein Vater. Erzwungene Auswanderung — der auch in protestantischen Ländern Altgläubige unterlagen — blieb die gewöhnliche Strafe für die Widerspenstigen. Von Hinrichtungen wegen Glaubenssachen wurde nichts mehr gehört. Denn Albrecht V. war immerdar ein hochsinniger Herr und unabhängig in Staatsgeschäften.

Herzog Wilhelm V. (1579 bis 1598), mild und andächtig, entbehrte der Kraft, durch welche so schlimme Landesverhältnisse allein sich ordnen und bewältigen ließen. Während er mit seiner Gattin der trefflichen Renata von Lotharingen, eingezogen und sparsam lebte, ging der Haushalt in früherer Art fort. Von Hofpracht wollte er zwar nichts wissen und die Künstler hatten ihre Werke der Verherrlichung der Kirche zu widmen, allein die großen Schenkungen an die Gesellschaft Jesu, in welcher er seine Hauptstütze erblickte, erheischten noch mächtigere Summen. Unfähig irgend eine erbetene Gunst abzuschlagen, sah der Herzog es nach, daß die Besoldungen der obern Beamten täglich zunahmen, obgleich die untern Hofdiener kaum mehr bezahlt werden konnten. Dazu die gänzliche Zerrüttung des Rechnungswesen, die Unterschleife und Willkürlichkeiten der Unterbeamten, denen Niemand wehrte. Während die Palläste der Jesuiten zu München und andern Orten glänzend emporstiegen und deren Collegien sich mehrten, verfiel die Bildung in Bayern gänzlich. Es bewährte sich hier der Nachtheil, daß der Orden seinen Principien gemäß Selbstforschung und Selbstthätigkeit in der Jugend unterdrückte, um sie nach einer ein für allemal feststehenden Norm zu erziehen. Die teutsche Sprache, welche in andern Landschaften einen so schönen, so erfreulichen Aufschwung genommen hatte, verfiel in Bayern bis zur unbehülflichen Rohheit. Statt dessen cultivirten Ausländer ein ziemlich geringes Latein. Da man aus kirchlichen Gründen den Verkehr mit den evangelischen Nachbarn hemmte und selbst den Handwerksburschen aus Besorgniß der religiösen Ansteckung das Wandern dorthin verbot, so glich Bayern zuletzt einem abgeschloßnen Lande,

von den Nachbarn mißkannt und bespöttelt. Die Umgebungen des Herzogs hatten ganz Bayern so lange als ein Kammergut angesehen, aus dem man jeden beliebigen Ertrag erheben könnte, bis die Landstände die geforderten Summen nicht mehr aufzubringen vermochten und der Hof selbst bei den Münchner Gewerbsleuten keinen Credit mehr fand. Gewiß ein schlimmes Landesverhältniß in Aussicht eines furchtbaren Kriegs.

Nach der Anlage dieses Geschichtbuchs, vornemlich die richtigen Gesichtspunkte für die historischen Thatsachen zu gewinnen, mehr die Elemente zu bezeichnen, aus welchen die Begebenheiten hervorgehen und von denen sie bestimmt worden, als dieselben weitläuftig zu beschreiben, reiheten wir eine Anzahl von einzelnen Darstellungen an einander, die ihren innern Zusammenhang erst finden sollen. Ehe wir aber nun die Verwicklung derselben erzählen, aus denen der dreißigjährige Krieg hervorging, in dem auch Magdeburg, die Hauptgestalt unseres historischen Gemäldes, den Untergang fand, ist noch übrig, drei junge teutsche Fürsten zu charakterisiren, die mehr als andere auf den Gang der Begebenheit einwirkten. Zwar vermögen Menschen, auch die scharfsinnigsten und kühnsten nicht, aus eignem Willen nicht, die Entwicklung der Nationen zu bestimmen, noch weniger sie zu hemmen, allein das Schicksal gewährt Manchen — und nicht immer den größten und besten — zuweilen eine solche Stellung, daß von ihren Tugenden oder Fehlern der Gang der Geschichte abzuhängen scheint.

Unter den zwölf Kindern, welche Renata dem Herzog Wilhelm V. von Bayern gebar, war Max (geboren den 17. April 1573) das älteste. Der Knabe war höchst talentreich und voll von Leben, doch schüchtern und ungeachtet seiner Fröhlichkeit oft zum Tiefsinn geneigt. Daraus sollte sich der entschlossenste Charakter jener Zeit entwickeln. Die Erziehungsart des jungen Fürsten ist für jene Zeit so bezeichnend und in ihren Resultaten so entscheidend, daß wir sie hier etwas näher berühren müssen.

Bis zu dem siebenten Jahre blieb Max in den Händen der Frauen, dann wurde er dem Wenzlaw Peträus, einem sanften Manne, gutem Juristen und Theologen zur Erziehung übergeben, wozu später noch ein eigner Hofmeister kam, Wilhelm Schluderer aus Lachen. Die Glaubenslehren und die Anfangsgründe der lateinischen Sprache

machten den ersten Unterricht aus. Noch war Max nicht 10 Jahre alt, als auch sein jüngerer Bruder Philipp, bereits zum Bischof in Regensburg postulirt, denselben Lehrern übergeben wurde. Sie bezogen mit einem kleinen Gefolge den Altenhof. Da entwarf der sorgsame Vater (3. Januar 1584), besonders mit Zuziehung der Vorschriften Kaiser Ferdinands I., für seinen Sohn Maximilian einen ausführlichen Erziehungsplan. Die erste Grundlage für das Leben ist dem frommen Herzog wahre Gottesfurcht. Die fürstlichen Knaben sollten die Kirche regelmäßig besuchen und des Gottesdienstes warten, dem Messelesenden Priester in der Andacht und im Dienste genau folgen, ihre Gebete zu den gehörigen Zeiten, nach dem Frühaufstehen, vor dem Essen, vor dem Schlafenlegen — wie das noch in guten Familien gewöhnlich ist — mit Andacht sprechen. Der Eindruck, den Max hier gewann, blieb ihm auch als Mann, und mit seiner Frömmigkeit war es ihm immerdar voller Ernst. Demuth war der zweite Grundsatz. Stolz, Zorn, Unwillen sollte in den jungen Gemüthern unterdrückt werden; doch sei dabei scharf darauf zu sehen, daß die Zöglinge in keine furchtsame, verzogene Weise getrieben werden, „da ihre künftige Bestimmung" Ernst, Tapferkeit und ein männlich Gemüth erfordere. Streng sollte aller Hochmuth ausgetrieben werden, damit sie gegen ihre von Gott gegebenen Unterthanen[1] ein liebreiches und wohlwollendes Gemüth tragen und sich stets erinnern, daß sie nicht über leibeigne Knechte der Heidenzeit, sondern über Christenleute gesetzt seien. Die Tagesordnung war einfach, jedoch genau bestimmt, damit sie den Werth einer regelmäßigen Zeitverwendung kennen lernten. Doch fehlte es nicht an Feierstunden, wo sie die Eltern besuchen konnten, nicht an

[1] Ueber „das Königthum von Gottesgnaden" hat der Herzog eine eigenthümliche Interpretation. Er gebietet dem Peträus den Prinzen zu lehren: daß Fürsten und Obrigkeiten von Gott geordnet seien, seinen wahren Dienst und die wahre unverfälschte Religion zu schützen, die Unterthanen nach Recht und Billigkeit zu regieren, Frieden und Ruhe zu erhalten, und jedermann um Gottes willen zu helfen und zu rathen, — indem sie an seiner Statt auf Erden Anderen vorgesetzt seien, damit männiglich bei ihnen Trost und Zuflucht finde, — daß auch ein großer Titel und Namen anderes nichts sei, als eine Mahnung jener Forderungen, welche Gott und die Welt an den Inhaber zu stellen haben. — Vgl. C. M. von Aretins Geschichte Maximilians I. Th. 1. p. 359. Ebenso über die ganze Erziehungsgeschichte des Prinzen.

Leibesübungen, dem Alter angemessen, überhaupt nicht an Erholungen zumal da mit den Prinzen zugleich eine Anzahl adlicher Knaben von auserwählter Sittenreinheit erzogen ward. Die Unterrichtsgegenstände waren nicht pedantisch gegeben.[1] Max lernte auch Orgelspielen bei einem guten Meister, that sich im Zeichnen besonders hervor; auf der Drehbank verfertigte er künstliche Arbeiten.

Mit dem 14. Jahre war Max so weit vorgeschritten, daß er die Universität Ingolstadt besuchen konnte. Bei dem ferneren Bildungsplan wurden zwar die Rectoren der Jesuitencollegien von Ingolstadt und München bisweilen beigezogen, doch gingen die Anordnungen nicht minder streng von dem Herzog selbst aus. Max studierte fleißig zu Hause, wohnte aber auch einigen Vorlesungen bei. Die aristotelische Ethik und Mathematik hörte er bei Jesuiten, denn kein Anderer trug damals diese Fächer vor. Bald gab ihm der Vater den tüchtigen Juristen und Theologen Johann Baptist Fickler, der sich schon in großen politischen Verhandlungen ausgezeichnet hatte, als Hauptlehrer bei. Dieser unterrichtete den Prinzen genau in der gesammten Rechtswissenschaft mit beständiger Rücksicht auf das bayerische Landrecht und las mit ihm den Cicero, Tacitus und Xenophon, um ihn in der Staatswissenschaft einzuweihen. Da Max geläufig lateinisch sprach, so nahm er fleißig an den öffentlichen, juristischen Universitäts-Disputationen als Opponent Antheil. Leoncelli unterrichtete ihn in der italienischen Sprache, der berühmte Ingenieur Carlo Detti in der Kriegswissenschaft. Das wurde nun mit allem Ernste getrieben. „Denn ich will gänzlich haben, daß er nicht allein so oben hinstudiere, sondern gelehrt werde" gebot der Herzog. Der Prinz solle gehorchen lernen ehe er selbst regiere. Deßhalb unterwarf ihn Wilhelm IV. durchaus dem Willen des Hofmeisters, Frei-

[1] Tadelnd wird es von Manchen besonders hervorgehoben, daß der Herzog seinem Sohne damals das Lesen der Classiker verbot und andere christliche Autoren, wie Vives, Jovius, Prudentius empfahl. — Doch ist zu bemerken, daß man die Werke des Joh. Lud. Vives zu den besten rechnete; daß des Paul. Jovii historiae und dessen vitae ill. virorum ganz vortreffliche Bücher sind, erhebend für ein ritterliches Gemüth, höchst lehrreich in Bezug auf Staatsverhältnisse jener Zeit; daß die Verse des A. Prudentius zwar gegen das Sylbenmaß häufig verstoßen, aber voll aufrichtiger Frömmigkeit sind. Ueberhaupt dachte der Herzog wohl nicht daran, aus seinem trefflichen Sohn einen Philologen zu machen, und nahm weniger auf das correcte Latein, als auf den Inhalt der Bücher Rücksicht.

herrn Philipps von Laubenberg. Der Prinz solle sich daran gewöhnen, daß man ihm zuweilen Erlaubtes abschlage, damit er künftighin weniger Verdruß empfinde, wenn ihm etwas gegen Erwartung ausgehe. So beschränkte der Herzog auch die Jagdlust seines Sohns, an welcher derselbe so viel Vergnügen fand.

Im 18. Jahre (1591) verließ Max die Universität, von dem Vater nach München berufen, um den Gang der Staatsverwaltung kennen zu lernen. Ernst und bedachtsam wie immer, benützte er sorgsam den Rath erfahrner Männer, die er auch in spätern Zeiten niemals vernachlässigte. Nach zwei Jahren trat der junge Fürst mit einem angemessenen Gefolge eine größere Reise an, um auswärtige Höfe kennen zu lernen. Zuerst nach Prag zu Kaiser Rudolf II.; dann wendete er sich nach Venedig, dann nach Rom, wo er den milden, sittlich strengen General des Jesuitenordens Claudius Aquaviva sehr lieb gewann, an der feinen römischen Politik aber wenig Wohlgefallen fand, sah Neapel, besuchte mehrere kleinere italienische Höfe und ging durch die Schweiz an den befreundeten lotharingischen Herzogshof nach Nancy. Bei der feingeläuterten Ueppigkeit an manchen Höfen, bei der Völlerei und den wilden Lustbarkeiten, die an andern überhandgenommen hatten, fiel der wohlgesittete, zurückhaltende Fürstensohn auf, und man wollte aus dessen tiefem Ernste Wunderbares vorausverkünden.

Am 11. Januar 1595 erhielt Max von der Landschaft die vorläufige Erbhuldigung, nachdem er sämmtliche Privilegien des Adels hatte bestätigen müssen. Bald darauf (4. Mai 1594) begleitete er die Gesandtschaft des Herzogs nach dem Reichstag zu Regensburg. In der That aber erschien er bald als der Mittelpunkt und das Haupt der katholischen Partei, die hart bedrängt an die ungewöhnliche Einsicht und Festigkeit des jungen Fürsten sich anschloß. Unterdessen verschlimmerten sich die Zustände Bayerns, die oben bezeichnet, bis zur gänzlichen Rathlosigkeit. Immer dringender wurde der Geldmangel bei Hofe, wo vom Sparen keine Rede war.[1] Da entschloß sich Herzog Wilhelm V., die eigentlichen Regierungsgeschäfte dem Sohne zu übertragen (J. 1595), nur die ständischen Angelegenheiten

[1] Es war z. B. eingeführt, daß alle Hofbedienten, ja selbst die Räthe, ihre Kleidung am Hofe aus der Hofschneiderei erhielten. Da dieses nun ohne genaue Berechnung und Controlle geschah, so läßt sich der Mißbrauch leicht denken.

und einen starken Jahresbezug (250,000 Gulden nebst vielen Naturallieferungen) sich vorbehaltend. Doch half auch diese Maßregel nur wenig. Max vermochte nirgends mit Verbesserungen durchzudringen, ohne den Vater in seinen gemüthlichen Neigungen zu kränken. Da er seit 1595 mit der Elisabeth von Lotharingen vermählt war, so mehrten sich natürlich die Kosten des Hofstaats. Die Schenkungen an die Jesuiten währten fort. Mit Bekümmerniß sah der Herzog seinen Sohn, dessen Gemüth sich mehr verdüsterte, weil er keinen Ausweg fand. In diesem Bedrängniß berief Wilhelm V. einen Ausschuß der obersten Collegien und verlangte von ihm ein Gutatchen über die Abhülfe. Es fiel eben so ehrerbietig als entschieden aus, indem es auf das Verderbliche des ungemessenen Schuldenmachens, auf das unordentliche Rechnungswesen, auch die verschwenderische Hofwirthschaft deutlich genug hinwies; weiter könne das Land dieses nimmermehr ertragen (vgl. Wolfs Geschichte Max I. p. 186 2c.). In diesem Kampfe zwischen Pflicht und einer aus Güte entsprungenen Schwäche entschloß sich der Herzog, die Regierung niederzulegen. Nachdem die Bewilligung des Kaisers eingeholt war, wurde die Abdankungsurkunde am 27. October 1597 unterzeichnet. — Noch 28 Jahre lang lebte Wilhelm V. höchst eingezogen und blos mit den Werken der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit beschäftigt, von dem Herzog Max mit aller kindlichen Ehrfurcht eines guten Sohnes geachtet.

Ungewöhnliches durfte man von dem jungen Herzog erwarten. Doch schritt er in den Verbesserungen der Staatsverwaltung noch mehr mit Besonnenheit als mit Schärfe vor. Die erfahrnen Staatsmänner und obersten Verwaltungsbeamten seines Vaters behielt Herzog Max bei, ohne ihre Gehalte zu vermindern. Doch wies er ihnen Posten nach ihren besondern Fähigkeiten an und überwachte Fleiß und Thätigkeit derselben genau. Der Gang der Geschäfte wurde höchst regelmäßig, das Rechnungswesen pünktlich, dem Unterschleif durch häufigen Kassensturz begegnet, über die Gelder der Landschaft strenge Aufsicht gehalten und die bisherige Begünstigung Einzelner abgeschnitten. So ergab sich in einiger Zeit, blos durch größere Ordnung des Rechnungswesens und sorgfältigere Controlle, einer Vermehrung der Einkünfte um ein Drittel. Der Herzog, welcher selbst sehr einfach lebte, verbesserte gleichfalls die Hofwirthschaft, tilgte nach-

drücklich sämmtliche Mißbräuche und bezahlte die untern Diener regelmäßig. — Durch dieses Alles gewannen die Landstände solches Vertrauen, daß sie die frühergemachten Schulden übernahmen und zu noch weiteren Zuschüssen sich ohne Schwierigkeiten bequemten, von der regelmäßigen und geeigneten Verwendung überzeugt. Auch das Volk gewahrte bald die Erleichterungen. Der Abzug von dem Vermögen der Auswanderer ward nur gegen solche Staaten beibehalten, welche Gleiches übten. — Nicht minder bemühete sich Max um die Verbesserung des Rechtswesens. Längstanhängige Processe, bis jetzt als ergiebige Einkommensquelle von verschiedenen Seiten benützt, wurden rasch aufgeräumt und strenge Vorschriften über fernere Abkürzung derselben nicht nur gegeben, sondern auch eingehalten. Aus einzelnen Verfügungen und Verbesserungen, mit Berücksichtigung des Bestehenden und sorgfältiger Prüfung durch kenntnißreiche Geschäftsmänner und Gelehrte, indem man auch die praktische Anwendung vom Zweifelhaften eine Zeit lang versuchte, ging endlich die Bearbeitung des neuen Landrechts[1] hervor (1616), ein Meisterstück der Gesetzgebung jener Zeit.

Herzog Max sorgte aber nicht blos für das Beste seines Volks, sondern auch den grauenvollen Sturm, der über Teutschland drohend heraufzog, richtig voraussehend, ergriff er seine Maßregeln, um ihm zu begegnen.

Das Kriegswesen hatte nach und nach eine gänzliche Umwandlung erfahren. Das leichter gewordene Geschütz, die ferntreffende schwere Büchse (Doppelhaken) begannen die Schlachten zu entscheiden, der Dienst des berittenen Lehensadels wurde immer entbehrlicher, die Kraft des Fußvolks bewährte sich überall. Doch nur in Reichsstädten bestanden noch die alten Bürgerwehren. So war der Kriegsdienst großentheils an die Söldnerbanden übergegangen. Wo irgend an einem gesicherten Orte ein berühmter Hauptmann mit einem fürstlichen Patente, welches den Sold sicherstellte, die Werbung eröffnete, sammelten sich alsbald um ihn die freien Landsknechte. Treu dem Eide, welchen sie dem Werbherrn geleistet hatten, tapfer nach teutscher Art fochten sie auch gegen frühere Genossen, so lange die Dienstzeit dauerte und die zugesagten Bedingungen geleistet wurden. Blieb

[1] Es führt den Titel: Landrecht, Polizei, Gerichts-, Malefiz- und andere Ordnungen der Fürstenthümer Ober- und Niederbayern.

aber der Sold aus, so waren sie zur Meuterei geneigt, und nach dem Ablauf der Dienstzeit gingen sie unbedenklich in das Lager des Gegners über, oder wurden abgedankt, eine schlimme Plage des Landmanns. Die Lust an einem ungebundenen Leben und an Abenteuern, der Hunger nach Beute, die schwere Bedrückung des Bauernstandes hatte diese kampffertigen Schaaren hervorgebracht. So von dem Krieg verzehrt und wiedererzeugt, stritten die teutschen Landsknechte in den meisten europäischen Schlachten während des sechszehnten Jahrhunderts, zuletzt noch in den Niederlanden, wo die reichen Handelsherrn lieber ihr Geld als ihr Blut aufwendeten. Die Könige von Frankreich (Ludwig IX.) hatten zuerst begonnen, ständige Kompagnien und Schwadronen, aus Einheimischen oder Ausländern bestehend, zusammenzuhalten. Ein kostspieliges Verfahren bei der Höhe des damaligen Solds.

Herzog Max griff nach der alten Landesbewaffnung, welche bereits (1594) in Oesterreich wegen der beständigen Türkengefahr eingeführt worden war. Alle waffenfähigen, behausten Männer hatten sich bei ihren Gerichten zu stellen. Aus 30 Männern wurde einer ausgehoben, im Nothfall noch weitere drei. (Wahrscheinlich hatten, wie in Oesterreich, die 26 übrigbleibenden die ausgehobenen zu unterhalten und besolden.) Diese letztern wurden nach ihren Fähigkeiten den besondern Waffengattungen zugetheilt. Dabei wurden die Söldner nicht gänzlich abgeschafft, sondern aus ihnen die Unterofficiere genommen, welche die Landwehr, in Rotten zu 10 Mann, einzuüben hatten. Dieses geschah vor dem Beginne der Feldarbeit, später blos an den Feiertagen. Auch die obrigkeitlichen Personen durften diesen Uebungen nicht fern bleiben, da sie dieselben nach dem Abgange der Exerciermeister, als verantwortliche Officiere zu leiten hatten. Auch die ganze übrige, nicht einberufene Mannschaft des Landes mußte gut gerüstet und mit geprüften Waffen versehen sein und den Uebungen beiwohnen. In den Städten sollte ein Jeder, welcher heirathen wollte, den Schießübungen mit der Musquete und dem Doppelhaken beiwohnen. Für die besten Schützen waren Preise ausgesetzt. Diese Mannschaft bildete den Kern und den starken Rückhalt des Heeres, das man durch Söldner ergänzte. Da der Adel, der ohnehin den Kriegsdienst verschmähete und bei den Musterungen nicht selten auf geringen und entlehnten Pferden erschien, für die Rei-

terei nicht hinreichte, so wurden junge Leute für diesen Dienst besonders eingeübt. Die Vermehrung der edlen Pferdegattungen ward besonders den geistlichen Stiftern aufgetragen. Zu München übten sich die Einberufenen in der Bedienung der neuen und guten Geschütze und im Geschwindschießen. Aufgefangene Vagabunden hatten die Festungswerke von Ingolstadt und Braunau herzustellen. Fünf Musterplätze: München, Landshut, Straubing, Braunau Pfaffenhafen, dienten zu allgemeinen Uebungen.

Das Ganze dieser Kriegsrüstungen hielt der Herzog in seiner Hand. Nur er kannte die Zahl der waffenfähigen Mannschaft. Von den Prälaten, Städten, Märkten rc. (nicht vom Adel) nahm er ein beträchtliches Anlehen auf, welches er selbst zu 1/3, die Landschaft zu 2/3 verzinste, bis der gesicherte Friedensstand die Rückzahlung gestattete. Diese Summen sollten als ein Kriegsschatz dienen, wenn der nahe Kampf ausbräche. Sich beschwerend über Zurücksetzung, hatte der Adel die obersten Officierstellen in den Anspruch genommen. Max erwiederte: obgleich der Adel seine meisten Güter dem früheren Kriegsdienste zu danken habe, so vernachlässige er denselben doch jetzt so, daß er nur selten einen tüchtigen Obersten aus ihm nehmen könnte. Diesen Mangel ergänzte er sofort durch ausländische Officiere und setzte über sein ganzes Kriegswesen den berühmten, erprobten Kriegshelden Tsercläs von Tilly. [1]

[1] Johann Tserkläs von Tilly, geb. 1559, Sohn des Martin Tserkläs von Tilly, Erbmarschalls der Grafschaft Namur, aus einem adlichen, ursprünglich flandrischen Geschlechte, das große Besitzungen in den wallonischen Provinzen hatte. Im 14. Lebensalter, eben als Alba die Niederlande verließ (1573) trat er in spanische Dienste. Die Kriegskunst erlernte er unter dem großen Feldherrn Alexander Farnese, Herzog von Parma. Als Freiwilliger wohnte er der bekannten Belagerung Antwerpens bei. Dann diente er als Rittmeister in einem Reiterregimente, welches Graf Adolf von Schwarzenberg den Guisen gegen Heinrich von Navarra zuführte und blieb lange in Lotharingischen Diensten. Später suchte Heinrich IV. von Frankreich den tapfern Officier an sich zu ziehen. Er schlug es ab und führte eine erlesne Reiterschaar unter dem kaiserlichen Oberbefehlshaber Herzog von Mercanes nach Ungarn; etwas später befehligte er ein im Lüttich'schen geworbenes Regiment Fußvolk. Hier zeichnete sich Tilly so sehr aus, daß ihm Rudolf II. das Feldmarschallamt übertrug. Als es ihm aber nicht gelang, die für den kaiserlichen Dienst aufgewendeten Summen zurückzuerhalten, nahm er den Antrag des Herzog Max von Baiern an und trat als Generallieutenant in dessen Dienste. Doch verweilte er bis zum Frühjahr 1610 in Prag, um seine Forde-

Man wird nun fragen, welche Stellung nahm Herzog Max — den Manche geradezu einen Jesuitenzögling nennen! — gegen den Orden ein? — Bei dem tiefen Stande des untern Clerus in Bayern [1] konnte er denselben weder bei der Seelsorge, noch in den Schulen und bei der Erziehung der Geistlichen, ja kaum bei der Universität entbehren. Denn die Zahl der eigentlichen, wissenschaftlichen Gelehrten in Teutschland war damals sehr geringe. Auch würde er durch die Vertreibung des Ordens seinen alten Vater zu tief gekränkt haben. So mehrten sich denn die Jesuiten in der oberteutschen Provinz (von Oesterreich, das zu Polen gerechnet ward, schon im J. 1563 getrennt) und ihre Collegien nahmen zu, allein weit minder im eigentlichen Baiern. Ihre Erwerbungen wurden von dem Staate nicht mehr mit Geldsummen unterstützt; nur für Begründung des Collegium Burghausen gewährte der Herzog einen Zuschuß aus den Salzgefällen von Reichenhall (1629). Der ungemein großen Wirksamkeit der Jesuiten auf dem Lande setzte er den Orden der Kapuziner, seit 1592 in Teutschland, geradezu entgegen. Und diese einfachen Männer, welche in ärmlicher Kleidung, in der rauhesten Witterung von Hütte zu Hütte wanderten, überall tröstend und helfend, so viel sie vermochten, fanden bei dem Bauersmann mehr Beifall, als die feinen Jesuiten. Der General Aquaviva (J. 1615), verwendete große Sorgfalt sowohl auf die moralische Bildung des Ordens, als auf Erhaltung der Sittlichkeit im Volke durch Begrün-

rungen zu betreiben; später die Seele des baierischen Heeres und zu allen politischen Verhandlungen beigezogen.

Tilly war klein und unansehnlich von Gestalt, allein äußerst tapfer und abgehärtet. Die eherne Strenge seines Antlitzes ward durch den wohlwollenden Ausdruck seiner lebhaften Augen gemildert. Protestantische Räthe fremder Fürsten, welche mit ihm zu verhandeln hatten, rühmen öfters seine Sanftmuth und Bescheidenheit. Unerbittlich gegen Andere, wie gegen sich selbst, und die strengste Mannszucht haltend, blieb er dennoch der Abgott seiner rauhen Soldaten. Von ungeheuchelter Frömmigkeit, von wenig Bedürfnissen und höchst einfach in Nahrung und Kleidung, verachtete er den Reichthum. Als man ihm das Fürstenthum Katenberg übertragen wollte, schlug er es aus, und als ihn der Kaiser in den Reichsfürstenstand erhob, brachte er den kaiserlichen Secretär durch eine große Summe dahin, das Diplom nicht auszufertigen.

[1] Vgl. Sugenheims Baierns Kirchen- und Volkszustände ꝛc. I. p. 542. Das Buch ist mit ungerechter Bitterkeit geschrieben; doch ist das Aktenstück vom Jahr 1583 wohl nicht verfälscht.

dung von religiösen Gesellschaften. Dieses wußte Herzog Max wohl zu benützen. So weit war er aber entfernt, von dem Orden sich beherrschen, oder in Staatssachen auf irgend eine Weise leiten zu lassen, daß er vielmehr dessen fähigste Glieder zu seinen eignen Zwecken mit großer Klugheit zu gebrauchen wußte. Sie ergaben seine besten diplomatischen Agenten, durch welche er fremde Höfe überwachen ließ. Daß im Jahr 1608 die bisher vereinigte teutsche und französische Assistenz getrennt wurde, geschah wohl kaum zufällig. So blieben die französischen Jesuiten mit den geheimen Unternehmungen unbekannt, welche Herzog Max vorbereite. Denn Frankreich hielt er stets im Auge. Daß aber der Orden durch diese Einmischung in politische Dinge sich selbst am meisten schadete, ist schon erwähnt.

Als Max auf der Universität sich befand, noch nicht siebenzehn Jahre alt, langte auch ein junger Erzherzog mit einem Gefolge von mehr denn 40 Personen dort an. Dieses war Ferdinand (geb. 1578), der zwölfjährige Sohn des Erzherzogs Karl, dem Steiermark, Kärnthen und Krain (von seinem Vater Kaiser Ferdinand I.) zugefallen war, und der Maria von Bayern, Herzogs Wilhelms V. Schwester. Ferdinand besaß nicht die glänzenden Geistesgaben des bayerischen Prinzen, aber denselben Ernst und unermüdlichen Fleiß. Erzherzog Karl hatte vornehmlich auf seines Schwagers Betrieb nach Ingolstadt seinen Sohn gesendet, und dessen Erziehung und Unterricht nahm dieselbe Richtung wie die seines Vetters. Doch war das Resultat nach den Anlagen verschieden. Ferdinand wurde zwar ein Herr voll von königlichen Tugenden, entschieden fromm und gottesfürchtig, zu hohen Entwürfen geneigt, der seine Maßregeln mit großer Einsicht zu ergreifen und mit aller Entschiedenheit durchzuführen verstand, jedoch mehr geeignet für ein friedliches Regiment. Obgleich er vielen persönlichen Muth besaß und in den schwierigsten Lagen oft eine ungemeine Standhaftigkeit bewies, so blieb er doch ungeübt im Kriegswesen, nahm an keinem bedeutenden Gefechte Antheil und man sah ihn nie im Feldlager. Den glücklichen Ausgang seiner großen Kriegsunternehmungen verdankte er wohl dem Scharfblick, mit dem er seine Feldherrn zu wählen wußte.

Ohngeachtet der Altersverschiedenheit entstand zwischen den beiden jungen Fürsten eine herzliche Zuneigung. Max pflegte den Ferdinand, wenn dieser krank wurde, und bewahrte ihm diese Herzlich-

keit das Leben hindurch. So verwickelt sich auch zuweilen ihre Staatsverhältnisse gestalteten, wo Herzog Max seine Politik von der Oesterreichs trennen mußte, um Bayern aufrechtzuhalten, so tritt in ganz mißlichen Lagen, wo Max zu schwanken scheint, nur die alte Jugendfreundschaft wiederum hervor. Da Erzherzog Karl schon 1590 aus Aerger über die peinliche Lage seiner Gebiete gestorben war, übernahm der achtzehnjährige Ferdinand J. 1596 seine Erblande. Sogleich bei dem Empfange der Huldigung verweigerte er die Bestätigung der Religionsfreiheiten, die sein Vater hatte gewähren müssen; verschob aber die Ausführung seiner Entwürfe noch auf zwei Jahre. Er sollte großen Schwierigkeiten begegnen.

Wir haben an einer früheren Stelle davon gesprochen, wie sich gegen das ächte, teutsche Herkommen die Territorialherrschaft entwickelte und derselben alsbald Landstände zur Seite traten. Zum letztenmal waren noch im Bauernkrieg (1525) Volkserinnerungen an die ehemaligen Zustände hie und da wach geworden. Damals mit Gewalt unterdrückt, verloren sie sich gänzlich; das Landschaftswesen hatte die völlige historische Berechtigung erlangt. — Hiebei darf man aber nicht etwa an die constitutionellen Verfassungen unserer Zeit denken, welche jedem Staatsbürger das Maß seiner Rechte und seines wohlerworbenen Besitzes sichern, ihm eine geordnete und unparteiische Rechtspflege gewähren, und seine Leistungen und Pflichten nur so weit in Anspruch nehmen, als es die Gleichmäßigkeit und die Gesetze erlauben, die mit Zuziehung der Vertreter der Nation in freier, offner Berathung, gegeben worden sind. Jene Landstände waren keine Standschaft, „hervorgehend aus allen Klassen der im Staate ansäßigen Staatsbürger,“ [1] sondern größtentheils eine Aristokratie der Prälaten und des höher privilegirten Adels, eben so geneigt, das Territorial-Haupt auf jede Weise zu beschränken und für das Wohl des Staats, von dem sie Schutz erwarteten, die möglichst mindesten Beiträge zu leisten, als ihre besondern Unterthanen zu knechten und die Landeseinkünfte für sich auszubeuten. Die Vertreter des dritten Standes — die wenigen Abgeordneten der fürstlichen Städte und Märkte — waren aber viel zu schwach, um bei den landständischen Versammlungen irgend eine Entscheidung herbeizuführen, wenn nicht vielleicht die obern Stände im Zwist lagen.

[1] Vgl. Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern.

In Inner-Oesterreich (dem Gebiete Erzherzog Karls) hatten die Landstände lange Zeit die Türkengefahr, welche zuweilen nach der Kirchenreformation unmittelbar die Gränzen bedrohte, schlau benützt, um von ihren Bewilligungen zur Landesvertheidigung Zugeständnisse für sich abhängig zu machen. Zwar stellte der Adel gewöhnlich die Gewährung der Religionsfreiheit für sich und seine besondern Unterthanen voran, weil er hier auf den Beifall und die Unterstützung der auswärtigen Gesinnungsgenossen rechnen durfte, doch blieb er dabei nicht stehen. Er verdrängte aus fast allen Verwaltungsstellen die Katholiken, zog die Pfarreien des Erzherzogs und der Prälaten an sich, sie mit lutherischen Geistlichen besetzend, und versuchte mit Erfolg die Bürger der fürstlichen Städte zu gewinnen. Die Bemühungen Erzherzog Karls dagegen hatten wenig Erfolg, und während der Minderjährigkeit Ferdinands nahmen die Neuerungen überhand. Es war nahe daran, so weit zu kommen wie in Böhmen, wo Rudolf II. nur noch wenige Städte und Schlösser übrig blieben, in welchen er wirklich König war.

Die lutherischen Prediger begnügten sich nicht mehr damit, sich überall einzudrängen, von den Kanzeln die Altgläubigen mit Schmähungen zu überhäufen; es kam zu schlimmeren Handlungen. Die saubere That eines Feldpredigers [1] gab nur die nächste Veranlassung für den jungen Erzherzog mit Entschlossenheit aufzutreten, obgleich man sich an Rudolfs kaiserlichem Hofe wenig Erfolg von seinem Unternehmen versprach. Er erklärte die bisherigen, den Protestanten gewährten Bewilligungen für persönliche Zugeständnisse seines Vaters, welche er zurücknähme, weil die letztern selbst durch Uebergriffe den zwischen den Parteien bestehenden Frieden gebrochen hätten. Sofort gebot er (Decret vom 13. September 1598), in den fürstlichen Städten sämmtliche lutherische Kirchen und Schulen zu schließen, und den Geistlichen und Lehrern, ungesäumt das Land zu verlassen. Bald darauf: daß sämmtliche nicht katholische Bürger und Landleute in bestimmter Frist aus Innerösterreich weichen sollten, wenn sie nicht zur

[1] Ein lutherischer Feldprediger, Georg Sittwitsch, der mit den Reisigen der Landschaft auszog, nahm aus einer Pfarrkirche des teutschen Ordens einen vergoldeten Kelch, mehrere in Silber gefaßte Reliquien nebst einigen Stolen hinweg und 12 Altartücher, um sie als Unterfutter für seine Kleider zu gebrauchen. S. Menzels Gesch. V. p. 320.

alten Kirche zurückkehrten. Hierbei berief er sich auf das Beispiel sämmtlicher Reichsfürsten, welche, dem Religionsfrieden gemäß, die Kirchenlehre katholisch, oder lutherisch oder calvinistisch aus ihrer fürstlichen Macht beliebig reformirten. Der vereinzelte Widerstand gegen solche Maßregeln erlag bald dem Nachdruck, und — seiner natürlichen Milde gemäß setzte er seine Gebote ohne alles Blutvergießen durch. Am leichtesten fügten sich die Slaven, deren Bevölkerung zu überwiegen begann. Daß viele recht vermögende Leute das Land verließen, kümmerte ihn wenig; denn er glaubte, daß durch die Einheit der Religion sein Land an Stärke und an Wohlsein so Viel gewann, als es an Bevölkerung verlor.

In weniger freundlichem Verhältnisse stand Herzog Max zu einem andern Vetter, dem Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz; (geb. 1574). Die erste Jugend des Prinzen war von seinem Vater, dem strenglutherischen Ludwig IV. mit Zuziehung seiner pedantischen Theologen einer Erziehung unterworfen, welche ganz geeignet schien, ihn zu einem eifrigen Kirchenrath heranzubilden, allein nicht zu einem Fürsten.[1] Als nun der Vater starb (1583) und der Oheim Johann Casimir die vormundschaftliche Regierung übernahm, erhielt auch diese Erziehung eine verständigere Richtung; sie wurde mehr mit dem Leben in den Zusammenhang gebracht und der Unterricht leitete auf eine wissenschaftliche Erkenntniß hin. Daß Johann Casimir, welcher sofort die Pfalz calvinistisch zu reformiren begann, auch seinen Neffen den Theologen dieser Art übergab, die ihn auf das eifrigste für ihre Kirchenlehre gewannen, versteht sich. Nach dem Tode des Ohms übernahm Friedrich IV., noch nicht ganz 18 Jahre, die Regierung (1592). Sofort begann am Hofe ein sehr vergnügliches Leben und Treiben, so wie es die reichen Einkünfte des guten Landes nur irgend gestatteten. Wir lesen z. B. in dem selbstgeschriebenen Tagebuch des Churfürsten, wie er zwei Jahre lang (1596 bis 1598) in der Oberpfalz mit Jagen, Ringelrennen, Schmäusereien, Zechen und dem Spiel, in aller Lebens-

[1] Die Erziehungsgeschichte dieses Prinzen, wie sie Häusser in seiner „Geschichte der rheinischen Pfalz" B. II. p. 176 &c. trefflich schildert. Sie ist äußerst bezeichnend für jene Zeit. So heißt es z. B. in einem Gutachten der Herrn Pancratius und Struppius: von den Rechten solle der künftige Regent „etliche" Kenntnisse haben, doch müsse man ihm nur die hauptsächlichsten und brauchbarsten Partien heraussuchen.

lust, hie und da mit Andachtsübungen abwechselnd, verbrachte. Jedoch erhielten diese Festivitäten durch den Einfluß der trefflichen Churfürstin eine gewisse Eleganz und die rohe Trunksucht blieb entfernt, wie sie an manchen andern Höfen herrschte. Auch litt die Landesregierung nicht so viel darunter, wie man wohl erwarten sollte. Denn der Churfürst war durch seine Jugenderziehung an einige Zeitsparniß und einiges Arbeiten wenigstens gewöhnt, und dann behielt er die früher erprobten Räthe bei und wußte neue mit großem Geschick zu wählen. Da er überdieß ein mannhafter Herr in allen ritterlichen Leibesübungen wohl erfahren, von edler Gesinnung und freiem Geiste war, so priesen ihn nicht blos diejenigen, denen seine verschwenderische Freigebigkeit zu gute kam, als einen der besten Fürsten seiner Zeit. Heidelberg, besonders das Schloß erhielt viele Verschönerungen, Mannheim ward gegründet.[1] Auf der Universität Heidelberg, wo Friedrich fast noch als Knabe die Hörsäle besucht und den Disputationen beigewohnt hatte, förderte er die allgemein bildenden Studien durch Berufung trefflicher Gelehrten, obgleich sie nur mit sehr sparsamen Besoldungen bedacht waren. Die Bibliothek, entstanden unter Otto Heinrich (J. 1559) durch Zusammenwerfung der Schloßbibliothek mit der der heiligen Geistkirche, erhielt durch den jungen sinnreichen Churfürsten so viele auserwählte und kostbare Vermehrungen, daß ihr Ruf in alle Lande ausging. Ja sie wurde ein Sammelplatz der Gelehrten.

Dieses Bild eines wohlwollenden, prachtliebenden Fürsten, ist durch dessen politische Bestrebungen getrübt. Doch wird es wohl immer ungewiß bleiben, wie viel hier von dem Churfürsten selbst oder dessen Umgebung ausging, besonders von Christian von Anhalt, dem Aelteren, den Friedrich als seinen vertrautesten Agenten zu geheimen, diplomatischen Sendungen gebraucht. Mit welchem Erfolge dieser Fürst sein Geschick an das des pfälzischen Hauses schloß, wird später sich zeigen.

Nun muß man sich erinnern, daß unter den Churfürsten, deren Rechte überhaupt zu einer geschlossenen Territorialherrschaft gediehen

[1] „Schwerlich hat der Gründer geahnt, daß einst die ehrwürdige Stammburg der Pfalzgrafen vom Rhein veröden, der Reichthum des Landes verschwendet würde, um in der jungen Stadt eine eitle und todte Pracht monarchischen Hochmuths begründen zu können;" s. Häuffer a. a. O. II. p. 210.

waren, der von der Pfalz ohnehin einer der angesehensten war. In dem Falle einer Reichserledigung hatte er am Rhein, in Schwaben und so weit fränkisches Recht ging, als Stellvertreter des Kaisers Gericht zu halten und Kirchenpfründen, Lehen (mit Ausnahme der Fahnenlehen) und mancherlei Einkünfte zu vergeben. Auf den letzten Reichstagen, wo die kirchlichen Parteien in vorbereitende Berathungen auseinander gingen, hatte Churpfalz das Direktorium der Protestanten an sich gezogen. Friedrich IV. war durch seine Vermählung mit der geistreichen Louise Juliane, Tochter des Wilhelm von Oranien, deren Schwester Moritz, Landgraf von Hessen heirathete — derselbe reformirte sein Land calvinistisch, im Jahre 1604 — in eine Verwandtschaft gekommen, welcher dieser außerteutschen Kirchenlehre ergeben war. Durch die Lage seiner Besitzungen schien es ihm nicht nur gestattet, die unkriegerischen geistlichen Fürsten am Rhein zu dominiren, mit den abgefallenen Niederlanden, mit Frankreich und der Schweiz thätige Verbindungen anzuknüpfen, sondern auch auf das tiefgährende Böhmen — vermöge der Oberpfalz — Einfluß zu gewinnen. Schon Johann Casimir hatte solche Verbindungen gesucht und ein protestantisches Bündniß betrieben (Reichsdeputationstag zu Worms 1586). Auch die innere Lage Teutschlands unterstützte kecke politische Unternehmungen.

Die Jesuiten hatten nicht umsonst den Kampf gegen das neue Kirchenwesen gelobt. Nun gingen Bücher aus — und zwar auch teutsch geschriebene — welche ohne die gewöhnliche Beigabe fanatischer Schmähungen mit Scharfsinn und Klarheit die Protestanten in ihrem eigenen Lager angriffen, und, den Protestantismus in seiner damaligen Erscheinung auffassend, die Beschränktheit neugebildeter und stets wechselnder Religionslehren, wie sie in den verschiedenen Agenten, Confessionen ꝛc. hervortreten, [1] und die Widersprüche der

[1] Jedoch auch die Jesuiten wurden von ihren protestantischen Gegnern mit dem grimmigsten Hasse angegriffen, wobei jedes Mittel gerecht schien. Dahin gehören die der Gesellschaft fälschlich untergeschobenen Bücher, z. B. die Secreta Monita oder Arcana Societatis (älteste gedruckte lateinische Ausgabe vom Jahre 1635). Alle bekannten Fehlgriffe einzelner Jesuiten, seien sie von einem alten Zeloten oder einem jungen Magister ausgegangen, sind so zusammengestellt, als seien sie von ausdrücklich und insgeheim vorgeschriebenen Instruktionen veranlaßt worden. Diese Erdichtung liegt am Tage. Vgl. Langs Gesch. der Jes. in Bayern p. 25 und 26 über diese und ähnliche polemische Schriften.

Parteien und Sekten, die gewaltsamen Religionsänderungen durch Fürsten, ihre gegenseitige Verfolgungssucht und Intoleranz gegen Andersgläubige — und zwar immer mit Berufung auf Gewissensfreiheit — mit scharfen Worten rügten. Dieses rief nun neue Gegenschriften hervor, bis überall der alte Haß wieder aufloderte. Doch war auch dieser nicht mehr ein aufrichtiger Zorn. Denn wie Kunst, Poesie und Wissenschaft im dogmatischen Streite untergegangen waren, so war jetzt, an den meisten Höfen wenigstens, die religiöse Bewegung von den politischen Interessen aufgezehrt worden, und zwar von den kleinlichsten. Wie viele Fürsten kümmerten sich noch um das Wohl des teutschen Reichs? Als die Holländer den Rhein sperrten (um 1579), und demnach den Handel auf dem freien teutschen Strome nach ihrer Krämerart zu hemmen suchten, beschwerten sich die rheinischen Churfürsten vergebens bei dem Reichstag (1582). Niemand achtete auf sie, sondern Jeder betrieb nur seine Beschwerden und armseligen Streitigkeiten. Das Streben nach Bisthümern, Abteien, reichen Klöstern und andern geistlichen Besitzungen nahm immer zu. Während sich die katholischen Fürsten begnügten, ihre nachgebornen Söhne einfach bei den gewöhnlichen Stiftswahlen rc. durchzusetzen — obgleich, den ausdrücklichen Bestimmungen des Tridentiner Concils zuwider, mehrere Pfründen auf Einen häufend — fuhren die Protestanten sehr eifrig fort, ihre minderjährigen Prinzen als Administratoren zu versorgen, oder geistliche Stifter mit ihren Gebieten völlig zu vereinigen (so hatte Chursachsen im Jahre 1581 das Bisthum Meißen gewonnen, indem der letzte Bischof gegen Zusicherung einiger Stiftsgüter auf Lebenszeit abtrat).

Dem entgegen bestand der geistliche Vorbehalt des Religionsfriedens noch im vollen Rechte. Von dem schwachen Kaiser Rudolf, der sich lieber in dem Arbeitszimmer an dem Himmelsglobus und an seinen Kunstsammlungen ergötzte, als des Reiches sich annahm, und der überdieß durch die Ungarischen Wirren und die Türken stets hart bedrängt war, ließen sich verständiger Weise keine Reklamationen erwarten. Allein die Jesuiten schwiegen nicht. Sie rügten fort und fort diese durchaus ungesetzlichen Besitznahmen; wiesen auf die Reichsstädte hin, wo die früher gleichberechtigten katholischen Bürger von den Protestanten von dem Rath und den Aemtern ausgeschlossen, in ihrer Religionsübung gestört, und überhaupt gewaltsam unterdrückt

und verdrängt wurden — oft nur dadurch, daß die Protestanten eine Menge von Flüchtlingen und Neubürgern ihrer Genossenschaft in die Stadt aufnahmen, um die Mehrzahl zu gewinnen. Die Jesuiten deuteten selbst darauf hin, daß den Calvinisten eigentlich gar keine Religionsfreiheit zugestanden werden könne, da in den Religionsfrieden ausdrücklich nur die Lutheraner eingeschlossen wären. Diese Thatsachen waren zu sprechend, als daß man sie geradezu hätte verneinen können.

Churpfalz wußte dieses sehr schlau zu benützen. Es kam nur darauf an, unter den Protestanten, die ohnehin sehr verdrießlich über alle Schranken waren, die ihren Occupationen in dem Wege standen, Besorgnisse vor künftigen Reklamationen zu erwecken, die Aufhebung des geistlichen Vorbehalts unter der Form einer Beschwerde zu betreiben, und so die Nothwendigkeit eines Bündnisses zu beweisen, zumal da in den Fällen, wo man bereits zu den Waffen gegriffen hatte (zuletzt bei der zwistigen Bischofswahl zu Straßburg) die Protestanten stets nur dem Mangel an gemeinschaftlicher Hülfe unterlegen waren. — Dem stand nur entgegen, daß die lutherischen Hoftheologen ihre calvinistischen Amtsgenossen noch weit ärger haßten, als das päpstliche Regiment, und dann, daß Chursachsen, sei es in Erinnerung an frühere Begnadigungen, sei es, um für die von ihm selbst eingenommenen geistlichen Stifter sich mehr Nachsicht zu erhalten, treu zu dem Kaiser hielt (was auch wieder auf Churbrandenburg einwirkte); endlich, daß König Heinrich IV. und Moritz von Oranien immer noch in eigener Sache genug zu thun hatten, um ihre politischen Ränke in Teutschland kräftig zu unterstützen.

Kaiser Rudolf II., von den Türken wiederum bedroht, schrieb im Januar 1594 einen Reichstag zu Regensburg für den April aus. Dieses däuchte dem Churfürsten von der Pfalz und seinen Räthen recht geeignet, um ihre Unternehmungen herzhafter zu beginnen. Friedrich IV. berief einen protestantischen Convent nach Heilbronn. Da erschienen der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Markgraf Ernst Friedrich von Baden, zwei Markgrafen von Brandenburg, Friedrich Herzog von Würtemberg ꝛc. Churpfalz trug vor: der Türkenkrieg sei mehr eine österreichische, als eine teutsche Sache; dagegen seien eine Menge Dinge, welche das Reich genau angingen: Friedensstörungen, rechtliche Bestimmungen (der geistliche Vorbehalt!) ꝛc.

noch unerledigt, und die Beschwerden deßwegen unberücksichtigt. Ehe diese erledigt seien, dürfe man dem Kaiser keine weiteren Zugeständnisse machen. Dahin beschloß man auch. Obgleich sie dem Kaiser im Voraus jede Geldhülfe absprachen, sagten sie dem König Heinrich IV. nicht weniger als 400,000 Gulden zu, wenn er bei der zwistigen Bischofswahl zu Straßburg den Brandenburgischen Prinzen, Johann Georg, thätig gegen den katholischen Karl von Lothringen unterstützen werde. Das war nun geradezu Aufforderung zu einem französischen Einfall in Teutschland; vielleicht um den Churfürsten von Brandenburg auf ihre Seite zu ziehen. Nach Regensburg aber ging der junge Churfürst nicht. Nach dem Gutachten seiner Räthe ließ er sich durch eine Gesandtschaft von eilf Personen vertreten. Allein Max von Bayern war selbst zur Stelle, mit seiner Thatkraft und Zuversicht. Die Verhandlungen zu Regensburg nahmen eine solche Wendung, daß Rudolf II. die nothwendige Geldhülfe erhielt, obgleich er die Beschwerden des Heilbronner Convents, dem sich noch mehrere Fürsten am Reichstage anschloßen, zurückgewiesen hatte. Mit gleich schlechtem Erfolge wiederholten die Verbündeten ihre Anträge auf dem Reichstage des Jahres 1597, denen die Katholiken sehr wohlbegründete Beschwerden entgegenstellten.

Doch verblieb Heidelberg der Sitz der Agitationen. Die Politiker, welche sich am dortigen Hofe zusammengefunden hatten, gaben ihr Geschäft nicht so leicht auf. Der Churfürst selbst mochte sich — zumal dem schwachen Kaiser gegenüber — zu großen Dingen berufen glauben. Von Zeit zu Zeit ward in irgend einer Reichsstadt getagt, wobei sich Friedrich IV. stets in großer Pracht sehen ließ. Man pflog langweilige Conferenzen und verschrieb viel Papier; man gedachte auswärtige Fürsten in die Verbindung zu ziehen, die aber im eigenen Hause bedrängt waren; man traf Verabredungen über gemeinschaftliche Unternehmungen, oder erörterte die richtigen Grundsätze, auf welchen eine protestantische Union beruhen sollte. Der französische Abgesandte gab auch seine Ansicht dazu, hetzte und trieb, allein es kam zu keinem reifen Entschluß, nicht zum thatkräftigen Handeln, wenn gleich Christian von Anhalt eine diplomatische Rundreise durch Teutschland machte. Ueberhaupt trat immer mehr hervor, daß eine politische Partei ohne klare Auffassung und redliche mannhafte Verfolgung ihres Ziels, und ohne Treue und Charakterfestigkeit der

Häupter, niemals in der Gefahr siegreich bestehen, oder überhaupt nie etwas Dauerhaftes begründen wird.

Ein Ereigniß, unbedeutend dem Anfange nach, wichtig in seinen Folgen, sollte dieses erproben. In der kleinen, freien Reichsstadt Donauwörth hatten die religiösen Bekenntnisse nach der Strömung der Begebenheiten gewechselt. Nun zogen die Protestanten, neue Bürger von den Ihrigen in die Stadt, und als sie die Ueberzahl gewannen, machten sie in dem Jahre 1577 das Statut, daß kein Katholik mehr in Donauwörth aufgenommen werden sollte. Nur in dem Bereiche des Benediktinerklosters, das man schonen mußte, weil es unter dem Schutze des Bischofs von Augsburg stand, erhielten sich einige Altgläubige. Da versuchte es der Abt im Jahre 1605 eine feierliche Prozession durch die Stadt zu führen, wie es sonst gewöhnlich. Der Rath setzte sich dagegen und der Abt klagte bei dem Reichshofrath. Es erfolgte das Mandat, den Abt bei keiner Religionshandlung mehr zu stören. Als er aber wiederum eine Prozession unternahm (den 11. April 1606), versammelte sich das Gesindel aus der Stadt und trieb sie mit Steinwürfen und Prügeln in das Kloster zurück. Jetzt ertheilte Rudolf II. dem Herzog Max von Bayern, als dem nächsten katholischen Fürsten, den Auftrag, die Katholiken in Donauwörth gegen fernere Mißhandlungen zu beschützen. Als aber zwei Räthe des Herzogs in die Stadt kamen, rottete sich ein Volkshaufe zusammen, verhöhnte und bedrohete die Commissarien, so daß sie sich entfernen mußten. Die Neuaufgenommenen hatten mit andern verarmten und desperaten Leuten bereits Gemeinschaft gemacht und die ruhigeren Bürger unterdrückt. Offen erklärte der Rath, daß er des trotzigen Volkes nicht mehr Herr sei.

Nach langem Zögern und mit schwerem Herzen unterzeichnete Kaiser Rudolf II. die Achtserklärung (3. August 1607), jedoch mit dem Beisatze, daß, wenn die Bürgerschaft auch jetzt noch durch einen Revers für künftighin Gehorsam zu leisten gelobe, sie von weiteren Folgen befreit sein solle. Die Bemühungen des Raths, die Unterzeichnung des Reverses zu erzielen, blieben durch den Trotz der empörten Menge erfolglos. Und als es endlich doch schien, als wollten die Bürger vernünftigen Vorstellungen Gehör geben, langte ein Schreiben der zu Ulm versammelten Kreisstände Schwabens an (am 10. November 1607): sie sollten das Aeußerste abwarten und die

Acht nicht fürchten, man werde wissen, ihnen wieder daraus zu helfen. — Sogleich verwarf die Bürgerschaft den Abschluß des Unterwerfungsvertrags und kümmerte sich wenig darum, als der Reichsherold nach zwei Tagen vor ihren Mauern die kaiserliche Acht verkündete. Allein die erwartete Hülfe blieb aus. Der Herzog von Würtemberg protestirte bei dem Kaiser, daß ihm als dem Kreisvorstand Schwabens, zu dem Donauwörth gehöre, die Achtsvollstreckung zukomme; Ulm verhaftete den Reichsherold, als er jene Acht verkünden wollte; der Pfalzgraf von Neuburg ließ den Schellenberg unfern Donauwörths besetzen. Von einem weiteren Beistande war nichts zu vermerken.

Als nun der Kaiser endlich die Vollmacht zur Achtsvollstreckung dem Herzog Max ertheilte, rückte dessen Kriegsoberster, Alexander von Haßlang, mit 6000 Mann Fußvolk, 1000 Reitern und 14 Geschützen vor die Stadt, welche sich nach kurzem Zögern ergab. Herzog Max ließ scharfe Mannszucht halten und behandelte die Bürger milde, hielt jedoch Donauwörth fortwährend besetzt. Da nebst den Rädelsführern und den acht protestantischen Geistlichen noch eine Menge der Eifrigsten entwichen waren, so geschah der Uebergang zu der alten Religion ohne besondere Härte. Nun war Donauwörth früher durch Kaiser Karl IV. an Bayern verpfändet und von Sigismund wieder eingelöst worden, und es mußte dem Herzog viel daran liegen, dieses Thor seines Gebietes wieder zu erhalten. Er hatte sich in dieser Sache mit großer Klugheit benommen, so daß er nur stets im besondern Auftrag des Kaisers handelte. Demgemäß sagte er auch zu, daß er der Stadt keineswegs ihre Reichsfreiheit zu entziehen gedenke, nur bis zur Vergütung seiner Kriegskosten wolle er sie als Pfandschaft besetzt halten. Als er aber auf den nächsten Reichstagen zur Herausgabe der Stadt von ihren Glaubensgenossen gedrängt ward, verlangte er vor Allem zu wissen, wer sich zur Ausbezahlung der aufgewendeten Kriegskosten — die sich nach Rudolfs langem Zögern sehr hoch berechneten — bereit erkläre. Und da sich nun Niemand fand, der dieses freundschaftlich übernehmen wollte, so blieb Donauwörth in dem Besitze Bayerns. — Uebrigens muß erwähnt werden, daß Kriegskosten-Entschädigung in ähnlichen Fällen durch Abtretung von Gebietstheilen an die Achtsvollstrecker dem Herkommen entsprach.

Herzog Max scheint die Unternehmung auf Donauwörth vornehmlich als eine politische Demonstration gegen die churpfälzischen Verbündeten angesehen zu haben. Er wollte ihnen zeigen, wie viel rasche Thatkraft mehr werth sei, als ihre vielen Unterhandlungen und endlosen Erwägungen.[1] Dieses wurde auch gefühlt, und Churpfalz suchte Gelegenheit zu einem entschiedenen Handeln. Zerwürfnisse im Hause Oesterreich gaben dazu Gelegenheit.

Matthias, geboren den 24. Febrnar 1557, Kaiser Maximilians II. dritter Sohn, in Teutschland erzogen, wohlgeübt in allen ritterlichen Dingen und bieder, ward von dem mißtrauischen Rudolf II. stets beargwohnt und lange Zeit zurückgesetzt. Erst als Erzherzog Ernst, der zweite Bruder gestorben war, vertraute jenem der Kaiser die Statthalterschaft Oesterreichs an. Hier erwies er sich gegen die Protestanten bald ungünstig, bald wieder geneigt, sie zu eigenen Absichten zu gebrauchen. Die Entfremdung der Brüder gedieh zur gegenseitigen, heimlichen Erbitterung. Rudolf vermochte nicht die Parteien Böhmens zu beherrschen; Ungarn aber, das Land des innern Zwists und der Magnaten-Empörung vernachläßigte er gänzlich. Die wichtigsten Landesstellen Ungarns blieben unbesetzt, die Berichte in der Kanzlei zu Prag unerledigt, die Truppen unbezahlt; obgleich die Türkenkriege in den Gränzlanden fast fortwährend seit 1592 wütheten. Als nun Stephan Botskai, erbittert über diese Behandlung seines Vaterlands, sich Siebenbürgens und Oberungars bemächtigt hatte, erklärten Rudolfs Brüder, Erzherzog Albrecht in den spanischen Niederlanden und Maximilian der Teutschmeister, nebst den Steiermärkischen Neffen, den Matthias — weil Rudolf an zeitweiser Blödigkeit des Geistes leide — als das Haupt des Hauses Oesterreich. In dieser Eigenschaft schloß Matthias mit den Ungarn — religiöse und politische Freiheit gewährend — Frieden, am 23. Juni 1606, mit den Türken am 11. November desselben Jahres. Jetzt wacht Rudolf auf, zürnt daß ohne ihn Solches zu Stande gekommen, versagt die Bestätigung und beruft für das Frühjahr 1608 einen

[1] „Es ist damit den Protestirenden eine solche Protestation widerfahren, dergleichen sie nie verhofft hätten, inmassen sie sich dann in mehr Wegen äußerst bearbeitet haben, solche zu verhindern. Jetzt findet man, daß sie sich dawider nicht setzen dürfen." Herzog Max in einem vertraulichen Schreiben an den Papst Paul V., bei Wolfs Gesch. Max. Thl. II. p. 255.

Reichstag nach Regensburg, um dort die Geldmittel zur Truppenwerbung zu erhalten.

Dieses ergreift nun die churpfälzische Partei um so begieriger, da unterdessen Matthias mit einem Heere des Ungarischen und Oesterreichischen Adels in Böhmen eingerückt ist (April 1608). Auf dem Reichstage werden sofort die alten Beschwerden wieder vorgebracht und die Bestätigung des Religionsfriedens verlangt, von dem in katholischen Schriften nur wie von einer vorläufigen Maßregel, gleichsam von einem Interim gesprochen werde. Die katholischen Stände erwiederten: solche Bestätigung sei eigentlich nicht nothwendig, da von ihnen noch Niemand an dem Vertrage gerüttelt habe; doch wären sie zur Confirmation bereit, wenn nur die Clausel beigefügt würde, daß jegliches geistliche Eigenthum, das nach dem Passauer Frieden widerrechtlich occupirt, zurückzuerstatten sei und jedem Theile sein Recht vorbehalten bleibe. Da brach nun Churpfalz die Verhandlungen ab. Vergebens versuchte Ferdinand von Steiermark, Stellvertreter des Kaisers, eine billige Vermittlung. Der Reichstag ging auseinander, ohne daß Rudolf eine Geldhülfe bekommen hatte. — Das war die Demonstration der Politiker zu Heidelberg.

Von Muth erfüllt über solchen Erfolg, schloß Churfürst Friedrich IV., noch ehe sich der Reichstag ganz verlaufen, mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, dem Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, den beiden Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Brandenburg Ansbach und mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden, in dem ehemaligen Ahausen die bekannte Union auf 10 Jahre (am 4. Mai 1608). Schon das Aktenstück trug in seiner Umständlichkeit das Gepräge der Unentschlossenheit: das Bündniß sei weder gegen den Kaiser noch gegen das Reich gerichtet; es sei geschlossen, weil der Landfriede und die Exekution nicht gehörig gehandhabt werde und man von allerlei Kriegsrüstungen höre; die Glieder sollten die Reichstagsbeschwerden in Sachen, welche der teutschen Stände Freiheit und Hoheit, wie auch die Protestanten beträfen, gemeinschaftlich betreiben, und wenn ein Mitglied angegriffen werde, solle man Maßregeln zur Vertheidigung treffen u. dgl. Uebrigens wurde auch über ein Bundesheer und eine gemeinschaftliche Kriegskasse berathen.

Kaiser Rudolf dagegen war am wenigsten geeignet, Etwas zur

Verbesserung der Reichszustände zu thun. Durch sein unzuverläßiges Benehmen hatte er alle Glaubwürdigkeit verloren. Da ihn die Böhmen nicht eher unterstützen wollten, bis ihre sämmtlichen politischen und kirchlichen Freiheiten gesichert seien, zog der Kaiser es vor, seinem Bruder Matthias Ungarn, Mähren und Oesterreich abzutreten (am 17. Juni 1608). So wie er aber aus dem Gedränge sich wieder etwas frei sah, begann er, nach dem verderblichen Rathe seiner Umgebung, neue Bedrückungen der Utraquisten (s. unten). Dadurch kam es so weit, daß die Protestanten Böhmens und Schlesiens eine Conföderation zur Vertheidigung ihrer Religion schloßen, und zur Wahrung ihrer Sicherheit ein Collegium von 30 „Defensoren" nebst dem Grafen Matthias von Thurn als Kriegsoberbefehlshaber ernannten. So wurde von ihnen der Majestätsbrief erzwungen (am 12. Juni 1609), welcher den Nichtkatholiken bis zu einem gewissen Grade Religionsfreiheit verbürgte.

Noch ehe dieses zu Ende gebracht war, erhöhete ein längsterwartetes Ereigniß die allgemeine Spannung. Am 9. März 1609 stirbt Johann Wilhelm, der kinderlose, letzte Herzog zu Jülich, Berg und Cleve, Graf von Ravensburg und von der Mark. Die reiche Erbschaft wird von verschiedenen Seiten angesprochen: von Chursachsen vermöge alter Verträge und der Abstammung von der Sibylla, Gemahlin Johann Friedrichs I. von Sachsen; von Brandenburg und Pfalz Neuburg wegen Vermählung mit den beiden Schwestern des verstorbenen, letzten Herzogs. Während Chursachsen Alles von der Gerechtigkeit des Kaisers erwartet, dem er treu ergeben, vertragen sich der Brandenburger und der Neuburger und versuchten sich in den Besitz der Erbschaft zu setzen. Der Kaiser sendet den Erzherzog Leopold, den kriegerischen Bischof von Passau und Straßburg, um das Land bis auf weitere Entscheidung vorläufig in den Beschlag zu nehmen. Es gelingt diesem auch, die Festung Jülich in seine Gewalt zu bekommen. Dieses weitläuftige, meist fruchtbare, jetzt herrenlose Gebiet, in dem noch die katholische Religion aufrecht erhalten war, beherrschte durch seine Lage den Unterrhein und für protestantische Fürsten gewonnen, erleichterte es diesen die Verbindung mit den Niederlanden, während den Katholiken dadurch eine Stimme auf dem Reichstage entging. So ward dessen Besitz eine Parteifrage und selbst die Union erwachte jetzt zur ungewohnten Thätigkeit.

Alles erschien für sie günstig. Sie war nicht nur durch den Hinzutritt von 15 Reichsstädten — unter ihnen Nürnberg, Ulm, Straßburg — sammt vieler Grafen und Herrn verstärkt, sondern auch Churbrandenburg, wie auch der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel trugen kein Bedenken mehr, sich dazu zu gesellen. Die vereinigten Niederlande hatten (am 9. April 1609) Waffenstillstand mit Spanien auf zwölf Jahre geschlossen; von diesem aber war wenig zu besorgen, da es neuerdings durch die unkluge Vertreibung der fleißigen Moriskos sich erschöpft hatte. Vor Allem aber stand König Heinrich IV., nachdem er die widerstrebenden Vasallen durch List, Kauf oder Gewalt sämmtlich sich unterworfen hatte, mit einem zahlreichen, wohlgerüsteten Heere bereit, Oesterreich von dem Rhein zu verdrängen. Da schwanden in der Union die bisherigen Bedenklichkeiten gegen einen Anschluß an Frankreich. [1]. Ihre Pläne wuchsen in die Breite. Man sprach von einer protestantischen Eidgenossenschaft, zu welcher Holland, England, Dänemark und die Schweiz zu ziehen sei. Nach langen Verhandlungen mit dem französischen Gesandten, Thumery de Boissise, kam am 11. Februar 1610 auf dem Tag zu Hall das förmliche Bündniß mit Frankreich zu Stande. Heinrich IV. versprach der Union mit 8000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern zu Hülfe zu kommen, Brandenburg und Neuburg sollten 5000 Mann Fußvolk und 1300 Reiter, eben so viel die übrigen Glieder der Union in Bereitschaft halten.

Von allem diesen sah Rudolf II. Nichts, oder kümmerte sich nicht darum. Als der Krieg schon dem Ausbruche nahe war, versammelte er zu Prag die ihm befreundeten Churfürsten und hielt höchst umständliche, langweilige Berathungen. — Nur ein einziger katholischer Fürst erkannte den herannahenden Sturm; dieser war Max von Bayern. Schon auf dem Reichstage 1608 gab er sich alle Mühe, ein Bündniß der geistlichen Churfürsten zusammenzubringen. Diese scheuten den Eifer des thätigen Herzogs nicht minder, als den nothwendigen Aufwand. Endlich gelang es ihm zu München (10. Juli 1609) einen katholischen Schutzverein mit den Bischöfen von Würzburg, Regensburg, Passau, Augsburg, Constanz, einigen Aebten,

[1] Nur Herzog Johann Friedrich von Würtemberg wies auf die Gefahr hin, ein Bündniß mit Frankreich zu schließen, wegen der Wankelmüthigkeit dieser Nation.

Prälaten und Herrn zu Stande zu bringen, auf 9 Jahre geschlossen: Max der Bundesoberste. Nun bequemten sich auch die geistlichen Churfürsten beizutreten, doch unter der Bedingung, daß Schweickart, Erzbischof von Mainz, neben Max dirigire, da es ihr Stolz nicht erlaubte, unter der Leitung eines Herzogs zu stehen. So wurde am 10. Februar 1610 das eigentliche Bündniß, die später so denkwürdige Liga geschlossen, und ein Beitrag von 42 Römermonalen bestimmt, welcher vorläufig in einer bayerischen Stadt niedergelegt werden sollte.

Der Verabredung zu Hall gemäß begannen die Unirten den Krieg im Frühlinge 1610. Der Markgraf von Ansbach eröffnete ihn, indem er dem Bischof von Würzburg eine Geldsendung von 70,000 Gulden auffängt und in dessen Land wie in das Bambergische einfällt. Der Churfürst von der Pfalz und der Markgraf von Baden überziehen unerwartet die Stiftslande Speier, Worms und Mainz, schwere Schatzungen erhebend; 30 Fähnlein und 20 Schwadronen rücken in das Straßburgische ein. Ein Manifest geht voraus: dieses geschehe zur Aufrechthaltung des Landfriedens (!), und um den Rechtsstand in Jülich herzustellen, der durch kaiserliche Mandate gefährdet sey. Französische Truppen unter du Chartre unterstützen die Erbprätendenten im Jülichschen. Heinrich IV., dem zur Ausführung seiner großen Pläne die rechte Zeit gekommen schien, stand bereit, mit 40,000 Mann vorzubrechen. Sein nächstes Vorhaben soll gewesen seyn, durch die spanischen Niederlande in das Clevische einzurücken, mit der Erklärung, daß er ohne allen Eigennutz blos als Schiedsrichter auftrete, um den streitenden Parteien gleiche Dienste zu leisten; dieselbe Sorgfalt werde er auch auf die Beschwerden der Churfürsten, Stände und Städte des Reichs erstrecken, und dieselben entscheiden; denn Solches stehe ihm wohl zu, da von seinen Vorfahren das westliche Kaiserreich gestiftet sei. — Doch wollte er dabei nicht stehen bleiben, denn bald, wie er zuversichtlich erwartete, sollten auch die Stände von Böhmen und Ungarn wegen Herstellung ihrer alten Verfassung und Freiheiten sich an ihn wenden u. s. w., bis sich Europa dem französischen Protektorate fügen würde. Am 20. Mai, schrieb er am 8., wollte er an der teutschen Gränze stehen — denn den ziemlich bejahrten Herrn trieb

ein galantes Abenteuer vorwärts[1] —, als er am 14. Mai zu Paris, von Franz Ravaillac's Messer durchbohrt, in der Mitte seiner Hof-

[1] Diese Sache ist zu charakteristisch für jene Zeit, als daß wir sie übergehen dürften. — Die liebenswürdige Charlotte, Tochter des Herzogs von Montmorency, fast noch ein Kind, hatte den Prinzen Heinrich von Condé mit Zustimmung des Königs geheirathet. Heinrich IV. mochte auf Condé's Armuth gerechnet haben, der des größten Theils seiner Erbgüter beraubt war. Allein der Prinz zeigte sich nicht geneigt, den schmachvollen Wünschen des Königs zu willfahren und verbarg sich mit seiner jungen Frau auf einem seiner Schlösser. Vergebens suchte sich der König derselben unter allerlei Verkleidungen zu nähern. Als nun Condé keine Sicherheit mehr sah, entfloh er mit seiner Gemahlin nach den spanischen Niederlanden, wo ihnen Erzherzog Albrecht Schutz verlieh, und von da allein nach Mailand zu dem Grafen Fuentes. — Jetzt gerieth Heinrich IV. in die seltsamste, unsinnigste Leidenschaft. Von der Königin verlangte er, daß sie die Prinzessin zu ihrer Krönung einlade, was Maria von Medici natürlich verweigerte. Dann, heißt es, wollte er Charlotte von dem niederländischen Hofe entführen lassen, was nicht gelang. — Nun wurden Gerüchte verbreitet, Condé conspirire gegen das königliche Haus, seine Gemahlin werde von ihm grausam behandelt. Der König befahl, daß deßhalb eine Scheidungsklage eingeleitet werden sollte, und Halunken waren schon bereit, gegen den Prinzen schandbare Dinge auszusagen. Das ging aber zu langsam. — Dazwischen wurde dem Prinzen Vergebung und Sicherheit angeboten, wenn er den König um Verzeihung bitten wolle, daß er Frankreich ohne dessen Erlaubniß verlassen habe. Condé aber, der keineswegs traute, verlangte einen Sicherheitsplatz an der Gränze Frankreichs. Sofort brach Heinrich IV. die Unterhandlungen über die Clevische Erbschaft, insofern er dabei vermittelt hatte, ab; rüstete sich, mit seinem Heere nach Jülich aufzubrechen, und verlangte von dem Erzherzog Albrecht die Gestattung des Durchzugs durch die spanischen Niederlande. Wie sich voraussehen ließ, schlug der Erzherzog dieses ab; den Durchmarsch aber zu erzwingen, hieß den Krieg mit Spanien und dem ganzen Hause Oesterreich beginnen. Gerade die Furcht sollte, nach des Königs Berechnung, die Zurückgabe der Prinzessin erzwingen, allein der Erzherzog erwiderte, er werde sie, um seine Ehre zu wahren, selbst an ihren Vater nur mit Beistimmung ihres Gemahls oder des Oberhaupts der Kirche ausliefern. Alle Parteien in Frankreich waren über des Königs Beginnen besorgt oder erbittert, besonders die katholischen Großen, weil er die Protestanten in Teutschland unterstützen wolle. Selbst England und andere Bundesgenossen wurden über solch unpolitisches Verfahren aufgebracht. Den Gesandten der auswärtigen Mächte gegenüber, die sich, unter ihnen besonders der päpstliche Nuntius Ubaldini, alle Mühe gaben, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, versuchte er seine thörichte Leidenschaft zu beschönigen, verwarf sie als Verläumdung, behauptete aber, die Prinzessin habe ihn schriftlich zu ihrem Ritter ernannt, und er sei daher verpflichtet, ihr Schutz zu gewähren. Allerdings scheint auch das eitle Dämchen, dem es an dem strengen Niederländischen Hofe nicht recht gefallen mochte, den König, der 40 Jahre älter als sie war, durch ihre Briefe

leute fiel. Der Mörder ward unter Martern hingerichtet, die geheimeren Beziehungen der That sind nicht bekannt geworden.[1]

So war der Union die Hauptsehne zerschnitten. Maria von Medicis, welche bis den 24. April 1617 über Frankreich die Regentschaft führte, hatte sich Spanien genähert und die Freundschaft durch eine Doppelheirath befestigt. Der Krieg im Elsaß und am Unterrhein dauerte zwar noch eine Zeit lang fort. Französische Truppen halfen die Kaiserlichen aus Jülich vertreiben. Allein da Chursachsen, von dem Kaiser mit der Clevischen Erbschaft belehnt (27. Juni

noch mehr entzündet zu haben; so daß er sich wie ein Verzweifelter benahm. Alle Abmahnungen seiner Minister blieben vergebens. Heinrich IV. selbst fühlte sich unwohl und von schweren Ahnungen niedergedrückt, schlief wenig bei Nacht, unruhig und auffahrend am Tage, mit Jedem zerfallen, von seinen eignen Ministern gefürchtet. Die Königin in der äußersten Betrübniß, hatte sich mehrmals ihrem Gemahle zu Füßen geworfen, um ihn zur Aufgebung seines Vorsatzes zu bewegen, jedoch vergeblich. Die Spannung war so groß geworden, daß Heinrich IV. von ihr ermordet, die Königin, von ihm vergiftet zu werden, besorgte. Jedoch beharrte der König und beschleunigte sein Unternehmen. Als er nun am 14. Mai wie gewöhnlich nach der Wohnung des krank darniederliegenden Sully fuhr, um sich mit ihm über die Staatsgeschäfte zu besprechen, geschah es, daß da, wo die Straße St. Honoré in die Ferronerie einmündet, einige Wägen mit Heu und Wein beladen, den Weg versperrten. Die Bedienten schickten sich an, dieselben bei Seite zu schaffen. Da steigt ein unbekannter Mensch auf das hintere Kutschenrad und durchbohrt den König mit zwei Messerstichen. In dem Augenblicke, erzählt man, ließen sich einige Leute mit gezogenen Degen sehen, die laut riefen, man müsse den Mörder tödten, sich aber schnell entfernten, als sie den Ravaillac bereits ergriffen sahen, der ruhig mit dem Messer in der Hand stehen blieb. Vgl. Arnds Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volks. III. p. 59. — Besonders aber: Raumers Briefe aus Paris, II. p. 426 bis p. 443. — Am interessantesten sind die Auszüge aus den Berichten des Nuntius Ubaldini, Brief 41. — Vgl. auch die Citate in Raumers Gesch. Europa's, II. p. 400.

[1] Ravaillac, zuerst Mönch, dann Schullehrer, war ein finsterer Schwärmer, dessen beschränktes Gemüth sich durch irgend einen unheimlichen Eindruck beherrschen ließ. Blieb er daher auch unter den äußersten Martern der Folter bei der Aussage, daß er keine Mitschuldigen habe, so entscheidet dieses wenig. Ravaillac ward anfänglich so nachläßig bewacht, daß allerlei Leute Zutritt bei ihm hatten und er leicht entwischen konnte. Das Verhör ward nur obenhin geführt; die Akten sind niemals ganz bekannt geworden. Man wollte in Paris Briefe vom 13. Mai aus Flandern haben, worin es hieß, der König sei ermordet worden. — Es steht daher frei, sich seine eignen Muthmaßungen zu bilden. Vgl. Raumers Briefe aus Paris, II. p. 444. Anmerk. 1.

1610), ein starkes, abmahnendes Schreiben an die Union erließ, welche schon längst der Geldeinzahlungen überdrüssig war und in ihre frühere Unentschlossenheit zurückfiel, und Max von Bayern, der bisher sich ruhig verhalten, die Liga zu dem Entschluß brachte, ein starkes Kriegsheer aufzustellen, begann die Union, befriedigende Erklärungen abzugeben und Unterhandlungen anzuknüpfen (10. August 1610). Am 9. September 1610 starb unerwartet auch Churfürst Friedrich IV. — an den Folgen früherer Trunksucht, wie Manche berichten —; dem Friedensvertrag stand nichts mehr im Wege und die beiderseitigen Truppen wurden abgedankt. Nur der Herzog von Bayern blieb gerüstet.

Rudolf II., durch die Fürstenversammlung zu Prag gestärkt, nahm jetzt den Zwist mit seinem Bruder Matthias wieder auf. Dieser sieht sich zur Unterwerfung genöthigt (am 15. Sept. 1610); er muß die ihm überlassenen Länder zurückgeben, nur Oesterreich und Mähren behält er zur Verwaltung, unter der Bedingung, nichts Wesentliches ohne Genehmigung Rudolfs II. vorzunehmen, den er als seinen Herrn anerkennt. Doch die Hofpartei, welche den Kaiser ganz in der Hand hat, begnügt sich nicht mit dieser Demüthigung des Matthias, der seinem Bruder Abbitte leisten mußte. Ein Heerhaufe von 12,000 Mann, den Erzherzog Leopold bei Passau gesammelt hatte, bricht in Böhmen ein, — aus eignem Antrieb, wie es hieß —, bemächtigt sich der Kleinseite Prags und versucht, auch die Altstadt zu bezwingen. Jetzt aber greifen die Prager zu den Waffen; die böhmischen Stände ziehen Verstärkungen an sich und rufen den Matthias herbei. Rudolf II., der weder zu kämpfen, noch zu flüchten sich entschließen kann, entläßt seine Truppen. Die Böhmen, durch so lange Täuschung erbittert, wollen von keinen Vermittlungen mehr hören, und halten den Kaiser als einen Gefangenen. Am 22. Mai 1611 muß er die Stände von ihrer Pflicht lossprechen und am andern Tage wird Matthias als König von Böhmen gekrönt, indem er die alten Freiheiten des Landes unterzeichnet. Bald darauf erkannten ihn auch die Schlesier an. Rudolf II. — dem am 20. Juli 1610 der Churfürst von Sachsen, sein treuester Freund verschieden war — starb am 20. Januar 1612, fast von Allen verlassen, eben als die Churfürsten damit umgingen, einen Römischen König zu erwählen.

Das war das Ende eines gelehrten Fürsten, welcher die Wissen-

schaften und Künste zu schätzen wußte, und eines wohlwollenden, freundlichen Mannes, der aber seinen Hofleuten mehr vertraute, als den eignen Augen, und auf fremde Schlauheit sich mehr verließ, als auf eigene Thatkraft. Für Teutschland war er höchst verderblich. Denn unter einer solchen obersten Leitung mußte die alte Saat der Drachenzähne Gedeihen und Reife gewinnen.

Bereits war die innere Zerrüttung des Reichs so weit vorgeschritten, und dasselbe von den schlimmsten Leidenschaften der Menschen, unter Verkennung des alten, geheiligten Rechts, so unterwühlt, daß es nicht an einzelnen Männern fehlte, welche das hereinbrechende Verderben erkannten und die Zeitgenossen zu belehren versuchten.[1] Allein wann hat man jemals bei dem Beginne eines allgemeinen Kampfes auf die warnende Stimme eines Propheten gehört? — Zwar mochte es scheinen, als ob jene vier rasch sich folgenden Todesfälle hervorragender Häupter eine Veränderung der Dinge hervorbringen konnten; gleichsam als ob das Geschick den Teutschen noch eine Frist gestatten wollte, sich eines Bessern zu besinnen, und den innern Frieden, von Rechtsgefühl und wahrer Vaterlandsliebe geleitet, neu zu begründen. Jedoch zu sehr hatten sich schon die Par-

[1] Zu beachten ist hier: „Hochvernünftiges Bedenken über den Zustand deutscher Nation vom kaiserlichen Geheimenraihe Geizköffler von Gailenbach." (Londorp I. p. 181; Ab. Menzel, N. Gesch. d. D. VI. p. 132.) Dieses verständige Schreiben, gerichtet an Klosel, warnt vor extremen Staatsmaßregeln, durch welche in Frankreich der lange Bürgerkrieg erzeugt, der König von Polen um sein Erbreich Schweden gebracht, und England und Schottland mit Blutvergießen erfüllt worden sei. — Die Zerrüttung drang aber auch bis in die untersten Schichten der Nation. Prediger, welche den größten Werth darauf legten, die Ewigkeit der Höllenqualen recht deutlich auszumalen, Juristen mit ihrer henkermäßigen Behandlung der Gerechtigkeitspflege, der dümmste Hexen- und Teufelsglaube halfen zusammen, um ganze Geschlechter zu verderben. Die Vorgänge in Braunschweig, — wo ohnehin das Hexenbrennen in der Blüthe stand, — im Jahr 1603 gaben ein fürchterliches Beispiel. Vgl. Strombecks „Henning Brabant und seine Zeitgenossen." Braunschw. 1829. — Kaum ein wissenschaftlich hervorragender Mann entging der Verfolgung der Geistlichkeit. Das haben Keppler und Jacob Böhme wohl erfahren. Gewissermaßen mit Recht konnte daher der Prediger Blume in seiner Leichenrede auf den gemordeten Kanzler Crell sprechen: „Daher lasset Euch gesagt sein, was jener christliche Herr sagte: „ich will lieber den Römischen Kaiser, als einen Diener Christi zum Feinde haben. Warum? Wenn ich einen Kaiser erzürne, so habe ich einen schlechten Menschen wider mich. Wenn ich aber einen treuen Diener Christi wider mich habe, alsdann habe ich auch Gott wider mich.

teien gesondert und befestigt, als daß irgend eine Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reichs sie hätte umwandeln können. Das Volk war fast willenslos, bald in den Händen des Hofs, bald in denen seiner Prediger oder einiger schlauen Demagogen, die nach ihren besondern Absichten handelten. Schon zu lange waren religiöse und politische Begriffe und Bestrebungen ineinander gemengt worden, als daß der schlichte Menschenverstand sie mehr zu scheiden vermochte. Dazu kam die diplomatische Sprache jener Zeit, mit ihrer endlosen Weitläufigkeit, mit der sie die einfachste Wahrheit zu verstecken, die klarste Thatsache unter der Masse der Gründe zu erdrücken unternahm. Ueberdieß die scheinbare Unterwürfigkeit unter die Reichsgesetze, die Devotion die man stets gegen die Person des Kaisers zur Schau trug, die hohen Titel, die man sich gab, die Beobachtung der äußersten Höflichkeit, durch die man den Gegner zu betrügen suchte, Alles, wenn der Verrath schon beschlossen und fertig war. Dieses täuschte und verwirrte den schlichten Verstand der Menge. So war die öffentliche Meinung, welche durch Einsicht und Kraft schon manches sinkende Reich gerettet hat, eigentlich gar nicht vorhanden.

Es scheint nothwendig, hier die Stellung der Parteien kurz zu bezeichnen. Die Churpfälzische war die regsamste. Sie trug sich mit großen Plänen: ein Kaiser aus ihrer Mitte, eine große protestantische Eidgenossenschaft, ja, wie man sagt, die Theilung der geistlichen Fürstenthümer &c. ward besprochen. Den eigentlichen Triebfedern des Bundes, dem Christian von Anhalt, dem Achatius von Dohna, dem Hanns Meinhardt von Schönberg und andern politischen Abenteurern, welche den jungen Churfürsten Friedrich V. beherrschten, galt die Religion nur als ein diplomatisches Mittel. Anders dachten der strenggläubige Herzog von Würtemberg, den seine Theologen stets vor calvinistischen Umtrieben abwarnten, und die lutherischen Reichsstädte, deren Geldsendungen am wenigsten zu entbehren waren, aber überhaupt ein ganz anderes Interesse hatten, als die Fürsten: sie wollten in ihrem beschränkten Kreise möglichst unabhängig bestehen, allein nicht die Kaisergewalt schwächen. Durch diesen innern Zwiespalt vornehmlich war die Kraft der Union gelähmt und ihre, so mühsam und langweilig berathenen Beschlüsse zergingen gewöhnlich, wie sie kaum entstanden. — Von den auswärtigen Mächten, auf deren Beistand die Union so viel gerechnet,

blieb sie verlassen. Die gegenseitige Eifersucht der Günstlinge in Frankreich erstickte jede Thatkraft, selbst Richelieu, der seit 1624 das schöne Frankreich beherrschte, mußte sich auf geschickt gegen das Haus Oesterreich eingeleitete Conspirationen beschränken, so lange die wieder ausgebrochnen (seit 1621) Religionskriege die ganze Macht der Staatsregierung in den Anspruch nahmen. In der Schweiz kümmerte man sich wenig um teutsche Verhältnisse und hatte genug an dem innern Hader. Schweden war bis 1615 durch den Kampf mit Dänemark, dann durch die Kriege mit Polen und Rußland beschäftigt.

In den vereinigten Niederlanden währte noch lange Zeit der innere Zwiespalt fort, theils durch die politische Frage, ob die eigentliche Souveränetät bei den Ständen der einzelnen Provinzen oder bei der von ihnen besendeten Versammlung der Generalstaaten ruhe, theils durch die Erbitterung der strengen Calvinisten oder Gomaristen gegen die Arminianer oder Remonstranten, welche über die Prädestinationslehre gemäßigtere, dem Glauben an die Gerechtigkeit und Liebe Gottes angemessenere Ansichten hegten. So kam die Synode zu Dortrecht zusammen (von dem 13. November 1618), wo Scultetus, Heinrich Althing und andere Heidelberger Theologen mit obenan saßen, und den Haß gegen die Arminianer schüren halfen. Diese wurden verdammt und ihrer Aemter entsetzt. Moritz von Oranien, der Generalstatthalter, der sich um religiöse Fragen sonst sehr wenig bekümmerte, benützte diese gute Gelegenheit, sich des Oldenbarnavelds, des Landsyndicus von Holland, und edlen Vertheidigers der ständischen Rechte durch einen Justizmord zu entledigen, und den gelehrten Hugo Grotius nebst andern Gesinnungsgenossen, die des Arminianismus verdächtig, in den Kerker zu werfen, um also seine Alleinherrschaft zu stärken. Schon in dem Jahre 1621 brach der Krieg gegen Spanien wieder aus und erst in dem Frieden zu Münster (1648) wurde der Besitzstand der Niederlande vollständig befestigt.

Wie Churfürst Friedrich IV. starb, hatte sein Sohn Friedrich, der Erbe der Churwürde, noch nicht das vierzehnte Jahr erreicht. Die vormundschaftliche Regierung führte nach dem Willen des Vaters der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken. Bereits begann der feine, galante französische Ton die alte ehrbare, wenn gleich derbe teutsche Sitte an den rheinischen Höfen zu verdrängen. Auch der junge Friedrich ward manches Jahr (1605—6, 1608—12) zu Sedan, an dem

Hof des calvinistischen Herzogs von Bouillon erzogen, wo die lebendige Umgebung natürlich mehr Einfluß auf ihn behauptete, als seine teutschen Begleiter. An die Stelle der gebietenden Hofprediger traten überall nach und nach die Diplomaten. Auch den Prinzen versuchten Achatius von Dohna, und noch 1611 sein Hofmeister, der gewandte Diplomat Hanns Meinhart von Schönberg, in ihrer Art zu bilden. Doch hatten ihn schon früher die Theologen gründlich bearbeitet und befangen, so daß er zu jeder Unduldsamkeit geneigt. Friedrich war von Natur ein ehrlich Gemüth und von offner Art, gar freundlich und zufrieden im Umgang, sittlich, treu anhänglich und dankbar, in kleinen Kreisen verständig, gemüthlich. Jedoch schon vermöge seiner verkehrten Erziehung ohne feste Consequenz des Charakters, war er von seinen schlimmen Rathgebern in ein Treiben der Gewalt, des Trugs und des Egoismus hineingeschleudert, wo sich nur gediegene Erfahrung und ein stahlharter Muth hätte behaupten können. Erst 17 Jahre war der Fürstensohn alt, als sein böser Geist, Christian von Anhalt, die verhängnißvolle Verheirathung desselben mit der Königstochter von England aus politischen Gründen einleitete. Elisabeth in gleichem Lebensalter, schön, liebenswürdig und sorglos, fand an französischer Sitte und auserwählter Pracht nicht minder Wohlgefallen. Bei ihrer Vermählung (den 14. Februar 1618) verschwendete der öfters so geldbedürftigte Jakob I. fast 100,000 Pfund St. in kostspieligen wunderlichen Festivitäten.

Und als nun die Königstochter mit ihrem jungen Gatten, den sie zärtlich liebte, der neuen Heimath in langsamer Reise entgegenzog, überall glänzend aufgenommen und noch mehr wegen ihrer Anmuth, als wegen ihrer Abstammung gefeiert; wie in der Pfalz Fest auf Fest sich drängte, der ganze Reichthum des schönen Landes nur vorhanden schien, um die neue Gebieterin zu verherrlichen und ihr junger Gemahl nur darauf dachte, ihr täglich auf geschmackvollere Weise eine neue Freude zu bereiten; vermochte sie wohl da an die lauernde Tücke des Geschicks zu denken?

Matthias war nach dem Tode seines Bruders einstimmig als Kaiser erwählt worden. In seiner guten Meinung und Unerfahrenheit gedachte er durch milde Maßregeln die Parteien zu versöhnen und schrieb seinen ersten Reichstag nach Regensburg aus. Als dieser sich zusammenfand (13. Aug. 1613), so stellte der Kaiser sehr zweck-

mäßige Propositionen voran: die Verbesserung des Justizwesens im Reiche. Sogleich brachte die Union, welche erst (6. Mai 1613) ein Schutzbündniß mit den V. Niederlanden geschlossen hatte, eine Menge von alten und neuen, theilweise sehr unerheblicher Beschwerden vor und erklärte, daß ihre Gesandtschaften an keiner Sitzung Theil nehmen würden, bevor jene nicht erledigt wären. Vor Allem protestirte sie gegen die Entscheidung nach Stimmenmehrheit in einer Zahl von besonders genannten Fällen. Diese waren aber so vervielfacht, daß es zuletzt kaum eine wichtige Sache mehr gab, die nach alter Art entschieden werden konnte.[1] Hier stellte die Union den Grundsatz auf: Das, was Alle angehe, müsse von der ganzen Gemeinde ohne Ausnahme, nicht von Etlichen genehmigt werden, derselbe verderbliche Satz, welcher in der Form des adlichen Veto später das polnische Reich zu Grunde richtete. Hier half nun keine verständige Zusprache. Der Reichstag ging wiederum erfolglos auseinander, und selbst die geringe Reichshülfe, welche man dem Kaiser gewährte, ward nur von einigen kleinern Reichsstädten geleistet. Matthias kümmerte sich aber fortan wenig mehr darum, in dem Reiche die Ordnung wieder herzustellen.

Daß Friedrich V. am 6. August 1614, achtzehn Jahre alt, die Regierung selbst übernahm, machte keinen Unterschied in dem Treiben der Union. Doch scheint es unzweckmäßig, dasselbe hier noch ferner im Einzelnen zu bezeichnen. Denn der Ausbruch sollte von einer ganz andern Seite kommen.

An der Spitze der lutherischen Partei stand der Churfürst von Sachsen, und zwar traditionell. Allein die Erinnerung an die frühere Bedeutung dieses Hauses, welches in den Verwirrungen, die mit der Kirchenreform begonnen, mehrmals entschieden hatte, war nicht mächtig genug, um den Fortschritten der immerdar rührigen Union wirksam zu begegnen. Chursachsen bekämpfte die Angriffe derselben auf die alte Reichsordnung mehr gleichsam durch die Schwere seines Gegengewichts, als vermittelst überwiegender Thätigkeit. Seine Politik war eine sehr friedsame geworden. Auch der neue Churfürst Johann Georg I. (seit 1611) eignete sich den Grundsatz an: Treue

[1] Auch die Reichsbeiträge waren unter den Ausnahmsfällen genannt, wobei die Protestirenden auf die Noth ihrer Unterthanen hindeuteten. Wie sollte es aber mit diesen am Ende des großen Kampfes aussehen?

gegen den Kaiser, — Aufrechthaltung der Ruhe in dem Reiche; wobei der Wunsch, die occupirten geistlichen Besitzungen auf eine gute Weise zu behalten, und die Eifersucht gegen die verhaßten Calvinisten einen nicht geringen Einfluß hatte. Ueberdieß erlitt die lutherische Partei binnen mehreren Jahren viele Verluste. Der junge Pfalzgraf von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, ging (am 14. Juli 1613) zur katholischen Religion über, während nun der Churfürst Johann Siegmund von Brandenburg, um bessere Unterstützung bei seinen Ansprüchen auf die Clevische Erbschaft zu gewinnen, es für gut fand, einem früheren Beispiele des Landgrafen von Hessen-Cassel zu folgen, und sich für den Calvinismus offen zu erklären, wofür ihm freilich seine Theologen so viel Verdruß bereiteten und das Volk in Brandenburg und Preußen dergestalt verhetzten, daß er — selbst nach dem Gutachten seiner Räthe — keine durchgreifenden Maßregeln wagen durfte, geraume Zeit fast eine politische Null. Die südteutschen Reichsstädte hatten sich ungeachtet ihres Lutherthums meist an die Union geschlossen, ohne zu beachten, daß die Grundfeste ihres Bestehens nur in ihrer unbedingten Treue gegen den Kaiser lag. Die nordteutsche Hansa stand in Handelsverbindungen mit den V. Niederlanden und ging ihren eignen Weg. Die meisten kleinen lutherischen Fürsten waren lau und unentschlossen geworden, — die Ernestinische Linie in Thüringen nur von ihrem Haß gegen die Albertinische getrieben. So hielt fast nur noch der Landgraf von Hessen-Darmstadt, aus Zorn gegen Hessen-Cassel wegen alter Streitigkeiten, fest an Chursachsen. Dieses verdankte daher den Rest seines Ansehens großentheils nur dem Anschluß an das Haus Habsburg; wobei die geheimen Rathschläge des Herzogs Max von Bayern und die Aussichten auf die Clevische Erbschaft nicht wenig beitrugen.

Auch die katholische Partei bewies keinen ernsten Zusammenhalt. Der Zwiespalt ging von Kaiser Matthias aus, der auf den Rath Clesels, und durch den Betrieb Schweickarts, des ränkevollen Erzbischofs zu Mainz, einen allgemeinen katholischen Bund unter seiner eignen Oberleitung zusammenzubringen strebte, um ihn für seine besonderen Angelegenheiten zu verwenden. Doch der Herzog Max von Bayern, welcher diesem schlauen Unternehmen mit großer Klugheit zu begegnen wußte, wollte nicht die Kräfte seines angestammten Volks für die österreichischen Erblande zersplittern, dagegen aber die

katholische Religion mit aller Kraft vertheidigen. Als Schweickart einmal auf die Gefahren hinwies, welche von der Union droheten, und zur Nachgiebigkeit gegen die Protestanten im Bezug auf den geistlichen Vorbehalt rieth, erwiederte der Herzog: „wenn auch die Katholiken endlich unterliegen sollten, so würden sie doch ihre Ehre gerettet haben.“ Dieses bezeichnet den Fürsten ganz und gar. Er fuhr fort, das innere Staatswesen zu verbessern, wobei ihn eine Anzahl von Männern, die er in verschiedenen Gegenden erworben, — der Joachim von Donnersberg, der Johann Georg Herwart, der Dr. Wilhelm Jocher und andere — trefflich unterstützten. Auch die Rüstungen wurden unausgesetzt betrieben, obgleich sie dem Lande schwer fielen. Im Jahr 1612 verlangte der Herzog von seinen Ständen eine sechsfache Landessteuer und erhielt sie.

Schon im Jahr 1613 wurde der Versuch gemacht, den Erzherzog Albrecht an die Spitze des Bundes zu stellen, weil wie Schweickart vortrug, daß die kriegerischen Zeiten einen erfahrnen General erheischten. Herzog Max protestirte nicht, legte aber seinen Oberbefehl nieder und behielt ihn nur noch für einige Zeit auf dringende Bitten der fränkischen Bischöfe, die recht gut wußten, was sie von ihren raubsüchtigen Nachbarn, den Markgrafen von Ansbach zu erwarten hatten. Auf dem Reichstag selbst (1613) ging der Plan weiter. Ein allgemeiner katholischer Fürstenbund sollte gegründet werden, in 3 Abtheilungen, jede mit einem Direktor: Erzbischof Schweickart am Rhein, Erzherzog Maximilian in Oesterreich und in dessen Vorlanden, Herzog Max in Bayern und den nächstliegenden Gegenden. Dieser aber ging nicht in die Falle, sondern schloß mit den oberteutschen und fränkischen Genossen, unter dem Namen eines Direktor einen besondern Bund (9. März 1614), durch Pfalz-Neuburg verstärkt. Sie beschlossen, zu dem Betrag von 35 Römermonaten noch dieselbe Summe niederzulegen und ihre Sache mit der äußersten Kraft zu vertheidigen. Als aber Erzherzog Maximilian, nach seinem Rechte als Direktor, einige Bundesglieder dem Herzog Max zu entziehen unternahm, legte dieser sein Kriegsamt jetzt allen Ernstes nieder, und der Bund löste sich von selbst auf. Denn die andern Direktoren vermochten nichts in das Werk zu setzen. Nur mit den fränkischen Bischöfen und dem Probst zu Ellwangen schloß der Herzog wieder ein besonderes Verständniß.

In dieser allgemeinen Zerfahrenheit, wo das Kaiserthum machtlos, und nur wenige Fürsten die drohende Zeitlage und ihre wahre Stellung erkannten, sah man eine vierte Potenz mit großem Wagniß vorwärts schreiten. Es war die republikanische. Damit dieses recht verstanden werde, müssen wir von den revolutionären Erscheinungen unserer Zeit gänzlich absehen.[1] Das alte, dem Herkommen gemäße Bestreben der Teutschen, möglichst unabhängig zu bestehen — jedoch nicht etwa nach einer tollen Willkür des Einzelnen, sondern in einem gutgeordneten Verhältnisse, welches durch das Gesetz geregelt und befestigt wird — hatte eine bestimmte Form angenommen. Man ging dabei nicht von Theorien müssiger Köpfe aus, trachtete nicht nach gänzlicher Abwerfung der gesetzlich bestehenden obersten Gewalt, jedoch nach möglichster Beschränkung derselben, damit das Uebrige, das Gemeinschaftliche, der Selbstconstituirung überlassen bleibe. In den Reichsstädten zeigte sich dieses Streben in dem erneuerten Versuche der demokratischen Kräfte — wie es in den Zünften schon oftmals hervortrat — die patricischen (rathsfähigen) Familien zu verdrängen. Dieses geschah aber hier innerhalb der Republik, welche nach dem alten Begriffe keineswegs eine Gleichheit der Staatsbürger verlangte, wie denn in der Schweiz selbst eine Bauern-Aristokratie den Minderberechtigten gegenüber bestand. In den fürstlichen Landen aber waren es die — schon längst bestehenden — weltlichen Stände des Adels und der Städte, welche jetzt ihre Befugnisse auszudehnen versuchten: nebst einer ganz unabhängigen Rechtspflege auch die Freiheit zu erlangen, in eignen Angelegenheiten ihre Beschlüsse selbstständig und vollkräftig zu fassen, möglichst wenige und nur wohlberechnete Beiträge zur fürstlichen Verfügung zu entrichten, und endlich die Verbriefung des Rechtes der Selbstvertheidigung gegen jede ungesetzliche Anmuthung und Unterdrückung. Damit hing aber das Streben nach religiöser Freiheit auf das engste zusammen; schon deßwegen, weil die geistlichen Stände zur Bewahrung ihrer Besitzungen auf die Seite des Fürsten traten, dieser aber in der, durch die weitergreifende Religionsfreiheit wahrscheinlich erfolgenden, Occupation der

[1] Die Parteibezeichnungen unserer Zeit auf ältere, längst vergangene Zustände anzuwenden, ist stets sehr mißlich. Um so mehr, da schon bei uns die meisten Menschen unter Aristokraten, Republikanern, Demokraten ꝛc. sich etwas ganz Verschiedenes denken, je nachdem sie in ihren Begriffen klar oder neblich sind.

geistlichen Güter, zugleich die Vermehrung der Macht der weltlichen Stände erblickte. Doch darf man bei diesem unwandelbaren Verlangen nach religiöser Freiheit nicht etwa an eine politische Heuchelei denken, wie man bei einzelnen Diplomaten und auch Andern wahrnehmen konnte. Den meisten Menschen jener Zeit war es mit ihrem besondern christlichen Glaubensbekenntniß gewaltig Ernst. Dieses läßt sich daraus erkennen, wie Protestanten nicht minder als Katholiken, wenn ihr Glaubensbekenntniß in einem Lande gänzlich unterdrückt war — wie das gleichmäßig zu geschehen pflegte — mit Verlassung der lieben Heimath und der Güter ihrer Väter auswanderten, um in einem andern Gebiete nach ihrer Ueberzeugung zu leben. Und dieses thaten nicht etwa blos geistesbeschränkte Bauern und Bürger, sondern auch Gelehrte und Herrn des höchsten Adels in großer Zahl. Diese Veranlassung der religiösen Freiheit aber gewann den obern Ständen die volle Zustimmung und Hingebung der niedern Volksmenge, die bei einem Fortschritt zur politischen Freiheit vorläufig keine Verbesserung ihrer Lage zu erwarten hatte. (Denn gewiß dachte nur selten ein Herr von Adel daran, die Lasten seiner unterdrückten Bauern nach einem christlichen Grundsatze zu erleichtern.) Ferner gab die gemeinschaftliche Vertheidigung der religiösen Freiheit einen trefflichen Vorwand für Conföderationen der weltlichen Stände ganz verschiedener Gebiete.

Bei allem dem dachte man kaum an die völlige Beseitigung des fürstlichen Oberhaupts, und nur seltene Stimmen waren es, welche, — wie man damals sich ausdrückte — für Aufrichtung einer Eidgenossenschaft nach Schweizer Art sich erklärten. Allein Niemand vermochte auch zu berechnen, wie weit diese Bewegung gehen werde. Das Kaiserthum war nach der Denkweise früherer Jahrhunderte auf die katholische Kirche gegründet. Dadurch, daß man an dem Bestehen dieser rüttelte, verlor auch das erstere seine feste Grundlage, die es in der Ueberzeugung der teutschen Volksstämme gehabt hatte. Dieses trat bereits in vielen einzelnen Fällen an den Tag und die alte Ehrfurcht vor der fast heiligen Würde des Reichsoberhaupts bewährte sich fast nur noch in einer leeren Wortmacherei von Treue und Ergebenheit. Daher konnte es auch scharfsinnige Männer — unter diesen Ferdinand von Steiermark — geben, welche in dem Beginnen der Stände das Kommende voraussahen.

Der Mittelpunkt der republikanischen Bewegung war Böhmen, die hier besonders mächtig, da sie sich an alte Erinnerungen knüpfte. Wer gedenkt nicht des Concilium zu Constanz (1415) als Siegmund sein Wort und Geleite brach und der Churfürst Ludwig von der Pfalz im Namen des Kaisers das Commando-Wort zu der Verbrennung des Johann Huß aussprach. Zuerst protestirte eine Anzahl von böhmischen Landesherrn und Rittern bei dem Concilium gegen die verübte Blutthat und faßte den förmlichen Beschluß, sich und ihre Prediger gegen jede Gewalt zu schützen. Da diese, sonst dem Königthum nicht abgeneigt, vor Allem nur den Kelch im Abendmahl zu wahren suchten, so nannte man ihre Partei: Calixtiner. Bald nahmen auch die Bürger von Prag Antheil und erwählten den Johann Ziska, geboren 1360 zu Trocnow, adlichen Geschlechts, der sich schon in mancher heißen Schlacht hervorgethan, zu ihrem Anführer. Jetzt drang die Aufregung auch in die untern Schichten des Volks. Es erfolgten Mißhandlungen gegen Priester, welche den Kelch versagten, und als der Stadtrichter zu Prag die Herausgabe einiger Gefangenen weigerte, ward er mit 13 Räthen aus den Fenstern des Rathhauses in die Spieße des Volks geschleudert. Jetzt brach der Aufstand aus. König Wenzlow starb an einem Schlaganfall, aus Zorn über die That. Seinem Bruder Siegmund wurde zwar auf dem Wissehrad gekrönt, aber dennoch versagte ihm das Volk die Anerkennung. Ziska, welcher die gänzliche Vernichtung der päpstlichen Gewalt betrieb, sammelte seine Schaaren auf dem befestigten Berge Hradisti, den sie Tabor nannten, daher: Taboriten. Dieses Volk war meist mit ländlichen Waffen: eisenbeschlagenen Dreschflegeln, Keulen, Feuerhaken ꝛc. bewehrt, aber furchtbar durch Begeisterung und seinen Führer, der die Schlacht noch zu beherrschen verstand, als er schon an beiden Augen geblendet war. Der Fanatismus führte zu entsetzlichen Gräuelthaten. Die Prager verbrannten (19. Juli 1420) alle Gefangenen im Angesicht des kaiserlichen Heeres in gepichten Fässern. Schlimmer verfuhren die Taboriten. Ihre Vorstellungen, wie ihre Benennungen schöpften sie aus dem alten Testamente. Alle Katholiken hießen: Heiden und Philister. Die einzelnen Schaaren, welche unter rohen Führern in Böhmen umherzogen, zerstörten, zumal als Kaiser Siegmund, der nach großen Rüstungen 1420 verheerend in das Land gefallen, eine gänzliche Niederlage er-

litten hatte, aus Rache weit über 500 Klöster und alle Städte, die es nicht mit ihnen hielten. Denn nur die Wohnsitze der wahren Gläubigen sollten übrig bleiben; die Gemäßigteren, besonders die Prager, wählten den Alexander Witold, Großfürsten von Litthauen als König, der seinen Neffen Koribut mit einer Heerschaar nach Böhmen absendete. Allein Ziska erklärte: ein Ausländer könne ein freies Volk, wie die Böhmen, nicht beherrschen, und Koribut mußte weichen. Die Sache der Böhmen neigte sich zu einer theokratischen Republik. Als Ziska im Lager vor Przibißlav, am 12. Oktober 1424, an der Pest starb, in 13 Schlachten und wohl 100 Gefechten siegreich, verfiel die Sache der Hussiten keineswegs. Zwar trennten sich die Seinigen in 3 Parteien: in die gemäßigteren Taboriten, unter Procop dem Großen, der sonst ein Mönch, in die fanatischen, welche sich jetzt Waisen nannten, unter mehreren Führern, darunter Procop der Kleine, und in die wilden Horebiten, oftmals unter sich oder gegen die Prager feindlich, jedoch sogleich treu vereint, sobald ein Angriff von außen erfolgte. Nachdem alle einzelnen Unternehmungen gegen Böhmen fehlgeschlagen waren, bot Kaiser Siegmund die ganze Kraft des Reiches auf (1427), doch eben so vergeblich, wie der Papst das Kreuz gegen diese Ketzer hatte predigen lassen. Während man nun im Reiche über die Ursachen dieser Niederlagen und über neue Rüstungen berathschlagte, sammelten die Taboriten auf ihrem heiligen Berge 50,000 Mann Fußvolk, 20,000 Reiter und 3000 Streitwägen, und brachen, theils aus Rache, theils weil in dem verwüsteten Lande die Nahrung mangelte, in 3 Heerschaaren aus dem bergumgürteten Böhmen wie aus einer Feste hervor, weithin die umliegenden Gebiete verbrennend und verwüstend. Kaum vermochten sie genug Wägen aufzubringen, um nur die Beute heimzuführen. Das nannten sie die Philister züchtigen. Nochmals wagte Siegmund einen Angriff. Schatzungen dazu wurden von Jedermann eingetrieben, alle Vorbereitungen sorgfältig getroffen, schwere Drohungen sollten den Muth der Söldner erhöhen. Doch durch die Uneinigkeit der Anführer und der Schrecken des Kriegsvolks vor den wilden Taboriten, die keine Gnade gaben und verlangten, nahm dieser Kreuzzug noch ein schmählicheres Ende, als der vorige. Kaum daß es zu einer rechten Schlacht kam. Daß die teutsche Ritterschaft die Fürsten laut anklagte, durch ihre Feigheit diesen Schimpf über

die teutsche Nation gebracht zu haben, machte die Lage der Dinge nicht besser.

Jetzt endlich wendete sich Siegmund zur listigen Unterhandlung. Der zahlreiche Adel unter den Calixtinern sah sein Einkommen geschmälert, da viele Bauern den Pflug verlassen hatten, ja von den demokratischen Führern der bewaffneten Schaaren seine Existenz bedroht war. Siegmund hatte den ehrgeizigen Johann von Rokyczano, den geistlichen Vorsteher der Taboriten gewonnen. Das zu Basel versammelte Concilium bot den Böhmen die Hand. Die Gemäßigteren neigten sich zum Frieden, unter ihnen zuerst die katholischen Landesherrn, die nur aus Vaterlandsliebe die Waffen ergriffen. Nachdem in der Unterhandlung mit dem Concil die 4 Prager Artikel (die Grundlage der geforderten, böhmischen Religionsfreiheit) so modificirt waren, daß wenig mehr als der Laienkelch im Abendmahl (und dieser bedingungsweise) verblieb, schlossen die Calixtiner einseitig den Vergleich (die „Compakten") zu Prag am 30. November 1433. Die Taboriten und die Waisen verweigerten die Annahme des Vergleichs, da er die Wiedereinführung des Papstthums erziele. Jedoch von den Calixtinern zu Hrzib besiegt, wo auch die beiden Procope fielen, unterlagen sie bald gänzlich. Siegmund wurde erst als König anerkannt, nachdem er eine besondere Urkunde von 14 Artikeln unterzeichnet hatte (6. Juli 1435), welche die königliche Macht beschränkte. Am 23. August 1438 zog er zu Prag ein. — Sogleich gieng Siegmund, wie er gewohnt, damit um, seine feierliche Zusage wieder zu brechen. Jedoch die Calixtiner, welche man jetzt Utraquisten nannte, wußten sich den Abendmahlkelch zu erhalten. Alle Versuche für Gegenreformation blieben auch späterhin vergeblich. Die Verhältnisse in Böhmen ebneten sich nach und nach; die Lage der Bauern wurde besser, doch die Erinnerung an die Kriegsthaten der Väter blieb, von den Landeschroniken häufig erzählt und bewahrt. Die Aufregung hatte das sonst auch trotzige und ungestüme Volk so durchdrungen, daß Böhmen von da an die Blütenzeit seiner Literatur, zumal der Poesie rechnete.

Die Kirchenreform war nicht ohne Einfluß auf Böhmen geblieben. Taboriten hatten sich frühzeitig an Luther gewendet und erhielten Aufmunterung. Seitdem betrachteten sie sich als Glaubensgenossen desselben. Als nun der Schmalkaldische Krieg ausbrach, er-

ließ König Ferdinand ein Aufgebot (12. Januar 1547) an die Böhmen, dem Herzog Moritz gegen den geächteten Churfürsten Johann Friedrich beizustehen. Jedoch alle seine Bemühungen wurden unter dem Vorwande einer alten Erbvereinigung Böhmens mit Chursachsen vereitelt. Weder Ansprache noch Drohung halfen. Die ersten Erfolge des Churfürsten machten die Utraquisten nur noch hartnäckiger, und die Hussitenzeiten schienen zurückgekehrt. Man sah die wilden Schwärmer wieder durch die Straßen Prags ziehen und die alten Lieder ertönten wieder. Ferdinand konnte nicht einmal das bewaffnete Bündniß der Ritterschaft mit den Städten zur Vertheidigung ihrer Freiheiten und zum Widerstande gegen das Aufgebot verhindern. Doch die Schlacht bei Mühlberg brach auch den Muth der Utraquisten, ihr Heer lief auseinander und Jeder fügte sich zur Unterwerfung. Ferdinand verfuhr streng. Er gebot Entwaffnung, die Auslieferung aller Urkunden über besondere Bündnisse, und der Freiheitsbriefe zur beliebigen Aenderung; die Utraquisten wurden auf die Campakten hingewiesen, die ihnen den Kelch gewährten, im Uebrigen sollten sie sich aber genau zu den Katholiken halten. Die strengeren Hussiten, jetzt Pikarden genannt, mußten nach Polen auswandern, oder sich an die Utraquisten schließen. Versammlungen und Einigungen irgend einer Art vorzunehmen, ward mit Leibes- und Lebensstrafe bedroht. Jedoch von der Amnestie blieben nur Wenige ausgeschlossen.

Nach und nach näherten sich die Utraquisten immer mehr den Lutheranern. Im Jahr 1575 übergaben sie dem Kaiser Maximilian II. ein Glaubensbekenntniß in 25 Artikeln, welches sich von der Augsburger Confession nicht weit entfernte. In gewohnter Milde erwiederte derselbe: er für seine Person werde Niemanden in der Ausübung seiner Religion hindern, dieses auch von keinem Andern dulden, auch genehmige er es ihnen, eine Anzahl von Männern — die sogenannten Defensoren — zu wählen, welche ihre Religion zu beschützen und alle Bedrückungen ihm zu melden hätten.

Dieses war aber nur mündlich gewährt, nicht verbrieft. Wie aber unter Rudolf die Religionsbedrückungen wieder begannen, der Erzbischof von Prag von den utraquistischen Geistlichen vor der Ordination ein strenges Glaubensbekenntniß verlangte, und die verheiratheten in das Gefängniß warf &c., erschienen die Campakten, früher

so hoch gerühmt, für die Utraquisten jetzt als eine Fessel. Maximilians II. Gewährungen wurden, als mündlich gegeben, ignorirt. Es ist bekannt, daß mit dem Königreiche Böhmen nach und nach andere Länder vereinigt worden waren. Mähren, der Rest des großen Mährischen Reichs, um 1490; Schlesien, einst ein polnisches Land von Teutschen colonisirt, seit 1526; die Ober- und die Niederlausitz um dieselbe Zeit. Die Vereinigung bestand ursprünglich nur darin, daß der König von Böhmen zugleich das Oberhaupt dieser Landschaften war, von denen jede ihre besondere ständische Verfassung und eigene Freiheiten hatte. Ein stärkeres Band zwischen ihnen schloß die Vertheidigung ihres gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnisses, womit, wie schon gesagt, die Opposition gegen die zunehmende landesfürstliche Herrschaft so genau zusammenhieng, daß der Kampf um politische oder religiöse Unabhängigkeit im Einzelnen kaum zu trennen war. Die gleiche Stellung neigte auch Ober- und Unter-Oesterreich zu den Böhmen hin. Denn in diesen Ländern, wo die Protestanten mehr denn zwei Drittel der Einwohner ausmachten, ließen sich, wenn erst Erzherzog Ferdinand Herr wurde, dieselben religiösen Bedrückungen vorhersehen, wie er sie in seinen Erblanden durchgesetzt hatte. Uebrigens glich das Verhältniß des Oberherrn zu diesen Ländern, dem des Kaisers zu dem Reiche. Auch in ihnen bestanden eine Menge von Herzogen (zumal in Schlesien) und von andern fast unabhängigen Standesherrn, königliche Städte und andere mit so großen Freiheiten, daß sie fast Reichsstädten glichen (Breslau in Schlesien, die Sechsstädte in der Lausitz &c.), lehnbarer Adel mit eignen Unterthanen und unmittelbare königliche Schlösser und Güter; der geistlichen Herrschaften auch zu gedenken, deren Stellung ziemlich zweifelhaft geworden war. Auch die Landtagswirthschaft mit Beschwerden, Anträgen, Remonstrationen, ständischen Ausschüssen u. s. w. glich ziemlich den Reichstägen, nur daß die bewilligten Landessteuern etwas regelmäßiger einbezahlt wurden.

Ueberblickt man nun den Zustand und die Stellung der Parteien im Reiche, wie wir es kurz gezeichnet haben, so möchte man meinen, daß sie noch lange Zeit sich das Gleichgewicht halten würden, zumal da in ihrer Spannung und Thätigkeit bereits eine sichtbare Erschaffung sich zeigte. Hier trügt aber wieder einmal der Schein. Bei der Entwicklung der großen vulkanischen Erschütterungen, welche

zuweilen Staaten und Völker heimsuchen, und die man jetzt Revolutionen, Reformkämpfe, Bürgerkriege oder dergleichen nennt, bemerkt man oftmals einen plötzlichen Stillstand der Bewegung, der Manchem viele Freude macht. Jedoch auch die Meeresfluth, welche gewöhnlich in langen Schwingungen gegen den flachen Strand sich verläuft, erscheint niemals so ruhig und geebnet, als kurz zuvor, ehe das Geheul des Sturms sich erhebt. Die Bewegung, zunächst erzeugt von den Ansichten und den verkehrten Leidenschaften der Vornehmsten und Reichsten, hat sich alsdann in die untersten Volksschichten zurückgezogen. Hier erscheint sie als gehässiger Streit in den Gemeinden, im zornigen Gespräche unter Wenigen, bei der Noth, mit welcher der arme Hausvater vergebens kämpft, gegenüber dem frivolen Beginnen der Vornehmen, die sorglos auf dem unterwühlten Boden in Lustbarkeiten sich ergehen. Selten erscheint die gefällige Stille durch ein unvorsichtig gesprochnes oder geschriebenes Wort unterbrochen, das leicht unterdrückt und bestraft wird. Denn die einzeln im Lande zerstreuten Menschen, die von einer bevorstehenden großen Veränderung der Dinge eine Verbesserung ihrer besonderen Lage hoffen, die politischen Abenteuerer und die Fanatiker jeder Art, wie die unendlich vielen dürftigen, gequälten Menschen, schweigen für den Augenblick, von irgend einem Schrecken, vielleicht nur von einem Truge niedergehalten, später um so erbitterter, je länger sie geschwiegen haben. So geschieht es, daß das Kommende dem Auge des oberflächlichen Beobachters entgeht, daß er selbst die immerdar arbeitenden, zornig drohenden Elemente der vorangegangenen leichten Erschütterung, für erstorben hält. Eine gefährliche Selbsttäuschung. — Denn oftmals reichte dann ein gewöhnliches Begebniß, kaum der Rede werth, genugsam hin, um den Ausbruch zu veranlassen, welcher endlich nur durch eigne Erschöpfung in die Ruhe zurücksinkt.

Dieses das Allgemeine über eine bekannte historische Thatsache. Die sie begleitenden Erscheinungen hängen von der besondern Lage des Staats ab. Auch der Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs, der ein ungeahndetes Verderben über Teutschland brachte, zeigt dieselbe geringfügige erste Veranlassung des Beginnens. Höchst eigenthümlich aber ist der weitere Verlauf. Denn die Elemente, von denen die Bewegung ausgeht, sind so durcheinander geworfen und gemengt, daß man sie kaum zu trennen und einzeln zu erkennen vermag, weß-

wegen man noch jetzt verschiedene Ursachen und Tendenzen des furchtbaren Krieges nennt. Die entgegengesetzten politischen Umtriebe des thörichten Egoismus jeder Art in den obern Regionen, die schlauen Anregungen der auf das Verderben des Reichs speculirenden Ausländer, die eigentlichen Grundursachen werden meistens verkannt; schon deutlicher tritt die religiöse Begeisterung hervor, oder vielmehr der langgenährte von dem Fanatismus absichtlich oder aus Verkehrtheit gesteigerte, gegenseitige Haß, in den mittlern und untern Volksklassen. Sonderbar, wie bei der so erzeugten Verwirrung aller Ansichten von dem, was eigentlich Gesetz, Recht und Ersprießlich sei, nicht nur die große Volksmenge, sondern auch die Mehrzahl der Ueberlegenden gar nicht begriff, warum man eigentlich kämpfe und Teutschland verheere. In dem großen Bauernkrieg (1525) waren einzelne Volksführer erkennbar, die ihre weitausschauenden Entwürfe mit aller Bestimmtheit verfolgten; hier aber bemerkt man in der Masse, die bald gehorsam sich fügt, bald tumultuirt, nur kleinliche Zwecke und Bestrebungen, die sich nur auf enge Bezirke beschränken, bis endlich, als jedes ruhige Dasein gefährdet erschien, Tausende rasend in den Krieg sich stürzen, um in Söldnertracht Andern Zerstörung zu bringen, wie man ihnen die Heimath verwüstet hatte. — Das ist aber der Unterschied, welcher zwischen den Revolutionen von Oben und denen besteht, die von Unten ausgehen, daß in den erstern das Volk nur als das willenlose Werkzeug der Wenigen verbraucht wird.

Der verlebte, kinderlose Kaiser Matthias ließ sich endlich bewegen an die Nachfolge im Reich und in den Erbländern zu denken. Die Ränke von Churpfalz, dem die geheimsten Verhandlungen Erzherzogs Maximilians durch Klesel verrätherisch mitgetheilt waren, blieben vergeblich. Ferdinand von Steiermark ward auf dem böhmischen Landtage J. 1617 zu Prag als König gewählt, nachdem er zugesagt hatte, sich bei der Lebenszeit des Kaisers nicht in die Regierung Böhmens zu mischen und bei seinem Regierungsantritt sämmtliche Landesfreiheiten zu bestätigen. Am 29. Juni 1617 ward er als König gekrönt. Der böhmische Nationalstolz hatte es verschmäht, die zugewendeten Landschaften bei der Königswahl um ihre Anerkennung zu befragen. Während Ferdinand sich mit dem Churfürsten

Johann Georg (seit 1611) von Sachsen, in freundliches Benehmen setzte, kam die Zeit des Reformations-Jubiläum heran.

Der Hofprediger Hoe zu Dresden, der mächtige Herr, brachte zur Feier des 31. Oktobers ein Ausschreiben zu Wege von solcher fanatisch theologischer Art, wie man es seit langen Jahren nicht mehr vernommen, das allen Zunder wieder entflammte. Auf gleiche Weise fingen die Calvinisten zu Heidelberg in ihrer Art zu wüthen an. Natürlich erwiederten die Katholiken, und unter ihnen zumeist die Jesuiten, auf diese gehässigen Insinuationen nicht mit den sanftesten Worten. Schrieb nun schon J. 1616 der Churfürst von Sachsen: „da es ohnehin so weit gekommen, daß kaum ein Fünklein guten Verständnisses und Vertrauens unter den Ständen zu finden sei" (vgl. M. J. Schmids Neuere Geschichte der Deutschen, B. 7. p. 52), so läßt sich leicht denken, wie jedes alte Zerwürfniß jetzt die Verwirrung vermehrte. Besonders war dieses der Fall in dem kaum beruhigten Böhmen.

Daß der Fürst oder der Standesherr über den Gottesdienst in seinem besondern Gebiet und über die Bestimmung der in ihm liegenden Kirchen willkürlich verfügte, ohne auf das Bekenntniß der Unterthanen die geringste Rücksicht zu nehmen, war damals in Teutschland gewöhnlich. Wohl mehr denn 1000 Kirchen waren von Katholiken, Lutheranern und Calvinisten bereits nach dem herkömmlichen oder temporären Glauben des Gebieters geregelt worden, ohne daß darüber viel Lärm sich erhob. In Böhmen hatte der Erzbischof von Prag seinen Herrschaftsunterthanen zu Klostergrab, der Abt zu Braunau den Seinigen den Weiterbau einer protestantischen Kirche untersagt. Schon am Landtage des J. 1615 erhoben sich darüber Beschwerden. Matthias ertheilte nur mündlich eine abweisende Antwort. Als aber der Bau dennoch fortgesetzt wurde, ließ er durch kaiserliche Commissäre beide Kirchen schließen, und von den Braunauern, die Gewalt entgegensetzen, Einige verhaften.

Bei der gereizten Volksstimmung in Böhmen gab dieser Vorfall nun Veranlassung zu großem Gelärme. Besonders thätig bewies sich der Graf Matthias von Thurn. Derselbe stammte aus der Grafschaft Görz und hatte die Güter übernommen, die sein Vater in Böhmen erwarb. In einigen Türkenkriegen that er sich hervor, sprach viel von Vaterlandsliebe und Religionsfreiheit und wußte durch

einnehmende Manieren die Böhmen sich zu gewinnen. Gegen den kaiserlichen Hof war er höchst erbittert wegen der Entziehung des Burggrafenthums Karlstein (Matthias wollte die wichtigen Reichsurkunden, die auf diesem Schlosse bewahrt wurden, dem unzuverlässigen Manne nicht länger anvertrauen), obgleich ihm das Einkommen geblieben war.

Durch die Umtriebe des ränkesüchtigen Thurns verbreitete sich die Meinung, der ganze Majestätsbrief sei bedroht. Ohne die Statthalterschaft, welche Matthias zu Prag eingesetzt hatte (7 Katholiken und 3 Utraquisten), zu befragen, wurde ein Ausschuß aus dem ganzen Lande (2 Männer aus jedem der drei Stände jeden Kreises) nach Prag berufen, und nun Beschwerden erhoben gegen die Religionsbedrückung der Braunauer. Der Buchstabe des Majestätsbriefs bestand hier klar: „Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreien Ständen dieses Königreichs sub utraque außer den bisherigen Kirchen- und Gotteshäusern noch andere erbauen wollte, so könnten dieses „der Herrn- und Ritterstand alß auch die Präger, Kuttenberger und alle andern Stedte gesambt" ohne Verhinderung thun. — Hier war aber nur die Rede von den Ständen, kein Wort aber von den Gutsunterthanen, wie dieses überhaupt dem Reichsgebrauch widersprach. Nun behaupteten zwar die Böhmen, die geistlicher Herrschaft unterworfenen Städte seien gleich den königlichen anzusehen und müßten dieselben ständischen Rechte besitzen gleich diesen; so war doch die Willkürlichkeit dieser Interpretation gar zu willkürlich. Wie das nun auch sonst geschieht, so auch damals zu Prag. Das Recht sollte: durch Aufhetzung des Volks, unsinnige Behauptungen, gehässige Schmähschriften und dergleichen ersetzt werden. Am 21. März ging bei der Statthalterschaft ein Schreiben des Kaisers ein, in welchem er sich endlich allen Ernstes gegen die Anmuthung verwahrte, als gedenke er den Majestätsbrief zu verletzen, und drohte, daß wenn der Mißbrauch seiner Güte noch weiter gehe, er sich als Landesherr gegen Jeden nach dessen Verdiensten halten würde. — Als dieses verlautete, benützten die Anführer die Hinweisung auf jenes frühere harte Verbot König Ferdinands gegen ungenehmigte Landesversammlungen, um selbst die Bedächtigeren in Schrecken zu setzen, indem sie erklärten, daß jetzt ihr Leben bedroht sei. Am 23. März 1618 drang eine bewaffnete Schaar von Utraquisten aus dem Versammlungs-

hause in die Statthalterei ein, wo sich gerade nur 4 Mitglieder befanden. Zuerst wildes Geschrei, dann trat Paul von Rziczan mit leichtfertigen Beschwerden auf, und mit der Frage: ob das Schreiben des Kaisers auf Anrathen oder mit Bewilligung der Statthalter erlassen sei. Bald erhitzte sich der Streit zu wüthenden persönlichen Vorwürfen gegen die verhaßten Räthe Slawata und Martinitz. Auf Thurns und Anderer Aufforderung wurden sie als Feinde des Majestätsbriefs und der Religion erklärt und nebst dem Geheimschreiber Fabricius zum Fenster hinaus in den Burggraben gestürzt. — Das war der Anfang des großen Kriegs.

Nach der unbesonnen raschen That schien eine gütliche Ausgleichung mit dem schwerbeleidigten Kaiser kaum mehr möglich. Dahin aber die Zaudernden zu drängen, lag in dem geheimen Plane der Anführer. Sofort bemächtigten sich die utraquistischen Stände der Regierung, des Schlosses, der königlichen Güter und Gefälle, erklärten die Beamten, welche die abmahnenden Ausschreiben des Kaisers versendeten, als Verräther, ernannten 30 Direktoren zur Vertheidigung des Königreichs, und sammelten Truppen unter Thurns Oberbefehl. Nachdem sie ein festes Bündniß unter sich geschlossen, schickten sie Gesandte in die zugewendeten Lande, auch nach Oesterreich, Ungarn und zu den glaubensverwandten Reichsfürsten, um Verstärkungen zu gewinnen. Daß die böhmischen Stände zwei Schreiben an Matthias um ihr Verfahren als eine abgezwungene Vertheidigungsmaßregel gegen die Umtriebe des Slawata und Martinitz, ingleichen der Jesuiten förmlich zu rechtfertigen suchten, erscheint fast wie Ironie. (Der Erzbischof von Gnesen erwiederte unter dem 13. Nov. 1618 ihnen auf eine ähnliche Vorstellung: „wenn dieses nicht rebelliren sei, so werde es niemals unter der Sonne eine Rebellion geben.“)

Am kaiserlichen Hofe herrschte große Verlegenheit. Matthias kannte seine gänzliche Hülflosigkeit: den nahenden Aufstand in seinen Erbländern, die Zerrissenheit des Reichs; und was war endlich mit aller Anstrengung zu gewinnen, als das eigene verödete Land? Während Thurn die königlichen Städte in Böhmen wegnimmt, wo nur Budweis sich hält, versucht Matthias durch milde Abmahnungen die Ruhe herzustellen. Anders dachte König Ferdinand, dessen politische Ansichten hier zum erstenmal in aller Schärfe hervortreten. Diese

sind in einem Aufsatz dargelegt, den Ferdinand dem Kardinal Klesel in die Feder dictirte und den Khevenhöller aufbewahrte (An. Ferd. tom. IX, p. 82 ad ann. 1618). Seitdem die Ketzerei eingerissen, wird gesagt, sei auch die Verachtung der Obrigkeit und der Aufruhr entstanden. Dadurch aber, daß die katholische Obrigkeit sich in den Willen der ungehorsamen Unterthanen fügte, in der Meinung, Ruhe zu erhalten, wären die Sekten nur um so frecher geworden, und hätten sich unter dem Scheine des Gewissens unterfangen, auch in politischen Dingen der Obrigkeit ihre Autorität zu entziehen. Nicht damit zufrieden, hätten die einzelnen Länder gemeinschaftliche Sache gemacht, damit, wenn die Landesherrn nach ihrem Gefallen handeln wollten, sie bei ihren Conföderirten und Glaubensgenossen Hülfe fänden. Zunächst sei der Stände Streben dahin gerichtet, das Einkommen des Landesherrn möglichst zu schmälern, indem sie dasselbe auf die Kammergüter beschränkten und ihre Bewilligung eines Zuschusses zu Kriegsnöthen und andern Landesbedürfnissen von einem fürstlichen Revers abhängig machten, daß derselbe Zuschuß nur eine freiwillige Gabe sei, wodurch der Landesherr öfters sich gezwungen sähe, überdieß unbillige Forderungen zu bewilligen. Nicht damit sich begnügend, unternehme es der Adel, auch die Kammergüter, Städte und Unterthanen unter dem Vorwande des Gewissens und der christlichen Liebe und Freiheit an sich zu ziehen, so daß diesem Nichts mehr übrig bliebe, als einige Schlösser, und etwa geistliche Güter und Klöster. Sei nun die Obrigkeit wirklich von Gott, so mußte dieses Beginnen der Unterthanen vom Teufel sein. Eben so wenig wie dieses aber könne auch die bisherige Nachsicht der Obrigkeit Gott wohlgefällig sein. Gewiß daher sei die Frevelthat der Böhmen von Gott verhängt oder zugelassen worden, damit der Kaiser vor aller Welt entschuldigt wäre, wenn er jetzt auf einmal sich und sein Haus dieses Joches sich zu entledigen und seine, ihm gebührende Autorität wieder herzustellen strebte. Dabei werde er Gott und jede christliche Obrigkeit auf seiner Seite haben, die ihr Ansehen bewahren wolle. Im schlimmsten Falle sei es besser, mit Ehren Alles zu verlieren, als dieses, mit eigner Zustimmung, wie bisher. Daher müsse man einen Entschluß fassen und unbedingt zu den Waffen greifen. — Das sind nun gewichtige Worte und nicht zu übersehende Ansichten, nicht blos maßgebend für jene Epoche, sondern auch für spätere Zeiten.

Um das Verfahren der Böhmen zu verstehen: die fortgesetzten Versicherungen ihrer Treue gegen Matthias, während sie auf jede Weise sich rüsteten, muß man wissen, daß die Anführer, den baldigen Tod des Kaisers berechnend, bis dahin ihn als Oberhaupt anerkennen, den gehaßten Ferdinand aber von der Nachfolge ausschließen wollten. Ihre That rechtfertigten sie einstweilen durch das Beispiel des Volkes Gottes, das ebenfalls seine Verfolgerin, die Königin Isabel zum Fenster hinausgestürzt habe.

Während aus den Niederlanden Boucquoi der Schüler des berühmten Spinola, und der Lotharinger Dampierre Truppen heranführten, versuchte am 18. Juni Matthias noch einmal eine gar freundliche Ansprache an das gesammte böhmische Volk. Diese ward von den Ständen unterdrückt. Dagegen verbreiteten die Prediger von ihren Kanzeln Furcht vor den „sodomitischen" Spaniern und Flugblätter verkündeten, den protestantischen Ständen zu Prag sei am Pfingstfest ein Blutbad bevorgestanden gleich der Bartholomäusnacht. Am 1. Juli 1618 ward Ferdinand auch als König von Ungarn gekrönt. Alsbald entfernte er den immerdar temporisirenden Cardinal Klesel gewaltsam aus der Umgebung des Kaisers und führte ihn gefangen ab. Boucquoi und Dampierre brachen mit 2 Heerhaufen in Böhmen ein, fanden aber unerwarteten Widerstand. So gewannen die Utraquisten Zeit, um von Schlesien die bundesmäßige Hülfe zu erlangen, welche die Protestanten dieses Landes endlich auch leisteten. Indem nun Matthias langweilige Unterhandlungen mit den Böhmen wegen eines Waffenstillstands pflegt und man sich nicht einmal über den Ort der Zusammenkunft verständigen kann, stirbt er, (am 19. März 1619) freundlos in der Jugend, ränkevoll emporstrebend als Mann, mit verfehlten Hoffnungen als Greis.

Sofort übernimmt Ferdinand die Regierung. In Oesterreich stützte er sich auf die Vollmacht des Erzherzogs Albrecht, des einzigen nächsten Erbfolgers, da Erzherzog Maximilian schon gestorben. Die Stände Oesterreichs weigern sich aber dieselbe anzuerkennen, unter Anderem: weil sie in lateinischer Sprache geschrieben sei. Auch an die Statthalter Böhmens erließ Ferdinand ein Schreiben, die Stände zu benachrichtigen, daß er sämmtliche Landesprivilegien, welche jemals gewährt seien, und Religionsfreiheiten bestätige, und das Königreich in guten Stand zu setzen gedenke. Doch diese, weit entfernt, sich

durch Zusagen gewinnen zu lassen, verwarfen selbst den Waffenstillstand.

Unterdessen waren die calvinistischen Politiker zu Heidelberg nicht müssig gesessen. Die Union war schon im J. 1617 zu Heilbronn auf drei Jahre verlängert worden, und die baldige Erledigung der Kaiserkrone gab ihren Unternehmungen größere Spannung. Bereits im J. 1616 war man mit dem Plane umgegangen, einen allgemeinen Bund zu gründen, und als Oberhaupt den Herzog Max von Bayern anzuerkennen, wenn man ihm nur das Versprechen abgewinnen könnte, in Rücksicht des Religionsfriedens und der Rechtspflege möglichste Unparteilichkeit zu bewahren. — So groß war die allgemeine Zuversicht auf das gegebene Wort dieses Fürsten! — Doch der Unterhändler, ein Herr von Freiberg, erhielt in München nur ausweichende Antworten. Nun begann Churpfalz den Herzog aufzufordern, sich um die Kaiserkrone zu bewerben, seine Beihülfe zusagend. Die Räthe desselben warnten aber vor der „calvinischen Schlinge". Die geheime Absicht des Antrags ziele nur dahin, zwischen Oesterreich und Bayern eine tödtliche Feindschaft zu erzeugen, und die katholischen Fürsten zu trennen, während das Ergebniß der Wahl selbst sehr zweifelhaft sei. Auch der junge Friedrich V. kam selbst an den Hof zu München (3. Februar 1618) und wurde von dem Vetter sehr freundlich aufgenommen. Doch Max erwiederte in der Sache blos, daß sie sehr reiflicher Ueberlegung bedürfe.

Da die Union sich noch nicht offen zur Unterstützung der Böhmen, mit denen Christian von Anhalt sehr bald Verbindungen angeknüpft hatte, zu erheben wagte, oder die Sache für sich zu kostspielig fand, so verlegte sie sich auf weitere geheime Umtriebe. Da nun schon damals die Diplomatie so unergründlich falsch und zweideutig war, wie in späteren Tagen, so läßt sich oft kaum errathen, wie viel bei den verschiedenartigen Unterhandlungen, Beschwerdeführungen, Friedensvorschlägen ernstlich gemeint sei, oder blos dazu dienen sollte, um Zeit zu besseren Rüstungen zu erhalten oder dem Hause Oesterreich auswärtige Feinde zu erwecken. So zerstören die Unirten (am 14. Juni 1618) dem Bischof von Speier seine halbvollendete Feste Udenheim (später Philippsburg), damit sie nicht vielleicht den Spaniern übergeben werde; beschließen aber auf dem Tag zu Rotenburg, den Kaiser durch ein Schreiben zu ersuchen: er möge sein Kriegsvolk

abschaffen, damit nicht bei den Böhmen und den andern Reichsständen der Argwohn erregt werde, als wenn Diejenigen, die ohne des Kaisers Willen Anlaß zu den Unruhen gegeben, vorhätten, die protestantische Religion überall im römischen Reiche auszurotten(!).

Auf das Glaubensbekenntniß, sonst der bequeme Vorwand für so manches politische Unternehmen, wurde gar keine Rücksicht mehr genommen. Während die Union im Reiche die Meinung zu verbreiten suchte, als sei die böhmische Sache die aller Protestanten, und auch Chursachsen in diesem Sinne anging, setzte Christian hinter dem Rücken der Bundesverwandten (nur Churpfalz und Johann Ernst, Markgraf von Ansbach hatten Kenntniß) die geheime Conspiration mit Karl Emmanuel, dem strengkatholischen Herzog von Savojen fort. Als derselbe mit Spanien im Kriege stand, sendete ihm die Union den Grafen Ernst von Mansfeld mit 2000 Mann auf des Herzogs Rechnung als Beistand. Dieser kühne Abenteurer, ein Sohn des Peter Ernst von Mansfeld, von dem Kaiser Rudolf später als legitim erklärt, hatte sich in Ungarn, dann in den Niederlanden und im Elsaß unter Erzherzog Leopold durch Tapferkeit und Kriegserfahrung hervorgethan, war aber mit Oesterreich wegen Soldforderungen zerfallen, und zu dem protestantischen Glauben übergetreten. Auch für Savojen kämpfte er mit demselben Muthe. Damals traf nun Churpfalz mit dem Herzog die Verabredung, dieser solle mit Hülfe der Republik Venedig — feindlich gesinnt gegen Spanien — 15,000 Mann aufbringen, und mit diesen die geistlichen Stiftslande in Franken und am Rhein nebst Elsaß besetzen. Als Vorwand solle dienen: jene geistlichen Fürsten bedrohten durch die stete Vermehrung ihrer Truppen die Union dergestalt, daß diese das zu ihrer Vertheidigung nothwendige Kriegsvolk nicht länger unterhalten könnten. Das Gewicht Frankreichs, das sich damals zu Spanien neigte, zernichtete den Plan und vermittelte den Frieden mit Spanien. Karl Emmanuel begnügte sich, den Grafen Mansfeld nach Teutschland zu senden, mit dem Auftrage: 4000 Mann zusammenzubringen, wenn Spanien noch gefährlich werden sollte. Eben war nun Mansfeld mit diesen Werbungen beschäftigt, als die böhmischen Unruhen ausbrachen. Nun übernimmt Mansfeld, den geheimen Unterhandlungen gemäß, eine Schaar von 4000 Mann, die Christian von Anhalt in der Oberpfalz bereit hielt. Unter dem 20. August

1618 ernennen die böhmischen Stände den Grafen als ihren General der Artillerie und als Obersten eines Regiments zu Fuß. Durch seine Werbungen verstärkt, bricht er in Böhmen ein, belagert Pilsen, eine gutkatholische, dem Kaiser stets getreue Stadt, und nimmt es nach tapferer Vertheidigung am 21. November durch Sturm. Die Bürger müssen sich den utraquistischen Ständen unterwerfen. Nun versuchen dieselben den Angriff auf die Stadt durch die Gewaltthaten derselben zu entschuldigen, von Waffenstillstand und dergleichen zu sprechen, als der Tod des Kaisers die ganze Lage verändert.

Die Gemäßigten werden nicht mehr gehört, und die Rathschläge des rachsüchtigen Grafen von Thurn und des Wilhelm von Oranien, die auf die Entscheidung durch die Waffen dringen, gewinnen die Oberhand.

Am 14. März 1619 stirbt Matthias, gegen Ende Aprils zieht Thurn von dem belagerten Budweis ab, am 30. April steht er mit 16,000 Mann vor Znaim, eroberte auch Brünn und die andern Hauptorte, und setzte die Conföderation der Mährischen Stände mit den Böhmen, die Ernennung eines Direktoriums von 24 Männern, Vertreibung der Jesuiten und gänzliche Beseitigung der Protestanten durch. Nur der tapfere Obrist Albrecht von Waldstein [1] leistet Widerstand, wird aber zur Flucht genöthigt. Am 5. Juni steht Thurn, verstärkt durch einen Theil des unzufriedenen österreichischen Adels, vor Wien und schlägt sein Lager in den Vorstädten auf.

König Ferdinands Lage schien gänzlich hoffnungslos: die Conföderation der Böhmen ihm mit den Waffen gegenüber, Bethlen Gabor gerüstet, um diesen mit aller Kraft beizustehen; die heimlichen Protestanten in den Erbländern zum Aufstand gereizt, die Vertriebenen zur Rache entbrannt; die Protestanten Oesterreichs bereit zur Verbindung mit den Böhmen, die Reichsfürsten unentschlossen, selbst

[1] Albrecht von Waldstein (später unter dem Namen Wallenstein hochberühmt), geboren 1583, teutscher Abkunft, utraquistischen Glaubens, als zehnjähriger Knabe verwaist, wurde von seinem Oheim mütterlicher Seits katholisch erzogen. Nachdem er in Padua und Bologna studiert, kämpfte er für Kaiser Rudolf in Ungarn, für Erzherzog Ferdinand gegen Venedig mit großem Ruhm. Durch seine Verheirathung mit einer Mährischen Gräfin reich geworden, Mährischer Landstand und von den Ständen als Obrist eines geworbenen Regiments ernannt, bewahrte er dem Hause Oesterreich eine unerschütterliche Treue. Nach seiner Flucht entsetzten ihn die Stände seiner Befehlshaberwürde.

Bayern zögernd wegen der früheren österreichischen Ränke gegen die Liga. Nur auf das treue Tyrol war noch zu rechnen. Ferdinand hielt sich mit Frau und Kindern und wenigen Getreuen in der Burg zu Wien eingeschlossen, ohne Vertheidigungsmittel, die Stadt in den Händen der protestantischen Stände. Den katholischen Abgeordneten hatte Thurn großsprecherisch erwiedert: was die Böhmen gethan, dazu seien sie gezwungen worden. Er wolle nicht gern ohne Ursache gegen Jemand etwas vornehmen, sondern sei nur zur Erhaltung des Friedens und zur Hülfe der Bedrängten in das Land gerückt. Allein wo er geworbenes Volk finde, dem ziehe er nach und sollten seine Feinde in Jerusalem sein. — Die Abgeordneten der Stände suchte er zur schleunigen Errichtung einer Defension, ständischen Landeswaffnung und einer Conföderation mit Böhmen zu nöthigen. Ueber aller Rednerei aber verfehlte Thurn den rechten Zeitpunkt zum Handeln.

In dieser Noth erhielt Ferdinand von seinen zaghaften Freunden den Rath, zur schleunigen Flucht sich zu wenden. Allerdings sprach man im Thurnischen Lager schon davon, wie man des Königs Länder und Güter zu vertheilen habe und der Wiener Pöbel schrie: man müsse ihn in ein Kloster sperren und seine Kinder protestantisch erziehen. Allein Ferdinand erkannte die eigentliche Gefahr besser. Nur auf seine Entfernung warteten alle seine Widersacher, um offen zu den Böhmen zu fallen. Oesterreich, wie auch der Kaiserthron war alsdann für ihn verloren. Da fand er in seiner Standhaftigkeit oder vielmehr in seiner Glaubensfreudigkeit eine starke Stütze. Er allein glich einer Heeresmacht. Am 11. Juni traten 16 Deputirte der protestantischen Stände dreist in die Burg vor Ferdinand und forderten von ihm seine Einwilligung zur Conföderation mit den Böhmen und zur Landesbewaffnung. Auf die schriftliche Eingabe, in der gewöhnlichen unverfänglichen Redeweise abgefaßt und auf die formellen Bitten, folgte bald Ungestüm und Drohung. Der gefährlichste Augenblick war da, als plötzlich auf dem Burgplatz die Trompeten des Obersten St. Hilaire erschallten. Dampierre hatte ihn mit 500 Panzerreitern von Krems die Donau hinabgesendet. Durch das unbewachte Fischerthor waren sie unbemerkt in die Stadt gedrungen. Rasch zerstob die Deputation und ein Theil der Stände floh zu Thurn in das Vorstadtlager. Bald kam einiges Fußvolk nach, des Königs Freunde faßten Muth, 1600 Bürger nebst den

Studenten ergriffen die Waffen, die Wälle der Stadt wurden besetzt und Geschütze aufgefahren. Und als erst nach einigen Tagen die Nachricht kam: Bucquoi habe am 10. Juni den Mansfeld bei Budweis überfallen und ihn so auf das Haupt geschlagen, daß er nach Verlust des Heers, der Geschütze und der Kriegskasse kaum sich selbst retten konnte, fand auch Graf Thurn es für gut, in aller Stille nach Böhmen wieder abzuziehen.

Auf den 10. Juli 1609 war der Tag der Kaiserwahl nach Frankfurt von den Reichsvikarien ausgeschrieben. Unerwartet traf auch König Ferdinand ein, obgleich ihm die Wege verlegt waren. Daß sich nun hier die gewöhnlichen Wahlintriguen in aller Macht und Perfidie wiederholten, wird man natürlich finden, da es sich nicht allein um die Verdrängung des Hauses Oesterreich, oder um die Vereinigung verschiedener Glaubensbekenner handelte, von denen jeder die alleinseligmachende Religion zu besitzen behauptete; [1] sondern daß die Erhaltung der alten Reichsverfassung selbst bedroht sei. Jedoch gerade die Schwere des Moments bestimmte die reifere Erwägung und immermehr gewann selbst bei den protestantischen Fürsten die Ueberzeugung Raum, der Bau des alten Reichs sei so ganz und gar auf der katholischen Kirche gegründet, daß er durch eine Verrückung des ursprünglichen Verhältnisses höchst gefährdet sei. Dadurch wurde die Opposition gegen Oesterreich überwältigt. Nur einige Glieder der Union sahen sich nach einem Ausweg um. Churpfalz hatte schon früher mit dem Herzog von Savoyen intriguirt, ihm die Kaiserkrone zu verschaffen, um unter seiner Protektion nebst den andern Unirten die geistlichen Churfürstenthümer zu theilen. Das zerschlug sich damals. Jetzt fand er Karl Emanuel sehr unempfindlich für die Kaiserwürde. Er wollte lieber König von Böhmen werden, und verhieß dem Churfürsten von der Pfalz, Elsaß, einen Theil von Oesterreich u. dergl. zu verschaffen. Auch Max von Bayern ward wiederum versucht. Allein er zog es vor, der Herzog eines treuen Volks, als der Kaiser eines zerrütteten Reichs zu sein. Chursachsen ging nicht einmal auf Verschiebung der Wahl ein. — Der Landgraf Moritz von Hessen bot Alles auf, einen Generalconvent

[1] „Zu Ehren Gottes des Allmächtigen, zur Erfüllung — der wahren, alleinseligmachenden evangelischen Religion" — schrieb unter Anderem der Fürstentag der Schlesier (am 20. Juni 1619).

aller Protestanten zusammen zu bringen, die Böhmen, Schweiz, Holland, England, Dänemark, Schweden sollten eingeladen werden; dieses würde die Lauen mit fortreißen. Die Sache verlief sich in leere Schreiberei. Eine Deputation der Böhmen verlangte Ausschließung Ferdinands von dem aktiven Wahlrecht, denn dieses sei kein persönliches, sondern ein reales, das auf dem Churfürstenthum hafte, und weil Ferdinand noch nicht im ruhigen Besitz desselben sei, könne er es auch nicht ausüben. Sie wurden abgewiesen. Die Heidelberger Politiker, rathlos und zwistig unter sich, kamen nach langer Berathung zu einem merkwürdigen Beschluß. Demgemäß gab Friedrich V. seine Wahlstimme dahin ab: er wünsche ein Oberhaupt, unter welchem Recht und Gerechtigkeit gleichmäßig verwaltet und den übeln Zuständen des Reichs abgeholfen werde, deßhalb habe er seine Gedanken auf den Herzog von Bayern, einen verständigen und friedfertigen Fürsten gerichtet; werde aber die Stimmenmehrheit auf Ferdinand fallen, so gedenke er sich in diesem Falle nach aller Gebühr zu bezeigen. — So erkannte der Churfürst, wenigstens indirekt, den als Kaiser an, dem er sein Königreich Böhmen zu entreißen unternommen hatte. — Kaum war am 28. August die Wahl Ferdinands als Kaiser geschehen und verkündet, als die Nachricht anlangte, die Böhmen hätten am 26. den Churfürsten Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige gekürt. Leicht, daß ein schnelleres Roß der Kaiserwahl eine andere Wendung gegeben hätte. Ferdinand ward am 9. September gekrönt.

Während dessen saßen die böhmischen Stände und die Abgeordneten der zugewendeten Länder in Prag beisammen, um ein Grundgesetz für ihre Union zu entwerfen. Am 31. Juli 1619 kam dasselbe zum Abschluß, verfaßt in 100 Artikeln, die meisten sorglich berechnet, um die Macht des Königs durch die Stände auf fast Nichts zu beschränken. Diesen war die Landesbewaffnung übertragen (Artikel 57 u. 58). Und was die Stände des einen und des andern Landes auf ihren Landtagen beschließen und dem Könige, auf seine Propositionen, zur Antwort geben und bewilligen würden, bei dem solle es allemal verbleiben, und nichts dawider replicirt werden, oder, wenn auch einige Replicirung geschehe, sollten die Stände dasselbe anzunehmen nicht verpflichtet sein. [1] — Die Böhmen gingen noch

[1] Bezeichnend für die Formen der damaligen Demokratie, wie sie später in

einen Schritt weiter, und beschloßen für sich, daß die ernannten Defensoren zur Bestreitung der Kriegskosten und Abtragung der Schulden des Königreichs ermächtigt seien, alle königlichen Güter, die nicht eigentliche Krongüter wären, ferner die Güter der Ausgewanderten, oder derer, die an dem gegenwärtigen Unglück Schuld wären, endlich die der aufgehobenen oder noch aufzuhebenden Klöster, und besonders die Besitzungen der Jesuiten zu verkaufen. — Dann begannen die Berathungen über die Ausschließung Ferdinands von der Krone (beschlossen am 19. August), und die Wahl eines neuen Königs. Verschiedene Fürsten wurden vorgeschlagen und verworfen; eben so auch die Stimme derer, welche zu Errichtung einer Eidgenossenschaft nach Schweizer Art riethen. Der churpfälzische Gesandte, Graf Achatius von Dohna, warb klug und dringend für seinen Gebieter und dieser wurde am 26. August mit großer Mehrzahl als König von Böhmen und Landesherr der Nebengebiete gewählt. Nur sechs Stimmen fielen auf Chursachsen.

Thatsächlich standen sich zwei Männer gegenüber. Herzog Max von Bayern, stets besonnen, seine Kräfte ermessend, bereit, den rechten Augenblick zu ergreifen; und Friedrich V., der bisher mehr getändelt als gehandelt hatte, von kleinem Ehrgeiz getrieben, von fremdem Rath geleitet, und jetzt vom eigenen Unbedacht mitten in den Ernst der Ereignisse hineingeschleudert, die er lange als ein interessantes Spiel betrachtet. Der junge Fürst sollte den Kampf mit der alten Reichsverfassung übernehmen, gestützt auf den zerbrechlichen Scepter Böhmens, wo die religiösen Parteien sich mißtrauisch beobachteten, und die sehr schwankende Hülfe der Union. Herzog Max rieth dem Vetter ab, hinweisend auf die revolutionären Umtriebe der Böhmen und den ungünstigen Eindruck, den dieses bei allen Höfen machen müsse. Aehnliches andere Reichsfürsten. Die Meinungen der Union über die Annahme dieser zweideutigen Krone waren getheilt. Selbst der Geheime Rath zu Heidelberg wurde sehr bedenklich. Sie gaben dem Churfürsten außer den Gefahren des bevorstehenden unabsehbaren

der englischen Revolution ähnlich vorkommen, ist der Artikel 11 des Inhalts: alle und jede Religionsverwandte sollen nach Anweisung der evangelischen Lehre und Bekenntniß ein christliches Leben führen, und dazu nicht blos von den Kanzeln ermahnt, sondern auch durch die Obrigkeiten mit ernstlicher Strafe angehalten werden. — Vergl. die früheren vier Prager Artikel.

Kriegs zu erwägen: die schlechte Zucht und Bewaffnung des böhmischen Heeres, die Abneigung des Volks gegen die Teutschen, und vor Allem die Menge der ehrgeizigen Führer, die eifersüchtig auf einander um das Oberkommando stritten: im Kriegsrath wolle Jedermann reden und Niemand hören; die geheimsten Dinge würden in Gegenwart der Diener und Soldaten verhandelt, keiner Ordonanz werde gehorcht, kein einziger Zug nach dem festgesetzten Plane ausgeführt, sondern Alles beliebig verändert; und dennoch wage es Niemand ernstlich einzuschreiten, um weitere Spaltungen unter dem Volke zu vermeiden. — Frankreich wendete sich ganz ab, und selbst Jakob I. von England gab nur eine ganz unbestimmte Antwort. Dagegen drang Wilhelm von Oranien und Bethlen Gabor auf Annahme der Krone; von den Vertrauten des Churfürsten: Christian von Anhalt und Mainhard von Schönberg.

Schon frühzeitig war dem jungen Friedrich von seinen geistlichen Lehrmeistern es eingeprägt worden, daß er besonders berufen sei, für sein Glaubensbekenntniß Großes zu vollbringen. Dieser Gedanke, mit ihm aufgewachsen, war so fest gewurzelt, daß bei dem Churfürsten durchaus keine Heuchelei vermuthet werden darf. Es mag daher entscheidend gewesen sein, daß ihn seine Gemahlin Elisabeth in seinen Zweifeln an die augenscheinliche Fügung Gottes mahnte. Friedrich V. erklärte sich für den Antrag, verließ seine tiefbekümmerte Mutter, Oraniens Tochter, indem er den Johann von Zweibrücken als Regenten der Pfalz einsetzte. Am 24. Oktober wurde er von den Böhmen an der Landesgränze empfangen und am 4. November zu Prag als König gekrönt.

An eben demselben 24. Oktober stand Graf Thurn wiederum vor Wien und verband sich mit Bethlen Gabor, der schon am 19. dort angekommen war. Beide Führer zählten zusammen wohl 80,000 Mann. In der Stadt lag Erzherzog Leopold mit den wenig zahlreichen Truppen Boucquois, die er rasch an sich gezogen, von den Bürgern und Studenten unterstützt. Auch als Kaiser Ferdinand, der auf der Heimreise zu München mit Herzog Max die ehemalige Jugendfreundschaft aufrichtig erneuert hatte, nach Wien mitten in dieser Noth kam (am 1. November), brachte er keine andere Hülfe, als die eigene Standhaftigkeit. Der protestantische Adel Oesterreichs blieb in der Opposition. Unerwartet begnügten sich die feindlichen

Führer damit, einige Tage die Schanzen Wiens beschießen zu lassen und zogen ab. Bethlen Gabor, der verschmitzte Barbar, der sich jederzeit durch einen kleinen Vortheil erkaufen ließ, jedoch sein Versprechen eben so schnell und treulos wieder brach, wurde, wie es hieß, nach Ungarn durch einen Verlust seiner Partei abgerufen. Dann entfernte sich auch Thurn, dessen Heer großen Mangel an Lebensmitteln litt. So konnten die Unterhandlungen wieder ihren Anfang nehmen.

Auf den Anfang Dezembers ward eine Versammlung der Union nach Nürnberg berufen (der „protestantische" Convent, den man beabsichtigte, mißlang). Viele Fürsten waren in Person erschienen. Unerwartet kam aber auch Graf Johann Georg von Zollern, der Reichshofrathspräsident als kaiserlicher Gesandte. Als er in den Saal des Rathhauses trat, wo König Friedrich als Bundesoberhaupt unter einem Thronhimmel saß, war die Verwirrung so groß, daß die Anwesenden dem Grafen, der um Zulassung gar nicht angefragt hatte, entgegengingen und auch Friedrich deßgleichen that, seines Königthums vergessend. Der Gesandte, ein höchst gewandter Diplomat, sprach nun in so feiner Weise, mit so milden, einnehmenden Worten, daß die Unirten bald in ihre alte Unentschlossenheit zurückfielen. Kaum daß sie die schüchterne Erklärung sich erlaubten: sie würden den König von Böhmen nicht ohne Hülfe lassen, wenn er in seinen Erblanden angegriffen werde. Die Reichsstädte waren ohnehin der Zahlungen überdrüßig, der Reichsadel wollte nicht gegen den Kaiser fechten, dem Herzog von Würtemberg hatten wiederum seine Theologen abgeredet, nicht für die Calvinisten zu streiten. Was Churpfalz oftmals gegen den Kaiser geübt — indem es die Reichstage durch listige Politik zertheilte — widerfuhr ihm jetzt selbst. Es blieb ohne Hülfe.

Inzwischen befanden sich die geistlichen Churfürsten, die katholischen Bischöfe und Prälaten in einer sehr mißlichen Lage. Rings umgeben von Waffenrüstungen begannen sie zu bedenken, daß der Kriegssturm zunächst ihre Gebiete überziehen werde, und wie wenig ihre eigenen Mittel zur Abwehr hinreichten, wenn nicht ein kräftiges Oberhaupt alle Kräfte ihrer Partei zu vereinen und zu beherrschen verstünde. Jetzt schauten sie wieder auf Max von Bayern, als den Mann der That. Allein dieser zu oft gekränkt durch die heimlichen,

egoistischen Machinationen seiner eigenen katholischen Bundesgenossen, welche stets den Oberbefehl zu theilen und dadurch zu schwächen versucht hatten, wollte von der Uebernahme des Direktorium nichts mehr wissen; „welches auch anderwärts wohl zu bestellen sein werde", schrieb er am 3. August 1618. Weder die Anträge Ferdinands noch die Mahnungen des Neuburger Vetters fruchteten. Die geistlichen Churfürsten sahen sich jetzt genöthigt — wie das ehrgeizigen aber schwachen Menschen zu ergehen pflegt — das zu erbitten, was sie früher selbst verschmäht hatten. Herzog Max ließ sich aber nicht ohne Weiteres erbitten, sondern bequemte sich zu der Uebernehmung des Oberbefehls der Liga erst wieder nach einem förmlichen Vertrag (München am 8. Oktober 1619), als Kaiser Ferdinand gegenwärtig, und in einer Art, die ihn vor künftigen Einreden und Ränken sicher stellte: er übernähme das ihm angetragene freie und absolute Direktorium mit der Zusage, daß er den Kaiser Ferdinand, wenn er und seine Bundesgenossen erst mit Geld und Kriegsvolk ordentlich gerüstet seien, gegen seine Feinde beistehen werde, wie er es nach Beschaffenheit der Umstände für nützlich erachte und die Mittel es erlaubten; jedoch unter der Bedingung, daß weder Kaiser Ferdinand noch sonst ein Anderer ihm in seinem absoluten Direktorium Einsprache thue und kein Frieden oder sonstiger Vertrag ohne seinen Willen und seine Einwilligung geschlossen werde; Ferdinand und sein ganzes Haus solle sich durch Verpfändung aller seiner Güter und Habe verpflichten, alle erlittenen Schäden und aufgewendeten Unkosten zu ersetzen, auch solle ihm Alles, was er erobern werde bis zu dieser Entschädigung pfandweise verbleiben (vgl. M. J. Schmidts N. Gesch. der Deutschen VII, p. 254 rc.). — Die Thatkraft des Herzogs bewährte sich alsbald auf der Versammlung der Liga zu Würzburg (vom 5. bis 14. December 1619), wo derselbe die widersprechenden Interessen so zu vereinigen wußte, daß ohne Zögern der Beschluß gefaßt ward: ein Heer von 20,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern aufzustellen, die Unterthanen in den Waffen zu üben und sich zu jeden Geldaufwand bereit zu halten. Die Leitung des Ganzen ward einmüthig dem Herzog übertragen, nebst der Vollmacht, mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. — Eine Gesandtschaft der Union dagegen nach München: der Herzog möge sich vorläufig im Namen der Liga zur Niederlegung der Waffen und zum Zugeständniß verstehen,

daß die nach dem Religionsfrieden occupirten geistlichen Güter ihren gegenwärtigen Besitzern verbleiben sollten, macht einen fast komischen Eindruck. Max verhehlte keineswegs seine Gesinnungen, doch brachten die Gesandten nicht viel mehr als die Nachricht heim, daß der Herzog und seine Getreuen unermüdlich und mit allem Ernste die Kriegsrüstungen betrieben.

Das Volk zu Prag hatte anfänglich an seinem jungen, freundlichen König und an dem liebenswürdig einnehmenden, herzlichen Wesen der Königin großes Wohlgefallen gefunden. Es lag nur an Friedrich, dauernde Anhänglichkeit sich zu gründen, wäre es ihm nur in den Sinn gekommen, daß in so ernster Lage ein Fürst die alten Sitten seines Volks höher zu achten habe, als den Beifall seiner näheren Umgebung. Bald zeigte sich Friedrich in seiner ganzen Sorglosigkeit. Da hatte er von Heidelberg sein leichtfertiges, französisch carrikirtes Hofgesinde mitgebracht, welches die altväterischen Gewohnheiten, den sparsamen Haushalt, den Ernst der Böhmen witzig bespöttelte. Die freie, unschickliche Tracht der muntern Hoffrauen, die Verschwendung bei den unaufhörlichen Festen, die sich täglich folgten, die Hofbälle selbst an heiligen Tagen erregten großes Aergerniß unter dem Volke, das an Könige von einer würdigen Haltung gewöhnt war. Doch noch Schlimmeres bereitete dem Könige sein Hofprediger Scultetus. Mit großem Triumphe hatte er die Kanzel zu Prag betreten und gedachte jetzt hier nach gewohnter Art zu wirthschaften. Obgleich nun die Utraquisten streng sich den Abendmahlkelch wahrten, so hatten sie doch manche Ceremonien und Anderes aus der altkatholischen Zeit beibehalten. Auch die Kirchen waren ihres ehrwürdigen Schmucks nicht beraubt worden. In der „Böhmischen Confession" — der dem Kaiser Maximilian II. vorgelegten Urkunde über die Vereinigung der Lutheraner und Calvinisten unter dem Namen Utraquisten vom Jahre 1575 — war die Schonung der von der Kirche eingeführten Gebräuche, besonders von Seiten der kirchlichen Gerichtsbarkeit ausdrücklich vorgesehen worden.

Diese Urkunde war von dem Administrator des Prager Erzbisthums und von dem utraquistischen Consistorium dem Könige vorgelegt worden. Ganz unbekümmert darum gab Friedrich, von dem Hofprediger überredet, den Befehl, den Dom, den er als seine Hofkirche ansah, von dem „papistischen Gräuel" zu reinigen. Am 22. De-

cember ging der verkehrte Scultetus mit einigen calvinistischen Edelleuten daran. Der Taufstein und Altäre mit ihrem Schmucke wurden niedergerissen, die heiligen Bilder und die Crucifixe heruntergestürzt, die Gräber der Kirchenpatrone ihrer Zier beraubt, unter höhnischen Worten die Kunstwerke zerstört, alles Holzwerk zerschlagen und draußen nebst den Reliquien der Märtyrer verbrannt. Am folgenden Tage hielt Scultetus in dem also „gereinigten" Dome eine Predigt gegen den Götzendienst und pries seine löbliche That. Das rührte nun zunächst den alten Hader der Katholiken und Lutheraner gegen die Calvinisten wieder auf. — Nicht genug; der bethörte König befahl, das große steinerne Crucifix auf der Moldaubrücke abzunehmen, und als der Rath der Stadt Prag entgegente: er wage dieses nicht zu thun, da dieses Bild auf gemeinschaftliche Kosten der Bürgerschaft errichtet und Aufruhr zu besorgen sei, erwiederte Friedrich: er könne ja 8000 Mann Truppen in die Altstadt legen. Erst durch Thurns ernstlichen Widerrath ließ er sich von dem unüberlegten Unternehmen abbringen.

Am 15. Januar 1620 ward auf dem Bundestage zu Presburg unter dem Vorsitze Bethlen Gabors die große Conföderation zwischen dem Königreich Ungarn nebst Siebenbürgen, dem Königreich Böhmen nebst seinen Nebenländern, und endlich dem Erzherzogthume Ober- und Unter-Oesterreich auf ewige Zeiten geschlossen. In diesem Bund sollten noch andere Könige, Churfürsten und Republiken, selbst der Padischah zu Byzanz gezogen werden (von den böhmischen Ständen ward die Conföderation auf dem Landtag zu Prag [25. März 1620] bestätigt, Scultetus aber übernahm das Geschäft, den Bund mit den ungläubigen Türken auf der Kanzel zu vertheidigen, indem er sich auf den Bund Abrahams mit Abimelech ꝛc. berief [15. April 1620]: eine neue Brandfackel für den alten Zwist). Einige Tage später (am 16. Januar) schloß Bethlen Gabor einen Waffenstillstand mit dem Kaiser bis Ende Septembers und den Böhmen wurde freigestellt, an demselben Theil zu nehmen. Da auch diese sich besser rüsten wollten, so trat jener stillschweigend ein. — Die Zeit der Waffenruhe ward von den Gegnern sehr verschieden benützt.

König Friedrich unterbrach seine Winterfreuden zu Prag und ging im Februar nach Mähren, dann nach Schlesien, um die Huldigung einzunehmen. Die Verschwendung war bei dieser so groß,

daß die spärlichen Subsidien, welche die Schlesier gewährten (46000 Reichsthaler im Ganzen), nicht einmal die Kosten der Königsreise deckten. Doch wurden die Schlesischen Stände veranlaßt, auf bessere Rüstungen zu denken. Bei seiner Zurückkunft fand Friedrich zu Prag die Volksstimmung nicht verbessert. Zu dem Früheren kam der Mißmuth der Bürger über die Zahlungen zu der Heerrüstung und die unaufhörlichen Waffenübungen durch bestellte Trillmeister. Auch Thurn und andere Häupter der Böhmen waren sehr unzufrieden. Sie hatten die Wahl des jungen Königs betrieben, um selbst durch ihn zu herrschen, und sahen sich jetzt einem Fürsten von Anhalt, einem Grafen von Hohenlohe und andern Vertrauten des Königs nachgesetzt. Und als erst der Böhmische Landtag (im März 1620) eine Kriegssteuer gewährte, welche nach ihrer Erhebungsart tief in die Nahrungsverhältnisse und den Haushalt jedes einzelnen eingriff, stieg die allgemeine Erbitterung immer höher. (Ueber die Art dieser Steuererhebung, die kaum ihres Gleichen hat, vgl. Menzels Neuere Geschichte der Deutschen VI, p. 422). Weil aber kein Aufstand ausbrach und höchstens die Bauern einzelne Schaaren Mansfeldischer Truppen, die plündernd herumzogen, überfielen und erschlugen, fand Friedrich Alles wohlversehen und geordnet.

König Ferdinands Lage war nicht minder mißlich geblieben. Zunächst mußte er die Oesterreichischen Protestanten gewinnen, um einigen Rückhalt im eignen Gebiete zu haben. Nach langem Bedenken und mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes Paul V. entschloß er sich, den Protestanten Oesterreichs außer allen andern Privilegien auch ihre Religionsfreiheiten zu bestätigen. Jetzt traten aber die Stände mit der Forderung hervor, daß Ferdinand die Conföderation mit den Böhmen als gültig anerkenne und den landesverderblichen Krieg abstelle. Die auf den 12. Februar zu Wien angesetzte Huldigung kam deßhalb nicht zu Stande. Erst als von Polen herkommend, Schaaren von leichtberittenen Raubgesellen (an 8000 Mann), die man damals Kosacken nannte, in das Land fielen und dasselbe schonungslos verwüsteten, fügte sich der größere Theil der Niederösterreichischen Stände und huldigte (am 13. Juli). Die Verweigerer wurden als Verräther erklärt. Die Oberösterreicher aber beharrten bei ihrem Widerspruch und sperrten ihre Landespässe gegen Truppendurchzüge.

Von der größten Wichtigkeit war es für den Kaiser bei seinem Vorschreiten gegen die böhmische Conföderation, sich der Zustimmung und Hülfe der Churfürsten zu versichern. Unter dem 30. Januar erließ er ein Manifest an die Reichsfürsten, in welchem er sein Recht auf das Königreich Böhmen als unbezweifelbar darlegte, den König Friedrich — ohne ihn gerade zu nennen — als das Werkzeug eines längst vorbereiteten Plans bezeichnend, und erklärte, daß er ein jedes Rechtsmittel, die Waffen nicht ausgeschlossen, zur Herstellung der Ordnung anwenden werde. — Manifeste aber sind herkömmliche Formen, um andern, bereits beschloßnen Maßregeln ein gutes, rechtliches Ansehen zu geben; und bei Klügeren haben sie wohl noch niemals etwas erzweckt. Am meisten lag dem Kaiser daran, den Churfürsten von Sachsen zu gewinnen, der zwischen seiner Loyalität und der Neigung zu der allgemeinen Sache der Protestanten schwankte. Auf die erstere hatte auch die Eifersucht auf das Ansehen von Churpfalz und manches andere persönliche Interesse großen Einfluß. Um dieses zu verstärken eröffnete Ferdinand dem Churfürsten die Aussicht auf den Besitz der Ober- und Nieder-Lausitz, als seinen Antheil an der böhmischen Eroberung. Auch der Hofprediger Hoe zu Dresden hetzte aus allen Kräften gegen die von Gott verdammten Calvinisten auf. Doch wurde Johann Georg noch immer von der Vorstellung geplagt: man könnte ihm die, nach dem Religionsfrieden occupirten Stifter: Naumburg, Meissen und Merseburg wieder abnehmen, wenn erst die protestantische Opposition unterläge. Der Landgraf Ludwig von Hessendarmstadt, welcher es übernommen hatte, den Churfürsten zu bearbeiten und ihn in seinem Gehorsam gegen den Kaiser und in seinem Eifer für die Ruhe des Reichs zu bestärken, wurde jenes geheime Bedenken gewahr und theilte es dem Erzkanzler mit. Schweickart zögerte nicht, eine Versammlung auf den 11. März nach Mühlhausen zu berufen, wo außer Johann Georg und dem Ludwig von Darmstadt die großen katholischen Fürsten persönlich oder durch Gesandte erschienen, die bayerischen klug und zurückhaltend. Hier wurde von den katholischen Fürsten, den Ständen Ober- und Niedersachsens die Erklärung ausgestellt, daß in Bezug auf die Stifter in diesen Kreisen die gegenwärtigen Besitzer nicht vergewältigt und ohne Recht aus denselben verdrungen werden sollten, wenn die Stände gegen die Böhmen und andere Verletzer der Reichsgesetze beistehen würden (eine feine

Clausel!). Ein Versuch des Kaisers, die Einwilligung der Versammlung zu der unmittelbaren Achtserklärung Friedrichs zu erhalten, zerging an dem Widerstreben Johann Georgs, der hier seine Churfürstenehre verletzt sah. Ferdinand begnügte sich, an seinem Gegner das herkömmliche, vorläufige Abmahnungsschreiben (am 30. April) zu senden und ihm bis zum 1. Juli einen Termin zur freiwilligen Abdankung zu setzen,[1] — Desto eifriger wurde nun der Churfürst. Mächtig rüstete er sich selbst, und erließ mit den andern Fürsten zu Mühlhausen dringende Abmahnungsschreiben an alle die verschiedenen Fürsten, Grafen und Reichsritter, Reichsstädte, deßgleichen an die Stände Böhmens, Ungarns und Oesterreichs vor allen gewaltsamen Unternehmungen.

König Friedrich konnte sich über die zunehmende Gefahr seiner Lage kaum mehr täuschen. Ganz Teutschland glich einem großen Werbeplatz. In Spanien hatte es der kaiserliche Gesandte, Graf Khevenhüller rechtzeitig unterstützt von dem bayrischen, dem Geheimschreiber Leuker gegen den Willen der Männer, welche den schwachen König Philipp III. beherrschten, durchgesetzt, daß Spinola in den Niederlanden den Befehl erhielt, in der Untern Pfalz einzubrechen. Noch bedeutendere Unterstützung kam von Papst Paul V. Dieser hatte (am 13. Januar 1620) zur Vertheidigung der katholischen Kirche in Teutschland eine Schätzung auf die geistlichen Güter in Italien gelegt, so daß sie sämmtlich — nur mit Ausnahme der Cardinäle und der zum Hospitaldienst verpflichteten Orden — von ihrem Einkommen sechs Zehntel zu entrichten hatten. Cardinal Aldobrandini ward bestimmt diese großen Summen zu sammeln und dem Kaiser zu übermachen. — Am französischen Hofe aber bekam, ohngeachtet des Widerspruchs des Herzogs von Bouillon und anderer Calvinisten, die Ansicht Oberhand, daß es sich in Deutschland nicht um die Opposition gegen Oesterreich, sondern um die Unterdrückung der katholischen Religion handle. So verlor Churpfalz auch auf dieser Seite den früheren Beistand.

[1] Der Rechtspunkt im Bezug auf die unmittelbare Achtserklärung war zweifelhaft. Nach der Wahlcapitulation sollte der Kaiser keinen Reichsstand in Sachen, darin dieser sich dem Recht unterwerfen wollte, gewaltsam behandeln. Die Reichsachtserklärung dürfte daher im Verlaufe eines regelmäßigen, nach der verbesserten Kammergerichtsordnung instruirten Processes statt finden. — Allein König Friedrich weigerte sich ja, dem Recht sich zu unterwerfen, und lehnte die Gerichtsbarkeit des Kaisers und des Reichs in dieser Sache förmlich ab.

Die Union hatte auf den 26. Mai 1620 einen neuen Bundestag zu Ulm ausgeschrieben. Da Tilly mit dem ligistischen Heere (26,000 Mann Fußvolk und 3500 Reitern) in dem Lager bei Donauwörth stand, so zog Joachim Ernst, der Markgraf von Ansbach mit dem Unionsheere zur Deckung heran. Man mußte einen unmittelbaren Angriff von dem überlegenen Tilly erwarten, doch Herzog Max zog die Unterhandlung vor. Der Muth der Unirten war gänzlich gefallen. Anfänglich hatten sie kleineren Schaaren von neugeworbenen Truppen des Kaisers und der Liga den Durchzug versperrt; wie aber Erzherzog Leopold von Straßburg heranzog, öffnete ihm der Markgraf von Baden, Georg Friedrich, der mit 8000 Mann den Rhein bei Breisach decken sollte, ohne Kampf die Pässe, als jener erklärte: sein Kriegsvolk sei zum Dienst des Kaisers bestimmt, und er werde kein Gebiet der Union angreifen.

Herzog Max ließ zu Ulm den Antrag stellen: die Liga und die Union sollten einen förmlichen Frieden schließen, der sich aber weder auf Böhmen und die Nebenländer noch auf den Herzog Albrecht zu erstrecken habe (Spinola sollte freie Hand behalten). So bedenklich auch dieser Vorschlag war, so ward er dennoch, besonders auf den Betrieb des französischen Gesandten, angenommen und der Friede am 3. Juli 1620 geschlossen.

Das war nun die fast unglaubliche Frucht so vieler schlaugeführten Unterhandlungen, so zahlloser Tagsatzungen, wo die unirten Fürsten oder ihre Gesandten in großer Pracht eingeritten waren, wie noch manche Chronik erzählt. König Friedrich mit der böhmischen Conföderation blieb vereinzelt. Von allen Reichsfürsten schloß sich nur der Herzog Johann Ernst von Weimar mit zwei Brüdern — ungeachtet des Abrathens der Universität Jena — an den König an, der ihm dafür die Landschaften, welche Chursachsen von Böhmen zu Lehen trug, feierlich übergab.

Unterdessen hatten die Angriffe des Kaisers auf die abtrünnigen Böhmen nicht zu einem dauernden Erfolge geführt. Deren Gewalthaber betrieben ihre Rüstungen mit aller Macht, und ihre Streitkräfte blieben die überlegneren. Für den Feldzug des Jahres 1619 hatten sie den zwanzigsten Mann aufgeboten, alle Ritter sollten sich mit ihren reisigen Knechten in Bereitschaft halten. So stellten sie 26,000 Mann in das Feld, und hatten für sich noch die Verödung

des Landes, eine Menge von kleinern und größern festen Orten mit wohlbewahrten Vorräthen, die starken Päffe und Stellungen des eigenen Gebiets und die Verzweiflung der geplünderten Bauern. Boucquoi, ein persönlich tapferer Mann und erprobter Feldherr, durfte nur mit äußerster Behutsamkeit verfahren, denn Graf Thurns Keckheit hatte sich bewährt, und eine Niederlage der Kaiserlichen mußte ihn wieder vor Wien führen, wo auch Bethlen Gabor vom nahen Presburg aus sich einfinden sollte. Während nun Boucquoi's Unentschlossenheit und Zögern den Böhmen als Regel galt, trennte sich Dampierre mehrmals in vollem Aerger von ihm, ohne mehr auszurichten. Die Unternehmungen der Kaiserlichen beschränkten sich meistens auf die Vertheidigung von Budweis oder auf Versuche Pilsen zu nehmen, wo sich Mansfeld mit einer starken Heerabtheilung fortwährend hielt. Die vielen, kleinen blutigen Gefechte veränderten die Lage der Parteien stets nur auf kurze Zeit. Selbst die Schlacht bei Nettolitz (10. Juli 1619), wo Mansfeld gänzlich geschlagen, große Verluste erlitt, hatte keinen andern Erfolg, als daß durch sie Thurn zu dem Rückzug von Wien veranlaßt wurde.

Zu dem Feldzuge des Jahres 1620 waren von beiden Seiten große Rüstungen getroffen worden. Der Fürst von Anhalt, jetzt oberster Feldherr der Böhmen, will den Krieg nach Oesterreich übertragen, wo er auf die Unterstützung des Volks und der Stände zählen kann; Boucquoi unmittelbar auf Prag losgehend. Obgleich dieser eine Abtheilung Mansfelds schlägt, vermag er doch die wohlgewählte starke Stellung Anhalts bei Eggenburg nicht zu überwältigen, verliert viel Kriegsvolk und zieht sich nach Krems, wo er sich verschanzt. Nun rückt ihm Anhalt nach, findet aber die kaiserliche Lage zu stark, und geht seinerseits wieder zurück, ohne etwas Entscheidendes vorzunehmen.

Herzog Max hatte in der Umgegend Dillingens das bayerische Heer gesammelt: 26,000 Mann Fußvolk und 5500 Mann Reiterei, unter diesen 3500 schwergerüstete. Am 7. Juli 1620 bricht er mit dem größten Theil auf, über Regensburg, am 17. steht er zu Schärding am Inn, eher als die Stände Oesterreichs nur einen Angriff vermutheten. Hier kommt ihm ein Abgeordneter derselben entgegen, um ihn durch die gewöhnlichen Reden von ihrer friedfertigen Gesinnung und wie unterwürfig sie dem Kaiser seien, aufzuhalten, bis man das böhmische Heer zur Unterstützung herbeiholen könnte. Der Herzog

ohne sich täuschen zu lassen, erwiedert: seine Abgeordneten würden ihnen zu Linz das Weitere mittheilen. Schon am 19. rückt Tilly vor, der Widerstand des Landvolks wird überwältigt. Zu Linz verlangen die bayerischen Abgeordneten völlige Unterwerfung, wer sie verweigere, solle als Rebell erklärt werden. Die Stände, nach fünf Tagen Bedenkzeit, die sie erhalten, begehren als Bedingung ihrer Nachgiebigkeit die Bestätigung ihrer staatlichen und kirchlichen Privilegien, Abführung der Truppen, Freiheit der Städte von Besatzungen. Wegen der Privilegien verweist sie Max an den Kaiser, und nimmt deren Unterwerfung ohne weiteres an. Wie sich aber die Stände, ohne Mittel zum Widerstande am 20. August wirklich unterwarfen, hält der Herzog den Frieden aufrecht und verweigert die, von dem kaiserlichen Cabinet ihm angesonnene Vertreibung der protestantischen Geistlichen und andere Religionsbedrückungen. Er will das Volk nicht erbittern und den Rücken sich freihalten. Schon am 21. August bricht er von Linz auf und vereinigt sich am 8. September bei Neu-Pölla — unweit des Städtchens Zwetl — mit Boucquoi.

Vielleicht hatte die Union, als sie diesen Ernst sah, ihre Ansicht über die Friedensliebe geändert, allein es war ihr nicht Zeit gelassen. Spinola, der alte bewährte Feldherr zieht aus den spanischen Niederlanden mit 20,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern gegen Churpfalz heran. Von Coblenz aus erläßt er ein Manifest. Die Unirten, welche auf solche Nachricht ihre Truppen zusammenbehalten, rücken ihm entgegen. Sie haben 18,600 Mann Fußvolk und 5680 Mann Reiterei, unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg. Ansbach und viele andern fürstlichen und geistlichen Führer, 8000 Mann Fußvolk und 36 Schwadronen führt noch der Prinz von Nassau zur Unterstützung herbei. Allein Spinola weiß die Verbündeten durch geschickte Hin- und Herzüge so zu ermüden und zu täuschen, daß er ohne ein bedeutendes Gefecht sich der meisten Städte von Churpfalz bemächtigt (außer Lautern, Mannheim, Heidelberg und Frankenthal). Als der Winter einbricht geht der Nassauer nach Holland zurück und der Feldzug ist am Ende. — Auch der Churfürst von Sachsen hatte stark gerüstet, Willens, seine Treue gegen den Kaiser durch die Besetzung der Lausitz zu erweisen. Wie nun sein General-Commissär, Jacob von Grünthal, bei den Unterhandlungen zu Budissin (Bautzen) auf Befehl des Markgrafen von

Jägerndorf gefangen gesetzt wird, bricht Johann Georg mit 12,000 Mann Kriegsvolk und vielem Troß nach Bautzen auf. Die Markgräfliche Besatzung vertheidigt sich tapfer. Als aber drei Viertheile der Stadt in Trümmer geschossen sind muß sie sich ergeben (den 22. September 1620). Die ganze Lausitz mit Ausnahme von Görlitz und Zittau fällt in die Gewalt der Sachsen. So wird dem König Friedrich auch von dieser Seite her die Unterstützung entzogen. Die Holländer beobachteten sorgfältig den Waffenstillstand und Jacob I. hatte an der Stelle seiner Versprechungen, einem Obersten Gray gestattet, 3000 Mann in England anzuwerben — „schlechtes zusammengerafftes Zeug" werden sie genannt — von denen, da sie durch Seuchen geschwächt, nur ein Theil Böhmen erreichte.

Herzog Max hatte sich noch durch einen Theil der Söldner verstärkt, welche von den österreichischen Ständen entlassen waren. So war das verbündete Heer den Böhmen überlegen. Boucquoi rieth jetzt den Böhmen, welche sich zu dem Rückzug nach Mähren anschickten, zu folgen; denn dieses Land sei noch wenig erschöpft, auch könne man von da leichter nach Böhmen eindringen. Max begehrte unmittelbar auf Prag loszugehen, denn sichtlich sei es der Plan Anhalts, ihr Heer durch langwieriges Hin- und Herziehen zu ermüden und aufzureiben, bis der herannahende Winter jede entscheidende Unternehmung unmöglich mache. Dagegen müsse er zur Vertheidigung der Hauptstadt sofort Stand halten. — Auch gegen die Einrede vom kaiserlichen Cabinet behauptet der Herzog seinen Entschluß. Jetzt ist auch Boucquoi bereit.

Am 15. September stehen die Verbündeten zu Budweis, wo Don Balthasar Verdugo, aus Mailand heranziehend, mit zwei Regimentern Wallonen zu ihnen stößt; am 18. vor Pisek. Das Städtlein ward von dem böhmischen Hauptmann Hack mit 540 Mann tapfer vertheidigt, denn er hoffte auf Entsatz durch Anhalt. Während er noch um einige Stunden mit der Capitulation zögert, ersteigen die Wallonen ohne Befehl die Mauern, lassen die Kosaken in die Stadt und hauen, nach der wilden Kriegssitte jener Zeit, die Besatzung nieder. Mit dem Schwert in der Faust muß sich Herzog Max und Boucquoi den Wüthenden entgegenwerfen, um nur einen Theil der Bürger zu erhalten.

Trotz der schlechten Witterung und der grundlosen Wege rücken

die Verbündeten vor Pilsen. Daselbst befehligte Mansfeld noch immer eine starke Heerabtheilung, höchst erbittert, weil ihm, als dem älteren Manne nicht nur der Fürst von Anhalt, sondern auch der Graf Georg von Hohenlohe im Commando vorgezogen worden war. Sofort gingen zwischen ihm und den Verbündeten sehr verdächtige Unterhandlungen, und es ist nur ungewiß, ob man über den Kaufpreis nicht einig wurde, oder ob die Uebergabe Pilsens durch das Herannahen des großen böhmischen Heeres verhindert ward, das bei dem nahen Rokitzan seine Stellung nahm und bei dem auch König Friedrich jetzt eingetroffen war.

Die Lage beider Heere begann gleichmäßig verzweifelt zu werden. Das üble Herbstwetter mit den schädlichen Nebeln oder ungestümen Regengüssen und naßkalten Nächten war sehr frühzeitig eingetreten. Dazu der Mangel an Nahrung für die Menschen, an Futter für die Pferde in dem gänzlich entblößten Lande, die wilden, schonungslosen Plünderungen der Kaiserlichen, welche mehr verwüsteten als verzehrten, wie das gewöhnlich ergeht. Das Heer der Verbündeten bestand großentheils aus alten, erprobten Soldaten. Dennoch rafften die angestrengten Märsche und die Seuchen, von Hunger, Noth und verderbliche Witterung erzeugt in kurzer Zeit Tausende derselben hin. Nur durch Verstärkungen, die mehrmals eintrafen (bei Pilsen Maradas mit italischen Regimentern, etwas später 8000 Mann Würzburger und Bamberger Truppen), vermochten die Verbündeten das Feld zu halten.

Das Heer der Böhmen zerlumpt und schlecht versehen, ohne geordnete Verpflegung und ohne Zucht, die Soldaten seit 8 Monaten ohne Sold, trotzig gegen ihre Führer, wüthend über die Landesbeamten, denen sie ihren Mangel zuschrieben, wüthend die Gelder, von den Ständen regelmäßig bezahlt, in den Taschen der Commissäre und Befehlshaber stecken blieben, daher sie die Plünderung des Landvolks noch ärger trieben als selbst die Kaiserlichen. Dann die Hauptleute widerspenstig und nachlässig, uneinig unter einander und hadernd um den Vorrang, dabei so anmaßend, daß sie es übel ansahen, wenn der König ohne ihre Zuziehung Beschlüsse faßte, zugleich aber so unbotmäßig, daß die nothwendigsten Verfügungen und Befehle entweder gar nicht beobachtet oder doch sehr unvollständig von ihnen ausgeführt wurden. Das war das Heer, welches weder von dem starken

Willen eines Einzigen, Mächtigen ausgegangen und beherrscht, noch von der Begeisterung einer Nation getragen wurde, sondern von einer innerlich zerrißnen Partei herrührte.

Der junge König Friedrich versuchte seine Pflicht männlich zu thun. Er hatte Kriegsvorräthe für mehr denn zwei Tonnen Goldes nach Böhmen gebracht, unterhielt aus eignen Mitteln 7000 Mann zu Fuß und 1200 zu Roß, die ihn monatlich 80,000 Gulden kosteten, und half noch den Ständen mit Geld aus. Ohngeachtet aller Aufgebote bestanden die böhmischen Regimenter meistens aus angeworbenen Leuten, so daß die schlesischen und mährischen Hülfsvölker die besten Truppen ausmachten. Der utraquistische Adel vollends kümmerte sich wenig um Ehre und Zusagen. Als nun Friedrich in das Lager bei Rokitzan kam, um den Muth seines Volks zu erhöhen, fanden sich nur sieben oder acht böhmische Ritter sammt ihren Knechten bei ihm ein, die übrigen waren unter verschiedenen Vorwänden ausgeblieben oder von Prag aus wieder heimgekehrt. Selbst aus dem Feldlager entfernten sich einzelne Officiere, um in der Hauptstadt ihren Vergnügungen nachzugehen. Als einmal der König einen Kriegsrath morgens um 7 Uhr ansagte, erklärten die adlichen Herren, so früh könnten sie nicht kommen, der Mensch müsse auch ruhen, solche Strapazen seien gegen ihre Privilegien (vgl. Häußer a. a. O. p. 330).

König Friedrich täuschte sich nicht über die täglich zunehmende Zerrüttung des Heers, und neigte sich in dem Kriegsrath zu der Meinung: man müsse ungesäumt die Schlacht wagen. Doch es siegte Anhalts Plan, den Feind durch fortgesetztes Zögern um so sicherer zu verderben. Da versuchte Friedrich mit seinem Vetter Unterhandlungen anzuknüpfen, doch Herzog Max, die geheime Absicht leicht durchschauend, erwiederte: davon könne gar keine Rede sein, bevor Friedrich durch urkundliche Unterzeichnung seine Krone niedergelegt habe.

Fort und fort stieg das Bedrängniß und die Gefahr der Verbündeten. Die Belagerung von Pilsen hatte eilf Tage gewährt, ohne Erfolg. Ein ernstlicher Sturm ließ sich nicht einmal wagen, da ein Angriff von dem böhmischen Hauptheer zu befürchten war. Herzog Max sah, wie leicht die großen Vorräthe, die er auf Wägen herbeiführen ließ, von Mansfeld abgeschnitten werden könnten. Er mußte schlagen oder mit seinem Heere verhungern. Am 12. October brach der Herzog sein Lager ab und schlug die Straße nach Rakow-

nitz (Rakonitz) ein. Zögernd folgte ihm Boucquoi, welcher den Plan auf Prag loszugehen nicht gebilligt hatte. Das böhmische Heer blieb den Verbündeten zur Seite und täglich fielen blutige, unentschiedene Gefechte vor, in denen König Friedrich sich mehrfach hervorthat.

Am 5. November stehen beide Heere bei Rakownitz sich gegenüber. Um 2 Uhr Nachmittags bricht der Herzog sein Lager ab und zieht seitwärts gegen Strassig. In dem Kriegsrath der Böhmen sind die Stimmen wiederum getheilt. Anhalt erräth es, daß der Bayer sich Prag zum Ziel gesetzt habe, man müsse sogleich aufbrechen, Graf Thurn uneigensinnig und unheilsvoll wie immer, widerspricht und setzt seinen Kopf zum Pfande, der Herzog könne solche Absicht nicht fassen, man müsse die Stellung behaupten, damit der Feind gehindert werde, in dem unberührten Lande herumzuziehen und mit neuen Vorräthen sich zu versehen. — So vergehen mehrere Stunden als die sichere Kunde anlangt, daß die Verbündeten gegen Prag sich wenden. Noch in der Nacht zieht der alte Graf Thurn mit dem Fußregimente seines Sohnes auf dem geradesten Wege gen Prag, am andern Morgen folgt das böhmische Heer. Am Abend des siebenten Novembers erreicht es das Städtlein Annhof, zwei Stunden von Prag. Da wird berichtet, die Bayern seien dicht an der Nachhut. Noch einmal bricht Thurn auf und setzt seinen Marsch fort, bis er um Mitternacht auf dem weißen Berge eine Stunde von Prag Halt macht. Hier sehen die Böhmen jeden Angriff der Feinde für thöricht ja für unmöglich an, und achten sich um so mehr gesichert, da sie die Bedenklichkeiten Boucquois genugsam kennen gelernt haben. Zwar sind die Verschanzungen, welche die Vorderseite des Berges, wo er rauh und hügelig ansteigt, decken sollten, noch unvollendet, nur sechs Geschütze in denselben aufgeführt. Allein die Stellung ist auch an und für sich sehr stark. Rechts lehnt sie sich an den großen, ummauerten königlichen Thiergarten, links ist sie durch steile Abhänge gedeckt, im Rücken durch die Klein-Seite Prags mit dem gutbefestigten Hradschin.

Unbesorgt lagert sich das Heer, durch die grundlosen Wege und den Nachtmarsch zerrüttet und äußerst ermüdet. König Friedrich selbst begiebt sich nach Prag, um dort die nothwendigsten Anordnungen zu betreiben, auch viele Officiere und andere Soldaten gehen dorthin,

um die Ihrigen zu besuchen. Wie sich aber Morgens um neun Uhr am 8. November die dichten Nebel verziehen, welche die Tiefungen bisher bedeckt hatten, erblickt man zuerst am Fuß der Hügel die Bayern sich in Schlachtreihen ordnen. Christian von Anhalt will sogleich angreifen, bevor die Feinde sich vollständig aufgestellt, der Graf von Hohenlohe besteht darauf, eine so vortheilhafte Position zu vertheidigen. So vergeht der günstige Zeitpunkt. Auf der andern Seite will aber auch Boucquoi den Anlauf auf eine so starke Stellung nicht wagen, sondern versuchen sie zu umgehen — nach der Ortslage ein sehr mißliches Unternehmen. Herzog Max sieht seinen ganzen Plan gefährdet, als der spanische Carmeliter Dominicus, der aus Italien zu dem heiligen Kriege herbeigeeilt war, zwischen die Feldherrn tritt, uud durch seine begeisternden Worte auch den Zaudernden mit sich fortreißt. Der unmittelbare Angriff wird beschlossen.

Auf dem hingestreckten Rücken des Weißen Bergs hatte sich das böhmische Heer in zwei Treffen aufgestellt, Fußvolk und Reiterei gemischt, mit einem Rückhalt von 5000 Ungarischen Reitern. Den Oberbefehl führte Christian von Anhalt, unter ihm befehligten die Grafen Hohenlohe, Thurn, Solms und der jüngere Anhalt. Die ganze Stärke des Heers wird — am sichersten — auf 11,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reiter berechnet.

Unten am Fuß der Hügel ordneten sich die Verbündeten, zusammen 32,000 Mann Fußvolk und 7550 Reiter, gleichfalls in zwei Treffen, Fußvolk mit Reitern gemischt, eben so in dem starken Rückhalt. Der rechte Flügel bestand aus den Kaiserlichen, das erste Treffen von Tiefenbach, das zweite von Boucquoi, den linken Flügel bildeten die Ligisten; das erste Treffen von Tilly, das zweite von Herzog Max kommandirt; die einzelnen Abtheilungen unter erprobten Führern.[1] Die Fußknechte waren in Vierecken aufgestellt, die Pikenträger in der Mitte, die Musketiere an den Ecken, die 16 bis 18 Geschütze zwischen den Abtheilungen der vordersten Schlachtreihe, je zwei vertheilt.

Mittags um 12 ist die Schlachtstellung geordnet und die Verbündeten rücken unter dem Feldgeschrei Sancta Maria heran. In

[1] Das Nähere der Schlachtstellung und den Schlachtplan siehe in dem gründlich verfaßten Buche: der dreißigjährige Krieg ꝛc. von du Jarrys, Freih. von la Roche.

deren Reichen schmettern die böhmischen Geschütze ihre Kugeln, und ihr Feuer wird auf gleiche Weise erwiedert. Das währt ungefähr eine halbe Stunde. Christian von Anhalt glaubt ein Schwanken auf dem kaiserlichen Flügel zu bemerken und greift mit 9 Schwadronen böhmischer Reiterei an. Die kaiserlichen Reiter werden geworfen, und einige Fähnlein Fußvolk wanken. Plötzlich halten sie wieder Stand und treiben die Böhmen ab, während eine Schaar Ungarn, zu deren Unterstützung kommandirt, sich nicht heranwagt. Da stürzt sich der muthige, junge Fürst von Anhalt mit neuen Schwadronen dazwischen. Durch seinen Anprall beginnen die kaiserlichen Regimenter Tiefenbach und Breuner zu weichen. Vergebens treiben sie Boucquoi und der Herzog mit dem Degen in der Hand vorwärts. Allein Tilly sendet 7 Schwadronen bayerischer Reiter. Diese greifen die Böhmen von der Seite an, und schlagen sie in die Flucht, der junge Anhalt stürzt verwundet und wird gefangen. Umsonst führt Christian von Anhalt die Niederösterreichische Reiterei, und als deren Führer gefallen, die Schlesische (300 Mann) herbei. Diese kämpft höchst tapfer und es scheint, als wolle sie allein die Schlacht halten. Doch wird sie überwältigt. Bald theilt sich die Unordnung der Reiterei dem Fußvolk mit. Die Fähnlein Thurns schießen ihre Gewehre in die Luft und wenden sich zur Flucht.

Unterdessen hat Verdugo mit seinen Wallonen den Hügel im Anlauf erstiegen, die ihm gegenüberliegende Schanze im Centrum des Feindes genommen und deren Geschütze gegen die Böhmen gewendet. Nun befahlen Herzog Max und Boucquoi das Vorrücken des gesammten Heeres. Auf allen Seiten werden die Böhmen geworfen und zerstreuen sich. Die 5000 Ungarn im Rückhalt, welche der Herzog von Weimar noch rechtzeitig heranführen will, hören nicht auf Befehle, nicht auf Bitten, sondern ergießen sich in wilde Flucht. Ueber die Hügel jagen sie hin nach dem Moldauthale zu. Wie sie aber über den breiten Fluß zu setzen versuchen, ertrinkt der größte Theil auf schimpfliche Weise. Nur die Mähren unter dem jungen Thurn und Grafen Schlick halten sich noch im Thiergarten bei dem Stern, jenem schönen Gebäude, wo Friedrich, ehe er in Prag zur Krönung einzog, sein Mittagsmahl einnahm. Die tapfern Männer wurden größtentheils niedergehauen. Christian von Anhalt erreichte Prag mit 16 Reitern. Ueber 4000 Krieger des böhmischen Heeres

lagen todt auf der Wahlstatt, 500 wurden gefangen. Der Verlust der Verbündeten betrug keine 400 Mann.

Das war die Schlacht auf dem Weißen Berg, die über ein Königreich entschied und kaum eine Stunde gedauert hatte. Sie ward an einem Sonntag geschlagen, wo man in den Kirchen das Evangelium verliest: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Hier kann man nun einen tiefen Blick in die gänzliche Zerrüttung des böhmischen Wesens thun. Um dieses aber zu verstehen, merke: einem Herrscher in der Blüthe seiner unumschränkten Macht wird am Ende immer gehorcht; tritt aber die Gefahr ein, wo die Befehle nicht mehr erzwungen werden können, dann wird es klar, daß sich der Thron allein auf die Liebe und das Zutrauen der „Menge" stützt, welche die Großen in ihrem Hochmuth zu verachten pflegte. Kaiser Ferdinand durfte sich ein Jahr zuvor getrost nach Wien werfen, als Boucquois Truppen schon über die Donau von Thurn zurückgetrieben waren und dieser die Stadt beschoß, während Bethlen Gabor mit großer Uebermacht heranzog. Allein der Ferdinand war der tapfern Bürger und aller waffenfähigen, jungen Männer seiner Hauptstadt sicher. König Friedrich aber hatte durch seine unbedachten Handlungen sich die Bürger des festen Prags längst entfremdet und die Herrn seiner Umgebung, die ihm so lange geschmeichelt, wagten es nicht mehr ein Schwert zu seiner Vertheidigung zu ziehen, als die Gefahr vor den Thoren war. — Es zeigen sich nun hier vereinzelte, zum Theil keine erklärliche Erscheinungen, alle aber beweisen die innere Fäulniß der böhmischen Sache.

Am 8. November Vormittags hörte König Friedrich in der Hofkirche seinen Scultetus predigen und als die Kanonen vom Westen her zu donnern begannen, saß er mit seiner Gemahlin in Prag zu Tisch. Von dem Hradschin hatten sie sich bereits in die Altstadt geflüchtet. Jetzt kömmt die Kunde von dem Beginn der Schlacht. Der König steigt zu Pferd, um an der Spitze von 500 Reitern hinauszueilen. Allein das Strahow'sche Thor findet sich geschlossen und wird nicht geöffnet. Bald sieht man Flüchtende über die Abhänge heraneilen, Rosse wild umherirren, einzelne Officiere an den Wällen hinaufklettern, welche die Kleinseite gegen Westen umgürten. Der König reitet zurück und das Thor wird auf seinen und des

Burggrafen Befehl geöffnet und das geschlagene Heer zieht ein. — Christian von Anhalt war auf dem Weißen Berg durch den raschen Angriff des Herzogs eigentlich überfallen worden. (In den Schanzen der Böhmen standen 6 Geschütze, 10 aber wurden genommen; also suchte man eben erst von der Stadt aus die Schanzen zu armiren). — Warum aber hatte Anhalt überhaupt nur diese Schlacht angenommen und nicht lieber mit ungeschwächter Stärke Prag vertheidigt? — Von Mähren her zogen 8000 Ungarn zur Hülfe herbei. Am Strahow in Prag hielt der jüngere Thurn mit seinem Regimente und 17 andern frischen Fähnlein, je 300 Mann stark (nach dem Bericht des Andreas von Habernfeld, vgl. Menzel VI, p. 492). Der Rest des böhmischen Heeres sammelte sich von selbst. Jedoch Anhalt traute wohl den Bürgern von Prag wenig, noch weniger seinen Soldaten. Schon früher einmal ging unter diesen der Plan, sich durch Plünderung der Stadt für ihren Sold und ihre Entbehrnisse bezahlt zu machen. — In Pilsen hielt Mansfeld ruhig mit 12,400 Mann guter Truppen, von Niemanden angegriffen. Es stand ihm frei, mit Zurücklassung einer schwachen Besatzung, sich mit Anhalt bei Rokitzan zu verbinden, oder dem Heere der Verbündeten zu folgen, dasselbe im Rücken zu bedrohen und ihm die Zufuhr abzuschneiden. In diesem Falle vermochten sich die Letztern nicht acht Tage vor Prag zu halten. War es nun dreiste Nachlässigkeit — wie sie in zerrütteten Gemüthern öfter vorkömmt — oder berechnende Bosheit und Verrätherei, die Mansfelds Verfahren bestimmte? — Schon vor geraumer Zeit hatte Graf Thurn den Auftrag erhalten, an der Kleinseite Verschanzungen anzulegen, besonders die offene Seite des Hradschin gegen den „Stern" hin, durch eine Reihe von Redouten zu decken. Da aber die Landesbeamten die erforderliche Summe (600 Reichsthaler) für Schanzpfähle und Schanzgräber nicht ausbezahlen wollten, so wurde keine Schaufel angerührt. — Wie nun durch den Einmarsch des Heerrestes den Verlust der Schlacht Allen kund that, war die Bestürzung unermeßlich. Die Feinde konnten ungehindert einziehen, nur fürchteten sie einen Hinterhalt. Einzelne Wallonen steigen die Wälle hinauf, die Niemand vertheidigt. Die Bewohner der Kleinseite beginnen auf eigene Hand mit dem Feinde zu unterhandeln. Die geschlagenen Truppen werden nach der Vorstadt verwiesen. Dort aber weigern sich die Bürger, dieselben in

ihre Wohnungen aufzunehmen. Die ermüdeten, hungernden, theilweis verwundeten Leute müssen auf den offenen Straßen lagern und ihre Erbitterung steigt auf das Aeußerste. Als Abends der Versuch gemacht wird, 6 Fähnlein wieder zu sammeln, stellen sich von jedem nur 15 bis 20 Mann. Die Uebrigen erklären: sie würden die Waffen niederlegen, sobald die Feinde sich zeigten. — Die Bürgerschaft der Alt- und Neustadt, längst höchst mißmuthig, will nicht zu den Waffen greifen. Jeder denkt nur an sich, will sich vor Plünderung schützen und verbirgt seine Reichthümer. (Wilhelm von Lobkowitz, so thätig bei jenem Fenstersturz, so ergeben dem König, hatte demselben versichert, er könnte ihm nur mit 500 Gulden aushelfen; bei der Plünderung verlor er 17 Truchen voll Gold und Silber, die er in einem andern Hause verborgen hatte.)

Der junge König war in der bittern Stunde der Entscheidung gänzlich rathlos. In der ersten Verwirrung sendete er an seinen Vetter und suchte um einen Waffenstillstand von 24 Stunden nach, um Unterhandlungen zu pflegen. Herzog Max erwiederte wie früher: davon könne keine Rede sein, bevor nicht Friedrich die angemaßte Krone niederlege; doch gewährte er 8 Stunden Rast. Ein Mann von starkem Gemüthe und Erfahrung würde wohl der Herrschaft jetzt entsagt haben, die er nicht zu behaupten vermochte; und dem Friedrich hätte es wahrscheinlich die Churpfalz gesichert, da viele Fürsten seine Jugend begünstigten, wenn sie auch sonst sein Verfahren nicht billigten. Doch Friedrich hörte nur auf seine Rathgeber. Wiederum waren deren Meinungen gespalten. Es lag nahe, daß man Prag, zumal in dieser Jahreszeit, so lange vertheidigen konnte, bis die Unterstützungen herbeigezogen waren. Dann mußten die Verbündeten in das äußerste Bedrängniß gerathen. Auch erboten sich der jüngere Thurn und Schlemmersdorf mit den ungeschwächten Truppen am Strahow die Stadt zu halten. Allein gerade die vornehmsten Feldobersten waren anderer Ansicht. Der alte Graf Thurn erwiederte einer Deputation des Raths der Altstadt: Sie sähen selbst, wie es stünde, der König ließe ihnen väterlich rathen, sich selbst zu helfen und zur Vermeidung des Verderbens der Stadt mit dem Feinde in Unterhandlungen treten. — Solches mußte Alle entmuthigen und es soll sich das Gerücht verbreitet haben: die Bürger beabsichtigten, durch die Auslieferung des Königs sich die Amnestie zu erkaufen.

Dergestalt siegte der Rath Anhalts, die wenigen Stunden der noch gewährten Waffenruhe zur schleunigen Flucht zu benützen. Kannte Christian die Stimmung der Bürger und des Adels, wie auch die Auflösung des Heers so genau, daß er wirklich an der böhmischen Sache verzweifelte, oder fürchtete er blos für den eigenen Kopf? — Es läßt sich nicht errathen. Doch auch der englische Gesandte Digby stimmte dafür, der König solle vor Allem seine Person und die Seinigen in Sicherheit setzen. Am 9. November, früh Morgens verließ Friedrich mit seiner Familie Prag. Die Thore und Brücken waren durch Flüchtige bereits so gesperrt, daß man schwer durchzukommen vermochte. In dem Wirrwar blieb selbst der Wagen, in welchem die Krone, das Palladium des Volks, die Reichskleinodien und die Freiheitsurkunden Böhmens verpackt waren, auf dem Markte aus Mangel an Pferden stehen. Christian von Anhalt selbst floh so kopflos, daß er seine geheimsten Schriften zurückließ.

Noch am 11. November zogen die Verbündeten in die Klein-Seite ein. Und da Herzog Max jedes Zögern verwarf, so wurden ihm schon Tags darauf auch die Thore der Altstadt geöffnet und von den Bayern besetzt. Wie er nun auf den Hradschin ritt, um in der Kapuzinerkirche der Andacht obzuliegen, kam schon Wilhelm von Lobkowitz mit fünf andern Herrn, die besonders thätig gewesen waren, um ihre Reue zu bezeigen. Jeden Antrag auf Amnestie lehnte er ab, und verwies die Bittenden an den Kaiser, der allein hier zu bestimmen habe. So huldigten denn am 11. November die Bürger der drei Städte Prags wieder dem König Ferdinand und am 13. thaten dasselbe die anwesenden Glieder des Herrn- und Ritterstandes mit gar demüthigen Worten. Jeder wollte jetzt zuerst entschuldigt sein. Die Lutheraner hielten schon am ersten Tage nach der Einnahme Prags in ihren Kirchen eine feierliche Danksagung, früher noch als die Katholiken. Nur als Max die böhmischen Truppen sofort abdanken ließ, drohten diese mit Widerstand, da sie noch keinen Sold empfangen hatten. Doch bald fügten sich auch diese und schwuren größtentheils dem Sieger.

In Prag ließ der Herzog eine Besatzung von 6000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern zurück und zog am 17. November mit seinen übrigen Truppen nach Bayern ab.

In denselben Novembertagen, unter den schlimmsten Herbst-

stürmen, kam Friedrich mit seiner hochschwangeren Gemahlin und wenigen Begleitern nach Breslau. Alsbald erließ er einen Aufruf an die Union, und legte ihnen an das Herz, wie hoch bedroht jetzt die gemeinsame Sache aller Protestanten sei. Jedoch ein Schreiben des Churfürsten von Sachsen (vom 20. November) entmuthigte die Schlesischen Stände. Auch der Streit zwischen Calvinisten und Lutheranern fing wieder an. Nur die Wenigsten wollten ernstlich zur Vertheidigung ihres Königs rüsten, dem sie erst unlängst in solcher Pracht gehuldigt hatten. Es fehlte an Geld und Kriegsleuten, noch mehr an Muth. Da verließ Friedrich am 31. Januar Breslau, um seiner Gemahlin nachzureisen. Diese hatte auf vieles Bitten von ihrem Schwager, dem Churfürsten von Brandenburg, zu Küstrin einen armseligen Aufenthaltsort erlangt, wo sie in Dürftigkeit ihren Unglückssohn gebar (den Prinzen Moritz, der in Amerika verscholl). Friedrich hatte etwas auf die nachgesuchte Vermittlung des Churfürsten von Sachsen gerechnet. Allein dieser rieth zur unbedingten Unterwerfung, außerdem gäbe es keine Sicherheit für seine Person, keine Hoffnung auf den Besitz seiner Erblande.

Friedrich ging nun mit den Seinen nach Berlin. Allein Georg Wilhelm ließ, bei aller Knauserei, mit der er das unglückliche Fürstenpaar behandelte, diesem bald merken, wie beschwerlich ihm dessen längerer Aufenthalt sei. Friedrich hielt sich nicht mehr für sicher und entwich nach Wolfenbüttel. Doch auch hier wollten ihn die Verwandten nicht mehr kennen. Erst im Haag bei dem Wilhelm von Oranien (am 14. April) fanden Friedrich und Elisabeth wieder eine freundliche Aufnahme.

VIII.

Der nordteutsche Krieg.

(Die zweite Belagerung Magdeburgs.)

Böhmen mit den Nebenlanden war unterworfen, die große Conföderation zersprengt. Bald darauf löste sich die Union von selbst auf (im Mai 1621), und Churfürst Friedrich irrte als ein Flüchtling umher. Doch hörte weder der Krieg auf, noch das Wirken und Treiben der politischen Zersetzung. Im Innern des Reichs waren dieselben gährenden Elemente geblieben, die jederzeit unter irgend einer Form sich wieder vereinigen konnten; es bestanden noch die auswärtigen Verhältnisse, welche das Haus Oesterreich bedrohten. Allein die demokratische Partei war durch die Schlacht auf dem Weißen Berge niedergeworfen, und vermochte nur in einzelnen großen Städten des Reichs ihr früheres Streben fortzusetzen. Um so mehr tritt die Politik der Großen mit deren besonderen, gänzlich egoistischen Interessen hervor. Blos als diplomatische Redensart wird noch die Religionsfreiheit erwähnt, und die kirchlichen Streitigkeiten nebst den Predigeragitationen beschränken sich auf einzelne Orte oder Bezirke. Sieht man doch jetzt zuweilen auch die Curie gegen Oesterreich gestimmt, welches, nach der gewöhnlichen Annahme, die katholische Partei vorzugsweise repräsentirt. Da muß es nun als recht thöricht erscheinen, wenn man fürderhin von einem Religionskrieg spricht.

Was nun nach der Unterwerfung Böhmens bis zu der Landung des Königs von Schweden sich zutrug: die Gegenreform Ferdinands II., die innere Umgestaltung des teutschen Reichs, die Wiederholung der geheimen Coalitionen, der stets wieder ausbrechende Krieg, das ist recht schwer als ein Ganzes zusammenzufassen und zu beschreiben. Versuchen wir es auch hier, jene Zeit zum Zwecke der

Haupterzählung in einer kurzen Uebersicht etwas näher zu beleuchten, so thun wir es ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Es wird noch genug Räthselhaftes bleiben. Bald hängen die wichtigsten historischen Momente von einem tiefangelegten Plane, bald von einer vorübergehenden Laune oder der geheimen Gewissensberathung irgend eines Herrschers ab. Bei den diplomatischen Verhandlungen fehlt es meistens an den nothwendigen Aufschlüssen, da die Wahrheit mit der ausbündigsten Sorgfalt unter Zweideutigkeiten versteckt wird, wozu sich die gedehnte, affektirte, unklare Sprachweise jener Zeit ganz besonders eignet.

Weil aber nicht nur die verschiedenartigsten Interessen hier ineinander greifen, sondern auch die Ereignisse jene, und dann sich selbst wieder untereinander bedingen, so dürfte eine genaue Beachtung der Zeitfolge derselben wohl am meisten Aufschluß geben.

Zunächst tritt der Charakter des Kaisers in Frage, der Manchem sehr räthselhaft erscheint. Ferdinand besaß kein gewöhnliches, schwankendes Gemüth, das mit den Ereignissen sich ändert, und eben dadurch zuweilen der wandelbaren Menge gefällt. Er blieb stets und gleichmäßig durchdrungen von den Grundsätzen des katholischen Glaubens, in welchem er erzogen war und in dem er Trost und Stärke fand. Seine glücklich errungenen Siege selbst erschienen ihm als eben so viele göttliche Bestätigungen seiner Ueberzeugung und des gerechten Kampfes. Er hegte noch die alte Ansicht aus dem Mittelalter überkommen, daß ein Fürst für das Seelenheil seiner Unterthanen verantwortlich sei. Für die katholische Kirche daher zu streiten, erschien ihm als Nothwendigkeit, während er gegen Einzelne unter den Protestanten durchaus keinen Widerwillen in sich trug. So war der Dichter Martin Opitz bei ihm sehr beliebt, erhielt aus seiner Hand den dichterischen Lorbeerkranz und das Adelsdiplom, obgleich dessen geistliche Lieder viel zur Förderung des Prostantismus in Böhmen beitrugen. Bei den Reaktionen des Kaisers darf man auch nicht übersehen, daß nach seiner, bereits erwähnten Ansicht, die politische Umwälzung in dem Reiche mit den neueren Glaubensbekenntnissen nicht nur zusammenhing, sondern daß diese oft genug nur als zweckdienliches Mittel und Beschönigung für jene dienen mußten. Wer aber in Erwägung zog, wie von den ersten Jahren der Kirchenreformation an diese von einzelnen Reichsfürsten benützt ward, um

sich, mit Vermehrung der Hausmacht von dem Kaiser unabhängiger zu machen, und wie die Stände katholischer Landesherrn bei ihrer Opposition ganz auf dieselbe Weise verfuhren, der konnte leicht eine solche Ansicht gewinnen, wenn es ihm nicht vergönnt war, in den ächten Geist der Reformation einzudringen, den man auch in der höheren Fortbildung der katholischen Kirche selbst gewahren kann. Solche Meinung zeigt sich auch in dem Urtheile kaiserlicher Gerichte, wo geradezu auf Hochverrath erkannt wird, während die Angeklagten blos als rechtmäßige, nur überwältigte Vertheidiger ihrer Religionsfreiheit gelten wollen, was wiederum zu der Conspiration mit Bethlen Gabor und den Türken nicht recht stimmen will.

Ferdinand II. war aber überzeugt, daß die Gegenreformation, welche er unternahm, nicht nur den Geboten seiner Religion gemäß, sondern auch daß sie gesetzlich sei. Denn er hielt sich dabei in den ersten Jahren seiner Kaiserherrschaft genau an die Rechtsformen, wie sie nach den Reichstagsbeschlüssen vorlagen, besonders auf die Art und Weise sich stützend, wie dieselben von den protestantischen Fürsten interpretirt und ausgeübt wurden. In Steiermark und andern Erbländern hatte er die katholische Religion mit Gewalt eingeführt. Hierzu glaubte er sich durch den Religionsfrieden berechtigt, um so mehr, da auch die protestantischen Landesherrn, vermöge der von ihnen schon in den ersten Jahren behaupteten kirchlichen Suprematie, ihre Unterthanen nach ihren religiösen Meinungen regelten und besonders die andersglaubenden Geistlichen stets unbarmherzig vertrieben. Dagegen gestattete sich Ferdinand II. niemals, auch nicht in den Tagen seiner unbedingten Uebermacht, unmittelbar protestantische Reichsfürsten wegen ihres Glaubens zu bedrücken, oder nur die Gegenreform in ihren Landen zu fördern. Allerdings nahm er die Rechtsformen wörtlich, wie ein Justizbeamter, der an dem Buchstaben klebt, nicht wie ein großer Staatsmann, welcher über seine Zeit sich erhebend, in dem Bestehenden schon die künftige Entwicklung voraussieht, und daher das Veraltende, auch wenn es durch Gesetze gestützt wird, erkennt und beseitigt und das mit Nothwendigkeit Bestehende anbahnt. So hatte Ferdinands II. großer Anherr, Kaiser Karl V., seine eignen Neigungen bemeisternd, nur nach der Versöhnung der Parteien, niemals nach der gewaltsamen Unterdrückung der ihm Widerwärtigen gestrebt, damit das teutsche Reich kraftvoll und wohlgefügt verbleibe.

Wie man damals politische Privilegien nur als Bewilligungen aus der freien Gnade des Herrschers, etwa als Belohnung für erwiesene Treue oder für besonders tapfere oder bereitwillige Unterstützung ansah, deren der später Entgegenhandelnde sich wieder verlustig machen kann, so erblickte Ferdinand II. auch in den kirchlichen Freiheiten, welche seine Vorfahren einzelnen Provinzen ertheilt hatten, keineswegs naturnothwendige, dem fortschreitenden Jahrhunderte gemachte, unwiederrufliche Concessionen. War nun ein Land mit den Waffen wieder unterworfen, so hing es nach dieser Theorie ganz von dem Herrscher ab, wie weit er früher gewährte Freiheiten beibehalten oder beschränken wollte. Wir finden daher den Kaiser verzeihend, wo er aufrichtige Reue wahrzunehmen glaubte, streng, wo er Trotz oder gar heimlich fortgesetzten Widerstand sieht.

Nun bemerkt man bei dem Fortgange der Gegenreformation in den verschiedenen Ländern Oesterreichs eine zunehmende Härte bis zu den bittersten Maßregeln. Man könnte hier auf einen tiefangelegten Plan schließen, die Widerstandskraft der Unterdrückten nach und nach zu brechen. Ein Plan, der sich dem kaiserlichen Beichtvater Lamormain (Wilhelm Lämmermann) und andern am Hofe mächtigen Jesuiten wohl zutrauen ließe. Doch ist dieses nicht wahrscheinlich, auch wenn wir es aus Caraffa nicht genauer wüßten. Immerdar sah sich der Kaiser von Fürsten, die ihn kurz zuvor durch Ergebenheitsschreiben zu täuschen versucht hatten, verrathen, den Krieg sich stets erneuern, seine östlichen Gränzen von den Erbfeinden, Bethlen Gabor und den Türken wiederholt bedroht. Es lag am Tage, daß alle diese geheimen Umtriebe und Pläne sich auf die Unzufriedenheit seiner eigenen, nicht katholischen Unterthanen gründeten, die wiederum von ihren Predigern durch erbitternde, oder wenigstens sehr unvorsichtige Kanzelreden und Flugschriften in Aufregung erhalten wurden. Hier schien die damals sehr verbreitete Ansicht bestätigt, daß einem Calvinisten, dem Andersglaubenden gegenüber, auf Treue und Wort durchaus nicht zu glauben sei. Und da nun überdieß England, Frankreich, Holland, Dänemark und Schweden, im Vertrauen auf einen Zwist des Reichs, fortfuhren, gegen desselben Erhaltung und Einheit zu conspiriren — ist es nun dem Kaiser zu verargen, wenn er am Ende durch die äußersten Maßregeln, selbst durch erzwungene Auswande-

rung der Unkatholischen seine Erbstaaten wenigstens, so sehr ihn deren Entvölkerung schmerzte, sich zu sichern bestrebte.[1]

Die Mähren, welche nach eigener Erklärung mehr von den Böhmen gezwungen, als aus eignem Antriebe sich erhoben hatten, unterwarfen sich demüthig (am 18. Januar 1621). Von den Anführern wurden 24 zum Tode verurtheilt, ihre Strafe jedoch in Verbannung oder zeitweise Haft gemildert. Jedoch durchaus Güterverlust verhängt. Die Stände mußten ihre Truppen entlassen, die Conföderationsakten ausliefern und 120,000 Thaler Kriegskosten bezahlen. Das Uebrige blieb ungeändert wie zuvor. — In Prag waren die Direktoren und andere bedeutende Anhänger der böhmischen Sache, welche sich nicht durch die Flucht gerettet, einzeln unter die Bewachung eines Hauptmanns gestellt. Gegen Ende Februars 1621 wurden diese Wachen plötzlich entfernt und Graf Tilly ließ diese Männer durch einen Vertrauten wohlmeinend warnen, die Gelegenheit zur Flucht zu benützen. Allein sie fürchteten den Verlust ihrer Güter und blieben. Am 28. Februar ließ eine kaiserliche Gerichtscommission 48 der am meisten Betheiligten in das Gefängniß bringen, die Entflohenen auf sechswöchige Frist vorladen, und als sie nicht erschienen, mit dem Güterverlust vogelfrei erklären. Nach dem Willen des Kaisers sollte das Urtheil über die Verhafteten nach dem allgemeinen göttlichen und menschlichen Rechte, und mit Rücksicht auf die, in den böhmischen Landtagsbeschlüssen der Jahre 1609 und 1610 auf Majestätsbeleidigung festgesetzten, Strafen gefällt werden. Die Mehrzahl der Angeklagten berief sich auf ihre Rechte als Stände; denn als Theilnehmer des Regiments seien sie verpflichtet gewesen, die Aufrechthaltung der Verfassung zu vertheidigen. Lange zögerte Ferdinand II. mit der Unterzeichnung des Todesurtheils. Gerade die unbeugsame Standhaftigkeit der Verurtheilten erschwerte ihre Begnadigung. So erfolgte am 21. Juni 1621 die Hinrichtung von 28 Männern, theils durch das Beil, theils durch den Strang. Die Verschärfung der Strafe bei Einigen geschah wider den ausdrücklichen Willen des Kaisers durch Slawata und Consorten. Alle starben mit festem Muth. Wilhelm Poppel von Labkowitz, der einzige Helfer

[1] Wir wollen nur darauf hinweisen, mit welcher Härte in Schweden die katholische Religion verfolgt wurde, wo nicht nur damals, sondern noch in neueren Zeiten der Uebertritt zu der römischen Kirche mit der Todesstrafe bedroht war.

des Fenstersturzes, der bei der Hand war, erhielt wegen Ostentation seiner Reue Begnadigung zur lebenslänglichen Haft. —

In Schlesien hatte der Churfürst von Sachsen, zu Gunsten der Lutheraner, die Vermittlung mit dem Kaiser auf eine milde und verständige Weise geführt. Unter dem 28. Mai 1621 leisteten die Schlesier unterwürfige Abbitte und erhielten von dem Kaiser eine gnädige Antwort und Verzeihung in weitester Ausdehnung. Der Majestätsbrief von dem Jahr 1619 ward bestätigt und Ferdinand II. beharrte dabei ungeachtet aller Einreden seiner Umgebung. Die schlesischen Stände übernahmen es vertragsmäßig 300,000 fl. in 3 nahen Fristen zu zahlen und 9000 Mann zum Schutz des Landes zu besolden. Die Huldigung ward den 3. November durch einen Handschlag dem kaiserlichen Commissarius geleistet und von einer Reaktion war weiter nicht die Rede. Nur daß die Protestanten einige katholische Kirchen und geistliche Güter zurückerstatten mußten, deren sie sich unter Friedrichs Regiment bemächtigt hatten. — In Nieder-Oesterreich wurden 16 bei der Erhebung am meisten Betheiligte in Haft gebracht, aber nach kürzerem oder längerem Gefängniß wieder freigegeben. Nur einer erlitt den Tod durch das Schwert. Die politischen Verhältnisse blieben unangetastet. Die protestantische Religionsübung ward nach dem Wortlaut der alten Freiheitsbriefe auf die Patronatskirchen der evangelischen Stände beschränkt. Doch durften Unterthanen katholischer Herrn diese Kirchen nicht mehr besuchen, wie ihnen eine Zeit lang nachgesehen.

Schon die rasche Unterwerfung Böhmens hatte unter den Reichsgliedern große Bestürzung hervorgebracht. Wie aber Ferdinand II. nun weiter fortschreitend in dem Saale der Kaiserburg auf dem Thron sitzend, die Reichsacht über Friedrich von der Pfalz, den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, den Grafen Georg von Hohenloh und den Christian von Anhalt feierlich ausspricht (am 23. Januar 1621), wird die Verzagtheit allgemein. Von einzelnen Fürsten und Herrn laufen Ergebenheitsschreiben an den Kaiser ein. Der Herzog von Würtemberg bezeigt sich gar demüthig. Keiner will von dem unglücklichen Friedrich mehr Etwas wissen. Von der Union scheiden alsbald einzelne Glieder aus: zuerst Straßburg und Worms, dann Moritz von Hessen. Der Rest der Union versammelt sich noch einmal zu Heilbronn (im Mai 1621), um sich aufzulösen. Kaum daß

sie für ihr ehemaliges Bundeshaupt eine Bitte an den Kaiser wagen. Nur einige auswärtige Mächte: Dänemark, England und Spanien — dieses bewogen durch die projektirte Heirath des Erbprinzen Karl von England mit einer spanischen Prinzessin — treten für den Churfürsten Friedrich ein. Auch Herzog Max von Bayern macht einen aufrichtigen Versuch zur Aussöhnung mit dem Stamm-Vetter. Doch alle verschiedenen Vorschläge und Unterhandlungen scheitern an der Hartnäckigkeit Friedrichs, der Wiedereinsetzung ohne allen Verlust begehrt. Der Kaiser aber, der Oberösterreich an den Herzog von Bayern hatte verpfänden müssen, will diesen durch die Oberpfalz entschädigen, und der Pfandschaft für die Kriegskosten los werden.

Unterdessen dauert der Krieg fort. Der geächtete Markgraf Johann Georg von Brandenburg, dem unter dem 23. Mai 1621 Churfürst Friedrich als General-Commissarius den Oberbefehl über sämmtliche Truppen in Schlesien übertragen, hielt sich noch in Oberschlesien, — wo seine Besitzungen (Jägerndorf) lagen — und suchte in Verbindung mit Bethlen Gabor den Kampf wieder zu erneuern. Vor der Feste Neuhäusel wird Boucquoi, der mit wenigen Begleitern auf Kundschaft ausgeritten, überfallen und nach tapferer Gegenwehr getödtet. Dampierre war schon früher geblieben. Da schließt Bethlen Gabor ganz unerwartet den Frieden zu Nikolsburg (am Ende des Jahrs 1621), und entsagt gegen Gewährung gewisser Besitzungen und Einkünfte dem Königstitel auf Ungarn. Jetzt verzweifelt der Markgraf an seiner Sache, gebietet seinen Befehlshabern in Schlesien, sich so gut als möglich mit dem Feinde zu setzen und ihre Truppen abzudanken. Johann Georg starb thatenlos zu Kaschau in Oberungarn im März 1624.

Es gab immer noch Anhänger des Churfürsten Friedrich in Teutschland. Manche durch die Verhältnisse gezwungen, ihr Geschick an das seinige zu knüpfen. Adeliche, aus Böhmen oder Oesterreich ausgetrieben, warteten nur auf den Augenblick, das Schwert ergreifen zu können. Männer von der Feder verbreiteten von den Hansastädten, besonders von Hamburg aus, giftige Flugschriften gegen das Haus Oesterreich. Im Grunde wirkten sie aber eben so wenig, als die Befehle des Kaisers an die Hansastädte, die Verfasser zu überwachen oder auszuweisen. Wurden dort noch andere gefährliche An-

schläge, vielleicht gegen den Kaiser persönlich, ausgesonnen, so mag doch in den Angaben Vieles übertrieben sein. Manche Fürsten der Union blieben dem Kaiser feindlich gesinnt, wie der Landgraf Moritz von Hessen, der Herzog Ulrich von Würtemberg, sie wagten sich aber nicht hervor, sondern schadeten nur heimlich, so viel sie vermochten. Nur wenige Parteigänger oder Partisanen unternahmen es, den Krieg wieder zu erheben.

War es doch als wenn die alte Erinnerung aus der Völkerwanderung wieder wach geworden wäre, wo einzelne kühne Männer unter den Franken oder Alamannen sich zu Heerfürsten aufwarfen, und mit ihren Gefolgschaften auszogen, um Beute zu machen oder ein Stück Land zu erobern. Wie damals erhoben sich einzelne Fürsten und Herrn, sammelten auf eigene Faust Söldner, welche den Pflug oder die Werkstatt verließen, um ein abenteuerliches räuberisches Leben in aller Ungebundenheit zu führen. Nur darin unterschieden sich diese neuen Kriegsherrn von den alten, daß sie nicht wie diese, nach dem feindlichen Auslande sich wendeten, sondern ihr eignes Volk überfielen. Leicht war ein Vorwand, leicht ein Namen für den Beginn des Kriegs gefunden und eben so unbedenklich wieder aufgegeben. Leicht ernährten sie ihre Schaaren, so lange es noch Klöster auszurauben, Kirchengefäße zu stehlen, Brandschatzungen von wehrlosen Orten zu erpressen gab. Wo es gerade fehlte, halfen sich die Söldner selbst durch unbarmherzige Plünderungen, mit den gräulichsten Missethaten das flache Land verwüstend. Tapfere Männer waren diese Partisanen, allein nur ein Thor kann in ihnen Helden einer erhabenen Sache erblicken.

Der Stammvater dieser neuen Heerführer war jener Graf von Mansfeld, den wir schon nannten, durch dessen sehr zweideutiges Zaudern vornehmlich die Schlacht auf dem Weißen Berg verloren ward. In dem kleinen, durch frühe Ausschweifungen zerrütteten Körper wohnte ein kühner, überaus verschlagener Geist. Rücksichtslos in der Wahl der Mittel war ihm jeder Trug, jede Gewaltthat gerecht. Um die Ordnung und Zucht seiner Soldaten kümmerte er sich durchaus nicht, und erklärt gemüthlich ihre Ausschweifungen als eine ganz natürliche Folge seines Geldmangels. [1]

[1] „Es ist unwidersprechlich, daß wenn den Soldaten der Sold nicht wird, sie in keiner Kriegsdisciplin zu halten sind. Sie und ihre Pferde können nicht von

Mansfeld war eine Zeit lang in Pilsen und der Umgegend, die er noch besetzt hielt, übersehen worden. Da er sich geneigt zeigte, in kaiserliche Dienste überzugehen, so trat eine Art von Waffenstillstand ein. Doch waren die Forderungen, welche er stellte, so unsinnig übertrieben, daß er wohl nur Zeit zu gewinnen suchte (vgl. Mailath, III. p. 91). Von dem Churfürsten Friedrich, der überall nach Beistand sich umsah, zum Feldmarschall sämmtlicher Truppen in Böhmen ernannt, erneuert er den Krieg. Tilly rückt gegen ihn und obschon schwächer, zwingt er ihn, nach der Oberpfalz sich zu werfen, wo er durch die Truppen, welche von der Union abgedankt waren, und den Zuzug des Herzogs Friedrich von Weimar verstärkt, in fester Stellung sich hält. Gegen Tilly bleibt er in einigen kleinen Gefechten im Vortheil und auch das Treffen zu Waldhaus (9. Juli 1621) ist unentschieden. Als aber jetzt Herzog Max mit einem zweiten Heere heranrückt, dem Mansfelder die Zufuhr abschneidet, als Pilsen von seiner Besatzung überliefert wird, und auch die oberpfälzischen Orte sich nach und nach ergeben, beginnt der schlaue Abenteurer wiederum Unterhandlungen, nach gewohnter Weise. So gelang es ihm, in Eilmärschen durch Franken nach der Unterpfalz zu entschlüpfen,

der Luft leben. Alles, was sie an sich tragen, Waffen oder Kleidung, verzehrt sich und zerbricht. Sollen sie es wieder kaufen oder machen lassen, so gehört Geld dazu. Hält man ihnen damit nicht inne, so nehmen sie, wo man es findet, und zwar nicht auf Rechnung dessen, was man ihnen schuldet. Denn sie zählen und wiegen nicht. Und wenn man ihnen also einmal das Thor öffnet, so rennen sie auf dem Plan ihrer Unbändigkeit immer fort. Sie nehmen Alles, sie zwingen Alles, schlagen und erschlagen Alles, was ihnen Widerstand thun will. In Summa, da ist kein Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften, denn sie durch unterschiedlicher Nationen Practiken und Gesellschaft in allen Bubenstücken aufs Höchste kommen. Der Teutsche, der Niederländer, der Franzos, der Italiäner, der Hungarer giebt ein Jeder Etwas von den Seinigen darzu, daß keine Verschlagenheit noch arge List, Etwas zu überkommen, erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe, die sie nicht verübten. Da schonen sie keine Person, sie sei weß Standes und Würden sie wolle. Es ist ihnen kein Ort frei noch heilig. Die Kirchen, die Altäre, die Gräber, ja die todten Körper sind vor ihren diebischen und räuberischen Gewaltthaten nicht sicher." — So spricht Mansfeld in der von ihm selbst verfaßten „Relation derer Geschichten, Ritterlichen Thaten und Kriegshandlung, so Herr Ernst Graf zu Mansfeld — mit seinem unterhabenden Kriegsvolke ins Werk gesetzet." — Eine lebendige Schilderung der Soldateska jener Zeit gibt er gewiß, ob er sich gerechtfertigt? — Vgl. Menzel VII. p. 77.

wo er zu Mannheim in der Mitte Octobers eintraf. Nach Spinola's Abberufung befehligte am Rhein Don Ferdinando Gonsalvo von Cordova den Rest der spanischen Truppen. Dieser und der pfälzische Oberst Obentraut hatten sich während des Sommers durch Hin- und Herziehen gegenseitig ermüdet. Da Mansfeld nun die pfälzischen Truppen an sich zog, wuchs sein Heer auf 17,000 Mann. Anstatt aber den Cordova durch die Uebermacht zu erdrücken, zog er, da sich in der Pfalz nicht wohl gut plündern ließ, im Bisthum Speier und andern Gegenden umher, von den Feinden Brandschatzungen, von Freunden sogenannte Ritterzehrung einzutreiben (von Heilbronn 20,000 Gulden). Im Spätherbst traf auch Tilly mit 85 Fahnen Fußvolk und 47 Schwadronen Reiter ein, doch behaupteten beide Theile ruhig ihre Quartiere.

Schon während des Sommers hatte ein anderer Abenteurer in Niedersachsen und Westfalen Truppen gesammelt. Dieser war der 21jährige Herzog Christian von Braunschweig, der jüngere. Frühzeitig hatte der Einfluß seiner Verwandten viele geistliche Pfründen auf ihn gehäuft. Als er 16 Jahre zählte, wählte ihn das Domcapitel zu Halberstadt zu seinem weltlichen Bischof oder Administrator, welchen Beinamen er gewöhnlich führt. Keine Wahl war aber geeigneter den heillosen Mißbrauch der hohen geistlichen Würden in das schärfste Licht zu setzen. Christian, ein frevelhafter Spötter über Alles, was die Menschen heilig achten, trat auch jede gute Sitte nieder. Wie er sich während seiner Feldzüge an offener Tafel laut der Schmach zu rühmen pflegte, welche er in katholischen Orten Frauen und Jungfrauen angethan habe. Gegen den Kaiser höchst erbittert, weil er ihm die Belehnung mit den Bisthümern Halberstadt und Minden versagte, faßte er, wie man erzählt, eine tolle Neigung zu der tugendhaften Churfürstin von der Pfalz und erklärte sich als deren Ritter. Vermittelst seiner reichen Pfründen brachte er 5000 bis 6000 Mann zusammen, um in das Feld zu ziehen. Sein eigener Bruder Herzog Ulrich von Wolfenbüttel nebst andern Vettern mahnten ihn vergebens ab, doch in der Wetterau verlegten ihm bayerische, würzburger und darmstädter Truppen den Marsch und warfen ihn mit Verlust zurück. Dennoch gab Christian seinen Plan nicht auf.

Der dritte, welcher sich für den unglücklichen Churfürsten erhob, war der eifrige Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein Fürst

besserer Art, einsichtsvoll und ritterlich, nur der gute Feldherr nicht, für den er sich selbst zu halten pflegte, weil er einige wunderliche Erfindungen im Kriegswesen gemacht hatte.[1] Während des Winters hatte er sich auf das Beste gerüstet, und wußte den Kaiser, obgleich dieser von Bayern gewarnt,[2] zu täuschen, daß dieses nur zur Erhaltung des Landfriedens und für den kaiserlichen Dienst geschehe. So war es ihm gelungen, ungestört Söldner anzuwerben. Auch die Herzöge Wilhelm und Bernhard (geb. 1604) von Weimar waren während des Winters in die Dienste des Markgrafen getreten.

Tilly war eben mit der Bestürmung der Bergfeste Dilsberg beschäftigt, Mansfeld pflog Unterhandlungen mit den Spaniern, um in die Dienste ihres Königs zu treten, als Churfürst Friedrich ganz unerwartet (am 12. April 1622) in dem Mansfeldischen Lager eintraf. Nur mit zwei Begleitern war er von Paris aus, durch Lothringen, selbst durch feindliche Heerhaufen nach Landau gereist. Neue Hoffnung faßte die Pfalz, Mansfeld, sogleich wieder kriegsbereit, setzte auf das rechte Rheinufer bei Germersheim, und der Markgraf von Baden zog mit seinem Heere, an 15,000 Mann stark, von Durlach aus in das Feld. Am 15. April traf Mansfeld auf Tilly, der ihm entgegengerückt war; wußte denselben aus den günstigen Stellungen, die er bei Wiesloch genommen, hervorzulocken und brachte ihm einen harten Verlust bei. Da auch die Badener zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde erschienen, so sah sich der ligistische Feldherr zum Rückzug genöthigt.

Groß war der Jubel in der Pfalz über solchen Erfolg. Doch dauerte derselbe nicht lange. Der Markgraf hatte sich von Mans-

[1] Vgl. la Roche, der dreißigjährige Krieg, I. p. 94.

[2] Ueber das listige Verfahren des Markgrafen vgl. Mailath, Gesch. des Oesterreich. Kaiserstaats VII. 87 2c. ferner: Sattlers Gesch. des Herzogthums Würtemberg VI. § 119 bis § 124, wo versucht wird, den Herzog von Würtemberg zu rechtfertigen. — Um sein Gebiet seinem Hause zu sichern hatte der Markgraf die Regierung seinem Sohne Friedrich abgetreten. Allein die Abtretungsurkunde ward erst am 28. April — 2 Tage nach der Schlacht bei Wimpfen — veröffentlicht, an welchem Tag Friedrich zu Karlsburg im Durlachischen einen Revers gegen seine Brüder ausstellte, daß durch diese Regierungsübernahme das Testament ihres Vaters nicht verletzt werden solle. — Also war jene Abtretungsurkunde nichts anderes, als ein für den schlimmsten Fall vorbehaltenes Aktenstück.

feld, der seine Plünderungen im Elsaß und dann im Darmstädtischen wieder fortsetzte, getrennt und stieß am 26. April auf Tilly, welcher zwischen Heilbronn und Wimpfen seine Stellung vor einem Walde genommen hatte. Anfangs schienen beide Heere ihre Kräfte in vereinzelten Angriffen zu messen; der Markgraf, stärker an Truppen, schritt langsam und systematisch vor. Es war ein heißer, ermattender Frühlingstag und um Mittag trat von selbst Waffenstille ein. Die Ligisten ruhten im kühlen Walde, Georg Friedrich benützte die Zeit, um seine Stellung zu verändern, so daß die starke Wagenburg mit ihren Spießwägen den sichern Rückhalt ausmachte. Da sah man von Ferne Staub aufwirbeln, es rückte aber nicht Mansfeld, sondern Cordova mit 2 spanischen Regimentern und 1000 Reitern heran. Eine Zeit lang währte die Schlacht mit zweifelhaftem Erfolge, bis die Badener nach und nach zu der Wagenburg zurückgedrängt wurden. Als sich daselbst der Pulvervorrath auf fünf Wägen entzündete, und die Verwirrung im Rücken derselben vermehrte, wendete sich deren Reiterei zur Flucht. Dennoch unternahm es der Markgraf mit dem Fußvolk seine Wagenburg zu behaupten und der Kampf war daselbst ungemein heiß. Zwei bayerische Regimenter, welche den Sturm versuchten, erlitten schweren Verlust, als die Neapolitaner vorstürzten und die Geschütze wegnahmen. Nun ward auch die Wagenburg erstürmt und nur die ungemeine Tapferkeit des badischen Weißen-Regiments gab dem Markgrafen Raum zur Flucht und verhinderte die gänzliche Niederlage seines Heeres.[1] Von jeder Seite lagen ungefähr 5000 Todte auf dem Schlachtfelde. Auf der badischen fielen der Herzog Magnus von Würtemberg, der Pfalzgraf Christian von Zweibrücken und sonst noch viele adliche Herrn; die neuen Geschütze, die Spießwägen, die Vorräthe und die Kriegskassen gingen verloren.

Während des Winters hatte Herzog Christian, der Administrator, über 20,000 Mann gesammelt, welche er in Westfalen nach Räuberart ernährte; ein schlechtgerüstetes Heer, das nur 3 geringe Geschütze mit sich führte. Als er nun aus Norddeutschland heranzog und eben bei Höchst eine Brücke über den Main schlagen wollte, griffen ihn Tilly und Cordova an (am 9. Juni 1622, wo Mansfeld und der

[1] Zu dem Weißen-Regiment gehörten auch 3 Compagnien Pforzheimer — aus Stadt- und Landwehr — je 300 Mann; daher die Sage von den 400 Pforzheimern. Vgl. über die ganze Schlacht: la Roche I. p. 92—110.

Churfürst sich gerade zu Mannheim befanden). Christian erlitt eine vollständige Niederlage und entrann zu Mansfeld. Dennoch schien die Pfälzische Sache nicht verloren. Christian sammelte wieder sein Heer bis auf 13,000 Mann, der Markgraf hatte über 10,000 zusammengebracht, Mansfeld stand noch ungeschwächt, so blieben die 3 Partisanen, wenn sie sich anders über einen gemeinsamen Plan verständigen wollten, den Ligisten und Spaniern weit überlegen. Allein während des Kampfes in dem obern Rheinlande hatte die Diplomatie ihr trügerisches Werk vollendet.

Von England, Sachsen, auch von Dänemark wurde die Wiedereinsetzung des Churfürsten von der Pfalz in seine früheren Würden und Besitzungen eifrig betrieben. Er selbst sendete, während seine Feldherrn kämpften, fortwährend Vermittler und Botschafter ab, um die Aufhebung der Reichsacht zu erlangen. Der Kaiser hatte bereits während des Mai in einem Manifeste an die neutralen Fürsten gesagt: er habe stets nur eine friedliche Ausgleichung gewollt, vor Allem aber müßte das grausame Beginnen Mansfelds und seiner Genossen eingestellt werden. Durch die Schlachten bei Wimpfen und Höchst erhielten diese Worte Kraft und Bedeutung. König Jacob I., ohnehin nicht der Klügste, fand die vorläufige Einstellung der Feindseligkeiten für billig, wies in diesem Sinne seinen Gesandten Waston für die Unterhandlungen zu Brüssel an, und schrieb an seinen Schwiegersohn selbst drohend. Ueberdieß litt das Heer Friedrichs an Allem Noth. Es fehlte an Geld und Vorräthen; die Pfalz gleich den umliegenden Landschaften jenseits des Rheins waren gänzlich ausgesogen, und nur wenige Städte in der Gewalt des Churfürsten, so daß seine Sache an Erschöpfung zusammenfallen mußte, wenn nicht Hülfe von Außen kam. Bereits hatte der jüngere Thurn Glatz, die letzte Festung in Schlesien übergeben, Christian von Anhalt mit seinem Sohne sich dem Kaiser unterworfen und war zu Gnaden angenommen worden (am 2. Juni 1622), der Markgraf von Baden sah sich gezwungen, aus Mangel an Geld und Vorräthen, die bei Wimpfen verloren gegangen, seine Truppen zu entlassen (am 12. Juli). Braucht man da nach besonderen, geheimnißvollen Einflüssen zu fragen, welche den jungen Churfürsten bewogen, den Kampf aufzugeben? — Am 23. Juli (neuen Styls) verabschiedete Churfürst Friedrich den Rest seiner Truppen und flüchtete nach Sedan zu dem Herzog von Bouillon.

Zwei Tage später schrieb Mansfeld an Tilly und trug dem Kaiser seine Dienste an. Man wies sie zurück. Die beiden Partisanen erhielten nun von verschiedenen Seiten Anerbietungen, auch von beiden Parteien, die sich in Frankreich wüthend bekämpften. Sie zogen jedoch den Dienst der Vereinigten Niederlande vor, und wendeten sich durch Lotharingen dorthin. Bei Fleurus warf sich ihnen Cordova entgegen (am 22. August), doch schlugen sie sich, obgleich mit großem Verluste glücklich hindurch, wobei der Administrator sein Bestes that. Sie kamen gerade noch zur rechten Zeit, um Berg op Zoom zu entsetzen.

Nachdem Churfürst Friedrich zurückgetreten, erklärte der kaiserliche Gesandte zu Brüssel: der Friede könne doch nicht füglich daselbst geschlossen werden, da dieser eine Reichssache sei, der Kaiser werde zur Schlichtung einen Churfürstentag berufen. Jetzt begriff Jacob I., jedoch zu spät, daß er getäuscht sei. Tilly eroberte unterdessen das tapfer vertheidigte Heidelberg am 8. September 1622,[1] dann Mannheim am 15. October. Nur Frankenthal hielt sich noch eine Zeit lang, der Rest aller Besitzungen Friedrichs. Auf dem Churfürstentag zu Regensburg aber belehnte Ferdinand II., ohngeachtet des Widerspruchs von Brandenburg und Sachsen, den Herzog Max von Bayern mit der Oberpfalz und der Churwürde, am 6. März 1623. Doch auch der Churfürst von Sachsen änderte seine Gesinnung, als ihm der Kaiser die Ober- und Unter-Lausitz als Pfandschaft für die, von ihm aufgerechneten 7 Millionen Kriegskosten überließ. Im Juni 1624 erkannte er den Max von Bayern in seiner neuen Würde förmlich an. Sein Vorbehalt dabei, daß die Belehnung nach dem Tode des neuen Churfürsten auf die Kinder des geächteten fallen sollte, „wenn künftige Reichsversammlungen bestimmen würden", war gewiß ein sehr vorsichtiger.

Der erste Akt des dreißigjährigen Kriegs war geschlossen. Wiederum erschien der Kaiser mächtiger denn früher. Doch war der

[1] Insgemein erzählt man: Tilly habe die Heidelberger Bibliothek an die Curie geschenkt. Herzog Max glaubte den Antrag des Papstes, der ihm während des Kriegs mit so großen Geldsummen unterstützt hatte, nicht zurückweisen zu dürfen, und Tilly konnte nicht umhin, dem Befehle seines Gebieters gemäß, den päpstlichen Commissarius zu beschützen, welcher die Bücher fortführte. Vgl. Häußer II. p. 408 2c.

Stoff zu dem Ausbruch eines noch weit verderblicheren Kriegs ungeschwächt vorhanden. Es ist nothwenidg, hier zunächst auf die Verhältnisse Nordteutschlands einen Blick zu werfen. Denn von da ergab sich der neue Sturm.

Nach der Zersprengung des großen Herzogthums Sachsen unter Heinrich dem Löwen waren die besten Landestheile nach und nach an die Erzbisthümer Cöln, Bremen, Magdeburg und Mainz; ferner an eine Zahl von Bisthümern gekommen, welche dadurch kaum minder reich und wünschenswerth geworden, die Domkapitel durch den reformatorischen Zwist zerspalten, die Besitzungen von den weltlichen Nachbarn als Beute auserkoren. Eine zweite, sehr bedeutende Macht anderer Art bildeten die Hansastädte, so lange sie einig blieben. In dem Kreise Niedersachsen, — von dem hier zunächst die Rede — ragte das Geschlecht der Welfen durch den Ruhm der Ahnen und durch die Tapferkeit seiner Fürsten am meisten hervor. Doch hatten sie durch fortgesetzte Erbtheilungen die alten Besitzungen ihres Hauses zersplittert, nicht einmal unter sich eines Sinnes. Die Herzoge von Mecklenburg mußten zusehen, wie ein hochfahrender Adel sie beschränkte und wie die beste Kraft des Landes in den Händen der eingeschloßnen Hansastädte sich befanden. So war der Herzog von Holstein — zugleich König von Dänemark — der mächtigste weltliche Fürst des Kreises. Erwägt man nun die innere Zerrissenheit des Kreises und die entgegengesetzten Interessen seiner Glieder, so sieht man, was für ein fruchtbarer Boden für politische Ränke sich hier vorfand.

Durch das Reichsgesetz, welches von Kaiser Maximilian I. ausgegangen, war jedem Reichskreise gestattet, zur Aufrechthaltung des Landfriedens oder bei drohenden Gefahren Kriegsmannschaft unter einem Kreisobersten aufzustellen. Schon im April des Jahres 1621 hatten die Kreisstände Niedersachsens auf dem Tag zu Segeberge nach den Antrag des Königs von Dänemark, ein Vertheidigungsbündniß und die Errichtung eines Heers von 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern beschlossen, — im Grunde zur Unterstützung der Union. Da aber ein Theil der Kreisstände nur sehr ungern beigetreten war und die Union ohnehin sich auflöste, so kamen die Rüstungen in das Stocken.

Die bedächtigen Niederländer hatten die beiden unbotsmäßigen

Partisanen und deren zügellose Schaaren bald genug und dankten sie ab. Ohne Bedenken rückte Mansfeld in das friedliche Ostfriesland ein, und verlangte von dem Grafen von Oldenburg eine große Kriegsbeisteuer. Der Administrator Christian aber wendete sich nach der Weser und verschanzte sich zu Rinteln. Da ihn die niedersächsischen Kreisstände nicht loswerden konnten, kamen sie auf den ziemlich sonderbaren Gedanken, denselben mit seinen Truppen auf drei Monate als einen Kriegsgeneral in ihren Dienst zu nehmen; nur sollte Christian die Gemeinschaft mit Mansfeld aufgeben und dem Kaiser die gebührende Devotion leisten. Der Administrator war dieses zufrieden, um Zeit zu gewinnen. Selbst der Kaiser genehmigte diese Bedingungen und es war eine Zeit lang die Rede, den Halberstätter von der Acht zu entledigen. Wie dieser aber, von Dänemark heimlich begünstigt, seine Umtriebe fortsetzte, sein Heer immer mehr verstärkte (bis auf 21,000 Mann), Besatzungen in feste Orte legte, überhaupt nach Belieben handelte, wendete sich der damalige Kreisoberste, Herzog Christian der Aeltere von Braunschweig-Lüneburg an den Kaiser, über die mißliche Lage des Kreises berichtend. Nun forderte dieser von den Kreisständen die bestimmte Erklärung, ob sie sich allein getrauten, den Administrator zur Niederlegung der Waffen zu zwingen oder ob sie doch dazu mitwirken würden. Als Frist war der 9. Juli 1623 bestimmt. Nun kündigten sie Christian allerdings den Dienst auf, da sie ihn aber nicht zu entwaffnen vermochten oder es nicht ernstlich wollten, so erhielt Tilly, jetzt zum Reichsgrafen ernannt, den Befehl, gegen Norden vorzudringen. Bisher hatte derselbe mit seinem Heer den fränkischen und schwäbischen Kreis besetzt gehalten. Frankenthal, die letzte Feste Friedrichs, ergab sich im März 1623 durch Vertrag. Tilly rückte mit dem ligistischen Heere, das durch Hunger und Strapazen sehr geschwächt war, behutsam vor, nöthigte den Landgrafen Moritz von Hessen, seine Rüstungen einzustellen, verband sich mit dem bayerischen General Anholt, der bisher mit einer schwachen Heerschaar Christian den Jüngern nur beobachtet hatte, und zog sich nach der Weser. Auch der junge Herzog vermied den offnen Kampf und suchte sich mit Mansfeld zu vereinigen. Jedoch bei Stadt Lohn an der Berkel ereilte ihn Tilly und schlug ihn vollständig (am 6. August 1623). Ein großer Theil seines Heeres blieb auf dem Schlachtfeld oder wurde gefangen. Chri-

stian entrann zu Mansfeld, dankte den Rest seiner Truppen ab und ging nach England. Die Besatzungen, welche er zurückgelassen, wurden nach und nach überwältigt (Lippstadt, von dem Grafen Heinrich Ludwig von Hatzfeld höchst tapfer vertheidigt, den 24. October 1623 durch Vertrag). Erst als die Niederlande dem Grafen von Ostfriesland 300,000 Gulden vorschossen, um den Mansfelder abzukaufen, ließ sich dieser bewegen, seine Truppen abzudanken, und ging nach dem Haag, wo er seinen Raub in aller Ueppigkeit und Pracht verzehrte.

So war auch in Nordteutschland die Ruhe scheinbar wiederhergestellt. Doch gab die Diplomatie ihr Werk noch nicht auf. Derselben aber durch alle Winkelzüge zu folgen, wie keine Macht der andern recht traute, und jede der andern den Vorrang lassen wollte, den ersten Streich auf Oesterreich zu führen, wäre ebenso unersprießlich als unerquicklich. Die Berührung einiger Hauptpunkte möge genügen. Jacob I. war höchlich erzürnt über die Täuschung, durch welche man seinen Schwiegersohn aus der Pfalz entfernt hatte, selbst das englische Volk in seinem Haß gegen den Katholicismus, fing an, für die Enkel seines Königs wie für die Vertheidigung der protestantischen Religion sich zu erwärmen. Dieses erfuhr Mansfeld als er nach London kam, und das Volk ihn als einen auserlesnen, frommen Helden empfing. Nun war aber Jacob ohnehin kein Mann der That, noch immer in dem spanischen Netze der projektirten Heirath seines Erbprinzen mit einer Infantin. Ob der spanische Hof selbst ernstlich wähnte, bei dieser Gelegenheit die Widerherstellung des Katholicismus in England befördern zu können, oder ob Alles nur Täuschung war, läßt sich nicht bestimmen.[1] Unterhändler reisten überall hin und her. Verschiedene Vorschläge kamen zum Vorschein: Abfindung des Churfürsten Max mit einer Geldsumme, Errichtung einer achten Chur für Friedrich, katholische Erziehung der Kinder desselben zu Wien oder München und dergleichen. Unterdessen setzte sich auch Friedrich wieder mit Bethlen Gabor in Verbindung, der nicht viel darauf hielt, sondern mit Oesterreich

[1] Ist es wahr, was Khevenhiller berichtet (Annal. X. p. 707), daß schon Philipp III. dieselbe Infantin dem jungen Erbprinzen von Oesterreich zugesichert hatte, und daß diese Vermählung unverändert betrieben wurde, geschlossen 1631, so war König Jacob arg hintergangen worde"

wieder Frieden schloß (8. Mai 1624). Erst als die spanische Heirath sich zerschlug, Spanien Max als Churfürsten anerkannte, (gegen Ende 1623) und der beleidigte Buckingham hetzte, trat König Jacob im Parlament auf (29. Februar 1624), erklärte, wie er von Spanien getäuscht worden sei, und fragte, wie man seinem Schwiegersohn helfen könne. Freudig stimmte das Parlament zu jeder kräftigen Maßregel, man sprach von Subsidien, Wiedereroberung der Pfalz, Krieg gegen Spanien. Allein im Ganzen geschah sehr wenig. Ein großes Bündniß, das in Paris zwischen England, Dänemark, den V. Niederlanden, Frankreich, Venedig und Savoyen gegen Oesterreich geschlossen werden sollte, machte viel Lärm, löste sich aber in Dampf auf.

Moritz von Oranien meinte es mit Friedrich gewiß aufrichtig, allein seit der Krieg zwischen den Niederlanden und Spanien wieder ausgebrochen (1621), war er in seinem Handeln sehr gehemmt. Dagegen hatte Cardinal Richelieu seit 1622 Antheil an der Staatsregierung Frankreichs, die er 1624 ganz allein in seine mächtige Hand nahm. Richelieu, eigentlich Armand Jean du Plessis, geboren 1585, als Soldat erzogen, dann eifriger Theologe, im Jahre 1607 Bischof von Luçon, an Scharfsicht und Schlauheit den meisten Staatsmännern seiner Zeit überlegen, großen Entwürfen oft unzugänglich, aber eben so thatkräftig als treulos und herrschsüchtig, dem jedes Mittel gerecht, der auch den kundbarsten Trug mit solchem Ernst und glänzendem Schein aufzustellen wußte, daß schwächere Gemüther an ihrem eigenen Urtheil zu zweifeln begannen. Gegen Oesterreich und Teutschland nahm er die Politik Heinrichs IV. wieder auf. Um aber über alle Kräfte Frankreichs unbeschränkt verfügen zu können, unternahm er es, zuvor die Großen des Landes und die Opposition der Calvinisten gänzlich zu unterdrücken. Dieses gelang aber erst durch die Eroberung von Rochelle (den 28. October 1628). Deßhalb verfuhr Richelieu in seiner auswärtigen Politik längere Zeit ungemein vorsichtig und griff nur durch geheime Unterhandlungen ein. Einen Streit mit Oesterreich und Spanien, welche das Veltlin, das sich von Graubünden losreißen wollte, besetzt und an sich gezogen hatten, während ein französisches Heer den Graubündnern zu Hülfe kam, beseitigte er durch den Vertrag zu Monzon (1626). Das neuaufgekommene politische Feldgeschrei der Feinde Oesterreichs: „Wieder-

einsetzung des Churfürsten Friedrich" benützte auch Richelieu, der gegen die katholische Partei in Frankreich, die für ihn focht, und gegen die Curie, sehr behutsam vorgehen mußte, als einen Feldruf, an den ohnehin seit den Kreuzzügen die Klügern nicht mehr glaubten.

Richelieu hatte seine Augen besonders auf Gustav Adolf, König von Schweden gerichtet, der schon als Jüngling durch Scharfsinn, Entschlossenheit und Kriegsruhm große Erwartungen erregt hatte. Schon frühzeitig (1614) stand er mit protestantischen Fürsten Teutschlands in Unterhandlung. Jetzt von Churpfalz, Brandenburg, England um seinen Beistand angegangen, erwiederte er den Botschaftern sehr freundlich, aber ausweichend, sprach von den Schwierigkeiten des Unternehmens, wie er in den Krieg mit Polen verwickelt und von Dänemark bedroht sei. Als aber die Unterhandlungen durch Richelieu's Betrieb ernster wurden, machte Gustav Adolf große dem Unternehmen entsprechende Bedingungen, verlangte die teutschen Hansastädte Wismar und Bremen als Unterpfand für die Kriegszeit, den alleinigen Oberbefehl über das ganze Heer, daß Friede nur nach gemeinsamer Uebereinstimmung geschlossen werden sollte rc., versprach zwar ein Drittel der Kriegskosten selbst zu tragen, berechnete aber hohe Subsidien. Da kam nun König Christian IV. von Dänemark, schon längst auf den Ruhm des schwedischen Nachbars eifersüchtig, dazwischen, und machte gemäßigte Bedingungen, welche dem König Jacob besser gefielen. Die Niederlande thaten den Vorschlag, der Oberbefehl solle getheilt werden, Christian IV. die Liga mit 25,000 Mann angreifen, der König von Schweden mit eben so viel Truppen in die kaiserlichen Erblande einfallen. Richelieu, der bisher auch den Mansfeld zu neuen Rüstungen unterstützt hatte, sagte eine Million Livres Subsidien unter der Bedingung zu, daß nach erkämpftem Siege Frankreich und England die Entschädigungen der protestantischen Fürsten Teutschlands zu bestimmen hätten. Das fand Schweden unerträglich. Während das deutsche Reich so von den auswärtigen Mächten verhandelt wurde, starb König Jacob I. am 26. März, Moritz von Oranien am 23. April 1625. Die Unterhandlungen dauerten fort bis Orenstjerna, der Kanzler Gustav Adolfs, als Staatsmann dem Cardinal Richelieu gewachsen, für Schwedens Ruhm und Größe mit ganzer Geisteskraft entschlossen, in allen politischen Verhältnissen des Auslandes auf das genaueste unterrichtet,

der treueste Freund seines Königs unter dem 10. Juni schrieb: „auf englische Hülfe kann man nicht rechnen, die französische wird nur unter unerträglichen Bedingungen zugesichert, die teutschen Fürsten schwanken, die Polen drohen: mithin ist es klar, daß Schweden in diesem Jahre nichts mehr unternehmen kann (s. Mosers patriot. Archiv, V. 158, 162). Damit war die Sache abgebrochen. Das eigentliche Subsidienbündniß zwischen England, den Niederlanden und Dänemark, dem die Ehre des Angriffs auf Oesterreich überlassen, kam erst am 9. December 1625 zu Stande.

Christian IV., nicht bloß tapfer, sondern auch auf Verbesserung der innern Staatseinrichtungen bedacht, wird von den Dänen als einer ihrer tüchtigsten Könige genannt, nur daß er sich in Kriegsunternehmungen einließ, denen die Kräfte seines beschränkten Reichs nicht gewachsen waren. Auch damals stritt er, im Vertrauen auf die Begünstigung von Seiten Carls, des Prinzen von Wales, weiter, bevor noch ein Bündniß gediehen war. Allerdings lag ihm auch viel daran, das Erzbisthum Bremen und das Bisthum Verden sich zu sichern, und nebenbei von den reichen geistlichen Stiftern des westphälischen Kreises so viel als möglich zur Abrundung einer Hausmacht an sich zu ziehen, wie das bei dänischen Königen nicht ungewöhnlich ist.

Auf dem Betrieb Christians IV. kamen am 2. März 1625 zu Lauenburg die Gesandten von Dänemark und von Meklenburg, der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Bischof von Bremen und Christian Wilhelm, Administrator von Magdeburg, zusammen und verabredeten sich, den König Christian IV., als Herzog von Holstein an die Spitze der Rüstungen des Niedersächsischen Kreises zu stellen. Die kleineren Kreisstände wurden nicht gefragt. Der bisherige Kriegsoberste, der gemäßigte Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg legte sein Amt nothgedrungen nieder (am 30. März 1625). Auf dem Tag zu Segeberge (im Mai) erfolgte die förmliche Ernennung des Dänenkönigs zum Kreisobersten und die Majorität beschloß zugleich die dreifache Truppenstellung und neunfache Erhöhung der Kreisumlage zur Vertheidigung des Kreises, wie man sagte.

Mansfeld nämlich hatte, in England verschiedentlich unterstützt, wieder Truppen gesammelt, und am 7. November 1624 von König Jacob die förmliche Bestattung als Oberbefehlshaber des Heeres-

zugs zur Eroberung der Pfalz erhalten, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, kein spanisches Gebiet anzugreifen, wodurch er auf Norddeutschland angewiesen war. Am Anfang des Jahres 1625 segelte Mansfeld nach Holland und lagerte unthätig bei Herzogenbusch, seinen Gefährten Christian erwartend. Auch dieser kam im Anfange März herüber, doch die Seestürme zerstäubten seine Schiffe und viele gingen mit Mannschaft und Vorräthen unter. Endlich zogen sie durch Ostfriesland in das Clevische. Mansfeld verschanzte sich zwischen Wesel und Rees, Christian kam später etwa mit 1000 Mann, — die übrigen waren entlaufen oder an Seuchen gestorben — zu dem Dänkenkönig, zog hie und da herum und versuchte Bauern zusammenzutreiben und zu bewaffnen. Für den Feldzug blieben beide Anführer nutzlos.

Jedoch beschleunigte schon Mansfelds Heranzug den Ausbruch des Kriegs. Tilly entsendete den General Anholt mit 8000 Mann, um die Partisanen zu beobachten und ihre Vereinigung mit den Dänen zu verhindern. Er selbst rückte mit dem übrigen Heere in das Paderbornische vor und besetzte die Pässe des Wesergebirgs zu gleichem Zwecke. Dieses aber gab weiteren Vorwand für Niedersachsen, als Tilly auf Befehl des Kaisers die Einstellung der Rüstungen verlangte. Dann war es auch einem Kreis gesetzlich gestattet, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, so durfte dieses nach dem Reichsabschiede des Jahres 1570 doch nur mit Vorwissen und Genehmigung des Kaisers geschehen. Jetzt erwiederten die Kreisstände mit einem Schein von Wahrheit; sie sähen sich bedroht und könnten es nicht wagen, ihre Rüstungen einzustellen, bevor Tilly seine Truppen zurückzöge. Aehnliche Befehle und Antworten wiederholten sich.

Christian IV. hatte im Holsteinischen 20,000 Mann gesammelt, meistens geworbenes Volk und Ausländer, doch befanden sich auch Dänen dabei, mit Gewalt ausgehoben. Manche Regimenter waren fast blos den Namen nach vorhanden, die erst später ergänzt werden sollten. Unter dem Könige commandirte Herzog Johann Ernst von Weimar die Reiterei, Johann Philipp Fuchs das Fußvolk, als Anführer waren noch da: Christian Wilhelm der Administrator von Magdeburg und der tapfere Pfälzer Obentraut, als Kriegsräthe die Herzoge von Meklenburg und der Herzog Friedrich Ulrich von

Braunschweig. Auch Herzog Friedrich von Altenburg war dabei, der zur Stadt Lohn gefangen und auf Ehrenwort entlassen, ohne Auswechslung den Dänen sich anschloß. Geldsummen und Erhöhung der Zölle hatten die Reichsstände Dänemarks gewährt, 600,000 Gulden die niedersächsischen Stände zugeschossen. Nachdem der König die geistlichen Gebiete Bremen und Verden besetzt hatte, rückte er an der Weser aufwärts bis Hameln, während Tilly, durch Anholts Entsendung geschwächt, sich langsam zurückzog. Solche Erfolge erweckten die Protestanten. England verhieß Subsidien, der Landgraf von Hessen-Cassel sendete einen Botschafter, selbst der Churfürst von Brandenburg verhieß monatlich 15,000 Thaler Kriegsbeitrag zu bezahlen. Da stürzte der König, als er zu Hameln den Wall umritt (am 30. Juli n. St.) in eine Vertiefung. Sein Roß blieb todt, er selbst wurde schwer betäubt zu Schiff nach Verden gebracht. Wie sich nun die Dänen zurückzogen, rückte Tilly nach, und wie der König das Commando wieder übernahm (am 18. August), ging er wieder zurück. Die Belagerung mehrerer kleinen Städte, einige recht blutige Vorpostengefechte brachten keine Entscheidung. Zuletzt gelang es Tilly, ein feindliches Beobachtungs-Heer bei Seelze zu überraschen und zu zersprengen (am 24. November). Da fiel auch der alte Obentraut. Als Tilly den Sterbenden freundlich ansprach, erwiederte der kühne Mann: „in solchen Gärten pflückt man solche Rosen". Den Herzog von Altenburg, als er eben über die Brücke bei Seelze sich retten wollte, erkannte ein bayerischer Officier und schoß ihn lachend als Wortbrüchigen nieder. Nach diesem Gefechte trat Waffenruhe ein. Mansfeld nahm sein Winterquartier im Lübeckischen und Lauenburgischen. England und die Niederlande hatten ein Bündniß gegen Spanien geschlossen und gemeinschaftlich eine Flotte mit 10,000 Mann ausgerüstet. Diese landete aber im November sonderbarerweise an der Küste Andalusien, wo sie gegen die Spanier, die im eignen Lande sie schlugen, natürlich nichts ausrichtete.

Unterdessen veränderte eine Wendung in der Politik Oesterreichs den Stand der Verhältnisse wesentlich. Nur höchst ungern hatte Ferdinand II. dem Churfürsten von Bayern und der Liga die Ehre des Kampfes gegen den gemeinschaftlichen Feind allein überlassen. Er glaubte darin die Schwächung der kaiserlichen Macht und des österreichischen Uebergewichts vorauszusehen. Doch reichten die vor-

handenen Truppen kaum aus, um die Gränze gegen Bethlen Gabor zu decken und die immer mehr drückenden Gegenreformen zu überwachen. An ein Aufgebot des unzufriedenen Adels war nicht zu denken. Da erbot sich Albrecht von Waldstein (Wallenstein) ein zahlreiches Heer, zunächst aus eignen Mitteln aufzubringen, wenn er den unbedingten Oberbefehl erhalte, und ihm alle kaiserlichen Werbeplätze geöffnet würden. Solches fand zwar die Umgebung des Kaisers für sehr bedenklich, allein die Genehmigung wurde durch die Noth erzwungen. Wallenstein hatte durch seine Verheirathung mit der Lucretia Nikessin von Landeck, einer ältlichen Wittwe, große Reichthümer bekommen und diese benützt, um Güter des ausgewanderten böhmischen Adels, man sagt über 60, um einen geringen Preis aufzukaufen. Der Kaiser hatte ihm auch die große Herrschaft Friedland um ein Billiges überlassen, und ihn später zum Herzog von Friedland ernannt. Auf dieses Vermögen und auf den erworbenen Kriegsruhm stützte er sein bekanntes Unternehmen.

Sowie Wallenstein seine Werbeplätze eröffnete, liefen Italiener, Spanier, Teutsche, unter diesen auch viele Protestanten zu. Doch sah es anfangs recht mißlich aus. Auch des Herzogs Reichthümer genügten nicht, um ein solches Heer lange zusammen zu halten, und gehörig auszurüsten. (Es soll damals nur ein einziges gutes Geschütz vorhanden gewesen sein.) Nur im Kriege vermochte er es, wie er berechnet, dasselbe auf Mansfelder Art zu erhalten. Ihm gar erwünscht brach der dänische Krieg aus.

Wie er nun im Anfange Septembers von Böhmen durch die fränkischen Länder nordwärts zog, war sein Heer noch so wenig geordnet und gerüstet (kaum 20,000 Mann), daß Kundschafter dem Dänenkönig riethen, des Friedländers Hauptleute mit großen Geldsummen zu erkaufen, die Soldaten würden dann von selbst übergehen oder auseinanderlaufen. Doch bald änderte sich die Sache. Der Reichsboden gewährte alle Kriegsbedürfnisse, ja Ueberfluß; das hohe Ansehen und die Tüchtigkeit des Feldherrn, seine Nachsicht gegen tapfere Männer, kettete bald das Heer an sein Glück. Ohne aber etwas Bedeutendes zu unternehmen, bezog Wallenstein schon im October seine Winterquartiere in den unerschöpften, reichen Landschaften um Magdeburg und Halberstadt. Diese Stellung war trefflich ge-

wahrt. Denn er bedrohte zugleich das schwankende Sachsen und das sehr zweideutige Churbrandenburg.

Die Waffenruhe, welche im November anfänglich auf 14 Tage geschlossen, ward bis Ende Februars verlängert. Während derselben kamen zu Braunschweig die Botschafter der Verbündeten, Tillys, Wallensteins, und der Herzoge von Pommern und der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, als Vermittler zusammen. Doch die Forderungen der Parteien waren so scharf entgegengesetzt,[1] daß Einigung unmöglich blieb. Während des Winters trat Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, ein erprobter Feldherr, aus dänischen Diensten in die kaiserlichen. Dagegen kam der schon genannte Traktat zu Stande (am 9. December), wo England zu 300,000 Gulden, die Niederlande zu 50,000 Gulden Subsidien sich monatlich verpflichteten. Wolfenbüttel fiel in die Hände der Dänen auf eine fast komische Weise. Der Herzog Friedrich Ulrich regierte so sorgfältig, daß er mit seinen Räthen Blanketen mit seiner Unterschrift zur willkührlichen Ausfüllung überließ. Ein solches Papier, mit dem Befehl Wolfenbüttel sofort zu übergeben, sendete der bestochene Rath Rautenberg an den Commandanten der festen Stadt, und es geschah.

Im Februar 1626 begann nun der eigentliche dänische Krieg, der in strategischer Hinsicht manches Interessante bietet, weniger in Bezug auf die Entwicklung der teutschen Verhältnisse. Man kann ihn daher hier kurz zusammenfassen.

Für den Feldzug des Jahrs 1626 hatte Christian IV. einen ausgedehnten Plan entworfen. Mit 3 Heeren, die zusammen auf 60,000 Mann berechnet, sollte der Angriff zugleich beginnen. Der Herzog Ernst von Weimar und Christian der Jüngere (der frühere Administrator), waren bestimmt, mit dem rechten Flügel bis in die Rheinpfalz vorzudringen, Mansfeld sollte nach Schlesien sich wenden, um mit Bethlen Gabor sich verbinden, der König wollte die Mitte gegen das ligische Heer halten. Dieser Plan erscheint an und für sich fehlerhaft wegen der zu großen Ausdehnung der Angriffslinie,

[1] Die Verbündeten verlangten: Wegführung der Heere Tillys und Wallensteins aus Niedersachsen, Ersatz für allen Schaden, den sie veranlaßt, und freie Ausübung der Gerichtsbarkeit in geistlichen und weltlichen Dingen; d. h. mit andern Worten: Ueberlassung jedes geistlichen Guts, welches die Verbündeten zu occupiren beliebten, ohne Widerspruch des Kammergerichts oder des Reichshofraths.

besonders gegen zwei erfahrne Feldherrn wie Tilly und Wallenstein, die leicht eine concentrirte feste Stellung einnehmen konnten, um die excentrische Linie der Feinde, die sich immer mehr ausbreiten mußten, zu durchbrechen und dieselben von ihrer entfernten Basis (Holstein) abzuschneiden. Dagegen rechnete der König auf das Einverständniß mit Hessen-Cassel, mit Bethlen Gabor und auf Volksaufstände in Schlesien, Böhmen und Oesterreich, vielleicht auch in Thüringen.

Mansfeld, der nicht einmal den Waffenstillstand beobachtet hatte, brach schon im Februar vor. Mit ihm waren 3000 neugeworbene Schotten und etwa eben so viele niederländische Reiter. — Wallenstein hatte schon im Januar ein kunstmäßig verschanztes Lager bei Dessau errichtet und den Uebergang über die Mulde durch einen starkbefestigten Brückenkopf gesichert, welchen die Werke auf dem linken Ufer deckten. Diesem gegenüber lagerte Mansfeld, durch Christian, dem Administrator von Magdeburg auf 20,000 Mann verstärkt. Nachdem er den Brückenkopf mit 30 Geschützen beschossen, rückt er zum Sturm an (am 25. April). Obrist Aldringer vertheidigt sich höchst muthig, doch ist er nahe daran zu unterliegen, als Wallenstein noch zeitig herankömmt, und das feindliche Heer mit großem Verlust in die Flucht schlägt. Die niederländische Reiterei unter dem Grafen von Hatzfeld ward fast gänzlich aufgerieben. Doch rückte der Friedländer nicht weiter vor als bis Zerbst, welches er besetzte, dann ging er nach Dessau zurück, indem er den Gewinn, welcher durch die Verfolgung des Mansfelders erzielt werden konnte, die strategische Stellung vorzog, von der ihm das Geschick des Feldzugs abzuhängen schien.

Wie richtig Wallenstein geurtheilt hatte, zeigte sich bald. Christian IV. eröffnete den Feldzug, indem er zwischen Wolfenbüttel, Braunschweig und Helmstädt eine Stellung einnahm, gedeckt von mehreren kleinen festen Orten. Den äußersten rechten Flügel, 11,000 Mann, führte der Herzog von Weimar nach Westphalen, um Tilly zu umgehen oder wegzudrängen und so sich den Weg nach Hessen zu bahnen. So wurde Tilly genöthigt, sich bis in das Paderbornische zurückzuziehen, indem Anholt mit einem Beobachtungskorps ihn deckte. Christian von Braunschweig führte in Niedersachsen den kleinen Krieg gegen Herzog von Lüneburg glücklich und besetzte Münden, Göttingen ꝛc. Der Sieg Wallensteins bei Dessau und eben so sein Beharren daselbst veränderten die ganze Lage. Der König wagte

es nicht, seine Stellung zu verlassen, um nicht von dem Friedländer umgangen zu werden, und zog den Herzog von Weimar an sich, um den drohenden Friedländer zu beobachten. Da nun überdieß Christian von Braunschweig der Jüngere zu Northeim erkrankte und bald darauf zu Wolfenbüttel unter großen Schmerzen starb (den 6. Mai 1626) — an Folgen seiner Ausschweifungen, an Gift oder am Bandwurm wie Andere berichten — und sein Heer sich großentheils verlief, so blieben von dem rechten Flügel der Verbündeten nur noch eine Zahl von festen Plätzen übrig. Doch rückte Tilly nur sehr langsam vor.[1]

Mansfeld hatte in der Mark Brandenburg, wo er, obgleich sich der obersächsische Kreis für neutral erklärt hatte, willkürlich und ungehindert wirthschaftete, Zeit gefunden, seine Truppen zu sammeln und zu vermehren, durch die Verbindung mit dem Herzog von Weimar bis auf 25,000 Mann verstärkt. Gegen Ende Junis bricht er unvermuthet auf, geht bei Frankfurt über die Oder, bei Breslau vorbei nach Oberschlesien. Ihm auf dem Fuße folgt der kaiserliche Obrist Pechmann mit einem schwachen Beobachtungsheer, langsamer Wallenstein mit dem Hauptheer, nachdem er den Georg von Lüneburg mit 7000 Mann zur Behauptung der Stellung bei Dessau zurückgelassen. Doch vermag er den Mansfelder nicht zu verhindern, zu Gaslau — nahe bei Trentschin — mit Bethlen Gabor sich zu vereinigen. Dieser, noch unvollständig gerüstet, von den Türken nicht so unterstützt, wie er erwartete, und der Zuchtlosigkeit der Mansfeldischen Truppen bald überdrüssig, führte den Krieg mit wenig Nachdruck. Auch Wallenstein stand unthätig ihm gegenüber am rechten Ufer der Waag, während sein Heer durch Mangel und Seuchen mehr Leute verlor, als eine Hauptschlacht aufgerieben hätte. Bethlen Gabor, der stets die letzte Entscheidung vermied, neigte sich auch diesesmal zum Frieden. Als Mansfeld dieses gewahrte, verkaufte er seine Geschütze an den Pascha zu Ofen und verließ mit 12 seiner getreuesten Hauptleute das Heer, um durch Dalmatien Venedig zu erreichen,

[1] Tilly hatte den kaiserlichen Auftrag erhalten, der Entscheidung des Reichskammergerichts im Betreff des Streits der Landgrafen von Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt zu Gunsten des letzteren, Nachdruck zu geben. Tilly wählte den Weg der Unterhandlung durch die berufenen Landstände, bis der Landgraf Moritz sich fügte und die Neutralität erklärte.

wo er neue Unternehmungen beginnen wollte. Allein schwer erkrankt endigte er sein Leben in dem kleinen Orte Urakowitz in Bosnien (am 29. September 1626), bewaffnet und stehend in den Armen seiner Officiere. Bald darauf (am 4. December 1626) starb auch der Herzog Joh. Ernst von Weimar zu St. Martin in der turoczer Gespannschaft. Mit dem Reste des Heers, das Beide geführt hatten, behauptete der alte Graf Thurn und der dänische General Baudissin eine Zeit lang einen bedeutenden Theil Schlesiens gegen den Grafen Schlick, welchen Wallenstein bei seinem Durchzuge mit einer Heerschaar dort zurückgelassen hatte. — Nach dem Friedensschluß bewarb sich Bethlen Gabor um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin. Diese zwar wurde ihm mit aller Höflichkeit versagt, doch verschaffte ihm Ferdinand II. dagegen eine brandenburgische Prinzessin. Am 15. November 1629 starb dieser furchtbare Feind Oesterreichs.

Im Anfange Junis eröffnete Tilly den Feldzug wieder, während sich der König größtentheils damit beschäftigt hatte, die Wahl seines Sohnes Friedrich als Bischofs von Osnabrück durchzusetzen. Am 8. Juni nahm Tilly das befestigte Münden mit Sturm. Seine Vorhut unter dem Grafen von Fürstenberg begann Göttingen zu berennen (am 17. Juni). Dieses vertheidigte der dänische Obristwachtmeister Tönnies mit 2 Fähnlein Fußvolk und einem Fähnlein Reiter mit Hülfe der tapfern Bürgerschaft auf das entschlossenste. Selbst als Tilly mit dem Hauptheer herankam und die Stadt mit 3 Lagern einschloß und als der Entsatz, welchen der Rheingraf Otto Ludwig von Christian IV. entsendet, von dem Fürstenberger in dem großen Reitergefechte bei Kalenberg geschlagen war, verzagten sie nicht. Erst als jede Aussicht auf Unterstützung aufhörte und Tilly immer heftiger drängte, ergab sich Tönnies und zog ehrenvoll ab (am 11. Aug. 1626).

Wie nun Tilly an der Leine hinaufging, erwachte auch Christian IV. und ging ihm mit dem dänischen Hauptheere entgegen. Jener zog sich aus seinen ungünstigen Stellungen zurück, zunächst auch, um eine Wallensteinische Heerschaar unter Dufour mit sich zu vereinigen. Bereits faßte der König neue Pläne, wollte sich in dem Harz festsetzen, von da in Thüringen einfallen u. s. w., doch bald suchte er wieder den Rückzug. Doch überraschte ihn Tilly in einer ungünstigen Stellung bei Lutter am Babenberge und die lange zweifelhafte

Schlacht endigte mit einer vollständigen Niederlage der Dänen (am 27. August n. St.).

Die nächste Folge der Schlacht war der offne Abfall des Herzogs Christian Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel zu dem Kaiser. Um so mehr beschleunigte Christian IV. seinen Rückzug über die Elbe in das Lauenburgische. Wie aber auch die Herzöge von Mecklenburg schwankten, ging er bis Stade zurück, wo er sich alle Mühe gab, wiederum Truppen zu sammeln. Tilly begnügte sich, die vielen in Niedersachsen zerstreuten dänischen Besatzungen zu überwältigen, was ihm nicht immer gelang. — So schloß der Feldzug des Jahrs 1626, welchen die Verbündeten mit großen Erwartungen begonnen hatten. —

Vieles vereinigte sich, um die Lage des Dänenkönigs sehr mißlich zu machen. Die zuverläßigsten Generale, die aus eigenem Haß gegen Oesterreich kämpften, waren todt, die weitausschauenden Pläne gänzlich mißglückt, selbst der Bauernaufstand in Oesterreich war bald wieder unterdrückt (s. unten). England und Frankreich leisteten nur noch geringe Unterstützung und zwar heimlich. Die Holländer, deren Existenz fast von der Fortdauer des teutschen Bürgerkriegs abhing, hielten zwar noch fest, zeigten sich aber sehr unzufrieden mit Christians IV. Kriegsführung, und wollten ihm einen Kriegsrath von 8 Personen an die Seite setzen. Der Churfürst von Brandenburg zog seine Subsidien ein und machte den Versuch, für seine Ergebenheit gegen den Kaiser den möglichst hohen Preis zu erhalten.[1] Der Herzog von Pommern erklärte, daß er die Päße seines Landes bisher blos zum Besten des Kaisers verwahrt habe. Auch die Kreisstände Niedersachsens versuchten es — jeder für sich — ihre Ergebenheit gegen das Reichsoberhaupt bestens darzulegen und wieder in Gnaden zu kommen. Wenn auch die Herzoge von Mecklenburg, Adolf Friedrich und Hanns Albrecht, gegen die Dänen günstig gesinnt blieben und auf die vielfachen Aufforderungen, die ihnen von dem Kaiser und selbst von ihren früheren Bundesgenossen zukamen, nur ausweichende, nichtssagende Antworten gaben, so hatten sie doch

[1] Dieses geschah in den Unterhandlungen, welche die kaiserlichen Botschafter fortwährend an verschiedenen Höfen pflogen. Interessant ist es aber, unter welch übertriebenen Bedingungen ein Reichsfürst die schuldige Treue dem gesetzlichen Oberhaupte zu verkaufen gedachte. Vgl. Mailath, III. p. 139.

genug damit zu thun, ihre Ritterschaft niederzuhalten, welche durchaus dem Kaiser treu sich beweisen wollte, und konnten den Dänenkönig nicht anders unterstützen, als daß sie ihm einige wichtige Festen überließen.

Dennoch verlor König Christian IV. den Muth nicht und entwickelte eine ungemeine Thätigkeit, um sich wieder zu verstärken. Besonders wollte er sich durch Landesaufgebote in Dänemark und den Herzogthümern helfen. Der Holsteinische Adel hatte auf dem Tag zu Rendsburg ihm große Zusagen gemacht, allein nur etwa 3000 Mann erboten sich außerhalb der Landesgränze zu dienen. Ueberhaupt aber war das Volk des freien Waffendienstes längst entwöhnt. Indem der König seine Truppen wieder sammelte, und mit mehreren Verstärkungen — der Obrist Morgan führte im Frühjahr 3000 geworbene Engländer zu — brachte er sein Heer auf 30,000 Mann, jedoch zum Theil schlecht gerüstet und versorgt.

Der Feldzug des Jahrs 1627 ist bald erzählt. Den rechten dänischen Flügel führte Morgan und ein General Narpracht, geizig und verrätherisch. Sie drängten den General Anholt aus dem Oldenburgischen. Sonst geschah nicht viel. Den linken Flügel befehligte der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der auch wieder zum Vorschein gekommen war und sich hinter der Havel hielt. Gegen ihn Georg von Lüneburg. Der König behauptete sich zuerst im Bremischen, dann im Lauenburgischen durch die Elbe gedeckt (Boitzenburg am 29. Mai genommen). Ihm gegenüber nahm Tilly eine concentrirte Stellung bei Braunschweig, die Ankunft des Friedländers erwartend, welche den Krieg mit einem Schlag endigen mußte. Auf was der Däne eigentlich rechnete, ist kaum zu errathen.

Langsam rückte Wallenstein nach Schlesien. Daselbst hielt der Generalcommissär Mitzlaff noch etwa 14,000 Mann alter Truppen zusammen. Dieser geizige, anmaßende Mann, nur auf seinen Geldgewinn bedacht, versorgte seine Soldaten auf das schlechteste (das Pulver ließ er von Juden in kleinen Parthien in Polen aufkaufen) und tyrannisirte die Hauptleute. Gegen ihren Rath nahm er eine Stellung bei Kosel, dessen Festungswerke nicht einmal gehörig in den Stand gesetzt waren. Als Wallenstein Leobschutz beschoß (am 30. Juni), machte er sich auf die Flucht. Der tapfere Oberst Carpizan mußte sich mit 4000 Mann in dem ungerüsteten Kosel er-

geben, Witzlaff aber, rasch verfolgt, erreichte auf einer abenteuerlichen Flucht fast allein Colberg und schiffte sich mit seinem gesammelten Gelde nach Dänemark ein.

Nach der Capitulation des gutvertheidigten Northeim, am 9. Juli, zieht Tilly 15,000 Mann zu Lüneburg zusammen, umgeht den dänischen Brückenkopf und die Verschanzungen bei Läderburg, setzt bei Bleckede über die Elbe, nimmt Boitzenburg am 9. August und rückt in Lauenburg ein, so daß der Markgraf von Baden abgeschnitten war. Graf Thurn, welcher jetzt hier die Dänen befehligte, zog sich hinter die Bille zurück. Zu lange hatte der König sich bemüht, das Bremische zu behaupten, indem er den Erzbischof von Bremen (den Herzog Johann Friedrich von Holstein, seinen Todfeind) und den Erzherzog Leopold Wilhelm als Bischof von Halberstadt, ihrer Würden entsetzt und diese geistlichen Stifter gleichfalls seinem Sohne Friedrich angemaßt. Jetzt wurden seine Befehle, die vereinzelten Truppen zusammenzuziehen und Tilly's Unternehmen zu hindern, oder in Glückstadt zu dem König zu stoßen, theils — besonders durch Anholt — verhindert, theils von Narpracht mißachtet. Dieser kam im November nach Glückstadt, entließ den Rest seines Volks und floh mit seinen erpreßten Reichthümern nach Holland.

Der Markgraf von Baden hatte sich ganz ruhig gehalten; doch erzwang Georg von Lüneburg den Uebergang über die Havel (9. August). Als aber die Nachricht kam, daß die Vorhut Wallensteins unter dem Grafen von Arnim (Arnheim) bereits in Berlin eingetroffen sei, brach Johann Georg am 14. August eiligst nach Wismar auf und verschanzte sich auf der kleinen Insel Poel, von dem Grafen Schlick verfolgt. Gegen Mitte Septembers trafen die erwarteten dänischen Schiffe bei Poel ein. Der Markgraf sendete den Herzog Bernhard von Weimar, der unter ihm diente, mit einigen Regimentern voraus, um bei Oldenburg (im Holsteinischen) starke Verschanzungen aufzuwerfen, wodurch es möglich gewesen wäre, die bei Heiligenhafen vorspringende Halbinsel zu behaupten und zugleich die Verbindung zur See zu wahren. Der junge Herzog scheint aber nicht für gut gefunden zu haben, diese sehr zweckmäßigen Befehle zu vollziehen. Denn als der Markgraf am 23. September zu Poel sich einschiffte und nach Oldenburg kam, fand er nichts gerüstet und vorbereitet, die Truppen schlecht verpflegt und vernachlässigt. Zudem

hatte Graf Schlick so gute Wache gehalten, daß er schon am 24. bei Oldenburg gleichfalls eintraf. Die Dänen, in Verwirrung und fast widerstandlos, wurden geworfen und zur Wiedereinschiffung gezwungen. An 4000 Mann überraschte noch Graf Schlick und nahm sie gefangen. Die Uebrigen flüchteten sich auf Inseln.

Wallenstein war seiner Vorhut langsam gefolgt, indem er in ganz Schlesien alle zerstreuten Reste der feindlichen Truppen sich unterwarf. Am 22. August kam er nach Lauenburg, dem Hauptquartier des ligistischen Heeres, begleitet von den vornehmsten Anführern in aller fürstlichen Pracht, ihm gegenüber der einfache Tilly nach seiner schlichten, soldatischen Weise. Dieser nahm seinen vornehmen Gast mit aller Ehrerbietung auf, wußte aber dessen Anmaßungen so fein und ernst zu begegnen, daß er sich unbedingt als unabhängiger Feldherr behauptete. Allerdings waren auch die glücklichen Resultate im dänischen Kriege bisher fast allein durch die Kriegserfahrung, Thätigkeit und Tapferkeit Tilly's und seiner Generale, ingleichen des Herzog Georgs von Lüneburg — der kaiserliche Truppen commandirte — erreicht worden, während der Friedländer selbst, außer dem Gefechte bei Dessau, wo er den Sieg nicht benützte und Obrist Aldringen das Beste that, nur durch seine Truppenmassen und Märsche gewirkt und in keine Schlacht sich eingelassen hatte.

Die beiden verbündeten Heere, zusammen an 80,000 Mann stark, gingen langsam die Elbe hinunter, warfen die Dänen aus ihren Verschanzungen zwischen der Bille und Hamburg und rückten in Holstein ein (der Markgraf von Baden war schon entwichen); Wallenstein nach Mölln und Trittau. Tilly folgte eine Zeit lang dem alten Thurn, welcher den Rest des dänischen Heers (25 schwache Fähnlein Fußvolk und 13 Schwadronen Reiter) nach Dietmarsen führte. Doch bei Pinneberg kehrte Tilly um, das Bremische zu besetzen und die letzten dänischen Besatzungen zu bezwingen. Nienburg fiel erst nach dem Tode seines tapfern Vertheidigers, des Obristen Limpach, am 16. November. Um dieselbe Zeit ward auch der Graf Solms nach trefflicher Gegenwehr von dem Grafen Pappenheim in Wolfenbüttel überwältigt. Nur Glückstadt und Krempe behaupteten die Dänen noch den Winter hindurch. Wallenstein breitete sich in Holstein aus, erdrückte jeden Widerstand, welchen die Dänen noch hie und da versuchten, und trieb sie fliehend vor sich her, bis ganz

Jütland besetzt war. Mannhaft hatte sich König Christian IV. bis zuletzt benommen, obgleich er öfters von Officieren so verlassen war, daß in seiner Nähe sich Niemand befand, der nur lesen und schreiben konnte. Seine Thätigkeit jedoch vermochte nichts mehr und er entfloh über die See.

Der eigentliche große Kampf war jetzt vorbei. Denn der Dänenkönig vermochte, ungeachtet aller seiner Thätigkeit, nicht mehr so viele Mannschaft aufzubringen, um seinen Feinden in einer offenen Feldschlacht entgegenzutreten. Dagegen wählte er sich jetzt den weit gefährlicheren Seekrieg, welcher besonders durch plötzlichen Ueberfall der unbewehrten Küstenstrecken dem Gegner schwere Wunden gibt, ohne daß dieser den Angriff erwiedern, oder sich gegen ihn nur schützen könnte. Auch wir haben neuerdings die Schmach erlebt, welche von einem kleinen Inselvolke jedem Staate droht, welcher Seehandel, Häfen und ausgedehnte Küsten besitzt, seine Kriegsflotte aber auf eine unbegreifliche Weise vernachlässigte.

Nothwendig ist aber, hier die Wendung der Politik zu beachten, welche, schon früher vorbereitet, jetzt fast unvermuthet, die ganze Lage der Verhältnisse veränderte. Von der Wiedereinsetzung des Churfürsten ist beinahe nicht mehr die Rede. Die Frage von der Herrschaft über die Ostsee und von der innern Umgestaltung des Reichs treten in den Vordergrund. Selbst die Fremdmächte nehmen nur so weit Antheil, als diese Fragen berührt werden. Denn diese müssen entscheiden, ob Teutschland zur alten Kraft wieder erwachsen, oder noch schwächer werden solle. Drei Momente sind hier zu erwägen: die Gegenreform Ferdinands II., der Zerfall der Hansa, die umfassenden Projekte Wallensteins.

Den ersten Punkt müssen wir hier blos als eine historische Erscheinung, fern von jeder confessionellen Rücksicht betrachten. Ferdinands II. Ansichten in dieser Beziehung sind schon bezeichnet. Von seiner Umgebung wurde er daran gemahnt, daß ohne offnen Religionszwang von der protestantischen Fürsten Seite die Reformation kaum festen Fuß gefaßt hatte. Allein dasjenige, wozu Jemand buchstäblich berechtigt ist, bleibt nicht immer auch recht und verständig. Die Natur zwar bewegt sich im steten Kreislauf, die geistige Schöpfung des Menschengeschlechts ist aber noch nicht vollendet, sondern schreitet fort. Man sagt daher nicht ungeeignet: das Recht hat sich

überlebt — denn es kann zum blanken Unrecht geworden sein, wenn es der Zeitentwicklung nicht mehr entspricht. Eine Gegenreform daher, nach denselben Grundsätzen, die man vor 70 Jahren aufgenommen hatte, um in der dringendsten Gefahr den Reichsfrieden herzustellen, und zwar jetzt gegen Zustände wieder angewendet, welche durch das Herkommen, durch die lange Nachsicht der Kaiser aus dem Hause Oesterreich, von einem großen Theile der teutschen Nation als unbedingt berechtigt angesehen wurden, erschien nicht blos sehr mißlich, sondern undenkbar. Einen erwachsenen Mann kann man nicht mehr zu einem Knaben machen, auch wenn man ihn in Stahlbande einpreßte. — Kaiser Ferdinand II. war dem Einflusse der Jesuiten ausgesetzt, welche dessen eigenthümlichen Charakter leicht durchschauten und benützten, so muthig und selbstständig er sich auch in andern Dingen zu behaupten suchte. Dieser Orden aber hatte bereits angefangen, den geistigen Kampf gegen den Protestantismus zu verlassen und einen politischen zu beginnen, was — als nothwendige Folge der Aufgebung des ursprünglichen Princips — mit der Zeit seinen Zerfall herbeiführen mußte. Schon damals hatte sich der Haß unter den Katholiken gegen die Gesellschaft Jesu gemehrt. Doch nach ihrer bereits erreichten Macht und gut geordneten Gliederung erschien sie unangreifbar. Unleugbar ist es, daß sich die Jesuiten — häufig Ausländer — um das Wohl und den Bestand der teutschen Nation nichts kümmerten, und eine mögliche Versöhung der Kirchen in Teutschland ganz außer Acht ließen, und stets nach gewohnter Starrheit handelten. Auf der andern Seite darf man auch nicht übersehen, daß gleichfalls ein großer Theil der lutherischen und calvinistischen Geistlichkeit ruhelos und streitsüchtig, und — obschon unter sich uneinig — keine Gelegenheit vorüberließ, um in Predigten, Flugblättern und Aufhetzereien aller Art, die katholische Kirche auf das bitterste anzugreifen, und durch Agitationen an den Höfen wie durch Aufregung der untern Volksclassen die gefährlichsten politischen Verwicklungen — nur mit weit weniger Klugheit, als die Jesuiten — zu veranlassen.

Die Gegenreformen Ferdinands II. erfolgten, wie schon angedeutet, Schritt vor Schritt, ungleichartig nach den verschiedenen Landschaften, den Zeitverhältnissen conform, mit politischen Reactionen untermischt.

In Böhmen werden zuerst die calvinistischen und pickardischen Prediger und Lehrer vertrieben (13. December 1621) unter Beschuldigung des Hochverraths. Doch beschränkt sich diese Maßregel großentheils auf Prag; auch da bleiben 4 lutherische Kirchen geöffnet, und in 3 katholischen ist der Kelch noch gestattet. Darauf folgt (am 4. Mai 1622) die Begnadigung der Herrn und Ritter, welche sich freiwillig unterwerfen, verbunden mit einer gänzlichen oder theilweisen Entziehung der Güter, die zu Entschädigungen verwendet werden, und durch einen kaiserlichen Erlaß (vom 24. Oktober 1622) mußten auch die lutherischen Prediger aus Prag weichen. Gegen die Protestation von Chursachsen beruft sich Ferdinand II. auf die hartnäckige Rebellion der Böhmen und auf die Gnade, welche er den schnell unterwürfigen Schlesiern und Lausitzern gewährt habe. Ferdinand II. läßt sich durch den Vortrag bestimmen: „daß die Bedingungen, unter welchen der Kelch im Abendmahl den Utraquisten gewährt wurde, selten oder niemals erfüllt worden seien.“ Wie er nach Prag kömmt (1624), werden die Denkmäler des Hussitenthums zerstört, der Gebrauch des Kelchs wird verboten. — In Schlesien bleiben die unmittelbaren Landesherren ganz unbehelligt, und da der Majestätsbrief dort bestätigt ist, wird auch für beide Confessionen der gegenwärtige Besitz anerkannt. — In Nieder-Oesterreich waren nach der Unterwerfung anfänglich 16 Bürger verhaftet, bis auf einen aber freigegeben worden. Die Gegenreform traf zuerst nur die landesherrlichen Städte und Märkte, nebst den kaiserlichen Beamten (von diesen wanderten nur eilf aus, ihrem Religionsbekenntnisse treu). Die politischen Verhältnisse blieben ungeändert. — Ueber das Verfahren in Ober-Oesterreich ist Manches zu fragen. Ferdinand II. wollte, nach seinen Ansichten freilich, nicht blos rechtgemäß, sondern auch gnädig handeln. Die freie Religionsübung wurde anfänglich, laut der alten Freiheitsbriefe, auf die Patrimonialkirchen der evangelischen Stände beschränkt. Diese dürfen aber von den Unterthanen katholischer Herrn nicht besucht werden, wie man früher eine Zeit lang nachgesehen. — Der bayerische Statthalter Hebersdorf (das Land war an Bayern verpfändet), ließ Alle vorladen, welche bei der Erhebung im Kriege oder als Gesandte Dienste geleistet hatten, und der Kaiser ernannte eine Strafcommission. Um dieselbe Zeit wurden aber zuerst durch aufgefangene Briefe, Verhöre rc. die Pläne der churpfälzischen Partei be-

kannt, welche unter Anderem auch die Wiederaufregung der kaiserlichen Landschaften bezweckten. Daß dieses Aufmerksamkeit im österreichischen Cabinette erregte, ist sehr natürlich, eben so, daß es zu Vorsichtsmaßregeln führte. Als es nun zur Anzeige kam, daß die lutherischen Prediger Ober-Oesterreichs „gegen den Kaiser beteten", [1] so erfolgte durch ein Edikt von dem 4. Oktober 1624 die Vertreibung sämmtlicher lutherischen Prädicanten und Schullehrer, die binnen 8 Tagen auszuwandern hatten. Eine „Reformations-Commission", an deren Spitze Graf Adam Hebersdorf, sollte die weiteren Maßregeln ausführen. Da die Einsetzung eines katholischen Priesters zu Zwiespalten einen förmlichen Aufstand (am 14. Mai 1625) erregte, so versicherte der Statthalter durch das Blutgericht auf dem Haushammerfelde jede weitere Regung zu ersticken. Siebenzehn Männer, welche mit gleicher Anzahl um ihr Leben gelost hatten, wurden gehenkt. Während nun der Kaiser (am 27. September 1625) die vor der Strafcommission politisch Angeklagten theils gänzlich, theils nach vorhergegangener Abbitte und gegen Erlegung von Strafgeldern begnadigte und die Privilegien der Stände bestätigte — jedoch ohne Benachtheiligung der landesfürstlichen Hoheit — erließ die Reform-Commission das Edikt von dem 10. Oktober 1625, durch welches die protestantische Religion unter den härtesten Maßregeln gänzlich unterdrückt werden sollte. Wer bis Ostern des Jahrs 1626 nicht die katholische Religion annimmt, ist zur Auswanderung gezwungen, mit Erlegung des zehnten Pfennigs von seinem Vermögen an den Fiscus und des alten, gewöhnlichen Freigelds an seine Herrschaft. Damit verbunden war die strengste Büchercensur, der Zwang, die gottesdienstlichen Gebräuche der Katholiken zu befolgen ꝛc. Nur die alten Standesherrn und Gutsbesitzer, deren Voreltern schon vor 50 Jahren wirkliche Landbesitzer waren, erhalten für ihre Person Nachsicht, dürfen aber ihre Kinder nicht im Auslande erziehen lassen, auf keine Weise ein Aer-

[1] Die Anschuldigung wegen des Gebetes ist böswillig gefaßt, wenn dieses Gebet, welches Raupach im Evangelischen Oesterreich, 3. Fortsetzung p. 429. Anm. e (vgl. Mailath III. p. 66) bringt, stets unverändert war. In der einfachen Bitte, daß Gott die unterdrückten Protestanten bei ihrem Glauben gegen alle Feinde beschützen möge, liegt doch gewiß nichts Verfängliches. Es waren aber auch Flugblätter, Traktätlein ꝛc. ausgegangen.

gerniß geben ꝛc., haben ihre sämmtlichen unkatholischen Beamten und Dienstboten abzudanken ꝛc.

Wie es aber nun oft geschieht, daß Maßregeln, welche den Muth eines Volks erdrücken und dasselbe an jede Fügsamkeit gewöhnen sollten, gerade das Gegentheil bewirken, so auch hier. Das Landvolk fand sich außerdem durch die bayerischen Einquartierungen beschwert. Eine geringfügige Veranlassung erzeugte den Bauernaufstand (17. Mai 1626). Bald stand das Land unter den Waffen und wilde Thaten geschahen. Hebersdorf wurde geschlagen und erreichte Linz nur mit Mühe. Stephan Fadinger, der Anführer der Bauern — oder wie er sich nannte: der Oberhauptmann der christlich-evangelischen Armada der Bauernschaft in Ober-Oesterreich — bewies sich nicht nur als sehr tapfer, sondern verstand auch die Volkserhebung zu organisiren. Als Wels erobert war, langten kaiserliche Commissarien an, welche sehr billige Anträge vorschlugen: Religonsfreiheit, Entfernung der Jesuiten, General-Amnestie ꝛc. Doch zerschlugen sich die Unterhandlungen, weil man wahrscheinlich gegen die Bauern nur Zeit gewinnen wollte. Auch als Fadinger in der Belagerung von Linz erschossen war (am 28. Juni 1626), setzte sein Nachfolger Achatius Wiellinger den Kampf fort. Noch mancher Sieg wurde von den Bauern erfochten. (Bei Zuckerberg rieben sie 6000 Bayern, welche der Obrist Lindlo herbeiführte, fast zur Hälfte auf.) Erst als der bayerische General Heinrich Gottfried Graf von Pappenheim,[1] mit

[1] Das Geschlecht der Ritter von Pappenheim, deren Stammburg auf den Grundmauern eines Römischen Castells sich erhebt, ist eines der ältesten in Teutschland, urkundlich schon unter den Saliern genannt. Gottfried Heinrich, geboren am 29. Mai 1594, in einem Jahre mit Gustav Adolf, der Sohn des Reichserbmarschals Veit, Herrns zu Pappenheim und Triechling und der Maria Salome von Preising, war schon als Knabe muthig und ausdauernd. Im 6. Jahre starb ihm der Vater, und seine Mutter vermählte sich wieder mit Herberstorff, jenem Statthalter in Ober-Oesterreich. Nachdem Gottfried zu Altorff und Tübingen den Studien obgelegen, begann er große Reisen und sah die Höfe von England und Frankreich. Im 20. Jahre ging er zu der katholischen Kirche über, welcher er späterhin mit großem Eifer anhing. Obgleich von Kaiser Matthias zum Reichshofrath ernannt, so wendete sich der kühne junge Mann doch bald zu dem Schwerte. Zuerst kämpfte er in den Kriegen, welche der polnische König Sigismund gegen Rußland führte. Dann trat er in die Dienste des Herzog Max von Bayern, von dessen kräftigem, entschiedenem Charakter angezogen, und kam rasch empor. Denn bald bewährte er sich als einen Befehlshaber, besonders jedoch als einen höchst unerschrocknen, rastlosen Reiter-

8000 Mann von dem Churfürsten gesendet, sie bei Vöcklabruck und dann bei Wolfseck aus dem Felde schlug, unterwarf sich ihr Rest. Bei dem Blutgericht zu Linz wurden von den Häuptern 18 theils gehängt, theils enthauptet, andere zu Gefängniß und Geldstrafen verurtheilt. Die übrigen Bauern begnadigte Ferdinand II. unter der Bedingung, daß sie katholisch würden. Die frühere Vergünstigung für Standesherrn und Gutsbesitzer ward zurückgenommen.

Nun erwäge man: Mansfelds Marsch bis an die Waag konnte zeigen, daß die Feinde Oesterreichs wirklich den Plan hegten, eine neue Volkserhebung in dessen Provinzen zu veranlassen. Mansfeld, wie auch seine Befehlshaber hatten in Schlesien von denen, welche ihre Unterwerfung beschwuren, thatsächliche Unterstützung erhalten. Daß das Bauernheer in Ober-Oesterreich sehr bald mit guten Waffen, selbst mit Geschützen und Munition versehen war, mußte den Verdacht erregen, als sei der Aufstand längst vorbereitet und von dem Adel begünstigt worden. Das überaus harte Verfahren gegen die Protestanten, das jetzt gleichmäßig erfolgte, sollte die Gefahr, welche durch den innern, religiösen Zwiespalt drohte, ein für allemal vernichten. Die Bedenklichkeiten des Kaisers in Bezug auf frühere Gewährungen von seinen Vorfahren und ihm selbst, wurden durch die Vorstellung seiner Umgebung beseitigt: jene ertheilten politischen Freiheiten seien durch wiederholte Empörung verwirkt, die kirchlichen seien ursprünglich den Lutheranern verliehen und könnten nicht von den Calvinisten angesprochen werden, welche jene fast überall verdrängt hätten.

Diese durchgreifende Gegenreform erfolgte fast gleichzeitig. — In Unter-Oesterreich werden sämmtliche unkatholische Prediger und Schullehrer durch das Edikt vom 14. September 1627 verjagt; den Andern, die sich nicht fügen, Auswanderung geboten. Nur Herrn und Ritter dürfen bleiben. Doch auch unter diesen verlor sich der Protestantismus nach und nach. — In Böhmen war schon im Jahr 1625 den Unkatholischen das Bürgerrecht und das Recht, gültige Ehen zu schließen, genommen worden.

General. Sein persönlich tapferes Benehmen, sein hoher Sinn, seine fast unglaublichen und verwegenen Unternehmungen in den ersten Jahren des dreißigjährigen Kriegs bezeichnen ihn als einen glänzend hervorragenden Kriegsmann aus der besten Ritterzeit. Gottfried Heinrich von Pappenheim wäre wohl unter den Ersten in Bayern eines Standbildes würdig.

Im nächsten Jahre (1626) häuften sich die Bedrückungen auf die unerträglichste Art. Den Unkatholischen wurde die Befugniß: Handel und Gewerbe zu treiben, ja selbst das Recht, ein Testament zu machen, entzogen. Wer in seinem Hause predigen, taufen oder trauen läßt, wurde um 100 Gulden oder mit halbjähriger Gefängnißstrafe belegt 2c. Ueberdieß waren sie durch eine Menge von Geboten, die sich auf äußere Achtung gegen die katholische Kirche bezogen, so vielen Vexationen ausgesetzt, daß Keiner seines Leibes und Lebens sicher blieb, wenn sich ein böswilliger Angeber fand. — Einige partielle Aufstände wurden blutig und rasch niedergeschlagen. Denn die Widerstandskraft der Böhmen war gebrochen. Da erfolgte endlich am 31. Juli 1627 das kaiserliche Decret, welches Allen Unkatholischen, die sich binnen 6 Monaten nicht zur alten Kirche bekehren würden, zur Auswanderung zwang. Den Gliedern des Herren- und Ritterstandes ward eine zweite Frist zum Verkauf ihrer Güter gestattet. Und damit Niemand wähne, der Kaiser thue dieses nicht zur Ehre Gottes und zum Heile seiner Unterthanen, sondern aus Geldgier, so wurde die Auswanderung ohne allen Abzug vom Vermögen erlaubt. — Kurze Zeit darauf (am 29. Mai 1627) bestätigte der Kaiser alle politische Privilegien der Stände, mit Ausnahme des Majestätsbriefs, der unter Rudolf II. von den Utraquisten erzwungen worden sei.[1] Ueber 30,000 Familien wanderten sofort aus Böhmen fort, unter ihnen 185 vom Herren- und Ritterstande, und Tausende von Künstlern und Handwerkern. Ein neuer Adel, teutscher Herkunft, kaufte die altböhmischen Herrschaften und Rittergüter. Der Landbau und Gewerbsfleiß verfiel. Auch die Geistesblüte Böhmens erstarb auf lange Zeit. Ferdinand II. aber, wenn er die Verödung des schönen Landes mit Schmerz sah, entschuldigte sich durch den Gedanken, daß er ein gottgefälliges Werk gethan habe. — In Schlesien wurden die Gegenreformen in den Gebieten geübt, in welchen der Kaiser die Landeshoheit besaß. Da der Majestätsbrief dort die Auslegung erhielt, daß derselbe nur den r e c h t m ä ß i g e n Besitzstand, d. h. den

[1] Nach der Sage zerschnitt der Kaiser eigenhändig den Majestätsbrief in Stücken. — Von dem Majestätsbrief ist auch wirklich das Siegel abgetrennt und die Unterschriften des Kaisers und des Obersten Burggrafen von Sternberg sind durchschnitten; die Orginalien aber der übrigen Privilegien-Urkunden Böhmens sind unversehrt, siehe M. J. Schmidts Neuere Gesch. der Deutschen VIII. p. 37.

vor dem Religionsfrieden faktisch bestehenden, habe bestätigen können, so wurden zunächst den Katholiken die Kirchen und Stiftungen zurückgestellt, welche nach 1555 ihnen von den Lutheranern mit Gewalt entrissen worden waren. Der Fürst Lichtenstein zog mit seinen Soldaten — von dem Volke die „Seligmacher" genannt — umher im Lande, um das kaiserliche Gebot zu vollstrecken. Vornehmlich traf dieses die Städte, und der Adel half seinerseits dazu, um den kräftigen, ihm so verhaßten Bürgersinn in denselben zu brechen.

Da die Volksstimme sich wenig um veraltete Berechtigungen kümmert, sondern auf die Erscheinung der Thatsachen sieht, so wurde durch dieses Verfahren des Kaisers in den außerösterreichischen Landen des Reichs unter allen Protestanten eine große Erbitterung gegen Ferdinand II. erregt. Um so mehr, da die zahlreichen Auswanderer überallhin die Erzählung von ihren Leiden trugen. Diese Entfremdung der Gemüther schadete ihm mehr, als ihm die errungenen Siege genutzt hatten. Denn seinen Feinden, — so wenig sie auch selbst Toleranz achteten — gewährte es ein neues, sehr passendes Angriffsmittel. Und die Menge stimmte ihnen so lange zu, bis sie zu spät gewahrte, daß die Fremdmächte dem Reiche nicht die Freiheit bringen, sondern es zum eignen Vortheil in Stücke reißen wollten.

Auch über die Hansa giebt es, auch unter uns Teutschen gar manche unklare, widerstreitende Ansichten. Ohne einen Blick wenigstens auf dieselben zu werfen, vermag man die damalige Lage von Nordteutschland nicht recht zu würdigen.

Die Hansa war ursprünglich kein eigentliches, statutenmäßiges Bündniß verschiedener Handelsstädte, sondern sie ging aus den Vereinen hervor, welche nordteutsche Kaufleute an großen Handelsplätzen des Auslands zum gegenseitigen Schutze geschlossen hatten. Erst durch die Rückwirkung dieser Vereine auf die Heimath waren Verbindungen zwischen einzelnen Städten zur Sicherung der Handelsinteressen entstanden (Lübeck mit Hamburg 1210, Lübeck und Soest 1247, Lübeck und Hamburg mit Braunschweig 1247, mit Bremen 1256 etc.). In dem Jahre 1293 verbanden sich zuerst fünf Städte, unter diesen Lübeck hervorragend. Nach und nach wuchs die Zahl und der Bund erhielt eine festere Form. Von dem Jahre 1362 an beginnen die Abschiede (Recesse) der Tagfahrten, welche von den Abgesandten der Städte ziemlich regelmäßig besucht werden. Nur solche Städte konnten

in den Bund aufgenommen werden, welche, wenn sie auch nicht völlig reichsfrei waren, doch vermöge besonderer Vorrechte eine gewisse Selbstständigkeit besaßen. Lübeck als oberster Vorort — welcher zur Zeit seiner Blüthe über 80,000 Einwohner zählte — berief die Bundesstädte zu dem Hansatage, obgleich auch jede andere Stadt auf dessen Versammlung bei dem Direktorium antragen konnte. Die Beschlüsse, welche man dort zur Verbreitung und zum Schutze des Handels faßte, waren eben so klug als durchgreifend.

An vier Hauptpunkten wurden Contore, d. h. auf Privilegien gegründete, auch gegen den ersten Anlauf befestigte Emporien angelegt, welche den Verkehr mit ebenso vielen Ländern vermitteln und beherrschen sollten. Die Contore selbst standen unter der Aufsicht der gesammten Hansa, ihnen aber waren die dazugehörigen Faktoreien untergeordnet. Von den Contoren wurde an den Vorort berichtet, auch besuchten ihre Abgeordneten häufig den Hansatag, obgleich sie kein Stimmrecht besaßen.

Auf den Tagfahrten wurden die inneren Streitigkeiten geschlichtet, Geldbeiträge bestimmt, Kriegsunternehmungen berathen, besonders aber die Handelsverhältnisse geregelt, und zwar so, daß sich der Gewinn gleichmäßig, so weit es anging, unter die Einzelnen oder die besondern Kaufmanngesellschaften, die zu einem Unternehmen zusammengetreten waren, vertheile, und der Uebermacht des Capitals begegnen würde. Die Güte der auszuführenden Waaren wurde genau beaufsichtigt, jeder Betrug streng bestraft. Zum leichtern Verkehr legten sie Straßen zwischen nahen Bundesstädten an, und sicherten sie durch Geleit. Eben so wurden die Handelsflotten zum Schutze gegen Seeräuber stets von Kriegsfahrzeugen nach den gewöhnlichen, gesicherten Häfen hin begleitet. War dieser Schutz vernachläßigt, so haftete die verpflichtete Stadt für den erwachsenen Schaden. Dagegen blieb den Bürgern die Fahrt nach ungewöhnlichen Häfen bei Strafe verboten. Die Hanseaten verführten jene Waaren, die keiner weiteren Bearbeitung bedurften, aus einem Lande in das andere, z. B. Salz aus Biscaya nach den Norden, oder das Getreide, welches auf den Strömen des Binnenlandes herabkam, nebst den Waaren aus der Levante in Italien, welche sie durch die Vermittlung Basels, Straßburgs, Augsburgs, Frankfurts rc. bezogen, eben dorthin. Am liebsten brachten sie aber Rohstoffe ein, welche von den fleißigen Handwerksgilden

ihrer Städte verarbeitet wurden, z. B. rohe Häute und Pelzwerk; weßwegen auch die Gilden der Gerber und Kürschner besonders zahlreich waren. Wo es anging, sollte der Handel durch Waarenumtausch getrieben werden. — Dabei verfuhren die Hanseaten sehr praktisch. So lange sie fast das Monopol der Ausfuhr von Wollentüchern aus England besaßen, begünstigten sie dort die Verfertigung derselben, weil die Preisbestimmung großentheils von ihnen selbst abhing. Als aber dieses Monopol gänzlich aufhörte, war auf dem Hansatag die Rede: die Wollausfuhr nach England gänzlich zu verbieten und dagegen die Wollweberei in den eignen Städten möglichst zu fördern. — In fremden Landen benahmen sich die Hanseaten gegen die Machthaber meistens sehr geschmeidig, verschmerzten manchen bittern Verlust, um ihrem Handel nicht zu schaden und unterstützten Fürsten mit bedeutenden Geldsummen oder Kriegsmitteln, um ihre Privilegien bestätigt und vermehrt zu erhalten. Allein im Fall der Noth griffen sie auch zur äußersten Entschlossenheit, und ihre bewaffneten Schiffe (Kogen) waren bereit, mit jedem Feinde anzubinden. Noch im Jahre 1591, als die Hansa schon sehr gesunken, verlangte Wismar auf der Tagfahrt offne Kriegserklärung gegen die stolze Elisabeth von England. — In der Zeit ihrer Blüthe zerfiel die Hansa in vier Quartiere, wie man es nannte: 1) in das wendische, mit dem Vorort Lübeck, dazu Hamburg, Breslau, Berlin, Wismar, Rostock, Greifswalde 2c.; 2) in das sächsische, unter dem Vorort Braunschweig, dazu Magdeburg, Bremen, Halle 2c.; 3) das westfälische unter dem Vorort Cöln, wozu auch die ostfriesischen Städte Deventer, Zwolle, Kampen, häufig auch niederländische: Amsterdam, Briel 2c. schloßen; 4) das preußische unter Danzig, dazu Königsberg, Thorn 2c., dann die livländischen Städte Riga, Reval 2c.

So mächtig nun auch die Hansa lange Zeit erscheint, dennoch trug sie schon die Keime des Verderbens in sich. Das geheime Princip, welches alle ihre Verhandlungen und Unternehmungen leitete, war, den Vortheil der eignen Bürger zu fördern, deßwegen aber nicht nur alle Fremden von den Handelsplätzen zu verdrängen, welche sie occupirt hatten, sondern auch die einheimischen Kaufleute derselben so niederzuhalten, daß nur der Hansa der Gewinn zufließe. Dabei kümmerten sie sich nur um das eigene Interesse. Das Geschick des Reichs war ihnen gleichgültig. Die Verhandlungen mit den freien

Städten Süddeutschlands, an denen sie einen starken Rückhalt gehabt hätten, hatten niemals einen Erfolg. So sehr vertrauten sie auf eigene Kraft, daß sie es verschmäheten, ihr Bündniß und ihre Freiheiten von dem Kaiser bestätigen zu lassen.

Ein System dieser Art aber, welches rücksichtslos auf Gewinn zielt, wo die friedlichen Handelsgeschäfte mit politischen Ränken durchflochten sind, das auf listige oder gewaltsame Unterdrückung anderer, von der Natur gleichberechtigter Nationen sich stützt, kann durch eiserne Consequenz und Ausdauer und stete Kriegsbereitschaft allerdings viele Jahre lang aufrecht erhalten werden. Es beginnt jedoch zu sinken, wenn durch unvorhergesehene Ereignisse die früher wohlberechneten Völkerverhältnisse sich ändern, und dann weder die Capitalien noch die Menschenkräfte der gebietenden Handelsherrn hinreichen, um ihre Kriegsmacht, den veränderten Dingen angemessen, zu vermehren. Hier mußte der Zerfall um so rascher sich ergeben, da die Stärke der Hansa auf die Vereinigung von Städten beruhte, welche schon vermöge ihrer örtlichen Lage häufig entgegengesetzte Interessen hatten. So wie nun auf irgend einer Seite der gewohnte Handelsertrag Schaden erlitt, kehrte sich die egoistische Gewinnsucht gegen die früheren Genossen und die Eintracht war gelöst.

Die Reihe der Ereignisse, welche die Hansa erdrückte, läßt sich an der Geschichte ihrer Contore, der Hauptquellen des Handelsgewinnstes wahrnehmen. — Nowgorod, die alte Wäringerstadt am Wochow, das große Emporium für den Handel mit dem südöstlichen Asien, wurde von Lübeck und seinen nächsten Verbündeten an der Ostsee schon sehr früh besucht. Hier bestand ihr großes Contor mit seinen reichen Niederlagen. Von diesem Markte versuchten sie alle westwärts wohnenden Fremdlinge zu verdrängen, indem sie deren Schiffen die Fahrt durch die Ostsee wehrten, ja selbst die Russen von derselben ausschloßen. Als durch schwedische Ansiedlung die Seefahrt durch den Finnischen Meerbusen hinauf unsicherer wurde, führte man die Waaren auf dem Landwege nach den livischen Städten, Reval und Riga. So lange nun Rußland durch die Tataren, Polen und Litthauer bedrängt war, und der Czaar selbst in seiner Hauptstadt Moskau sich nicht sicher wußte, bestand Nowgorod als Republik in großem Ansehen und der Hansahandel erlitt nur selten eine kurze Unterbrechung. Als aber Rußland von dem Joch der Chane

sich frei gemacht hatte, eroberte Iwan Wasiljewitsch (1478), roh nach Barbaren Art und gewaltthätig, jedoch voll großer Entwürfe, die reiche Handelsstadt, und ließ bald darauf zur Sicherung dieses Besitzes die vornehmsten Einwohner in russische Städte weithin vertheilen. Anfänglich bestanden die Hanseaten durch ihre Fügsamkeit noch fort. Als aber zu Reval zwei gemeine russische Verbrecher hingerichtet wurden, benützte Iwan den Vorwand, um sich der anmaßenden Fremdlinge zu entledigen, das Contor zu Nowgorod zu schließen und sich aller Waaren der Hanseaten (im Werth 960,000 Mark) zu bemächtigen (J. 1494). Als die Hansa durch eine Gesandtschaft endlich wieder Zulassung fand (J. 1574), war der Markt für sie durch fremde Kaufleute längst verdorben. — Die preußischen Städte wurden schon früher durch häufige Streitigkeiten mit den Ordensrittern bedrängt, als Polen erst der Oberlehnsbarkeit des Landes sich bemächtigt hatte, der Hansa nach und nach entfremdet. — Das Contor zu London war nicht von geringerer Wichtigkeit, besonders wegen des Zwischenhandels mit englischen Wolltüchern. Schon gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts besaß Cöln ein eignes Haus zu London, wahrscheinlich die spätere Gildhalle der Teutschen. Nach und nach erhielten auch andere Städte dort Privilegien. Ein geschloßner Verein der „Kaufleute von der Hansa Alemanniens" wird schon im Jahre 1282 genannt. Das eigentliche Contor, „der Stahlhof" wird 1320 urkundlich erwähnt. Ihre Privilegien erhielt die Hansa von den Königen und dem Parlamente und wußte sie gegen alle Klagen der englischen Kaufleute zu behaupten, welche sich in ihrem Handel beschränkt und von der Ostseefahrt gänzlich ausgeschlossen sahen. Dagegen unterstützten die Hanseaten z. B. Eduard III. in seinen Kriegen gegen Frankreich mit Geld, Waffen, Schiffen und Lebensmitteln. Auch den wilden Bürgerkrieg zwischen der weißen und rothen Rose (1451 bis 1485) wußten sie durch verschiedentliche Parteinahme für sich zu benützen. Häufig kam es inzwischen zu Streitigkeiten und Fehden, die durch gegenseitige Capereien geführt wurden und die Hanseaten erlitten zuweilen schwere Verluste. Sie verloren im Jahre 1449 eine Handelsflotte von 108 großen Schiffen, welche ungenügend durch Kriegsfahrzeuge gedeckt, Salz aus Biscaya brachten, durch englische Caper. Dagegen überwanden die Lübecker den Grafen Richard Nelville von Warwik 1458 in einer hartnäckigen Seeschlacht.

Doch so vortheilhaft bewährte sich der englische Handel, daß die Hansa den hohen Ausfuhrzöllen und manchen andern Bedrückungen sich fügte, und stets wieder einen günstigen Vertrag erlangte. Erst unter der Königin Elisabeth (1558 bis 1603), welche vor Allem auf die Hebung der Seemacht und des Handels von England bedacht war, änderte sich das Verhältniß gänzlich. — Gleich anfangs war die Königin abgeneigt, die Privilegien der Hansa zu bestätigen und ließ sich dazu nur durch eine Vereinbarung bewegen (J. 1561), nach welcher die Hanseaten weder englische Tücher nach Antwerpen, noch Kersie (ein Wollengewebe) nach Italien aus verschiffen sollten.[1] Rasch vermehrte sich Englands Seemacht. Der englische Kaufmann, der Unterstützung seiner Staatsregierung sicher, versuchte sich auf jede Weise von dem Zwang der Fremdlinge loszumachen. Die neue Handelsstraße um das Nordcap nach Rußland, welche englische Seefahrer aufgefunden hatten, als sie in Norwegen höher gelegene Landungsplätze aufsuchten, wurde fleißig benützt. Es drangen ihre Schmuggelschiffe bis in den finnischen Meerbusen, um an den preußischen Küsten Getraide aufzukaufen. Ihre Wolltücher brachten sie, mit Umgehung des Ausfuhrzolls in ungewöhnlichen Häfen zu Schiff, um sie im Schleichhandel an der teutschen Küste abzusetzen. Die Wegnahme solcher Fahrzeuge von den Hanseaten wurde mit Capereien an der englischen Küste und im Canal vergolten. Im Jahre 1580 verlangte Elisabeth die Errichtung eines englischen Contors zu Hamburg, als Entgegnung der Gewährungen zu London. Das Begehren verwarf der Hansatag, und Hamburg mußte ungern nachgeben. Die Königin behandelte dennoch, wegen der drohenden Stellung Spaniens, die Hansa noch eine Zeit lang glimpflich, bis diese insgemein den König Philipp II. bei der Ausrüstung der unüberwindlichen Armada unterstützte. Stolz auf ihren Sieg (1588) und vertrauend auf ihre bewährte Seemacht verbot sie den Hanseaten Kriegsmaterial und Lebensmittel durch den Canal und die Straße von Gibraltar nach Spanien zu verschiffen. Beschlagnahme hanseatischer Schiffe sollten dem Befehl Nachdruck geben und im Jahre 1591

[1] Noch im Jahre 1551 führte die Hansa aus England 44,000 Stück Tuch, Elisabeth beschränkte ihnen diese Ausfuhr auf 5000 Stück, mit einem Zoll von 3 Pfund Sterling für das Stück, während die Einheimischen 9 Schilling, 3 Pf. für das Stück gefärbtes Tuch entrichteten.

erschien eine große englische Flotte vor Lissabon (wo die Hansa wegen der steigenden Wichtigkeit des indischen Handels ein neues Contor errichtet hatte), um deren Verkehr mit Spanien zu hemmen. Die verbundenen Städte wendeten sich an den Kaiser um Vermittlung, und wie sie hier nichts erreichten, erwiederten sie jene Bedrückung durch ein Verbot der Getraideausfuhr nach England. Immer mehr nahm die gegenseitige Erbitterung zu. Obgleich die Hansa der Kriegsflotte Englands, mit der jetzt auch Holländer und Dänen gegen sie gemeinschaftliche Sache machten, nicht mehr gewachsen war, so wies sie doch entschlossen das Eindringen der englischen Kaufleute in ihre Häfen und Handelsplätze zurück. Da befahl die Königin in ihrem Zorn am 4. August 1598 den Stahlhof zu London zu schließen. Er blieb für immer der Hansa verloren. — Brügge in Flandern war im 12. Jahrhundert ein Handelsplatz der größten Art. Dort bestanden Handelsgesellschaften aus Arragon, Gascogne, Provence, Portugall, Genua, Lucca, England und das Contor der Hansa friedlich neben einander, gern gesehen von den Flandern, welche ihrer Art nach selbst weniger auf den Auslandshandel sich verlegten, als sie die Erzeugnisse ihres umfangreichen Gewerbsfleißes bequem verwerthen wollten. Hier ebenfalls ein Ausschließungsrecht der Fremden zu üben, daran durften die Hanseaten nicht denken, dennoch wurden sie häufig von den Flandern der Anmaßung beschuldigt, während sie selbst über ungenügenden Handelsschutz klagten. In Folge dieser Streitigkeiten und der Bürgerkriege in Flandern war das Contor aus Brügge nach Antwerpen verlegt (1540). — Die Holländer, welche schon unter ihren alten Grafen eine bedeutende Seemacht besaßen, waren für die Hansa längst gefährliche Gesellen. Als diese ihnen hieß, ostwärts nicht weiter denn bis Hamburg zu schiffen und daselbst Rückfracht einzunehmen, umgingen sie das Gebot durch Schmuggelei und gaben sich ihrerseits alle Mühe, die Hanseaten aus den westlichen Meeren zu verdrängen. Da in allen den blutigen Kriegen, welche in Folge der unglücklichen Calmarischen Union (1397) die scandinavischen Reiche so viele Jahre lang zerrütteten, die Hanseaten sich einmischten und Partei nahmen, zuweilen bald für bald wider denselben Gewalthaber, um nur ihre Handelsinteressen zu fördern, traten die Holländer häufig auf die Seite von deren Feinden. Noch schlimmer war der Zwist, wie Holland an das Neuburgundische Reich

kam (im Jahr 1431), und in dem mächtigen Staate eine neue Unterstützung fand. Herzog Philipp der Gute theilte Caperbriefe an Alle aus, welche die Hansa bekämpfen wollten. Da wurde manches heiße Seegefecht mit verschiedenem Erfolge geliefert. Nach der Erhebung der Niederlande, welche von England heimlich und offen gefördert ward, wuchs deren Ansehen rasch, und manche ehemalige Hansastadt, auch die ostfriesischen, fiel ihnen zu, während Lübeck mit andern, wegen ihres wichtigen Verkehrs mit Spanien, zu diesem sich neigte. Jedoch brachte die Veränderung der allgemeinen politischen Lage im Anfang des 17ten Jahrhunderts eine Annäherung zwischen den Niederlanden und den Resten der Hansa.

Am einfachsten und natürlichsten blieb der Verkehr mit dem Contor zu Bergen. Von hier aus hatten die Hanseaten einen großen Theil der gesalzenen und getrockneten Fische — den übrigen erbeuteten ihre Häringsbote bei Schonen und Seeland, — welche sie in das Innere Teutschlands verhandelten. Dagegen konnten die Nordländer das Bier und Mehl und die Kleidungsstücke nicht entbehren, welche die Hanseaten ihnen zuführten. Nur durch die Verwicklungen, welche die scandinavischen Kriege brachten, wurde der ruhige Verkehr hier zuweilen gestört.

Obgleich nun die Hansa von mächtigen Gegnern bedrängt war, gegen welche sie fast fortwährend einen ungleichen Kampf zu führen hatte, so war doch ihre innere Zwietracht ein fast noch schlimmerer Feind. Die Bundesstädte des Binnenlandes waren für Handelsplätze an der Meeresküste ungemein wichtig. Diese vertrieben die seewärts gekommenen Waaren wieder, von ihnen bezogen jene einen großen Theil ihrer Ausfuhr. Bestanden aber auch in den beiden Classen von Bundesstädten öfters Kaufmannsgesellschaften zu gemeinschaftlichen Unternehmungen, so scheint doch dieses nicht regelmäßig geordnet gewesen zu sein. Das zeigt sich schon in dem oft wiederholten Streit zwischen Hamburg und Magdeburg. Die Magdeburger zogen großen Gewinn aus dem ihnen vor alters gewährten Stapelrecht, vermöge dessen sie das Getreide aus dem obern Stromgebiet vorweg aufkauften und es dann auf eignen Schiffen als Körner, oder in Mehl und Bier verwandelt, nebst Gewandstücken und andern Erzeugnissen ihrer Gilden die Elbe hinabsendeten. Da lag nun viel daran, diese Gegenstände unabhängig in den Nordlandshandel zu

bringen. Dagegen suchten die Hamburger diesen Gewinn auf jede Weise zu verkümmern und selbst allen Vortheil aus dem Handel zu ziehen, bemühten sich durch Unterhandlungen mit dem geistlichen Regimente zu Magdeburg einen neuen Stappel innerhalb der Stadt zu errichten und erzwangen durch Androhung, den ganzen Elbehandel für sie zu schließen, große Durchfuhrzölle von der Bundesstadt.

Ebenso wurden die liefländischen und preußischen Städte nicht minder durch die Beschränkungen von Seiten Lübecks der Hansa entfremdet, als durch die Könige Polens ꝛc. Bei solchem Verfahren hört aber Eintracht auf, welche mehr Stärke verleiht, denn alles Uebrige. Natürlich fanden nun die Binnenstädte jene Geldbeiträge, welche die Seekriege der Küstenstädte erforderten, unerschwinglich, obgleich sich diese wiederum darauf beriefen, daß hier doch die größte Last auf sie selbst falle. Auch sonst fehlte es nicht an gegenseitiger Eifersucht. Das muthige Cöln bestritt den Vorrang Lübecks und dessen Wortführung auf den Tagfahrten. Als sich nun im Jahr 1470 die Cölner feindselig gegen die ganze Hansa betrugen und für England, das mit jener gerade in Fehde stand, augenscheinlich Partei nahmen, wurden sie aus dem Bunde gestoßen, und aller Gerechtsame für verlustig erklärt. Erst durch die Vermittlung des Kaiser Friedrichs III. erlangten sie 6 Jahre später die Wiederaufnahme.

In der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts kömmt das Sinken der Hansa mehr und mehr an den Tag. Die allgemeine Eifersucht der Fürsten gegen reiche, unabhängige Städte rief manches Bundesglied der Binnenländer von der Hansa ab. Die Kirchenreform, welche bald in die meisten Städte derselben eindrang, veranlaßte, wie auch anderwärts, demokratische Erhebung der Gilden gegen die alten Rathsgeschlechter, welche bisher die gemeinsamen Angelegenheiten mit Erfahrung und Umsicht geleitet hatten. Erzeugte auch solche Aufregung zuweilen eine größere Thatkraft — wie die Geschichte des Jürgen Wullenwebers zu Lübeck nachweist[1] — so folgte

[1] Wullenweber war seit dem Jahr 1530 das Haupt der demokratischen Partei zu Lübeck, die eben so sehr Einführung der Kirchenreform, als Beschränkung des Raths sich erstrebte. Als Bürgermeister (im Jahr 1533) unternahm er den Krieg gegen Dänemark zur Sicherung des Sundes, und suchte Freundschaft mit König Heinrich VIII. von England zu schließen. Da der Angriff zunächst gegen den Herzog von Holstein gerichtet ward, so überfiel dieser Lübeck und er-

doch bald auf sie eine desto tiefere Zerrüttung der bürgerlichen Verhältnisse. Erst als im Jahr 1583 zu Stralsund Rath und Bürgerschaft einen Vertrag mit einander schloß, der durch seine guten Satzungen auch für andere Städte maßgebend ward, ordneten sich die Dinge besser. — Nach der Besiegung König Waldemars III. von Dänemark, hatte im Jahr 1370 die Hansa den Besitz des Sundes im Frieden erlangt. Später scheint sie die Erhebung des Sundzolls durch die Dänen nicht ungern gesehen zu haben, da er die Schifffahrt der Fremden auf der Ostsee erschwerte, während sie selbst wenig belastet war. Das änderte sich jedoch nach dem letzten Kriege (Jahr 1534 gegen Christian III.), welchen die Hansa gegen Dänemark wagte, und dieses begann nun den Sundzoll rücksichtslos auszubeuten.

In allen diesen Nöthen erhielt nur die Kraft Lübecks die Hansa aufrecht. Im Jahr 1579 ward auf dessen Betrieb ein neuer Bund errichtet und gewisse Satzungen beschworen;[1] doch waren auf dem Hansatag nur folgende Städte noch vertreten: Lübeck, Bremen, Rostock, Stralsund, Wismar, Braunschweig, Danzig, Königsberg, Burtehude, Stade, Hamburg, Lüneburg und Wesel. Alle übrigen Genossen waren abgefallen.

Die gänzlich veränderten Verhältnisse Europas am Ende des 16ten Jahrhunderts, diese umwälzende Fürstenpolitik, welche jede Unabhängigkeit bedrohte, und dem Aufschwellen der großen, absolut regierten Staaten voranging, gab auch der Hansa eine andere Richtung. Es kam hier nicht mehr darauf an, sich auszubreiten, sondern das noch Vorhandene zu bewahren. Jetzt begann die Hansa sich nach der Unterstützung des Kaisers und nach der Reichshülfe umzusehen. Hamburg hatte mit der Elisabeth von England einen Separatsfrieden geschlossen (1572) und in dessen Folge eine Gesellschaft englischer

zwang den Frieden (am 17. November 1534). Wullenwebers Ansehen begann zu sinken. Als er auf einer Reise das Gebiet des Erzbischofs von Bremen betrat, ließ ihn dieser auffangen, und da sich der geistliche Herr mit dem Bluturtheil selbst nicht befassen wollte, überließ er den Gefangenen seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunschweig. Auf die Klage der Gesandten von Lübeck und Christians III. von Dänemark wurde er zu Wolfenbüttel hingerichtet, am 24. Sept. 1537.

[1] Vgl. hierüber Burmeisters Beiträge zur Geschichte Europas im 16ten Jahrhundert aus den Archiven der Hansastädte p. 25 und nebst diesem Buche in Bezug auf die Hansa überhaupt, auch: Verfall und Untergang der Hansa und des deutschen Ordens in den Ostseeländern von Kurd von Schlözer.

Kaufleute (Adventures) aufgenommen. Lübeck schalt heftig auf den Eigennutz der großen Elbestadt, allein diese erwiederte: die Weltlage Englands und anderer Königreiche habe sich geändert, man könne nicht mehr auf der früheren Handelspolitik beharren. Die Hansa brachte die Sache vor den Reichstag (1582) und verlangte die Ausschließung sämmtlicher englischer Kaufleute von dem Reichsboden: das werde die Königin zur Gebühr treiben, denn England vermöge seine vielen Tücher nicht 2 Jahre lang aufzuspeichern. Da erfolgten nun Reichsgutachten und Unterhandlungen, der Reichsbeschluß erst 1597, wie es zu spät war. Der Stahlhof ging verloren, die Adventures nahmen im Jahr 1611 ihren Sitz zu Hamburg, und erzwangen sogar 1618 eine nicht geringe Anleihe von der Stadt. Nun schaute die Hansa nach den großen freien Städten Frankens und Schwabens, so mächtig durch Handelsreichthum und ihre wehrhafte Mannschaft, seit der Sprengung ihrer alten Bündnisse (um 1500) gleichen Gefahren durch die Fürstengewalt ausgesetzt. Ein Bündniß zwischen Lübeck und Augsburg schien im Jahr 1608 dem Abschluß nahe, kam aber eben so wenig zu Stande, wie irgend eine andere durchgreifende Maßregel. Jetzt erinnerte sich auch Kaiser Rudolf der reichen Seestädte und verlangte von ihnen 100,000 fl. zu dem Türkenkrieg, wie er sagte, und als sie dieses verweigerten, gebot er ihnen, ihre sämmtlichen Statuten und Privilegien ihm auszuhändigen (1606). Das geschah freilich nicht, allein die Hansa neigte sich jetzt zu den vereinigten Niederlanden und es war bei ihnen die Rede, den Prinzen Moritz von Oranien als Protektor anzuerkennen. Im Jahr 1615 kam auch wirklich ein geheimes Bündniß zwischen ihnen zu Stande, zuerst: zur Beschützung des freien Handels und der Schifffahrt, dann ausgedehnt auf: gemeinschaftliche Abwendung jeder feindlichen Gewalt. Doch nach ein Paar Jahren zerfielen sie fast wieder durch den Streit über ihre alten Privilegien in Rußland. Unterdessen hatten die Städte: Lübeck, Bremen, Hamburg, Lüneburg, Magdeburg, Braunschweig einen Sonderbund geschlossen (1614).

So viel auch die Hansa an Macht verloren, so blieb sie noch immer ein brauchbarer Bundesgenosse. Zuerst bewarb sich der König von Schweden, dann (1621) auch der König von Dänemark, endlich auch Frankreich (1625, jedoch vergeblich) um Einigung mit ihr. Von Gustav Adolf hofften sie, wenn er erst Liefland erobert habe, die

Verbindung mit den liefländischen Städten wieder herzustellen. Nach dem Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs rief mehrmals König Friedrich von Böhmen, dann auch andere Fürsten oder Reichsstädte den Beistand der Hanseaten an. Man sprach da von Maßregeln, die zu ergreifen seien, doch man vermochte sich nicht über die Durchführung derselben zu einigen. Als Tilly im Jahr 1625 in Niedersachsen einrückte, gebot er kurzweg den Hanseaten, nach den Befehlen des Kaisers sich zu richten und die schuldige Treue zu bewahren. Dieses machte dem Schwanken derselben einigermaßen ein Ende.

Man spricht viel von den hochfliegenden Plänen Wallensteins; wie wenig ist aber von denselben bekannt geworden! — Man sieht auffallende Handlungen, bedeutungsvoll und tiefeingreifend, welche dem Verfahren anderer Menschen gänzlich widersprechen, forscht man aber nach deren Grunde, so ist Alles mit Dunkel überdeckt. Dieses ist um so dichter, da der Friedländer gerade bei den bedenklichsten Dingen gewöhnlicher Agenten sich bedient, welche nur mündliche Aufträge hatten; da sich auch in seinen Schreiben, deren so viele vorhanden, oft nicht bestimmen läßt, wie weit sie seine wahre Gesinnung ausdrücken, oder nur irgend eine Täuschung beabsichtigen. Gerade mit den Gegnern, welche er selbst für die gefährlichsten achtet, unterhandelt er sehr häufig und zuvorkommend, versucht sie zu überlisten und sie durch irgend einen dargebotenen Köder für seine Zwecke zu gewinnen. Fürsten, gegen die er sich sonst dienstwillig zeigt, ja sogar seinen Herrn, den Kaiser, läßt er zeitweise den schlimmsten Besorgnissen ausgesetzt, um sie desto fester sich zu verbinden, wenn er jene erst beseitigt hat. Aber niemals vergißt er es, denen, welche ihn einmal verletzten, bei guter Gelegenheit nachdrücklich zu vergelten. Sehr gut weiß er, daß er sich nur auf sich selbst und die Wenigen verlassen darf, die ihr Geschick mit dem seinigen verbanden. Nach seiner zweiten Ernennung zum obersten Feldherrn, sinnt er nicht allein auf Rache gegen seine persönlichen Feinde, sondern auch gegen die, welchen er mißtraut. Zu gut kennt er die Dinge an dem Hofe zu Wien, um auf die Freundschaft des Kaisers, welche vielleicht aufrichtig war, fest zu bauen. Das Seltsame seines ganzen Thuns, das Geheimniß, welches ihn umgibt, sein gewaltiges Auftreten, die Pracht, welche ihn überall umstrahlt, sind ihm Mittel, um zweifelhafte Freunde einzuschüchtern, ergebene zu beherrschen, die Menge zu blenden. Oft-

mals erkennt man hier nicht, wie viel in seinen Handlungen eigentlich berechnet sei, oder wo er selbst von einem dunkeln Antrieb, von dem Geschicke, dessen Geheimnisse zu ergründen er sich bemüht, fortgerissen wird. Und dennoch mißt er stets höchst besonnen den rechten Zeitpunkt ab, und sieht nie auf den Glanz eines Erfolgs, sondern nur auf das Ziel. Er schlägt nicht einmal um des Sieges willen, wie Tilly, um die Feinde zu überwältigen und zu vernichten; er vermeidet die Schlacht, ohne sich um Vorwürfe zu kümmern, und stellt die Verfolgung ein, wenn es ihm gutdünkt. Seine tiefste Leidenschaft ist die Herrschsucht. Auch die abenteuerlichen Partisanen seiner Zeit strebten nach Landbesitz. Mansfeld wollte Herzog von Elsaß werden; nach demselben strebte Bernhard von Weimar, der vorher schon das Herzogthum des schönen Frankens zu behaupten gehofft hatte. Wallenstein ging weiter und wetteiferte mit Königen. Er unternahm es, sich eines Reichslandes zu bemächtigen, als er schon Herzog von Friedland und Sagan war, ja er dachte an die Krone von Böhmen, nachdem er die von Dänemark verschmähet hatte — wenn hier wahr berichtet ist. Er wollte aber Reichsfürst werden, damit seine Stimme in den teutschen Landen entscheide, nicht die Anderer, welche er wegen ihrer Unfähigkeit zu verachten pflegte, — mit Ausnahme des Churfürsten von Bayern, den er haßte. — So sehr man nun die Heldengröße Wallensteins preist, so erhellt doch, daß er weniger ein Mann des Schwerts, als der Politik war. Nur in einem einzigen bedeutenden Gefechte (an dem Dessauer Brückenkopf) siegte er, die Belagerungen von Stralsund und Magdeburg gab er auf, den Angriff des Schwedenkönigs auf das kaiserliche Lager auf der Alten-Feste bei Nürnberg schlug er ab, verfolgte aber seinen Vortheil nicht; die Schlacht bei Lützen ging nicht nur verloren, sondern das kaiserliche Heer ward nur durch Pappenheims ungemeine Tapferkeit vor der Vernichtung gerettet. — Dagegen liebte es Wallenstein, die politischen Unterhandlungen, die seine umfassenden Pläne ausführen sollten, durch großartige Demonstrationen gewaltiger Heermassen zu unterstützen, die er, vermittelst seiner Reichthümer auf allen Werbeplätzen des Reichs gesammelt, nach Mansfelder Art ernährt und mit großem Geschick zusammenhält und beherrscht. Oefters ist es dabei unklar, ob die großen Bewegungen, die überraschenden Heerzüge, welche die Gegner in Verwirrung bringen, wirklich auf feinen,

strategischen Berechnungen beruhen, oder blos einer politischen Combination Nachdruck geben sollen. Ueberdieß besaß Wallenstein eine wunderbare Selbstbeherrschung. Wie in Regensburg seine fürstlichen Gegner beieinander sitzen, um ihm dem Feldherrnstab zugleich mit Mecklenburg zu entreißen, und der Kaiser nur mit Widerstreben nachzugeben beginnt, steht der gewaltige Mann mit einem Heere in der Nähe, stark genug, um seine Feinde zu überfallen und zu fangen oder zu versprengen, und seinem Herrn den eignen Willen zurückzugeben. Doch er wartet ab und legt die bestrittene Würde auf die erste Anforderung nieder, ohne einen Verdruß zu zeigen, gleichsam wie auf einen Schicksalsspruch. Seine wahren Gedanken da, kennt Niemand. Dennoch täuschte sich dieser geborne Herrscher, von dem man vielleicht eine Erneuerung der Reichskraft erwarten durfte, über einige wichtige Sätze: daß keine List und Klugheit hinreicht, um die Kraft zu ersetzen, welche einfach offne und gediegene Heldenart verleiht, und daß Treue und Anhänglichkeit eines Kriegsheeres, welches nicht schon durch Vaterlandsliebe gekräftigt und zusammengehalten ist, länger währt, als der Glanz der Erfolge, und die Aussicht der Kriegsobersten und Hauptleute auf den persönlichen Gewinn. So ging Wallenstein vorüber gleich einem strahlenden Meteor, ohne eine dauernde Wirkung zu hinterlassen.

Der Feldzug des Jahrs 1627 in Norddeutschland hatte sein Ende erreicht, wie schon berichtet. König Christian IV. hatte sich in sein Meergebiet geflüchtet. Seine Hauptsorge ging nun dahin, die Inseln zu decken und alle Landesplätze zu vertheidigen, wozu auch das Landvolk aufgeboten ward. Da gegen die Uebermacht Wallensteins und Tilly's auf dem Festlande nicht mehr zu streiten war, bereitete der König den Seekrieg vor, brachte an 7000 Mann guter Truppen zusammen, und rüstete die Kriegsschiffe, um nach Belieben jeden Punkt der ausgedehnten Küsten zu überfallen, welche der Feind besetzt hielt. Nur wenige feste Orte, die sich auch im nächsten Jahre noch hielten (Stade, Krempe, Glückstadt) blieben von den Dänen besetzt.

Wallenstein dagegen rückt in Mecklenburg ein und besetzt in kurzer Zeit das ganze Land. Die beiden Herzoge, welche, ungeachtet der Versicherungen ihrer Treue nie aufgehört hatten, die Dänen zu

unterstützen und ihre Ritterschaft abzuhalten, für den Kaiser sich offen zu erklären, entwichen jetzt voll Bestürzung.

Am 1. Februar des Jahrs 1628 erhält Wallenstein von Ferdinand II. Mecklenburg als Pfandschaft für die großen Geldsummen, welche er bei der Anwerbung seines Heers für den kaiserlichen Hof verwendet hatte. Auch auf Pommern richtet er nun sein Augenmerk. Doch Herzog Bogislaus weiß seine unverbrüchliche Treue gegen den Kaiser darzuthun und bleibt nicht nur im vollen Besitz seines Landes, sondern auch die kaiserlichen Besatzungen werden ihm untergeben, welche die Küsten gegen die Angriffe der Dänen decken sollen. Doch Wallenstein begnügt sich nicht mit dem vorläufigen Besitz Mecklenburgs, sondern will es als Reichsfürst beherrschen. Hier hat er aber großen Widerstand zu erwarten, besonders von der Seite der Churfürsten, die bei einer solchen Frage vor allem das Interesse der alten reichsfürstlichen Geschlechter zu wahren pflegten und in dem Friedländer stets nur den glücklichen, von dem Kaiser begünstigten Abenteurer erblickten.

Wallenstein begann nun seine Unterhandlungen nach verschiedenen Seiten. Es kömmt der Plan zum Vorschein, Christian IV. gänzlich zu entsetzen und Ferdinand II. zum König Dänemarks von den Reichsständen des Landes erwählen zu lassen (vgl. Wallensteins Briefe von Förster, I. p. 162 und 168[1]). Da die Schwierigkeit eines Angriffs auf die dänischen Inseln einleuchtete, so knüpfte der Herzog durch den General Arnim Unterhandlung mit dem Gustav Adolf an, dem er unter allen Menschen wohl am wenigsten traute. Der Krieg zwischen Polen und Schweden solle durch den Kaiser vermittelt werden, und der letztern Macht ward der Besitz von Schonen und Norwegen in Aussicht gestellt, wenn sie ihre Kriegsschiffe zur Verfügung stelle, um Dänemark zu überwältigen. Um dem Widerspruch der Reichsfürsten bei der völligen Besitznahme von Mecklenburg zu begegnen, sollte auch Tilly und Pappenheim gewonnen werden. Wallenstein leitete über das politische Benehmen des schon erwähnten Herzog Ulrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel eine Untersuchung ein, bei welcher Graf Pappenheim den Vorsitz führte. Wäre Ulrich erst

[1] Nach einer Aeußerung Wallensteins war er von dem Kaiser aufgefordert, selbst nach dieser Krone zu streben, weigerte sich aber wegen der Unsicherheit dieses Besitzes. Vgl. Menzel VII, p. 206 Nr. 2.

des Landes beraubt, so sollte Tilly das Herzogthum Kalenberg erhalten, und Pappenheim auf ähnliche Weise versorgt werden. Hier trat aber der Churfürst Max kräftig dazwischen: Pappenheim solle es sich nicht herausnehmen, gegen einen Reichsfürsten eine Untersuchung anzustellen. Die Sache blieb auf sich beruhen. Tilly wünschte allerdings einigen Landesbesitz als Belohnung, vielleicht auch zur Sicherheit seines Guthabens an Oesterreich. Als ihm nun der Kaiser die früher bewilligte Summe von 400,000 Gulden auf eben so viele Thaler erhöhte und dem Herzog Ulrich die Ausbezahlung als Berichtigung einer alten Schuldforderung befahl,[1] begnügte sich Tilly, von dem Herzog 20,000 Gulden Baarzahlung und 3 schöne Aemter der Grafschaft Hoya bis zur Abtragung des Geldes als Pfandschaft zu begehren.

Während Wallensteins geheime Pläne zum Theil mißlangen, war Oesterreich nicht müßig gewesen. Auf gleiche Weise hatten Unterhandlungen mit Gustav Adolf begonnen, Liefland, Preußen und ein Theil von Dänemark nebst der Krone waren ihm als kaiserliches Lehen förmlich zugesagt, wenn er zum Sturze Christians mitwirken werde. Lange vorher hatte aber der König schon den Plan entworfen, nach der Eroberung Lieflands die Ostsee als Eigenthum Schwedens zu erklären und sich zur Behauptung derselben der wichtigsten Küstenplätze zu bemächtigen. Hier war demnach an ein Uebereinkommen mit Oesterreich nicht zu denken. Daß aber bei diesen Unterhandlungen zwischen beiden Staaten von einem religiösen Interesse keine Rede war, versteht sich von selbst.

Frühzeitig hatte sich Lübeck gegen den Kaiser entschuldigt, daß es den Mansfelder nicht habe abweisen können. Nach der Schlacht bei Lutter wiederholte es die Versicherung seiner Treue, auch Wismar und Hamburg schloß sich an. Dieses hinderte aber den Hamburger Rath gar nicht, unter der Hand dem Christian IV. seine aufrichtige Ergebenheit kund zu thun und heimlich seine Sache zu unterstützen. Die Prediger wiegelten das Volk nach Belieben gegen den Kaiser

[1] Eine unsichere Sache. Herzog Ulrich sollte dem König von Dänemark noch 3 Tonnen Geldes schulden, welche dieser an den Kaiser im Friedensschluß abtrat, während der Herzog behauptete, die Schuld sei schon getilgt, nur sei die Urkunde in den Händen des Königs geblieben. Bei Ulrichs leichtfertigem Regiment war so Etwas schon denkbar.

auf, und dänische, holländische und englische etwas später auch schwedische Agenten trieben sich ungestört in der Stadt umher, so daß wir in Hamburg bald den Hauptsitz aller politischen Ränke gegen Oesterreich erkennen.

Schon früher hatte Kaiser Ferdinand II. den hochherzigen Plan gefaßt, die Hansa in alter Kraft wiederherzustellen und mit ihr die Herrschaft der Ostsee zu behaupten. Deßhalb hatte er schon zuvor die Herzoge von Mecklenburg abgemahnt, an ihren Küsten neue Seehäfen für den holländischen Handel zu errichten, und einer holländischen Handelscompagnie Zutritt zu gestatten (vgl. Mailath III, p. 151), da dieses der Hansa Schaden bringen würde. Jetzt im Anfange des Jahrs 1628 sendete Ferdinand II. den Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg als Botschafter auf die Tagfahrt zu Lübeck. Dieser stellte den versammelten Abgesandten in einer kräftigen Rede vor: wie schimpflich und spöttisch es für die volkreiche, streitbare und mächtige teutsche Nation sei, von andern Völkern, die sich mit ihr gar nicht vergleichen ließen, auf den eignen Meeren und Flüssen sich Gesetze und Rechte vorschreiben zu lassen. Was sei der Sundzoll anderes, als ein schädlicher und schändlicher Tribut für ganz Germanien? — England habe die Hansastädte ihrer alten, theuer erworbenen Privilegien ohne Weiteres beraubt, und die teutsche Redlichkeit und Ehre durch den gebrauchten Vorwand obendrein beschimpft. Jetzt gehe es damit um, sich in Teutschland selbst festzusetzen und den Handel so viel als möglich an sich zu ziehen. Jetzt sei es an der Zeit, diese Verletzungen der Reichsrechte durch nordische Könige für immer zu endigen. — Daran schloß sich der Antrag: die Hansastädte Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar, Stralsund und Lüneburg sollten allein für die Stapelplätze des Handels Spaniens mit dem nördlichen Europa erklärt werden; was Spanien aus diesen Gebieten (mit Einschluß Frankreichs und Hollands) bedürfe, könne nur in den genannten Städten gekauft und von da nach Spanien gebracht werden, was von diesem komme, solle in diesen Städten vorweg zum Weiterverkauf niedergelegt werden. — Wurde der Antrag von der Hansa angenommen, so entstand eine Handelseinigung, die zu einem Kriegsbündniß führen mußte, wenn die Holländer fernerhin den spanischen Handel durch ihre Capereien belästigen wollten. Jedoch war in diesem Falle die Hansa auch der Unterstützung Spaniens und des

siegreichen Kaisers sicher. Wohl mochten noch manche Hanseaten die scharfe Wahrheit jener Vorwürfe, die Wichtigkeit des Antrags fühlen, welcher den gewinnreichsten Handel mit Amerika und Ostindien in ihre Hand gab (Portugal war bis zum Jahr 1640 mit Spanien vereinigt). Jetzt aber kam an den Tag, wie der hohe, kühne Sinn der Hansa, einst weitschauender Entwürfe fähig und zu jedem Wagniß bereit, in dem kleinlichen Krämergeiste untergegangen sei, der nach dem nächsten Vortheil greift und stets von der spießbürgerlichen Dummheit und Feigheit begleitet wird.

Ohne irgend einen freudigen Beifall zu zeigen, lehnten die Abgeordneten der Tagfahrt alle Anträge des kaiserlichen Botschafters ab, unter dem Vorgeben, sie seien für solche Verhandlungen nicht instruirt und müßten sich zuvor bei den Kaufmannschaften befragen. Dann solle noch im Verlauf des Jahrs auf einem andern Hansatag berathen werden. — Im Gedränge der Zeit wurde die ganze Sache nicht weiter berührt.

Allerdings wirkte auch Wallenstein dagegen, sei es aus Abneigung gegen Spanien, sei es, weil der Plan nicht von ihm selbst ausgegangen war und seine eignen kriegerischen Entwürfe durchkreuzte. So brachte er es bei dem Kaiser dahin, daß Graf Schwarzenberg zurückgerufen, er selbst aber zum General des oceanischen und baltischen Meeres ernannt ward (am 21. April 1628). In dieser Eigenschaft begehrte er von den Hansastädten Schiffe zum Krieg gegen Dänemark, was diese natürlich ablehnten. Nur Lübeck verstand sich dazu, gegen gute Bezahlung Bauholz zu liefern; der Kaiser könne dann die Schiffe selbst bauen lassen. Die wenigen Kriegsfahrzeuge aber, welche wirklich in die See gingen, wurden von den Dänen alsbald genommen oder zerstört, und der übermächtige Feldherr mußte erfahren, daß es leichter sei, ein Söldnerheer zusammenzubringen, als eine Kriegsflotte herzustellen. Mit dem Frühjahr brach der dänische Krieg wieder aus. Schon vorher hatten 4 Linienschiffe, 2 Fregatten und andere Kriegsfahrzeuge der Dänen zwischen Holstein, Fünen und in den Belten gekreuzt. Nun ging es an den Ueberfall der Seeplätze. Der dänische Admiral Prosmund beschoß Wismar, zerstörte oder nahm die Schiffe in dem Hafen und verbrannte die Fahrzeuge auf den Werften. Mit der größern Abtheilung der Flotte landete König Christian IV. auf Femern, überwältigte die kaiserliche Besa-

tzung von 500 Mann und nahm an 50 Fahrzeuge weg. Dann wurde das offne Eckernförde überfallen. Die kaiserliche Besatzung wollte sich in der Kirche vertheidigen, als sich aber dort der Pulvervorrath entzündete, mußte sich der Rest ergeben. Nur der Sturm auf das Schloß in Kiel ward von den Kaiserlichen glänzend abgeschlagen, mit großem Verluste der Dänen (am 8. April 1628). Hierauf begann der König die schmale Landzunge, welche nordöstlich nach Femern sich erstreckt, bei Großenbrode durch eine Reihe von Verschanzungen von dem Festlande abzuschneiden, um von da aus den Krieg nach Holstein zu verbreiten. Doch wurden diese Werke bald wieder von den Kaiserlichen abgebrochen. Im Juli unternahm der König einen noch gewaltigern Seezug mit 8000 Mann und 200 Transportschiffen und eroberte auch kurz nach einander die Insel Usedom und das feste Wolgast an der Perne. — Tilly mußte sich begnügen, die festen Plätze zu berennen, welche die Dänen noch inne hatten. Stade fiel am 17. Mai n. St., Krempe erst am 14. Nov. 1628, nur Glückstadt, von dem tapfern Grafen Ranzau vertheidigt, hielt sich.

Mit Schaam und Zorn sah Wallenstein ungeachtet seines zahlreichen Kriegsheeres sich machtlos gegen den verachteten Dänenkönig, der jeden von der See aus zugänglichen Punkt mit überlegenen Truppenmassen überfallen konnte. Denn an 150 Meilen dehnte sich die Küste von Kiel bis nach Preußen aus, 28 Seeplätze waren zu beschützen, und nur dem Zaudern und der Furcht der Dänen ist es zuzuschreiben, daß sie nicht weit mehr ausrichteten. Wallenstein vermochte die Flotte nicht herzustellen, welche allein hier helfen konnte, und seine zusammengeworbenen Matrosen lungerten müssig in den Hafenplätzen. Da hing nun sehr viel davon ab, daß sich die Dänen nicht irgend eines starken Platzes an der teutschen Küste bemächtigten, der ihnen einen passenden Ausfallspunkt gewähre. Diese Erwägung brachte den Herzog mit Stralsund in Zerwürfniß, das noch schlimmere Verwicklungen nach sich ziehen sollte.

Die alte Stadt Stralsund an einem Seearm, gegenüber der Insel Rügen gelegen, soll von dem rugischen Fürsten Jaromir im Jahr 1209 gegründet worden sein. Durch die glückliche Lage und die Zahl ihrer Bürger, teutscher Abkunft, erblühete sie zu bedeutendem Reichthum, besonders seitdem sie als Hansastadt an dem nor-

dischen Handel Antheil nahm. Obgleich den Herzogen von Pommern unterworfen, hatte sie nach und nach solche Freiheiten erlangt, daß sie fast einer freien Stadt nahe kam. Ihre Landesbeiträge waren gering; in Kriegszeiten beschränkte sich die Pflicht der Bürger auf die Bewahrung der eignen Mauern, ohne ihre Bewilligung durfte auch der Herzog ihr keine Besatzung aufdringen. Um das Jahr 1628 hatte die Stadt an die 20,000 Einwohner und eine besondere Bedeutung durch eine, — nach damaliger Kriegsweise — natürlich feste Lage. Die Stadt nämlich stand auf einer Art von Insel, die eine Seite der See zugewendet, die anderen Seiten von tiefen Teichen ganz umschlossen, deren Breite man auf mehr als doppelte Pfeilschußweite schätzte. Mit dem Festland hing sie nur durch vier schmale, gut befestigte, mit Zugbrücken versehene Dämme zusammen. Um die Stadt zog sich eine starke Ringmauer mit Vorwerken, die hart an dem Wasser hinliefen, so daß sie keinen Raum zum landen übrig ließen. Weiter hinaus lag die kleine Insel Dänenholm. Auf diese Weise konnte die Stadt von der Landseite zu jener Zeit nicht mit Nachdruck beschossen und ohne die größte Anstrengung nicht erstürmt werden, während nur eine Kriegsflotte sie von der Seeseite abschneiden oder anzugreifen vermochte. Ein solcher Platz demnach in der Hand eines starken, seebeherrschenden Feindes mußte für die Sicherheit des Küstenlandes sehr gefährlich werden. Dazu kam noch, daß die demokratischen Gilden gegen den Rath, welcher vorsichtig auf die kaiserliche Seite sich neigte, durchaus unbotmäßig sich benahmen und daß die lutherischen Prediger die Menge aufwiegelten.

Wallenstein verlangte nun, Stralsund solle eine kaiserliche Besatzung einnehmen, doch die Stadt weigerte sich mit Berufung auf ihre Privilegien, und Herzog Bogislav bemühte sich vergebens, den Streit zu vermitteln. General Arnim besetzt und verschanzt sofort den Dänenholm. Am 23. Februar 1628 kömmt ein Vergleich wegen Abkauf der Besatzung zu Stande, Arnim erhält wirklich 30,000 Thaler auf Abschlag, wie aber 2 Kanonen, die in der Stadt auf seine Rechnung lagen, abgeführt werden sollen, entsteht ein Volkstumult und die Geschütze werden in den Wassergraben geworfen. Die Bürgerschaft erklärt, lieber auf ihren Schiffen auswandern, als nachgeben zu wollen. Da die kaiserliche Besatzung auf dem Dänenholm abgeschnitten wird und sich ergeben muß, so setzt Arnim dreimal zum

Sturm an, doch vergebens. Während der Rath den Kaiser um günstigen Bescheid anruft (im April), rüsten die Bürger und verlangen Beistand von den Dänen. Sofort trifft auch der dänische Oberst Holk mit schottischen und teutschen Truppen — zusammen 1200 Mann — und Geschützen ein. Dieser ordnet einen strengen Dienst an, nimmt die Bürgerschaft in den Eid und bessert die Vertheidigungswerke aus. Denn Arnim hat schon (am 10. Mai) die Laufgräben eröffnet, jedoch nicht viel ausgerichtet. Ein Zufall zieht auch die Schweden herbei. Da es in Stralsund an Pulver fehlte, sendeten sie ein Schiff nach Danzig, um Vorrath zu holen, der Verkauf aber wurde wegen des Verbots der Pulverausfuhr untersagt. Davon vernimmt der König Gustav Adolf, befiehlt seinem Admiral, der zufällig mit der Flotte vor Danzig lag, eine Last Schießpulvers auf das Stralsunder Schiff zu bringen, und lobt zugleich in einem Schreiben die Stadt und Bürgerschaft höchlich wegen ihrer tapferen Vertheidigung, indem er zugleich verwundernd fragt, warum sie sich nicht an einen glaubensverwandten Fürsten um Hülfe wendeten? — Der Wink wurde verstanden, es erging eine Bitte um Beistand an den König und gegen Ende Juni langte wirklich der schwedische Oberst Rosladin mit 600 Mann an. Jetzt erhält auch Wallenstein das kaiserliche Schreiben, welches ihn abmahnt, weiter gegen Stralsund vorzugehen und die Bürgerschaft über ihre Privilegien zu bedrängen. Da aber dieselbe Stadt, welche sich weigerte, eine kaiserliche Besatzung aufzunehmen, unterdessen die Truppen des Reichsfeinds herbeigerufen hatte, so meint er, auf solche Abmahnung nicht weiter achten zu dürfen. Am 7. Juli n. St. kömmt er selbst in das Lager, das auf 20,000 Mann anwächst, und alsbald beginnt der Hauptangriff auf die Werke am Frankenthor. In zwei wüthenden Stürmen werden die Außenwerke bis an das letzte Ravelin erstiegen, mit großem Verlust auf beiden Seiten. In der Stadt ist die Bestürzung so groß, daß Viele ihre Frauen und Töchter nach Lübeck, ja nach Schweden senden. Der Rath beginnt Unterhandlungen einzuleiten. Der Herzog empfängt dessen Abgeordneten sehr leutselig, verspricht Generalpardon, gewissenhaften Schutz der Religionsfreiheit und macht billige Bedingungen. Während der Berathungen dauert allerdings das Beschießen der Stadt fort, wohl um die Menge einzuschüchtern. Am 14. Juli wird ein Vergleich aufgesetzt, dem zu Folge soll Stralsund 2000 Mann

des Herzogs Bogislav aufnehmen, welche zugleich dem Kaiser, dem Churfürsten von Brandenburg, dem Herzog von Pommern und der Stadt schwören, — 80,000 Thaler Kriegskosten zahlen und keinen Reichsfeind einlassen. Am andern Tag wird der Waffenstillstand geschlossen. Nun erhebt sich aber wiederum die Mehrzahl der Bürgerschaft und protestirt, daß ohne Einwilligung der Könige von Dänemark und Schweden kein Vergleich geschlossen werden dürfe. Nun tritt auch heftiges Regenwetter ein, die Laufgräben füllen sich in der Niederung mit Wasser und die Kaiserlichen leiden ungemein durch Mangel und Seuchen. Bald langen 400 Mann Dänen als Verstärkung in der Stadt an, dann 2000 Schweden unter Oberst Lesley und dem Grafen Brahe. Die Bürger wollten jetzt von gar keinem Vergleiche mehr hören und der erbittertste Kampf dauert fort. Wallenstein erkennt, wie unmöglich es sei, Stralsund zu erobern, so lange der Stadt nicht die Unterstützung von der See her abgeschnitten werden könne. Er verläßt das Lager und ertheilt dem General Arnim den Befehl, die Belagerung aufzuheben, jedoch mit dem Vorgeben, daß dieses auf den besondern Wunsch des Herzogs von Pommern geschehe. Am 1. August zog Arnim aus dem Lager, nachdem die Kaiserlichen 11,000 Mann verloren hatten.

Erwägt man nun vorurtheilsfrei diese Stralsunder Geschichte, so erkennt man leicht eine, von geheimen Agenten angezettelte, von den Predigern und andern Volksaufhetzern unterstützte und glücklich durchgeführte politische Intrigue,. um die teutsche Hansastadt Stralsund in auswärtige Gewalt zu bringen. Dieses wird auch durch den spätern Erfolg ganz und gar bestätigt. Die Menge aber, welche stets nur den äußern Schein beachtet, urtheilte anders. Sie sah in dieser glücklichen Vertheidigung Stralsunds die erste Niederlage des Wallensteinischen Ruhms, ein nachahmungswürdiges Beispiel, eine ruhmvolle That zu Ehren der lutherischen Kirche.

Wenn erst einmal beide kriegführende Parteien einsehen, daß eine Fortsetzung des Kampfes durchaus zu keinem Resultat führen kann, dann neigt man sich leicht zum Frieden. Der Kaiser hatte noch seine besondern Gründe. Der Krieg mit Frankreich wegen der Erbfolge im Herzogthum Mantua währte in Italien fort. Man begriff am österreichischen Hofe, daß eine längere Dauer der Bedrückungen, welche das Wallensteinische Heer in Nordteutschland aus-

übte, Unruhen erregen dürfte, die man damals „eine Rebellion des gemeinen Mannes" hieß, jetzt eine „demokratische Erhebung" nennt. Eben so verlangten die großen Reichsfürsten noch den Frieden, um des Friedländers Uebermacht zu brechen. König Christian IV. rüstete sich zwar mit aller Macht, um den nächsten Feldzug in neuerdings gelungener Weise, nur im größeren Maßstabe, einzuleiten. An 20,000 Mann hatte er im Winter gesammelt (außer der Besatzung von Glückstadt), mit denen er von den Inseln aus die Ost- und Westseite Schleswigs zugleich angreifen und die zerstreuten kaiserlichen Besatzungen abschneiden wollte. Allein er vermochte den Aufwand der Rüstungen nur mit großer Mühe, zum Theil durch Verpfändung seiner Juwelen an Hamburger Juden, aufzubringen.

Schon während des Winters begannen zu Lübeck Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und dem König von Dänemark, dessen fortgesetzte Rüstungen als Demonstration dienten. Wallenstein und Tilly, von dem kaiserlichen Cabinet um ihr Gutachten befragt, erklärten sich gleichmäßig gegen die Fortsetzung des Kriegs, da man weder die ausgedehnten Küsten Teutschlands hinreichend zu vertheidigen, noch die dänischen Inseln ohne Flotte anzugreifen vermöchte; auch sei zu besorgen, daß bei längerer Dauer des Kampfes Schweden, Holland, England und Frankreich sich zur Unterstützung Dänemarks vereinigen dürften. Beide Feldherrn erhielten sofort sehr ausgedehnte Vollmachten und der Friede kam am 22. Mai des Jahrs 1629 n. St. zu Lübeck wirklich zum Abschluß. Die Bedingungen waren überraschend: Dänemark bescheidet sich, bei den Verhältnissen des Reichs nicht weiter sich zu betheiligen, als einem Herzog von Holstein gebührt, durchaus keine Hochstifter und Stifter für seine Söhne zu begehren, und tritt dem Herzog von Holstein Gottorf die Insel Femern ab; erhält dagegen alle seine verlornen Besitzungen zurück. Von den Herzogen von Mecklenburg, von Friedrich von der Pfalz, in den Städten, welche dem Kaiser zuwider handelten (Stralsund, Magdeburg ꝛc.) ist keine Rede, sie sind aufgeopfert; dagegen wird auch der Handelstraktat zwischen der Hansa und Spanien, wodurch dänische Interessen bedroht, gar nicht mehr erwähnt. — Wallenstein erlangte was er wollte. Unter dem 29. Juli übergab ihm Ferdinand II. die Herzogthümer Mecklenburg als erbliches Reichslehen.

In dem Frieden waren Spanien, Polen, das Haus Oester-

reich, die spanischen Niederlande, Churbayern und alle andere gehorsame Churfürsten eingeschlossen worden. Von Seiten Dänemarks eben so England, Frankreich, die vereinigten Niederlande. Nur mit Schweden blieb eine Unentschiedenheit. Als der schwedische Gesandtschaftssecretär zu Kopenhagen, Salvius, nach Lübeck kam, ließ ihn Wallenstein ausweisen und verbot dem Rath der Stadt, ihm irgend einen Aufenthalt zu geben. Und da nun Salvius von Kopenhagen aus schriftlich um Geleit bat: er müsse an den Friedensunterhandlungen Theil nehmen, da so viele Blutsgenossen seines Königs betheiligt seien, und ohne dessen Zustimmung über Stralsund, mit dem er im Bunde stehe, nichts beschlossen werden könnte; antwortete ihm Wallenstein, würdig, wie es einem kaiserlichen Feldherrn geziemt: mit Schweden könnten keine Unterhandlungen werden, bevor dessen König nicht seine Besatzung von dem Reichsboden zurückziehe.

Es treten zuweilen Zeiten ein, wo das Geschick der Völker in die Hand eines Einzelnen gelegt zu sein scheint. Von dessen Mäßigung und Selbstbezwingung, von dessen Achtung vor den angestammten Grundsätzen des Rechts, und noch mehr, vor dem Wesen der Nationen — diesen von der Gottheit selbst bestimmten Gliederungen der Menschheit — hängt der Gang der Ereignisse ab, und sie gedeihen zu einem glücklichen Fortschritt und zur Ordnung der Staaten. Erhebt aber Jener sich über das Menschliche, verkennend, daß er nur ein Diener des Schicksals sei, und will er nur seine eignen, ehrgeizigen Pläne durchsetzen, so bricht sein Werk in Stücken. Die Folgen aber eines solchen Zusammensturzes lassen sich zuweilen noch nach Jahrhunderten erkennen.

Auch dem Kaiser Ferdinand II. war damals eine solche Wahl gegeben. Vernichtet waren die Anschläge der auswärtigen Feinde des Hauses Oesterreich, die unversöhnlichen Gegner in Teutschland gestorben oder vertrieben. Auch die Hartnäckigsten hatten sich gefügt. Selbst das unüberwundene Stralsund wollte sich nicht vom Reiche trennen, so sehr auch Schweden um die wichtige Stadt warb.[1] Das

[1] Stralsund hatte durch Vermittlung Herzog Bogislav's einen leidentlichen Vertrag erhalten: die Stadt leistet dem Kaiser Abbitte, mit Vorbehalt der Ehre und des Gewissens, stellt einen Revers aus über Ergebenheit, Treue und Gehorsam und gibt an Geld, so viel sie aufzubringen vermag. Die Schwedischen Ränke siehe unten.

mächtige kaiserliche Heer schien jedem Widerstand gewachsen. Hier war es nun durch Staatsklugheit möglich, die Parteien im Innern zu versöhnen, das gegenseitige Vertrauen wiederherzustellen, dem kaiserlichen Ansehen, so lange geschwächt, wieder die frühere Kraft zu verleihen und es auf der dauerhaftesten Grundlage zu befestigen, der teutschen Nation bei dem Auslande die ehemalige Ehrfurcht zu erzwingen und selbst die abgerißnen Landschaften wieder mit dem Reiche zu vereinigen. — Der Kaiser fühlte wohl die Lage der Dinge, allein irrte sich gänzlich im Handeln.

Ferdinand II. besaß durchaus nicht den Ehrgeiz eines Eroberers oder Tyrannen. Nur Thorheit kann ihm beimessen, daß er die Freiheit der Teutschen, mit Verletzung der angestammten Rechte, unterdrücken wollte, wie es die Könige von Spanien und Frankreich mit ihren Völkern gethan hatten. Einem solchen Unternehmen war selbst Wallenstein — so geneigt er auch zu einem Gewaltschritt gegen die Fürsten sich zeigte — mit einem Heere von 100,000 Mann nicht gewachsen, wenn sich erst die Parteien gegen den Kaiser vereinigten. Ferdinand II. war von Natur mehr eifrig als scharfsichtig. Sein Blick blieb durch seine frühere Erziehung getrübt, so daß er das Nothwendige in der Entwicklung der Nationen nicht zu erkennen vermochte, — was so schlimm und verhängnißvoll sich bewies, wie die schlaue Tyrannei Ferdinands des Katholischen. Ferdinand II. wollte nach Recht handeln und sah dieses für seine Pflicht an, besonders wenn das Wachsthum und der Glanz der katholischen Kirche dadurch gefördert wurde. Das Rechtgemäße ging ihm aber so weit, als es der geschriebene Buchstabe gestattete. Der geringe Widerstand, welchen seine bisherigen Gegenreformen, wie wir sie erzählen, erfuhren, schien ihm ein Beweis, daß sein Werk ein gottgefälliges sei.

Dazu kam nun ein Verhältniß, welches die ganze bisherige Reichsverfassung umzustürzen, und das Kaiserthum noch mehr zu schwächen drohete, als es schon nach Karls V. Abdankung geschehen war. Wir müssen hier an die Lage der hohen, geistlichen Fürstenthümer erinnern, von der schon die Rede war. Auf ihnen, mit ihrem beständigen Wechsel der Würdenträger wie auf den Reichsstädten, gründete sich unabänderlich das Ansehen des Kaisers gegenüber den erbberechtigten Lehensfürsten des Reichs, welche nach der Territorialherrschaft strebten. Ihre Stimmen waren auf dem Reichstage die

zuverlässigsten für den Kaiser, ihre materielle Unterstützung die bereitwilligste. Schon längst hatte die rein politische Beziehung dieser geistlichen Fürstenthümer sich geändert, indem nicht mehr jeder würdigste unter den Geistlichen — wenn nur von freier Geburt — sie erlangen konnte; — ein demokratisches Institut der reinsten Art, — sondern dieselben nur dem höheren Adel zu Theil wurden. Fielen sie aber nach und nach gänzlich in die Gewalt der erbmäßigen Fürsten, so mußten diese so übermächtig werden, daß das Kaiserthum zu einem Schatten zusammenschwand, kaum des Besitzes werth.

Wir sahen, wie diese Frage schon den Abschluß des Religionsfriedens erschwerte, und wie die katholischen und protestantischen Stände, da sie sich über deren Lösung durchaus nicht vereinigen konnten, die Entscheidung endlich dem König Ferdinand überließen. Vermöge dieser — wenigstens nach dem Sinne des Wortlauts — durfte kein Protestant als Erzbischof oder Bischof irgend ein Recht ausüben. Obgleich sich nun Nebenwege fanden, diese Entscheidung zu umgehen, so fühlten doch die protestantischen Fürsten selbst zu gut die Unsicherheit der neuen Acquisitionen, und gerade von ihnen wurde auf nachfolgenden Reichstagen der Antrag zu einer neuen, ganz definitiven Entscheidung aufgeworfen (welche, wie sie meinten, das nach dem Religionsfrieden Erworbene ihnen zusprechen sollte), während der Reichstagsabschluß darüber von ihnen selbst stets vereitelt wurde, indem sie — verfassungswidrig — die Entscheidung nach der Stimmenmehrheit verwarfen.

Unterdessen war eine ziemliche Zahl von Erzbisthümern und Bisthümern[1] entweder von unkatholischen Prinzen eingenommen, oder ganz in den Besitz weltlicher Fürsten gefallen; andere Erz- und Hochstifter auf gleiche Weise bedroht. Groß war überdieß die Zahl der Abteien, Stifter, Klöster und Kirchen, deren Vermögen nach dem Religionsfrieden einzelne weltliche Fürsten widerrechtlich sich bemächtigt hatten.[2] — Demnach sah sich Ferdinand II. auf jede Weise zu einem entscheidenden Schritt gedrängt.

Irgend ein großer Kaiser der alten Zeit würde da zu eben so

[1] Magdeburg, Bremen, Minden, Verden, Halberstadt, Lübeck, Ratzeburg, Meissen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Camin.

[2] Blos in Ober- und Niedersachsen betrug die Zahl dieser occupirten Geistlichen Besitzungen 120. Siehe das Verzeichniß bei Mailath VII. p. 166.

starken als umsichtigen Maßregeln gegriffen haben. Auch Karl V. würde — wenn einmal die Einheit der Kirche nicht mehr zu retten war — nach seiner erhabenen, duldsamen Weise, die Versöhnung der Gemüther, die Einheit des Reichs, die Herrschaft des Kaiserthums erstrebt haben, ohne das wahre Wohl der Kirche zu vergessen. In vielen Erzstiftern und Hochstiftern hatte das Augsburger Glaubensbekenntniß, durch die Förderung oder Nachsicht der Würdenträger selbst, überhandgenommen. Ein Fortbestehen der reichsunmittelbaren geistlichen Herrn mit ihren gesammten landesherrlichen Rechten und der geistlichen Verwaltung eines Gebiets, in welchem die Mehrzahl der Einwohner bereits zur evangelischen Religion sich gewendet hatten, erschien als unmöglich. Erheischte es jedoch das wahre Wesen der katholischen Kirche, daß ihre Bischöfe zugleich große Landesherrn seien, durch diesen Nebenbestand hineingeworfen in die unaufhörlichen politischen Wirren des Reichs? Vertrug sich dieses nur mit einer rein erhabenen christlichen Kirche? — Nun bestanden fast in sämmtlichen geistlichen Gebieten schon wirklich reichsfreie Städte (in größeren sogar mehrere), oder solche, die vermöge ihrer Privilegien sich diesen näherten. Bahnte nun Ferdinand II. auch diesen den Weg zur Reichsfreiheit an, verlieh er ihnen das umherliegende geschloßne Gebiet des Stifts, wie es seiner Machtvollkommenheit als oberster Lehensherr entsprach, so entstand eine neue Zahl von eben so vielen größern oder kleinern Festen des kaiserlichen Ansehens, gegründet auf Gewerbthätigkeit, Wohlstand und wahrhaftes Bürgerthum, die aber ihrerseits nur durch Treue gegen Kaiser vor Ueberwältigung sich sicher stellen konnten. Von den Wirkungen des religiösen Zwiespalts — der längst von dem politischen Interesse verdunkelt — war bei einigermaßen verständiger Duldung nichts mehr zu besorgen. Allerdings mußten den unbedingt fortzubestehenden hohen Würdenträger der katholischen Kirche die Einkünfte ihres kirchlichen Amts für Seminarien, Schulen, Hospitäler und andere geistliche Institute reichlich und sicher fundirt werden, wozu auch die Erträgnisse der kleinern, mittelbaren geistlichen Besitzungen, wenn sie erst den weltlichen Händen entrissen, ersprießliche Mittel darboten.

Eine solche Maßregel mußte freilich anfänglich als ein gewaltsamer Umsturz der Reichsverfassung erscheinen, wie sie in der goldnen Bulle ausgesprochen lag. Und doch war sie nur die Ausführung

des Gedankens, der zuerst einzelne Städte von der landesherrlichen Gewalt eximirt und dadurch überall starkbemannte Burgen des kaiserlichen Ansehens gegründet hatte. Von einem dauernden Widerstand der Erbfürsten blieb nicht viel zu fürchten, wenn erst die gesammte Macht der Städte, mit dem aufstrebenden Sinne und dem Reichthum ihrer Bürger unter einem Haupte vereinigt war. — Mag höchst wahrscheinlich dieses auch jetzt als ein politischer Traum erscheinen; ausführbar war damals ein solches Beginnen, wenn es dem Kaiser nicht an Kraft und Umsicht fehlte.

Ferdinand II. aber ergriff das Unheilvollste. Bei seinen Gegenreformen hatte er sich bisher innerhalb seiner landesherrlichen Befugnisse gehalten. Nur in den Reichsstädten hatte er hie und da die völlige Ueberwältigung der katholischen Minderheit der Bürger durch die Mehrheit der protestantischen verhindert und durch Herstellung der Gleichberechtigung die Ordnung zu sichern versucht. Verfuhren seine Commissarien dabei zuweilen gewaltsam, so kann man es doch ihm gerade nicht zur Last legen. — Jetzt, in dem Momente, wo er des Siegs über alle seine Gegner in Teutschland sicher zu sein glaubte, überschritt er die bisher genau beobachteten Gränzen und erließ das bekannte Restitutionsedikt am 6. März 1629, kurz vor dem Abschluß des dänischen Friedens.

Nach einer Einleitung, in welcher die staatsrechtlichen Verhältnisse des Edikts dargelegt werden, folgen die kaiserlichen Bestimmungen: 1) die Katholiken haben mit Recht die mittelbaren Klöster und andere geistlichen Besitzungen, welche noch zur Zeit des Passauer Vertrags in ihren Händen waren, jedoch später ihnen entrissen wurden, zurückzufordern; 2) Glieder der Augsburger Confession, welche Bisthümer, geistliche Stifter, reichsunmittelbare Prälaturen inne haben, sind nicht als ächte Bischöfe ꝛc. anzusehen, dürfen kein Stimmrecht auf den Reichstägen ausüben, wie ihnen auch keine Regalien verliehen werden können; 3) den katholischen Ständen des Reichs darf es nicht verweigert werden — was die protestantischen fortwährend ausübten — ihre Unterthanen zu ihrer eignen Religion anzuhalten und die andersglaubenden zur Auswanderung gegen Abzugsgeld zu zwingen. — Zugleich erhielt durch das Edikt das Kammergericht den Befehl, in allen vorkommenden Fällen nach diesen Normen zu entscheiden; weil aber die widerrechtliche Occupation geistlicher

Güter fast überall an dem Tag liege, so wurde verfügt, daß kaiserliche Commissarien das Reich bereisen, die bereits abgerißnen Güter zurückfordern und dem bedrängten Theil durch thätliche Execution beistehen sollten; wer aber sich der Zurückgabe weigert, verfällt ohne Weiteres in Acht und Aberacht, und zu der Vollstreckung des Urtheils soll ohne Verzug geschritten werden. Endlich wurde erklärt, daß alle Wohlthaten des Religionsfriedens und der spätern Reichstagsabschiede nur den Verwandten der Augsburger Confession, wie sie 1630 übergeben, zu gute kämen, nicht aber andern Sekten.

Schon die Achtserklärung der Herzoge von Mecklenburg und die Belehnung Wallensteins mit dem Gebiete der Flüchtigen hatte viele Reichsfürsten mit Recht erbittert, auch den Churfürsten von Bayern. Denn die Schuld der Herzoge war wenigstens nicht unbestritten, und Ferdinand II. hatte, den Reichsgesetzen zuwider, ohne vorhergegangene sorgfältige Untersuchung und Beiziehung der Churfürsten verfügt. Das Restitutionsedikt aber wirkte wie ein allgemeines Erdbeben.

Ein Besitzstand, der anfangs zwar widerrechtlich, jedoch in dem Verlaufe vieler Jahre erwachsen war, wurde jetzt plötzlich und auf einmal erschüttert. Doch traf dieses nicht etwa blos die Fürsten, Herrn und Reichsstädte. So wie in den reichsunmittelbaren geistlichen Gebieten rein katholische Landesherrn durch den Kaiser restituirt waren, so machten sie — wie sich voraussehen ließ — von dem Rechte Gebrauch, ihre protestantischen Unterthanen zu der alten Kirche zurückzuführen oder aus dem Lande zu treiben. So wurden viele Tausende, auch in den ärmsten Hütten, die sonst ganz ruhig gesessen wären, aufgerufen, die Fürsten in ihrem Widerstande gegen das Restitutionsgesetz auf das Aeußerste zu unterstützen. So arg war aber im Augenblick die Einschüchterung der Herrn und des Volks und die Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht, daß sich in der ersten Zeit, mit Ausnahme einer sehr mäßigen Protestation der Hansa und einer Mißbilligung von Seiten Chursachsens, keine laute Stimme gegen das Edikt erhob. Die Commissarien begannen ihr Werk ungestört. Man sah zu, wie Ferdinand II. seinen schon vorher begonnenen Plan weiter verfolgte, die höchsten geistlichen Würden mit allen Rechten und Einkünften auf die Prinzen seines Hauses[1]

[1] Leopold Wilhelm, Sohn des Kaisers, geb. am 6. Januar 1612, war im

und der Söhne besonders befreundeter und zuverlässiger Familien zu häufen; obgleich dieses den tridentinischen Satzungen zuwider lief Man schwieg, als man die Unsicherheit der kaiserlichen Partei wahrnahm, die noch nicht einmal im Reinen war, wäs mit den zurückgenommenen mittelbaren geistlichen Gütern eigentlich anzufangen sei.[1] — Allein es war ein neuer Banner aufgeworfen, um den sich alle Feinde des Kaisers schaaren konnten, und ein Feldgeschrei, das man fast vergessen hatte, ertönte überall mit verjüngter Kraft: es war die Religionsfreiheit. Kam irgend ein unerwartetes Ereigniß dazu, so mußte der Krieg wieder entbrennen. Und in der That verwüstete er Teutschland noch 19 Jahre lang weit schlimmer denn zuvor, bis die gänzliche Verarmung und Erdrückung der teutschen Nation dessen Fortsetzung unmöglich machte.

Mit Magdeburg begann unsere Erzählung, wie es noch in der Zeit der Sagen gegründet, nach und nach groß wurde, von kaiserlicher Huld gefördert, durch günstige Lage, Bürgermark und Gewerbsthätigkeit und Verbindung mit andern Städten erstarkte. Es ist im Grunde eine recht einfache Geschichte und es giebt in Teutschland viele ihr ähnliche. Ruhig geht der Wachsthum fort, zuweilen unterbrochen durch Hader zwischen den Geschlechtern und den Gilden, durch Streit der Bürger gegen die Inhaber besonderer Rechte, oder gegen die Geistlichkeit, durch kleine Fehden gegen benachbarte Herrn und Ritter. Auch die besondere Freiheitsliebe der Magdeburger, das Be-

Jahre 1627 schon postulirter Bischof von Straßburg, Passau und Halberstadt und Abt von Marbach und Hirschfeld.

[1] Die Liga war gesonnen, die den Protestanten abgenommenen Erzstifte, Bisthümer rc. vor Erstattung der Kriegskosten nicht aus den Händen zu lassen. Wallenstein meinte, daß zwar vorläufig die Einkünfte jener Güter zur Bestreitung des Kriegs verwendet werden könnten, dann aber besonders zur Errichtung von Seminarien, Collegien und andern kirchlichen Instituten zur Verbreitung und Befestigung der katholischen Religion verwendet werden sollten. Ferdinand II. wollte die zurückgenommenen mittelbaren geistlichen Besitzungen nicht immer den Orden zurückgeben, welchen sie früher besaßen, sondern vorzugsweise den Jesuiten zuweisen, denen er, wie auch den Kapuzinern am meisten kirchliche Thätigkeit zutraute. Vgl. auch Lamormain's denkwürdiges Gutachten, bei Mailath III. p. 173.

harren auf dem Erworbenen, das thätige Weiterstreben, der Trotz auf eigene Tüchtigkeit, Reichthum und feste Mauern steht nicht allein. Die Erzählung konnte schlicht und gedrängt sein. An einem Bilde zeigt sie, was auch an vielen andern Orten sich begab. Da wird durch eine eigene Verwicklung von Umständen die gute Stadt in den großen Zwiespalt hineingerissen, welcher die teutsche Nation zerrütten soll. Der innere Hader Magdeburgs bekömmt eine allgemeinere Bedeutung. Die Stadt wird ein Waffenplatz für ein umfassenderes Thun. Mit dem muß sich auch die historische Darstellung ändern. Es beginnt eine unzerreißbare Reihe von Ursachen und Wirkungen die zu immer weiteren Kreisen sich ausdehnt. Blutige Schlachten und tief angelegte politische Ränke, Handelsreibungen und der Spuck der Religionsverfolgungen, das Streben großartiger historischer Charaktere, der Kampf der Staatsgewalten und Parteien im Reiche, das Ringen der Kirche, die europäische Politik, Alles greift in einander ein, wirrt sich zusammen, sucht das Bestehende umzustürzen, ohne daß ein tüchtiger Neubau gelingt, so daß man nur mit Mühe eine etwas klare Anschauung gewinnen kann. Da ist nun auch Magdeburg fast vergessen worden, es gewinnt aber bald wieder an Bedeutung. Durch eine neue Verkettung der Verhältnisse erscheint es jetzt nur als der Mittelpunkt des historischen Gemäldes, zu dem es bestimmt war.

Hier nehmen wir nun auch die frühere Erzählung von dem Geschicke der guten Stadt wieder auf, um sie — mit geringen Unterbrechungen — bis zu Ende zu führen. Ist doch ihre Zerstörung nur ein Vorbild des teutschen Reichs, wie es aus dem dreißigjährigen Kriege hervorging. — Wir werden da zuweilen manche Dinge zu berichten haben, die recht unbedeutend scheinen; nur vergesse man nicht, daß sich in einem kleinen Raum auch das Große abspiegeln kann.

Zuerst ist es nothwendig, die Lage Magdeburgs bei dem Ausbruche des dreißigjährigen Kriegs sich zu wiederholen. — Die Stadt, mächtig durch die Zahl seiner Bürger, durch Reichthum und Verbindung mit andern Orten, stolz auf ihre Festungswerke, strebte seit längerer Zeit nach der völligen Reichsfreiheit. Dem aber widerstritt das Domcapitel. Unter diesem standen die Vorstädte Sudenburg und Neustadt. Von deren Einwohnern glaubten sich die Bürger in ihren

Gewerben, besonders im Bezug auf Elbeschifffahrt und Fischfang beeinträchtigt, und versuchten daher die Vorstädter unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, wollten ihnen aber keineswegs gleiche Rechte zugestehen. Dagegen besaß das Domcapitel ungefähr ein Dritttheil der Häuser in der Stadt, betrachtete deren Bewohner als seine Insaßen und bemühete sich, dieselben unter seine besondere Gerichtsbarkeit zu ziehen, was wieder den Freiheiten Magdeburgs widerstrebte. Daß die alten Rathsgeschlechter das Herkommen aufrecht zu halten versuchten, welches ihnen die Regierung der Stadt überließ, während die Handwerkergilden, wie sie im Wohlstand zunahmen, ihren vollen Antheil an diesem Regimente verlangten, ist nur der alte Kampf zwischen einer erblichen Aristokratie und einer aufstrebenden Demokratie, der sich überall wiederholt. Die große Bewegung, welche in Folge der Reformation sich an allen Orten kund gab, warf auch hier ein neues Element in den langjährigen Zwist. Die alten Rathsgeschlechter, denen häufig kaiserliche Gnaden zugekommen waren, selbst reich an Erfahrung, faßten das enge politische Verhältniß der nach Freiheit strebenden Städte zu dem Kaiser ganz richtig auf, und begriffen, daß sich Magdeburg nur durch besondere Treue gegen das Reichsoberhaupt vor der Uebermacht der landbegierigen, benachbarten Fürsten zu wehren vermöge. In gefahrvollen Lagen wußten sie sich in die Zeit zu schicken — zu temporisiren, wie man jetzt sagt. — Ohne ihren Religionsfreiheiten irgend etwas Wesentliches zu vergeben, pflegten sie bei bedenklichen Anmuthungen allerlei Vorstellungen zu machen, zeigten dem Kaiser eine bescheidene Unterwürfigkeit und zogen die Sache so lange hin, bis günstigere Verhältnisse eintraten und Alles blieb, wie es gewesen. Ein solches Verfahren erschien jedoch den eifrigen lutherischen Predigern, die in Bezug auf ihre Religionssachen kein Zagen und Zaudern kannten, als unwürdige Feigheit, ja als Verrath. Wenn diese nun bei dem besonnenen Rath wenig Gehör fanden, so wendeten sie sich zu den geringeren Bürgern, deren Gemüther stets leichter aufzuregen sind. Da nun auch wirklich manche Mißbräuche bei der Verwaltung der Stadt bestanden, so wuchs die Erbitterung um so leichter. Endlich dauerte auch zwischen dem Erzbischofe — oder dem Administrator — und dem Domcapitel und zwischen jenem und der Stadt der alte Zwist wegen der Huldigung, der Privilegien, der Herrenrechte, der Gerichtsbarkeit und

andern Dingen fort. Wäre es aber auf die Demokraten in der Stadt angekommen, so würden sie sich am liebsten des ganzen Erzbisthums bemächtigt, und dieses ihrer freien Reichsstadt unterworfen haben. Das war nun gewiß ein recht guter Fruchtboden für politische Ränke und Unternehmungen, wenn äußere Umstände dazu kamen, dieselben zu fördern.

Christian Wilhelm von Brandenburg war, wie schon erwähnt, als ein achtjähriger Knabe im Jahre 1598 zum Administrator von Magdeburg vorausbestimmt worden, und in seinem Namen regierte bis zu dem Jahre 1608 das Domcapitel. Als nun aber die eigentliche, förmliche Wahl geschah, verlangte das Capitel zuvor in der Wahlcapitulation, wie man es nannte, die feierliche Zusage ziemlich strenger Bedingungen, um sich gegen den Einfluß widerwärtig gesinnter Räthe und anderer Leute zu sichern. Der junge Fürstensohn vermag diese Beschränkungen sehr übel vermerkt haben, da er sich ganz ungebunden zu bewegen pflegte. Weil er aber nicht offen sich losmachen konnte, so fing er es heimlich an. Schon als die ersten Rüstungen in Niedersachsen vorgenommen wurden, begann der Administrator in Magdeburg sich eine Partei zu machen. Er gewann einige Rathsherrn, durch welche er Alles erfuhr, was in den geheimen Rathsversammlungen vorging. Zog durch große Versprechungen verschiedene Bürger und selbst einige Geistliche an sich, und hoffte so Herr in der Stadt zu werden. Nun gab es in Magdeburg eine Anzahl ziemlich lüderlicher Kameraden, welche die Wein- und Bierhäuser fleißig besuchten und besonders in der Rathsschenke der Sudenburg, „Dingebank“ genannt, sich zusammenfanden und über Politik und alles Andere nach ihrer Weise räsonnirten. Als jene Schenke wegen Erweiterung der Festungswerke 1625 abgebrochen ward, verlegten sie ihren Sitz nach der Stadt in die „Güldene Krone“, behielten aber den Spottnamen: „Dingebankenbrüder“. Aus ihnen entstand ein förmlicher Verein. Dieser, obgleich nicht über 20 Mann stark, wußte es dahin zu bringen, daß die Gemeinde den Obristen Heinrich von Fink in Bestallung nahm, der etliche Fähnlein zu Roß und zu Fuß anwarb. In allem Geheimen wurde zwischen dem Administrator und den Verbundenen ein Vertrag aufgerichtet, worin jener versprach, die verhaßten Vorstädte abzuthun, alle schwebenden Händel zu Gunsten der Stadt zu entscheiden, und selbst den König

von England, die Vereinigten Niederländischen Staaten u. s. w. zu diesem Bündnisse zu vermögen. Obrist Fink ließ sich als Unterhändler brauchen. Der Rath von Magdeburg jedoch, mit welchem Christian Wilhelm gleichfalls anzuspinnen begann, merkte bald das Unsichere des Unternehmens und zog sich zurück. Auch der Administrator scheint wegen der Zeitläufte bedenklich geworden zu sein. Denn als Obrist Fink eben aus dem Haag zurückkehrte, wo er Werbegelder aufgenommen, ließ ihn jener zu sich nach Wolmirstätt bescheiden, und in das Gefängniß zu Halle werfen, wo derselbe bald darauf starb. — Man soll gar schreckliche, zauberische Händel bei ihm gefunden haben.

In dem Jahre 1625 als die dänischen Rüstungen begannen, schien die Zeit gekommen zu sein, die früheren Pläne wieder aufzunehmen. Der Administrator ging zu der Versammlung nach Lauenburg (am 2. März) und trat in das dänische Bündniß; der Bürgerverein stellte jetzt einen Obristen Schneidewind, der früher in Holland gedient hatte, als Unterhändler auf. Der Rath Magdeburgs aber hielt treu an dem Kaiser und unterstützte dessen Heer mit allerlei Vorräthen. Da verhandelte dann auch Graf Schlick, der kaiserliche General mit dem Rathe, den Bürgern die Vorstädte, nach denen sie so lange getrachtet, gegen eine geringe Geldsumme abzutreten. Doch der geheime Verein hintertrieb dieses. Das Domcapitel aber, dem jene Umtriebe nicht entgingen, benützte die Ungnade, in welche der Administrator bei dem Kaiser gefallen war, und erwählte — um einen starken Rückhalt zu haben — August, den sehr jungen Sohn des Churfürsten von Sachsen zum Coadjutor.

Im Jahre 1626, als Mansfeld schon von Wallenstein an dem Dessauer Brückenkopf geschlagen war, langte der Administrator nebst dem Herzog Johann Ernst von Weimar mit einigen Truppen auf dem rechten Elbeufer bei der Zollschanze an, welche die Brücke in die Stadt deckt. Höflicherweise sendete der Rath durch seinen Stadtschreiber Nicolaus Flock den beiden Fürsten ein Faß Wein hinaus. Diese erklärten, mit einem Fasse Wein ließen sie sich nicht abweisen, denn sie wollten in die Stadt. Als sich nun der Stadtschreiber weigerte, den Befehl zur Oeffnung des Thors zu ertheilen, behielt man ihn zurück; der Herzog ritt an die Thorwache und sprach: eben habe ihm der Secretarius den Bericht gebracht, daß er zu dem Rath

kommen sollte; und da er zugleich 20 Thaler ausspendete, öffneten die Wachtmänner bereitwillig den Eingang. Sofort ließ der Herzog den Bürgermeister Dr. Johann Dauth und andere Rathsherrn zu sich bitten, rühmte hoch die Stadt Magdeburg und wie tapfer, beständig und treu ihre Vorfahren für die heilige Religion gekämpft hatten, ermahnte sie, deren hohem Beispiele zu folgen und bat, den Administrator mit nur 30 Pferden in die Stadt zu lassen. Die klugen Rathsmänner sprachen, die Sache sei so wichtig, daß man sie erst dem großen Rathe vorlegen müsse. Der Anschlag aber war, daß die 30 Reiter sich unter dem Stadtthor etwas aufhalten sollten, bis aus einem nahen Gebüsche das Fußvolk herbeirenne. Obrist Schneidewind stand schon in der Zollschanze, um das Zeichen mit dem Hute zu geben. Auch eine Anzahl von Bürgersöhnen war in den Handel verwickelt, und in der Nähe stand überdieß dänisches Fußvolk unter Obrist Fuchs und die zahlreiche Reiterei des Herzogs, um bei Nacht in die Stadt zu bringen. Durch die Vorsicht des Raths wurde, wie gesagt, der Anschlag zu nichte. Graf Schlick aber, der in der Nähe bei Rothensee stand und Alles wohl beobachtet hatte, lobte den Rath wegen seiner Treue. In der Stadt erhob sich jetzt großer Unfriede zwischen dem Verein und andern Bürgern. Doch die Schlacht bei Lutter vereitelte für einige Zeit die Unternehmungen der dänischen Partei.

Der Kaiserliche Obrist Altringer, der in der Nähe lagerte, verlangte, von den Unruhen in der Stadt unterrichtet, Schneidewinds Auslieferung. Diese zwar gewährte der Rath nicht, in Berufung auf ein Privilegium Kaiser Sigismunds vom Jahre 1427, doch ließ er den Schneidewind gefangen setzen, anfänglich in dessen gewöhnlichem Gasthause, dann in einem Gemache des Rathhauses. Ueberall jedoch fehlte der Nachdruck im Handeln. So nachlässig wurde diese Haft gehalten, daß des Obristen Anhänger ihn nach Belieben in seinem Gefängnisse besuchten, dort ihre Zusammenkünfte hielten, ja Gastereien mit feinen Speisen und den besten Weinen anstellten, zu denen sie ihre Weiber und Musik mitbrachten.

Die Mitglieder dieses geheimen Vereins, welche meistens das Ihrige schon verbracht und verpraßt hatten, verstärkten sich nun durch den Zutritt vieler mittellosen Bürger, die sie durch große Versprechungen an sich zogen. Selbst einzelne Prediger traten bei. Drei,

welche die Gastereien zu besuchen pflegten, werden namentlich genannt: Dr. Gilbert, M. Andreas Cramer, M. Johannes Kotzebu (Cotzebuvius). Dort wurden nun die bedenklichsten Anschläge entworfen. Man ging so weit, von angesehenen Theologen benachbarter Universitäten Gutachten einzuholen, daß die Stadt auch zu den Waffen greifen müßte, da der Krieg der Religion wegen geführt werde. Doch hielt noch der Rath, unterstützt von der Mehrzahl der Innungsmeister und den bessern Bürgern, eine Zeit lang die Treue gegen den Kaiser aufrecht. Dieses zeigte sich zumal im Jahre 1627, als das kaiserliche Heer um Magdeburg lag und von da in das Feldlager von Havelberg rückte. Da gerieth das Heer in eine gefährliche Lage, weil die Dänen alle Pässe besetzt hielten. Magdeburg aber sendete ihm allen Bedarf an Brod, Mehl, Wein, Bier, ja selbst Geschütze, Pulver und Kugeln. Dieses ward die Elbe hinunter bis in das Lager, später noch weiter nachgeführt.

Nun that aber das Domcapitel zu Magdeburg einen neuen, folgereichen Schritt. Da Christian Wilhelm unterdessen in die kaiserliche Acht gerathen, wählte es im Jahre 1628 jenen August von Sachsen, damals vierzehn Jahr alt, als Administrator. So widersinnig nun an und für sich eine solche Wahl war, welche in einer so mißlichen Zeit wiederum die Regierung in die Hand eines Knaben geben sollte, so gefiel sie doch dem Churfürsten Johann Georg. Denn er hoffte seine langgehegte Absicht auf das ergiebige Erzstift jetzt durchsetzen zu können. Der Kaiser mahnte von diesem Beginne ab; der Churfürst erwiederte: die Sache sei bereits abgemacht. Ferdinand II. jedoch, davon ungeirrt, ließ von dem Papste, dem gelehrten Urban VIII. seinen eignen Sohn, Leopold Wilhelm, auf den schon so viele geistliche Würden gehäuft, auch als Erzbischof von Magdeburg ernennen. In den bald darauf folgenden wichtigen Ereignissen blieben die Vorgänge in Magdeburg eine Zeit lang unbeachtet.

Die Veränderung, welche mit der kaiserlichen Politik nach dem Abschluß des dänischen Friedens vorging, zeigte sich auch in den Magdeburger Verhältnissen bald genug. — In dem Anfange des Jahres 1629 lagerte ein Theil des kaiserlichen Heers wiederum in dem fruchtbaren Magdeburger und Halberstädter Lande. Bereits hatte Magdeburg, außer den großen Lieferungen an den Friedländer mehr denn 130,000 Reichsthaler baar abgegeben; damals eine große

Summe, die nur dadurch aufgebracht werden konnte, daß die Bürger zweimal den zehnten Pfennig von ihren Gütern bezahlten. Unter dem 18. Januar 1629 erhielt nun die Stadt ein Zuschreiben von Wallenstein, worin ihr die Aufnahme eines kaiserlichen Regiments als Besatzung angemuthet wurde. Dieses geschah, wie erzählt wird, auf heimliche Anregung aus der Stadt selbst; also wahrscheinlich von solchen Männern, welche die heimlichen Umtriebe unter der Bürgerschaft fürchteten. Der Rath schlug das Begehren des Herzogs ab, und zwar nach seinem Rechte. Denn war es überhaupt schon ein bekanntes kaiserliches Gebot, daß Hansastädte von Besatzungen verschont bleiben sollten, so bestand überdieß ein kaiserlicher Specialbefehl von dem 21. Juli 1626, daß gegen Magdeburg durchaus Nichts vorgenommen werden sollte. — Dieser Befehl war nun freilich aus einer Zeit, wo von der Treue der Stadt, welche den wichtigsten Elbepaß beherrscht, das Geschick des Feldzugs abhängen konnte, und so Etwas vergißt man später. Wie denn auch einzelne Männer, welche in schlimmen Zeiten durch Kraft und Treue sich hervorthaten, nicht selten bei Hohen suspekt werden, wenn die Gefahr vorüber ist.

Das Antwortschreiben des Raths an den Herzog bezeichnet die Zeitlage sehr deutlich. — Nachdem sich der Rath auf die bisherigen Leistungen, welche die Stadt erschöpften und auf das gemessene Gebot des Kaisers berufen, fragt er: als was diese Besatzung angesehen werden solle, als eine Strafe? — sie hätten sich nicht vergangen; oder sei sie ein Freundschaftszeichen? — Gott möge Jeden vor solcher Freundschaft behüten. Auch in das Erzstift Magdeburg und in das Bisthum Halberstadt und in andere benachbarte Fürstenthümer sei das kaiserliche Kriegsheer mit gar freundlichen Worten eingerückt und unter dem Vorwande, Land und Leute vor fremder Gewaltthat zu beschützen. — Wie aber seien die armen Menschen nach solchen Vertröstungen gequält worden! — Nun folgt eine Aufzählung der schändlichen Zügellosigkeiten des Kriegsvolks und der ehrlosen Erpressungen der Offiziere. — Müssen nicht die armen Leute diesen für die Erlaubniß ihre eignen Grundstücke bestellen zu dürfen, einige Thaler für die Hufe bezahlen? Wenn man ihnen alles Getreide unter dem Namen einer Contribution hinweggenommen hat, streckt man ihnen wieder Samengetreide vor, allein unter der Bedingung: 6 Scheffel für 5 empfangene zu entrichten. Auch den Rest der Ernte dürfen sie nicht frei ver-

kaufen, sondern müssen ihn für einen geringen Preis an die Offiziere abgeben, welche dann nach andern Orten hin einen gewinnreichen Handel damit treiben. In den Quartieren verlangen dieselben Offiziere von den Innwohnern täglich fünf, zehn, ja zwanzig Gerichte mit den feinsten Weinen und den theuersten Leckerbissen; und erzwingen diese durch Mißhandlungen jeder Art. Wenn nun Alles ausgeraubt ist: Geld, Vieh und Hausgeräthe verpraßt, dann sperrt man die Obrigkeit in die Gefängnisse, um noch das Aeußerste zu erpressen. Ja man hat in Städten sämmtliche Einwohner mehrerer Stadtviertel: Greise und kleine Kinder, Herren und Knechte, Frauen und Mägde in die Stadtgräben getrieben und sie dort mehrere Tage und Nächte hindurch während der kalten Herbstzeit der rauhen Witterung und dem Regen ausgesetzt gelassen, ohne selbst der Kindbetterinnen und der Säuglinge zu schonen oder auf die Pest Rücksicht zu nehmen, so daß bald Todte, Sterbende und Gesunde in Haufen beieinander lagen. Wenn nun die armen Leute mit Weib und Kindern in das Elend gehen, brennen ihnen die Soldaten die verlassenen Hütten nieder, so daß Manche schon in Verzweiflung sich das Leben nahmen. Die schändlichen Mißhandlungen von Ehefrauen und Jungfrauen, selbst kleiner Mädchen von 11 oder 12 Jahren gar nicht zu gedenken. Was könne man für Vertrauen zu Truppen haben, welche die kaiserlichen Befehle auf solche Weise zu übertreten wagten? u. s. w.

Auf Wallenstein, der ungeachtet seiner Mannszucht gegen geringes Volk, seinen vertrauten Offizieren Erpressungen nachsah, wie er sich ja selbst zumeist, wie oben berichtet, durch den Güteraufkauf flüchtig gewordener böhmischer Edelleute bereichert hatte, machten solche Vorstellungen wenig Eindruck. Er verlangte von den Gesandten der Stadt, welche ihm das Schreiben nach Güstrow brachten, zuerst, daß Magdeburg die Einlegung einer Besatzung mit 200,000 Reichsthalern wegkaufen sollte; und ging dann mit der Forderung bis auf 50,000 Thaler herunter. Als aber der Rath nur 20,000 Thaler anbot, zahlbar in zwei Terminen, gedachte der Friedländer seine Forderungen zu erzwingen. Am 17. März 1629 wurde eine Kompagnie Soldaten in die Vorstädte Sudenburg und Neustadt und in das nahe Dorf Krakau gelegt, eine Kompagnie Kroaten in die nächste Umgegend, und es begann die Sperre der Stadt.

Anfangs ging es noch ziemlich glimpflich her. Die Soldaten

begannen die Holzschiffe aufzufangen, welche den Strom hinabgingen, und den armen Elbefischern ihren Fang abzunehmen, oder ihnen die Garne und Hamen zu rauben. Bald wurde der Verkehr mit Waaren und Getreide gänzlich gehindert. Nichts, auch was nur eines Hellers werth sei, sollte in die Stadt gelassen werden. Bürger und Frauen, welche aus den Thoren gingen, Reisende, welche sich der Stadt näherten, wurden ausgeplündert und mißhandelt. Da nun die Fischerbursche ihre Nahrung nicht mehr zu gewinnen wußten, der Hunger aber wehe thut, so ging ihnen endlich die Geduld aus. Sie gesellten sich zusammen, hielten einige Schiffe an, welche Getreide für das kaiserliche Heer geladen hatten und bei Magdeburg vorbeifuhren, vertrieben die Besatzung und nahmen die Fahrzeuge weg. Der Rath aber, vorsichtig wie immer, begriff sogleich das Bedenkliche des Vorfalls. Das Korn, es waren an 70 Centner — ließ er in Gegenwart von 2 Notaren ausmessen und an einem guten Ort verwahren. Dann ließ er die Bürgerschaft zu den Fahnen schwören, die Gartenhäuser um die Stadt abbrechen, Bäume und Gebüsche weghauen. Versäumte aber dabei nicht, an den nächsten kaiserlichen Obristen, David Pleckhorn, Gesandte abzuordnen, um die Wegnahme der Getreideschiffe, als von Wenigen ausgegangen, zu entschuldigen. Noch waren die Botschafter nicht zurück, als sich in Sudenburg ein neuer Tumult erhob. Fischer und Andere, die sich zu ihnen gesellten, schlugen einen Fähndrich, der Fische weggenommen hatte, nebst 7 oder 8 Soldaten todt. Die Leichname trugen sie auf den Königshof. Da nun die Sache einmal im Gang war, so verjagten sie auch die Soldaten nebst den Kroaten aus den Vorstädten und Krakau (den 29. und 30. April).

Jetzt ordnete Wallenstein ernstliche Maßregln gegen die Stadt an, und die Vorstellungen des Raths, wie auch die Vermittlungsversuche der Hansastädte halfen nicht ab. Da nun auch die Magdeburger sich nicht einschüchtern ließen, so begann der kleine Krieg. Es mag genügen, ihn kurz zu bezeichnen.

Obrist Becker führte ziemlich zahlreiche Truppen heran und begann die Stadt enger einzuschließen. Am 27. Juni verschanzten die Kaiserlichen Krakau, um die Magdeburger zu verhindern, ihre Viehheerden auf dem großen Marsch zu weiden. Die Bürger, erbittert weil die Kroaten ihnen kurz zuvor 2000 Schweine und dann wieder

600 Hämmel weggetrieben, fielen zusammen an 1000 Mann stark, gegen Nacht aus, eroberten das Dorf und zündeten es an. Der städtische Hauptmann Burckhardt nebst 2 Bürgern ward erschossen; auf kaiserlicher Seite fielen an 60 Soldaten, und wohl 70 verbrannten in den Kellern, wohin sie geflüchtet. Die Magdeburger aber zogen mit guter Beute in ihre Stadt. — Andere Ausfälle und kleine Gefechte mit verschiedenem Ausgange folgten. Die Kaiserlichen rückten an verschiedenen Seiten mit Schanzen vor. Die Magdeburger warfen Gegenschanzen auf, und ihre groben Geschütze in den Batterien thaten vielen Schaden. Nachdem dieses ungefähr ein Monat gewährt hatte, fand Wallenstein es für gerathen, selbst mit stärkerer Kriegsmacht heranzurücken und lagerte bei Wollmirstädt. Hanseatische Abgeordnete gingen hin und wieder und versuchten die Sache zu vertragen. Wallenstein stellte zuletzt das Begehren: damit Magdeburg doch seine Ergebenheit thatsächlich beweise, sollte es nur eine geringe kaiserliche Besatzung einnehmen, deren Unterhalt ganz und gar aus dem Erzstifte zu bestreiten sey; auch würden die Soldaten nicht zu den Bürgern einquartirt werden, sondern auf dem Markte und den Wällen lagern. — Der Rath, auch diesen Versicherungen mißtrauend, erwiderte: Vor ihren Nachkommen könnten sie es nicht verantworten, wenn sie dem kaiserlichen Worte, das sie von jeder Besatzung befreie, jetzt ganz entgegen, sich dazu verständen. — So nahm der Kampf eine immer erbittertere Art an. „Damals ist wider ein Trompeter in die Statt kommen, der hat begehrt, daß die Magdeburgische Soldaten nicht mit so vngebührlichen Kugeln, darinnen Stahl, Weyzen, Glaß, Stück von Donnerkeilen und andern Sachen gegossen, hinfüro schießen solten, man hat aber zur Antwort gegeben, selbige manir hätten sie von den Kaiserlichen gelernet, vnd demnach weil sie fest, gefroren vnd nicht zu munden wären, müßten sie solche Art behalten." (Abelinus p. 47.)

Dabei vergaßen die Alt-Magdeburger keineswegs ihrer Abneigung gegen die verhaßten Vorstädte. Am 17. September wurde unter Trommelschlag in Sudenburg und in der Neustadt ausgerufen: Jeder in den Vorstädten solle sein Haus, weil es auf einem, ursprünglich vom Kaiser den Bürgern zugewiesenen Orte stünde und der Festung zu nahe läge, selbst abbrechen. Geschehe dieses nicht, so werde man diese Wohnungen dem gemeinen Manne preisgeben.

Dabei blieb es auch, ungeachtet aller Protestationen der Vorstädter, die in einer Klage auf Schadenersatz klagten. Erst als Magdeburgische Soldaten in die Neustadt gelegt wurden, um den Abbruch zu vollziehen, rissen die Einwohner ihre Häuser selbst nieder, jedoch unter den gräulichsten Verwünschungen gegen Alt-Magdeburg.

Wie blutig es in dem kleinen Krieg herging, mag ein Vorfall zeigen. Graf von Porcia hieb mit vier Zügen (Cornets) Reiterei auf eine Magdeburgische Abtheilung ein, die sich nach dem vergeblichen Versuch auf eine feindliche Schanze, eben zurückzog; gerieth aber unter das Feuer von 200 Musketieren und Schützen, welche in einem Versteck lagen. An 16 seiner Gefährten fielen sogleich, und sein Roß stürzte todt zusammen. Da bot er 1000 Dukaten für sein Leben. Doch ein gemeiner Kerl erschlug ihn mit der Muskete, zog den Leichnam nackend aus und ließ ihn liegen. Einige Tage darauf folgte die Vergeltung. Denn die kaiserlichen Reiter lockten ihrerseits eine Ausfallsschaar in einen Hinterhalt, brachen dann wüthend hervor und hieben 93 von den Städtern nieder.

Als Wallenstein sah, daß sein Heer schon an 2000 Mann verloren habe, ohne daß etwas Bedeutendes ausgerichtet sei, gab er den Abgesandten der Hansa ein leichter Gehör, stand von der Einlegung einer Besatzung ab, und verlangte nur die Bezahlung von 50,000 Reichsthalern. Doch als man ihm vorstellte, welch großen Verlust Magdeburg während der Belagerung erlitten habe, stand er großmüthig auch von dieser Geldforderung ab.[1]

Alsbald gab der Herzog den Befehl, die gesperrten Pässe zu öffnen. Das Landvolk wurde angewiesen, die aufgeworfnen Schanzen, 16 an der Zahl, zu ebnen, und bei Todesstrafe verboten, durch die Stadtthore mit Waffen zu gehen. Wie diese aufgethan waren, liefen die Magdeburger zu Haufen nach den kaiserlichen Schanzen und han-

[1] „Wie nun der Herr General diesen Schaden bey sich gar wohl erwogen, so hat er endlich die begehrte 50,000 Reichsthaler, worauf er fest gehalten, fallen lassen vnd aus Gnaden ohne einige Geldbuße den Paß wiederum eröffnet", vgl. die Schrift: die andere Belägerung der Stadt Magdeburg, herausgekommen im Jahr 1629: citirt bei Calvisius in der Vorrede. Der Deutsche Florus fügt hinzu: „Vnd weil sie sich vorm Keyser gedehmüthiget, so hat er (Wallenstein) ihnen, daß diese Demuth vnd vnterthenigkeit vor alles geld nicht zu geben sey, geantwortet. Sie solten derowegen hingehen, gehorsam seyn, vnd ihres vnglücks vrsächer zur straffe ziehen." p. 139.

delten von den Soldaten allerlei Sachen, als Butter, Kohl, Rüben, Eier, Brod und Korn ein. Auch viele kaiserlichen Kriegsleute kamen in die Stadt, um einzukaufen, was sie bedurften. Alle behandelten einander so freundlich, als ob sie niemals Feinde gewesen wären. Am 8. October feierte man das Friedensfest. Eine Stunde lang dröhnten die Glocken der Stadt, auf allen Kanzeln wurden Danksagungen gesprochen und dreimal donnerten sämmtliche Geschütze auf den Stadtwällen. Tags darauf zog das Belagerungsheer ab, nach Pommern und Mecklenburg.

Oftmals hat man gefragt, warum Wallenstein die ungehorsame Stadt nicht schärfer angriff. Der glückliche Widerstand Stralsunds hatte ihn bedenklich gemacht, sagen Einige. Er wollte Magdeburg nicht zu Gunsten seines persönlichen Feindes, des bereits ernannten Erzbischofs Leopold Wilhelm, erobern, vermuthen Andere. Wahrscheinlich aber erkannte der kluge Feldherr und Staatsmann, daß im Norden ein neuer Sturm aufziehe, weit furchtbarer als die bisherigen, zu dessen Abwetterung man aller Streitkräfte bedürfe. Am 16. Sept. 1629 hatte Gustav Adolf von Schweden zu Altmark mit Polen einen Waffenstillstand auf 6 Jahre geschlossen.

IX.

Magdeburg und Gustav Adolf.

Mit dem Ende der zweiten Belagerung Magdeburgs schloß sich auch der zweite Akt der großen Tragödie des dreißigjährigen Kriegs. Es schien wirklich, als ob es in Teutschland wieder Friede werden wollte, als zwei unerwartete Ereignisse: Wallensteins Absetzung, und die Landung des Königs von Schweden an der teutschen Küste, alle Gemüther erschütternd und aufregend, die kaum befestigte Ordnung im Reiche bedrohend, einen weit schlimmern Kampf entzündeten. Diese Ereignisse scheinen, obenhin angesehen, unzusammenhängend oder nur leicht sich berührend, stehen aber in der innigsten Verbindung, beide das Werk der feinsten Diplomatie. Doch ehe wir diese kunstreichen Verwicklungen darzustellen versuchen, müssen wir zunächst berichten, was sich in Magdeburg nach dem Friedensschluß begab.

Die Verhältnisse in Magdeburg hatten sich während der Belagerung nicht zu den besseren verändert. Die Verluste der Stadt erwiesen sich als sehr bedeutend. Die ganze Jahreserndte war verloren. Denn alles Getraide, was nicht von den Feinden geschnitten, von der Reiterei nicht zertreten worden, hatten die Kroaten weggebrannt (der Verlust auf 100,000 Reichsthaler geschätzt). Wie sie denn auch einen großen Theil der Viehheerden wegführten, sämmtliche Wasser- und Windmühlen in den Brand steckten ꝛc. Was aber noch weit empfindlicher fiel, das ganze Einkommen außerhalb der Stadt, die Erträgnisse der Pachtungen, die Zehenten, Zinsgelder ꝛc., mochte es den Bürgern gehören, oder den Wittwen und Waisen, oder zu dem Unterhalt der Prediger, der Schulen, der Hospitäler oder anderer Stiftungen bestimmt sein, Alles hatten die Kaiserlichen mit Beschlag belegt und für sich eingezogen. Vergebens hatten die

Magdeburger gehofft, nach dem Abschluß des Friedens von diesen Plagen befreit zu werden. Nach dem Abzug des Oberfeldherrn bewiesen die commandirenden Officiere der im Erzstifte zurückgebliebenen Truppen, gar bald, daß sie eine so ersprießliche Erwerbsquelle nicht so rasch aufzugeben gedächten. Willkürliche Forderung neuer Contributionen, oder die Reste älterer Heerlieferungen, wurden angezogen, um die fortdauernde Beschlagnahme jenes Landeinkommens zu beschönigen. Die Getraidezufuhr aus dem Erzstifte oder dem Halberstädtischen blieb verboten. Zwar gestattete Wallenstein (unter dem 10. Januar 1630) den Getraideaufkauf aus dem Anhaltischen und aus Thüringen; bei der Einfuhr solchen Getraides aber verlangten die kaiserlichen Officiere von den Magdeburger Bürgern den Vorweis von Paßzetteln, welche sie sich mit 20 Reichsthalern das Stück bezahlen ließen, andere Plackereien ungerechnet. Demohngeachtet nahm ein Obrist „Hetzfeld" (Hatzfeld?) das Getraide, welches aus dem Anhaltischen zugeführt, an den Päßen in Beschlag (im Werth von 100,000 Reichsthalern), und kaufte es zwangsweise um ganz geringen Preis, um an andern Orten damit Wucher zu treiben. Wie aber die Anführer, so die Gemeinen. Diese nahmen den Bürgern, welche ihre Felder bestellen wollten, ihr Samengetraide weg und mißhandelten sie auf jede Weise. Besonders thaten sich auch hier die diebischen Kroaten hervor.

Diese schändlichen Bedrückungen und Erpressungen, durch welche einzelne Commandirende sich ungeheuere Reichthümer erwarben, dauerten nach einer Beschwerdeschrift des Magdeburger Raths an Ferdinand II. noch am 10. November 1630 fort. — Daß nun durch dieses Alles die Stimmung der Bürger zu Magdeburg nicht ruhiger, die Gesinnung gegen den Kaiser, von dem nur gnädige Worte, aber keine durchgreifende Abwehr zu erlangen war, nicht besser wurde, läßt sich begreifen. Die früher schwache Partei der Unzufriedenen mehrte sich durch alle die geringeren Bürger, welche immer mehr verarmten, und durch jene Plackereien fast in Verzweiflung geriethen. Der bisherige Rath wurde geradezu der Feigheit und des Verraths beschuldigt, weil er während der Belagerung nicht schärfer gegen die Kaiserlichen verfahren sei. (Der Rath hatte unter Anderem durch einen Befehl von dem 14. August die Bürger von leichtsinnigen Ausfällen abgemahnt.) Nun suchte man auch die Mängel in der bis-

herigen Stadtverfassung auf, durch welche jede kräftige Maßregel vertagt oder verhindert wurde.

Diese Stadtverfassung, von der schon früher einmal berichtet, höchst schwerfällig und complicirt,[1] mag wohl ganz geignet gewesen sein, um eine wichtige Sache recht bedachtsam und wohlweise zu be-

[1] Es ist schwer, in diese verwickelten Verhältnisse sich hineinzudenken, und nur die Vertheilung der Rechte und der Verwaltungsgeschäfte zu begreifen. Eine kurze Andeutung mag genügen. Es gab ein ständiges Collegium der Innungsmeister, welches ursprünglich die Verhältnisse der Handwerksgilden ordnete, jedoch gewisse politische Rechte und Einfluß auf die Regierung erlangt hatte. Ferner: das Collegium der Schöffen unter ihrem Oberrichter, das Collegium der Hundertmänner, ein Bürgerausschuß, der in manchen Fällen beigezogen ward. Die Stadtregierung war drei Rathsversammlungen neben einander übertragen. Jede bestand aus 14 Rathmannen und 11 Innungsmeistern. Diese drei Räthe wechselten jährlich mit einander ab, so daß der dießjährige Rath (senatus praesidens), die eigentliche Regierung führte, die beiden andern: der alte Rath und der ober alte Rath nur in bestimmten Fällen zu stimmen hatte. Mit 3 Jahren also hörte die Funktion des Rathsherrn auf, doch konnte er neu gewählt werden. Die Wahl ging von der ganzen Bürgerschaft aus. In dem regierenden Rath bestanden 2 Bürgermeister, die halbjährlich mit dem Vorsitze wechselten und 2 Oberkämmerer, diese blos aus den 14 Rathmannen hervorgegangen, dann aus 2 Panermeistern und 2 Unterkämmerern, aus den 11 Innungsmeistern. — Dieser Rath verwaltete sämmtliche öffentliche Angelegenheiten und ernannte die Unterbeamten. Doch neben ihm bestand ein Geheime-Rath, zusammengesetzt aus dem regierenden Bürgermeister und 2 Rathsherrn, den 4 Altbürgermeistern, dem Syndicus, dem Secretarius und dem Ober-Stadt-Schreiber. Dieser Geheime-Rath hatte besonders wichtige Sachen genau vorher zu prüfen, ehe sie in dem regierenden Rathe vorgetragen wurden. Dann gab es noch einen „Ausschuß", zusammengesetzt aus dem Ober-Richter, einem Schöffen, 10 oder 12 Männern aus den beiden alten Räthen und 3 aus dem Collegium der Hundertmänner. Endlich wurden die wichtigsten Angelegenheiten: Friedensschlüsse, Gesetzvorschläge, Verkäufe von Gemeindegut ꝛc. dem großen Rathe (dem „weiten Regimente") vorgelegt, der aus dem regierenden Bürgermeister, dem Schöffen-Collegium, den Gliedern der beiden abgetretenen Räthe und den Hundertmännern bestand. — Man kann sich leicht denken, daß bei einer solchen Verfassung in einigermaßen verwickelten Fällen, die wichtigsten Geschäfte leicht verschleppt und verzögert wurden, und daß, auch in einer größern Stadt, kaum die genügende Auswahl von tüchtigen Männern vorhanden war. Dann schien es mangelhaft, daß so manche tüchtige und gelehrte Bürger, besonders auch die Kaufleute, welche weder zu den Rathsfähigen gehörten, noch Mitglieder der Gilden waren, von allen Würden ausgeschlossen blieben. Nur die Bürgermeister wurden von den Rathmannen aus der gesammten Bürgerschaft gewählt und waren deßhalb meist rechtsgelehrte und erfahrne Männer.

rathen, allein keineswegs, um rasch zu beschließen und durchgreifend zu handeln. Dieses wurde nun von den Bürgern, die wir als Partei des politischen Vereins bezeichneten, benützt, um jetzt offen zu verfahren.

Schon während der Belagerung war Schneidewind von seiner Partei befreit worden. Dann brachten dieselben Leute es dahin, daß aus der ganzen Gemeinde — vorzugsweise aus dem Verein — ein Ausschuß von 18 Männern eingesetzt ward, um die Handlungen des Raths während der Kriegsdauer zu überwachen. Dieser Ausschuß griff ein, wie es ihm gutdünkte, hielt seine Sitzungen in einer Stube des Rathhauses abgeschlossen, erbrach Briefe, welche in die Stadt kamen, beförderte die Werbungen, und da es an Geld fehlte, bemächtigte er sich der Geldsummen, welche einige Vornehme von Adel bei der Stadt hinterlegt hatten.

Nach dem Friedensschluß aber gab dieser Ausschuß sein Werk keineswegs auf. Bei den Abgesandten der Hansastädte brachte er vor: der auswärtige Krieg sei zwar beendigt, allein im Innern der Stadt dauere der Zwiespalt fort, und es könne weder das gute Vertrauen unter den Bürgern wieder hergestellt, noch die Stadt in besseren Stand gebracht werden, wenn nicht an die Stelle des bisherigen weitläuftigen, wandelbaren Raths ein beständiger, einfacherer eingesetzt werde.

Die Abgesandten bewiesen sich anfänglich der Sache gar nicht abgeneigt; denn die von dem Vereine vorgeschlagene, später angenommene Stadtverfassung, hatte auf dem ersten Blick Viel für sich. Sie schien gerade den tüchtigen, gelehrten und erfahrnen Bürgern ohne Unterschied den Weg in den Rath zu bahnen. Die Stadtregierung mußte mehr einheitlich und kräftiger werden und der Einfluß der sogenannten Bürger-Protzen sich mindern, welche bisher auf Geld und Familienverbindung sich gebrüstet hatten. Die Sache ging aber etwas anders aus, wie es denn manchmal bei solchen Staatsveränderungen der Fall ist.

Der Ausschuß nahm den Dr. Adolf Marcus, den früheren Landschafts-Syndicus, als seinen Syndicus an und sendete ihn auf den Hansatag nach Lübeck, um dort die Stadtveränderung zu vertreten. Den gemeinen Bürgern aber machte man weiß: wenn erst ein neuer Rath eingesetzt wäre, so würden die Staaten von Holland 50,000

Reichsthaler vorschießen. Auch die Prediger, welche gegen Alles eiferten und donnerten, was nur kaiserlich gesinnt war, förderten nicht wenig die Zwietracht und den Fortgang der Umwälzung. Zwar wurde Dr. Marcus in Lübeck bei den Verhandlungen selbst nicht zugelassen und der Hansatag im Gegentheil beschloß: die gegenwärtige Stadtverfassung Magdeburgs verbleibe anerkannt wie bisher; was aber die berührten Beschwerden betreffe, so würden sich die Abgesandten der Hansa an Ort und Stelle über dieselben unterrichten, und dieselben, ohne eine gänzliche Verfassungsveränderung mit Beiziehung des Raths auf eine verträgliche und zweckmäßige Art abstellen. Auch hielt schon der alte Rath selbst Berathungen, wie Verbesserungen einzuführen seien.

Das war aber zu spät. Schon erscholl das Geschrei: man müsse den alten Rath mit Gewalt vertreiben, wenn er nicht freiwillig abtreten wolle. In den Zusammenkünften des Ausschusses und der Vereinsglieder ward die neue Verfassung entworfen und beschlossen und man ging an deren Ausführung, ehe nur die Abgesandten der Städte davon Kunde erhielten. Doch wurde von den bessern Bürgern durchgesetzt, daß der bisherige Rath rc. mit allen Ehren abtreten solle.

Die Grundzüge dieser Verfassung waren: die Innungsmeister sollten zwar ihren Innungen und den Handwerkssachen vorgesetzt bleiben, aber mit der Stadtregierung nichts mehr zu schaffen haben. Bei den Zusammenkünften der Innungen soll ein Rathsherr zugegen sein. — Um den Rath zu erwählen, werden aus den 18 Vierteln oder Fahnen der Stadt 18 ehrbare Bürger, aus jedem Viertel einer, ernannt, die sonst kein Amt in Kriegs- und Friedenssachen bekleiden. Nach einem geleisteten Eide haben sie aus der ganzen Bürgerschaft ohne Unterschied des Rangs 24 Rathsherrn zu erkiesen. Dieser Rath besteht lebenslänglich, so daß wenn ein Rathsherr stirbt, jene Wahlmänner (Körherrn) einen andern an seiner Stelle ernennen. Unter den Rathsherrn sind 4 Bürgermeister, von denen jeder ein halb Jahr lang abwechselnd die Regierung führt. Die übrigen größern und kleinern Aemter sind unter die Rathsherrn vertheilt. Außerdem besteht ein Ausschuß von 40 Männern, welche der Rath aus der Bürgerschaft erwählt und die in Kriegs- und Steuersachen und andern wichtigen Dingen beigezogen werden.

Im Februar des Jahrs 1630 ward von den Gegnern des alten

Raths zur Ausführung der neuen Verfassung geschritten, wozu die Abgesandten der Hansa wenigstens ihre stillschweigende Zustimmung gewährten. Die förmliche Protestation des bisherigen Raths ward nicht geachtet. Schon bei der Wahl der Körherrn zeigten sich die geheimen Umtriebe. Denn es wurden von den 18 Fahnen nur solche ernannt, deren Abstimmung die Rädelsführer des Vereins sich bereits versichert hatten, oder von denen sie doch gewiß wußten, daß sie der kaiserlichen Partei bitter feind seien. Auch brachten sie es dahin, daß ein Theil von ihnen selbst unter den Wahlmännern genannt ward. Da fanden sich denn unter den Körherrn keine Beamte oder Literaten, dagegen Manche, welche weder lesen noch schreiben konnten. Als nun die Abgesandten diese saubere Wahl sahen, erkannten sie etwas besser die Lage der Dinge. Vergebens hielten sie nun den Körherrn mehrfach ihren geleisteten Eid vor und ermahnten sie ernstlich, nur taugliche und tüchtige Männer zu Rathsherrn zu erkiesen. Das fruchtete aber Nichts mehr.

Mit der Wahl selbst ging es nun wunderlich her. Weil Etliche von den Körherrn der edeln Schreibkunst, wie gesagt, unkundig waren, so machte man ihnen auf eine Tafel ein + und ein ○ vor, und berichtete sie, das erste Zeichen bedeute „ja" und das zweite „nein". Wie nun für den Rath die Männer von dem Einen oder Andern vorgeschlagen wurden, malten sie jene Zeichen auf kleinen hölzernen Tellern mit Kreide nach und gaben sie als ihre Abstimmung hin. Obgleich sie nun ziemlich weit von einander saßen, und keiner mit dem andern heimlich reden oder ihm auf die Hand sehen sollte, so half doch diese Vorsicht wenig. So oft nämlich einer von dem alten Rathe vorgeschlagen wurde, drückte Friedrich Parsch, eines der thätigsten Vereinsglieder und Oberst Schneidewind, Hauswirth und Weinschenk zur Krone, das Verneinungszeichen vorn auf sein Wams. Da wußten nun die übrigen Körherrn, die im Geheimniß waren, sogleich, woran sie sich zu halten hätten; auch wenn sie den genannten Mann gar nicht kannten, und so erhielt er nur wenige Stimmen. Dennoch fielen nicht alle Mitglieder des alten Raths durch. Es wurden zwei, unter ihnen der Stadtsyndicus, D. Johann Dennhardt wieder gewählt.

Wie nun die Abgesandten den Ausgang der Wahlen sahen, und wie nur wenige erprobte Männer, sondern nur meistens junge

unerfahrne Leute ernannt seien, geriethen sie in große Bestürzung. Dr. Winckler, der Syndikus aus Lübeck, hielt dem neuen Rath einen schweren Eid vor, den Einer nach dem Andern auf den Knien zu leisten hatte, ermahnte sie strenge zum Frieden, zur Einigkeit und Treue gegen den Kaiser; denn fingen sie wiederum Unruhen und Händel an, so würden die Hansa-Städte sich ihrer nicht mehr annehmen, sondern sie aus dem Bündnisse ausschließen. Hierauf entließ der neue Bürgermeister Martin Brauns den alten Rath. Dieser überlieferte die Schlüssel und trat ab, jedoch ohne Glockengeläute, Danksagung an die versammelte Gemeinde und förmliche Verkündigung der neuen Rathsglieder — wie dieses das Herkommen mit sich brachte. — Sondern stillschweigend schieden sie von dem Rathhause, den Neugewählten es überlassend, ihr Amt zu bestellen, damit Jedermann erkenne, daß sie nur der Gewalt gewichen seien, und um Blutvergießen zu verhüten. In demselben Sinne sendeten sie auch später, den 27. März, ein Verantwortungsschreiben an den kaiserlichen Comissarius Walmeroden. Am andern Morgen reisten die Abgesandten, nachdem sie acht Wochen in der Stadt verweilt hatten, ab und Jeder ging in seine Heimath.

Es währte gar nicht lange, als der rechte Inhalt der bisherigen Umtriebe in der Bürgergemeinde zu Magdeburg an den Tag kam. Einer der neuen Rathsherrn, Hermann Cörver, kam auf den Brauer-Gilden-Hof, von seinem Schwiegervater, dem Innungsmeister zu Gaste geladen, und sprach nach ausgetrunkenem Willkommen: „Wir seyndt nun gut Schwedisch," worüber die Andern, die es hörten, sehr bestürzt wurden. Das war auch der Kern der ganzen Sache. In den ersten Jahrzehnten der Kirchenreform war von den Meisten — mit Ausnahme einzelner Fanatiker — das kaiserliche Ansehen in Ehren gehalten worden. Auch der fromme Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, fühlte nach seiner Niederlage bei Mühlberg tiefe Gewissensbisse, weil er gegen seinen Kaiser und Herrn gehandelt habe. Unter Maximilian II. galt der kaiserliche Namen fast mehr, denn zuvor. Endlich war es aber durch die heimlichen Ränke aller Derjenigen, welche durch eine Staatsumwälzung zu gewinnen hofften, wenn sie auch von einem Reichsfeind unterstützt werde, oder welche Reichsgut und Kircheneigenthum ungesetzlich an sich gebracht hatten, dann auch durch die unaufhhörlichen Aufhetzungen der Eiferer, welche

stets den Gehorsam gegen jede Obrigkeit verkündeten, dabei aber das regelmäßige Oberhaupt des Reichs ausnahmen, dahin gekommen, daß die Ehrfurcht vor dem Evangelium des Herrn fast nur noch zu einem Parteirufe gebraucht ward. Uns wenigstens scheinen die Abenteurer des dreißigjährigen Kriegs, die sich selbst Verrath und Erpressung, ihren Soldaten jede Zügellosigkeit nachsahen, eben so wenig gute evangelische Christen gewesen sein, als man Aufruhrprediger dafür achten kann. Ferdinand II. letzte Maßregeln hätten es allerdings sehr gefördert, daß evangelisch und kaiserlich nun als entgegengesetzt galt. Wie nun aber der Kaiser ungeachtet aller Unternehmungen seiner Gegner zuletzt siegreich geblieben war und deren Rest sich nach auswärtiger Hülfe umsah, ward das geringe Volk, welches niemals selbst zu überlegen pflegt und allen Aufreizungen preisgegeben ist, leicht dahin gebracht, in dem Könige von Schweden oder irgend einem Andern, wenn er nur klug genug war, die evangelische Fahne aufzupflanzen, für seinen Retter, gleich dem Heilande selbst anzusehen. Einsichtigere Männer, wie die Churfürsten von Brandenburg und Sachsen dachten freilich anders. — Wenn aber einmal im Staate der Zwiespalt so tief reißt, daß die Faktionen den Landesfeind herbeirufen, um nur den Gegner zu überwältigen, dann ist auch das allgemeine Verderben vor der Thüre.

In Magdeburg traf Manches zusammen, den Muth der siegenden Partei zu erhöhen und sie zum offnen Handeln zu treiben. In zwei glücklich bestandenen Belagerungen hatte Magdeburg die Festigkeit seiner Verschanzungen, den Muth der Bürger erprobt. Seine Prediger priesen es fortwährend als die unbezwingliche Burg des evangelischen Glaubens. Schien sich dieses nicht bewährt zu haben? — So konnten sie sich jetzt im offnen Ausschreiben rühmen: sie hätten der evangelischen Partei getreu, immerdar nur deren Vortheil bezweckt; sie hätten die kaiserliche Besatzung ausgeschlossen, die Durchzüge verhindert, damit sie den Evangelischen keinen Schaden brächten, sie hätten die Ligisten entfernt, diejenigen, welche sie sonst in ihrer Stadt als Rathsherrn zu fürchten pflegten, vertrieben und bessere an deren Stelle gesetzt (vgl. literae supplices ad reges et principes, bei Calvisius p. 85). Zu den fortwährenden Bedrückungen der Bürger durch die kaiserlichen Offiziere in der Umgegend, gesellte sich ein Ereigniß, welches weit ernstlichere Besorgnisse verursachte.

In Folge des Restitutionsedikts und der Ernennung des Erzherzogs Leopold von Oesterreich als Administrator von Magdeburg kamen im April 1630 zwei kaiserliche Commissarien, Johann Reinhardt von Metternich, der Domprobst zu Mainz und der Reichshofrath Hanns Ulrich Hämmerle in das Erzstift, um von dessen Ritterschaft und den Landständen die Huldigung einzunehmen. Die Stadt Halle fügte sich. Nun wendeten sich die Commissarien an den Rath von Magdeburg: man möge sie für die neuen Domherrn, welche an die Stelle derer verordnet waren, die der katholischen Religion nicht zugethan seien, die Häuser und Anderes in der Stadt, das ihnen zustünde, in den Besitz nehmen lassen und dazu die Hand bieten. Das war aber nicht so unverfänglich als es aussah. Der Rath antwortete höflich: was mit der Ritterschaft im Erzstift geschehe, ginge ihn nichts an, zu einer Forderung an die Stadt hätten die Commissarien keinen besondern Befehl; sollte aber auch dieses der Fall sein, so könnten sie solche, die Religion und das Gewissen betreffende, Maßregeln, die allen kaiserlichen Versicherungen widersprächen, nicht ohne Berathung mit den Hansastädten vornehmen. Lange stritt und schrieb man, wie damals gewöhnlich, hin und her, bis in der Nacht des 16. Juli der Reichshofrath Hämmerle, ohne den Rath deßhalb zu begrüßen, an die Domkirche und an alle die Häuser, auf welche die Commissarien einen Anspruch zu haben glaubten, ein Placat anschlagen ließ. Durch dasselbe wurde allen Domherrn, Capitularen, Vikaren und Clerikern, welche der Augsburger Confession zugethan seien, bei der Strafe der Acht befohlen, binnen acht Tagen ihre sämmtlichen Benefizien, Häuser, Höfe, Urkunden, Register und Siegel, so wie auch ihre sämmtlichen beweglichen und unbeweglichen Güter, den Händen des Martin Stricker, Domprobstes der Kirche Beatae Virginis zu Magdeburg zu übergeben.

Jetzt wußte man in Magdeburg, worauf es abgesehen sei. Nicht nur sämmtliche evangelische Geistliche verloren ihre lange genossenen Pfründen, die Domkirche und die kleinen Stifter und Kirchen, welche vor dem Passauer Vertrag dem evangelischen Gottesdienste bestimmt waren, wurden der Gemeinde entrissen, sondern — nach dem damals geübten Religionszwange — konnte, mit den beanspruchten Häusern, die jetzt im Schutze der Stadt sich befanden, beinahe der dritte Theil der Einwohner genöthigt werden, entweder die katholische Religion

anzunehmen oder auszuwandern. — Die Bestürzung der Bürgerschaft war groß, aber unnöthig. Am andern Morgen fanden es die Commissarien sammt dem Probst Stricker für gut, auf und davon zu fahren. Doch es blieb der Eindruck dieses Versuchs, der in jenem Zeitpunkte kaum thörichter sein konnte. Er beweist aber nur wiederum die ganz unglaubliche Verblendung der damaligen Priesterpartei im Reiche.

Mit dem dänischen Friedensschluß, so umfassend er auch nach dem Wortlaute sein sollte, hörte der Haß der europäischen Mächte, welche sich bis jetzt offener oder versteckter an dem teutschen Kriege betheiligt hatten, gegen das Haus Habsburg keineswegs auf. Die Intriguen der Diplomatie gewannen einen um so größeren Spielraum, da sie sich besser verbergen konnten; denn die alte Finsterniß ist ja ihre Heimath. In der Mitte des ganzen Gewebes saß Richelieu, die kluge, diplomatische Kreuzspinne jener Zeit, stets listig, unternehmend und grausam, auf jeden Fang lauernd.

Als der Cardinal an die Spitze der Staatsgeschäfte trat (um 1624), war Frankreich noch immer durch die Unzufriedenheit einzelner Prinzen und jämmerliche Hofintriguen beunruhigt. Dieses konnte — besonders bei der Schwäche des Königs — sogar gefährlich werden, wenn es irgend einer Partei gelang, die Calvinisten aufzuregen, die noch immer eine Art von geschloßner politischer Körperschaft bildeten. Gegen diese nun richtete Richelieu zuerst den Angriff. Jesuiten-Missionen zur Bekehrung und amtliche Verationen der Unbotmäßigen gingen voraus, bis endlich einige Häupter der Calvinisten (Rohan und Soubise) im J. 1627 zu den Waffen griffen. Alsbald zog der Cardinal mit großer Heeresmacht unmittelbar gegen Rochelle, das Hauptbollwerk der Hugenotten heran. Er selbst leitete die schwere Belagerung gegen diese Feste mit großer Ausdauer und Umsicht. Mehrere englische Flotten, welche den Belagerten Hülfe bringen sollten, richteten wegen der Unfähigkeit ihrer Führer Nichts aus, und segelten bald wieder ab. Die Holländer hatten sogar gegen ihre Glaubensbrüder Schiffe hergegeben. Endlich erlag Rochelle nach der tapfersten Vertheidigung, nur von dem Hunger bezwungen. In dem darauf folgenden Frieden (am 27. Juni 1629) behielten die Calvinisten alle Rechte, welche ihnen das Edikt von Nantes gewährt hatte, verloren aber ihre Sicherheitsplätze und damit auch ihre Selbständigkeit. Die

Hofrevolten dauerten allerdings noch lange fort, brachten aber keine Gefahr mehr. — So erhielt jetzt Richelieu freie Hand gegen Oesterreich. Er brauchte sich nicht mehr damit zu begnügen, Subsidien an dessen Feinde zu bezahlen; sondern konnte — wenn auch nicht offen, was man von einem Staatsmann kaum erwarten darf — daran gehen, die Macht des Kaisers niederzudrücken. Die kleinen Vorurtheile und Leidenschaften der teutschen Fürsten gaben ihm dazu hinreichende Anhaltspunkte. Wir werden sehen, wie klug er zu handeln begann.

Wallenstein nahm in dem Jahre 1630 eine Stellung ein, wie sie bisher nicht erhört war. Aus dem schlichten Edelmann war binnen weniger Jahre ein Herzog und durch die Belehnung mit Mecklenburg ein Reichsfürst geworden. Das kaiserliche Heer, fast 100,000 Mann stark und immer noch sich mehrend, hielt einen großen Theil Teutschlands besetzt, aus dem es nicht blos den gewöhnlichen Unterhalt zog, sondern Alles erpreßte, was nur die wüste Schwelgerei zu ersinnen vermochte. Und dieses Heer hing von dem Winke eines Einzigen ab, den deßhalb der Churfürst von Mainz nicht unpassend: den Dictator imperii nannte. Mannszucht suchte Wallenstein mit allem Ernste aufrecht zu halten, wie wir aus neuaufgefundenen Briefen desselben ersehen, jedoch mit wenig Erfolg. Schon Magdeburgs Beispiel zeigte, wie die Unterfeldherrn, auch die einzelnen Officiere, jeden Vorwand benützten, um Geld zu erpressen. Aber Wallenstein selbst lebte in mehr als kaiserlicher Pracht, achtete sogar die Churfürsten gering, schrieb Reichssteuern nach Belieben aus und handelte überall als Herr und Gebieter. Mit der spanischen Partei, die am Hofe viel vermochte, hatte er sich verfeindet; weßhalb er auch bei den Unterhandlungen mit Lübeck die vom Kaiser vorgeschlagene Handelsverbindung mit Spanien zur Hebung der Hansa nicht betrieb. Dieses brachte auch die Priester gegen ihn auf, zumal da Wallenstein, obgleich sonst ein guter Katholik, doch Jesuiten und Kapuziner nicht besonders achtete. Am meisten aber fühlte sich Maximilian I., das Haupt der Liga, durch den Glanz dieses Emporkömmlings gekränkt, der ihn und seinen Feldherrn Tilly verdunkelte. Schon auf der Tagessatzung der Liga zu Heidelberg (im März 1629) zeigte sich offnes Mißtrauen gegen den Kaiser. Es wurde beschlossen, keinen Ort aufzugeben, den das ligistische Heer besetzt hatte, dagegen einen Chur-

fürstentag, zur Herstellung des innern Friedens und Vertrauens zu fordern.

So konnte ein Plan reifen, den schon früher ein schlauer Diplomat ausgedacht hatte. Khevenhüller, gewöhnlich sehr gut unterrichtet, sagt (s. Annales Ferdinandii, J. 1629): ein Cardinal habe einen Plan entworfen, den Kaiser Ferdinand II. bei seiner Frömmigkeit zu fangen; erst ihm die Restitutionen anzupreisen, um ihn gründlich mit den protestantischen Fürsten zu verfeinden. Dann durch die Darlegung der Bedrückungen Wallensteins auf des Kaisers Gemüth zu wirken, den Feldherrn zu entfernen und so durch die Schwächung des Kaisers den Weg nach Teutschland für Frankreich zu bahnen. Mit diesem Cardinal kann Richelieu nur bezeichnet sein, der auch sonst mit so viel perfider Schlauheit den kirchlich-politischen Zwiespalt in Teutschland aufrecht erhielt, damit die Herstellung einer gesetzlichen einheitlichen Staatsgewalt unmöglich werde. Daß Richelieu zu diesem Zwecke auf Maximilian I. von Bayern einzuwirken suchte, ist bekannt.

Im Februar des Jahrs 1630 ward der Churfürstentag zu Regensburg wirklich ausgeschrieben, den 27. Juni eröffnet. Die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg erschienen nicht persönlich — was die geistlichen thaten — sendeten aber ihre Beschwerdeschriften ein.

Als nun auf dem versammelten Reichstage der Kaiser die Frage stellte: wie bei den drohenden Verhältnissen der Krieg mit mehr Ordnung geführt werden und dem Zwiespalt unter den Reichsständen vorgebeugt werden könnte, brach der Sturm gegen den verhaßten Friedländer los. Hier stimmten alle Parteien zusammen, die protestantischen Fürsten, wie die Liga und die Priester, die spanisch und schwedisch Gesinnten, obgleich von verschiedenen Gründen angetrieben. Ferdinand II. stand fast allein. Mit Heftigkeit wurde erwiedert: sie, die Churfürsten entbehrten des Respektes, die Soldaten des kaiserlichen Heeres hegten dieselben Gesinnungen wie der Diktator, eine unbeschränkte Kriegsgewalt sei in dem Reiche unerhört, einem ansehnlichen Gliede des Reichs von altem Geschlechte solle der Oberbefehl übertragen werden, nur in die Reichsstände habe der Kaiser sein Vertrauen zu setzen. Dabei wurden nun vielfache Beschwerden über Wallenstein und sein Heer vorgebracht und zwar mit den ärgsten Uebertreibungen. Der Churfürst von Brandenburg gab an, daß in

kurzer Zeit aus seiner Mark 20 (nach andern Erzählungen 40) Millionen Gulden erpreßt seien. (Welche Summe aus der damals so beschränkten, armen Mark!) Besonders that sich der Erzherzog Leopold durch Schilderungen des Ungereimtesten hervor.

Der Kaiser nahm diese Beschwerden mit großer Gutherzigkeit auf. Sein frommes Gemüth war von den Leiden des Volks offenbar ergriffen. Muthig in der Ertragung des Unglücks, fest und rechtlich in allen Dingen, schien er doch kaum geeignet, neuen Staatsverhältnissen die Bahn zu brechen. Die Erziehung hatte seinen Blick geschwächt. Unbedingt war er den Priestern ergeben, die einmal sein Vertrauen erworben hatten, und wenn sie ihm vorsagten, daß nicht Wallensteins Kriegsglück und Tapferkeit, sondern ihre Gebete den Sieg errungen hätten, so wagte er nicht daran zu zweifeln. Auch die Stimme seines Jugendfreundes, des bayerischen Churfürsten, mochte großen Einfluß bei ihm haben. Die Hauptperson aber, von der die schleichenden Ränke zu Regensburg ausgingen, war der verschmitzte Pater Joseph, welchen Richelieu dem französischen Gesandten Brulart beigegeben hatte. Dieser Kapuziner, früher, so lange er noch ein tüchtiger Officier war, Jean Leclerc, Herr von Tremblay genannt, dann Staatssecretär, war Richelieu's bestes Werkzeug in den listigsten Unterhandlungen. Als Kapuziner gewann er durch heuchlerische Frömmigkeit den Kaiser, als feiner Diplomat die Churfürsten. Ueberdieß hegte der Kaiser noch den Lieblingswunsch, seinen Sohn (den späteren Ferdinand III.) vorläufig als König gekrönt zu sehen.

So groß war die Verblendung der Churfürsten, daß die Nachricht von der Landung Gustav Adolfs an der teutschen Küste (am 24. Juni) den Muth derselben noch erhöhete. Noch mehr drangen sie darauf, daß die Reichsgesetze genau gehandhabt würden, damit kein Feind eine Veranlassung fände, das Reich anzugreifen. Dem Herzog von Mecklenburg müsse ein ordentliches Gehör gewährt, der Churfürst wieder in die Unterpfalz eingesetzt werden. Auch die teutschen Seerüstungen wurden scharf getadelt. Sie waren ja ein Vorwand für Schweden. — Als wenn sich nicht jederzeit ein Vorwand für einen Angriff auf ein Land finden ließe, das in sich zerrüttet ist.

Wallenstein hatte mit 18,000 Mann bei Memmingen eine feste Stellung genommen, um auf den ersten Befehl des Kaisers die Liga auseinander zu sprengen und deren Häupter gefangen zu nehmen.

Auf den Churfürstentag wollte er aber nicht kommen, um sich zu rechtfertigen. Er wußte, was er zu fürchten habe. Vergebens warnten seine Freunde Ferdinand II., im Angesichte eines neuen Kriegs den siegreichen Feldherrn abzudanken. (Gustav Adolf landete am 24. Juni 1630, Wallensteins Abdankung im September.) Der Kaiser, von seinen treulosen Räthen verstrickt, unterzeichnete endlich die Absetzung seines Feldherrn, mit der Betheuerung: „an allem hieraus entstehenden Unheil vor Gott und den Menschen entschuldigt zu sein.“ Wallenstein fügte sich mit unerwarteter Bereitwilligkeit, und wünschte nur, wie es einem Reichsfürsten zustand, Mecklenburg gegen Gustav Adolf vertheidigen zu dürfen. Doch Land und Rang als Reichsfürst ward ihm entrissen. Die Churfürsten, besonders der von Bayern, schätzten die Schweden so gering, daß man jenes Anerbieten gar nicht beachtete. So zog sich der Herzog auf seine Güter zurück, um auf seine Zeit zu warten.

Der Wunsch des Kaisers aber, seinen Sohn Ferdinand als König gekrönt zu sehen, wurde von den Churfürsten wegen einer Formfrage abgelehnt. Das Restitutionsedikt ward zwar nicht aufgehoben, dessen Vollstreckung aber vertagt, bis auf dem nächsten, nach Frankfurt ausgeschriebenen Reichstag beschlossen sein würde, wie es zu vollziehen sei. Das war so viel als Aufhebung. Dennoch war der Reichsabschied sehr gütlich abgefaßt.

Die Entlassung eines großen Theils des kaiserlichen Heers war früher von den Fürsten beantragt, dann nicht weiter berührt worden, da Tilly als Feldmarschall den Oberbefehl des Reichsheers erhalten hatte. Nun entließ der Kaiser von seinem Heere nicht weniger als 60,000 Mann, welche, wie vorauszusehen, sofort großentheils bei den Schweden Dienste nahmen. Nur die besten und zuverlässigsten Officiere hatten ihren Feldherrn Wallenstein in seine Zurückgezogenheit begleitet. Dieses ganze Verfahren ist so auffallend, daß man fast auf einen geheimen Plan des Kaisers schließen könnte, wenn die Last des Krieges jetzt die Liga erdrücke. Wallenstein behandelte er fortwährend auf das Gnädigste.

Auf dem Churfürstentage war auch der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich erledigt, indem Ferdinand II. den Herzog von Nevers mit Mantua belehnte. Das geheime Treiben Richelieu's dauerte fort. Sein Plan: das so hochgewachsene Ansehen des Kai-

sers, vor dem die Fürsten bebten, völlig wieder zu schwächen, die Parteien in Teutschland zu beleben und den Zwiespalt zu vergrößern, war vollständig gelungen. Den Schweden war der Weg zum Angriff gebahnt. Um Gustav Adolf und seine Unternehmung gegen Teutschland richtig zu beurtheilen, muß man seine ganze Lage etwas näher in das Auge fassen. Denn auch große Könige, deren Willen Nationen gebietet, werden nicht selten von Dingen außer ihnen, denen sie sich nicht zu entziehen vermögen, beherrscht und in das Ungemessene fortgetrieben. Gustav Adolf, geboren den 9. December 1594 zu Stockholm, hatte die Krone Wasa's den 8. November 1611 unter den schwierigsten Verhältnissen überkommen.

Gustav Erichson, genannt Wasa, der Sohn eines Edelmanns alter Abkunft, von hoher Tapferkeit und edlem Sinn, hatte sich arm, verfolgt und fast allein an die Spitze der Gebirgsstämme gestellt, um Schweden von dänischer Herrschaft zu befreien. Dieses gelang, ungeachtet die Geistlichkeit und ein Theil des Adels auf Seite des Dänenkönigs stand. Die Dankbarkeit der Nation erhob ihn zum König (am 7. Juni 1527). Eine so gewonnene Herrschaft mußte befestigt werden, wenn sie gegen die widerstrebenden Kräfte ausdauern sollte. Denn das Königthum ward von einem Adel, der sich fast ebenbürtig dünkte, einem mächtigen Clerus und von der stolzen Hansa stets bedrängt, und überdieß blieb dessen Einkommen nur gering, weil das Land überhaupt arm war. Die Einführung der neuen Religion, zuerst gepredigt von Olaus und Lorenz Petri, den Zuhörern Luthers in Wittenberg, zu welcher sich bald fast das ganze Land hinneigte, bot hier eine Aushülfe. Auf dem Reichstage 1527 zu Westeräs wurde bereits entschieden, daß von den eingezogenen Gütern der Bischöfe, Domkirchen und Klöster die Einkünfte des Königs vermehrt werden sollten. Doch bekam auch der Adel seinen Antheil. Denn ihm ward das Recht zu Theil, alle Familiengüter, die seit dem J. 1453 in die Hände des Clerus gekommen waren, gerichtlich zurückzunehmen. Auf dem Reichstage 1544 hörte Schweden auf, ein Wahlreich zu sein und das Königthum blieb erblich in der Familie Wasa's und damals entbrannten schon die Kriege in der Ostsee zwischen Schweden, Dänen, Polen, Rußland um die Beute der Ostseeländer, welche den Teutschherrn, dem Schwertorden, der Hansa zu entreißen waren. Nun begannen auch die Zerwürfnisse in der königlichen Familie.

Gustavs ältester Sohn, Erich XIV. (König seit 1566), besaß zwar löbliche Thätigkeit für gemeinnützige Unternehmungen, ließ sich aber von ungezügelter Leidenschaft zu so gewaltsamen Handlungen hinreißen, daß dieses seinem Bruder Johann Gelegenheit gab, ihn des Wahnsinns zu beschuldigen und des Reichs zu entsetzen. Erich, von allen Verwandten verrathen, blieb elend und mißhandelt in enger Haft, bis ihn der Bruder aus Furcht vergiften ließ.

Johann III., schwankend und von Gewissensbissen gepeinigt, neigte sich, besonders von seiner Gemahlin, einer polnischen Prinzessin, veranlaßt, zur katholischen Religion hin. Allmälig versuchte er, die alten gottesdienstlichen Gebräuche wieder herzustellen und schon auf der Kirchenversammlung zu Upsala (1572) erhob sich ein heftiger Streit wegen der Liturgie, welche der König durchsetzen wollte. Sein Sohn Siegmund ward als eifriger Katholik erzogen, und da ihn die Polen im J. 1587 als König erwählten, machte er kein Hehl aus seinen Gesinnungen. So hinterließ Johann III. seinem Sohne den Zwiespalt unversöhnt, als er 1592 starb. Noch ehe Siegmund nach Schweden kam, bewirkte Herzog Karl, Gustav Wasa's Sohn, auf der Kirchenversammlung zu Upsala, die im J. 1593 ohne des neuen Königs Genehmigung gehalten wurde, den Beschluß, daß in Schweden keine Lehre gepredigt werden dürfe, als die evangelische. Hier begann sogleich der Streit mit den Reichsständen. Dazu kam das Zerwürfniß zwischen Polen und Schweden, die beide, besorgt um die Erhaltung ihrer Nationalität, außerdem an ihren König, der ohnehin keinen Reichthum besaß, solche Ansprüche machten, daß er sie unmöglich erfüllen konnte. Als Siegmund nach Polen sofort zurückkehrte, erklärten die Schweden seinen Oheim zum Reichsvorsteher. Dieser fing nun an, durch die alten Künste nach dem Reiche zu trachten, indem er sich an die geringeren Stände schloß und besonders dem Schutze der evangelischen Geistlichkeit vertraute. Umsonst hielt der vornehme Adel und der aus ihm hervorgegangene Reichsrath treu an dem König. Die Schlacht bei Stangebro (25. September 1598) hatte gegen Siegmund entschieden, der volle Friede konnte nicht zu Stande kommen, da sich der König nicht völlig in die Hände seiner Reichsstände geben wollte. Schon die Verschiedenheit des Charakters beider Fürsten trug dazu bei, die Spaltung zu erhalten, denn Karl war heftig, zweideutig und gewaltsam, Siegmund schweig-

sam und unentschlossen. So geschah es, daß die Schweden im Februar 1600 Karl zu ihrem König erwählten. Alsbald zeigte er seine wahre Natur. Die Reichsräthe, welche ihrem Könige treu geblieben waren, ließ er, durch ein Scheingericht verurtheilt, hinrichten, die Stände unterdrückte er so, daß auf den Reichstagen er allein entschied. Zur Befestigung seiner Herrschaft wurde in der Erbfolgeordnung vom J. 1604 festgesetzt: jeder König solle fernerhin lutherisch sein, eine lutherische Frau heirathen, in Schweden wohnen und keines andern Reichs Krone annehmen.

Als Karl 1611 starb, und sein Sohn Gustav Adolf den Thron bestieg, war noch nichts von dem gelöst, was seine Regierung beunruhigt hatte, nicht der Streit unter der Geistlichkeit, nicht der Krieg mit den Polen, nicht der Widerstand der Stände. Die Erschöpfung des Reiches kam erst recht an den Tag. Sogleich auf dem ersten Reichstage zu Nyköping (December 1611) traten die Ansprüche der Stände laut hervor, die sie bei der Jugend des Königs leicht durchzusetzen wähnten. Jeder verlangte besondere Vortheile für sich und möglichste Befreiung von dem Kriegsdienste und den Steuern. Durch Mäßigung und edelmüthige Offenheit wußte Gustav Adolf Vertrauen zu gewinnen, ohne sich Viel zu vergeben. Doch blieben die Einkünfte des Hofes gering. Bei dem Tode König Johanns betrugen sie jährlich nicht viel über 24,000 Mark Silbers. Die Geistlichkeit besaß mehr Rechte als in irgend einem protestantischen Lande; die Rechtspflege war schlecht bestellt, das Volk stand in Gewerbthätigkeit und Bildung weit den Teutschen nach. Jedoch war viel gesunde Kraft vorhanden.

Es ist ein alter politischer Lehrsatz: Herrschaft könne nur durch dieselben Künste erhalten werden, wie sie gewonnen worden ist. Demgemäß folgte Gustav II. mit großer Klugheit der Bahn seines Vaters, jede Gunst der Verhältnisse benützend; wie er denn auch persönlich wohl die meisten Fürsten seiner Zeit übertraf. Gustav, sagt ein katholischer Geschichtschreiber jener Zeit [1] war von großer Gestalt, wohlbeleibt, von majestätischem Ansehen, das die Herzen mit Ehrerbietung, Verwunderung, Liebe und Furcht erfüllte. — Von seiner ersten Jugend an war er äußerst geneigt zum Kriege und eben so

[1] Gualdo Priorato, in der Historia delle guerra di Ferdinando II. etc. 1642. lib. V. vgl. A. Menzels Neuere Geschichte der Deutschen ꝛc. B. VII. p. 243.

begierig nach Ehre und Ruhm. Ueberall zeigte er Klugheit, in jedem Gespräche Fülle der Beredsamkeit, bei allen Verhandlungen Leutseligkeit, bei Unternehmungen Kühnheit, in Geschäften Beständigkeit, in schwierigen Fällen Weisheit, in Gefechten Muth, in Gefahren Unerschrockenheit, bei vorkommenden Gelegenheiten Wachsamkeit, überhaupt war er ein Fürst, der von Allem wußte und sich auf Alles verstand. Es hat nie einen Feldherrn gegeben, dem mit mehr Neigung und Bewunderung gedient worden ist." Die Klugheit dieses Königs bewährte sich vorzüglich in der Selbstbeherrschung. Wenn ihn auch der ungestüme Muth nicht selten in das Handgemenge der Schlacht fortriß, wo er mehrmals verwundet ward, so brach doch die Gewaltsamkeit seines Charakters nur selten hervor. Mit großer Gewandtheit ging er in die Ansichten der Menschen ein, welche er sich gewinnen wollte, und es gelang ihm leicht, die Gemüther zu fesseln. Während er in Schweden die Reichsgesetze gegen die Katholiken — zunächst gegen Sigismunds Partei gerichtet — streng aufrecht hielt, hütete er sich wohl dieselben in Teutschland zu verletzen. Man weiß, daß er in München sehr freundlich mit den Jesuiten umging, zum Erstaunen seiner speciellen Freunde, der protestantischen Prediger. Obgleich er schönen Frauen gar nicht abgeneigt war (während er mit der Ebba Brahe zärtliche Briefe wechselte, gebar ihm Margaretha Cabeljau, die Tochter eines reichen niederländischen Kaufmanns, den Gustav Gustavson), galt seine Strenge als sprüchwörtlich. Dieses war der König, der es unternahm, das Werk seines Vaters zu vollenden, die Alleinherrschaft auf eine Kriegsmacht zu gründen und die Ostsee zu einem Binnenmeere Schwedens zu machen. Die innern Staatseinrichtungen wie die Unternehmungen gegen die benachbarten Staaten wurden mit gleicher Consequenz und Klugheit durchgeführt.

Zunächst mußte die Kraft des hohen Adels gebrochen werden, der unter den früheren Königen gesetzlich (im Jahr 1483) als Könige über ihre Bauern, auf ihren Gütern steuerfrei saßen und blos den adeligen Heerdienst zu Roß dem Könige leisteten und dieses nach ihrem Belieben. Aus ihnen und der hohen Geistlichkeit waren die Reichsstände zusammengesetzt. Die Macht des Clerus ward mit der Kirchenreform zertrümmert. Gegen den Adel aber konnte nur mit Vorsicht verfahren werden. Erst der Reichsvorsteher Sten Sture (1471—1504) wußte ihm die Deputirten der Städte und der Frei-

bauren allmälig an die Seite zu stellen. Schon auf dem Reichstag zu Westeräs (1544) stimmten diese mit für die Herstellung des Erbreichs im Geschlechte Wasa's. Auch Gustav Adolf gestattete dem Adel bedeutende Privilegien: daß er die Gerichtsbarkeit über seine Grundholden führe, daß diese nur mit seiner Bewilligung und höchstens halb so hoch wie die Freibauern besteuert würden 2c., ja er sah es nach, wenn der Adel seine Bauern mit Frohndiensten und Steuern eigenmächtig belastete. Dagegen machte der König, der es vortrefflich verstand, unter dem „Scheine der Organisation" sich Gewalt anzueignen, durch die Ritterhausordnung (2. Juni 1626) den Classenrang und Einfluß des Adels von dem Hofe abhängig. Schon durch die Reichstagsordnung vom Jahr 1617 ward den Ständen die Initiative der Anträge genommen. Nur was der König an den Reichstag brachte, durfte berathen werden, und zwar von jedem der 4 Stände abgesondert. Konnten sich diese über ihre Abstimmung nicht vereinigen, was wohl sehr selten geschah, so hatte der König aus den Abstimmungen das Beste herauszunehmen, das heißt: er entschied absolut. Durch die Einsetzung eines Hofgerichts (1614), einer Staatsregierung von 5 Collegien und Erneuerung des Reichsraths legte Gustav Adolf den Grund zu einer Beamtenherrschaft, zu welcher er allerdings blos Adeliche, jedoch aus seinen Vertrauten berief, und diese, welche sich um die alten politischen Rechte des Volks wenig kümmerten, hatte er in seiner Gewalt, ohne daß er selbst sich von ihnen in seinen Regierungshandlungen hindern ließ, wie einzelne Fälle zur Genüge zeigen.

Die Hauptstütze der Königsmacht wurde das stehende Heer, das die beste Kraft des Landes an sich zog und stets bereit war, den Willen seines Gebieters unbedingt auszuführen.

Schon unter Karl IX. betrug im Jahr 1610 das stehende Heer 40,000 Mann, die fremden Truppen eingeschlossen. Gustav Adolf suchte ein Kriegssystem zu gründen, das diese Macht noch bedeutend vermehrte. Im Jahr 1624 machte das einheimische Fußvolk allein 40,000 Mann aus, wozu 3500 Mann einheimische Reiterei kamen. Doch waren auch viele fremde Völker angeworben, besonders für den Reiterdienst. Dieses Heer wurde durch Aushebungen hergestellt, wobei man bald von der Zahl der Höfe, bald von der der Familien der Bauerschaft ausging (von zehnen ein Mann). Gustav Adolf unter-

nahm es, einen förmlichen Heerbann, etwa nach dem Beispiele Karls des Großen, herzustellen. Dieser beruhte auf sämmtlichen nichtadelichen Grundeigenthümern, so daß mehrere Höfe sich zur Stellung eines Kriegsmanns vereinen mußten. Im Frieden lebten die Soldaten auf den Höfen und Dörfern zerstreut, von den Gemeinden unterhalten, halfen sie bei den Landarbeiten, nur zuweilen zu Kriegsübungen zusammengezogen. Wenn im Kriegsfall ein Theil des Heerbanns ausrückte, so wurde er vom Staat besoldet, die Gemeinden stellten aber so viel Ergänzungsmannschaft, daß die Zahl des Heerbanns immer dieselbe blieb (nach dem, den 10. März 1625 dem Reichstag vorgelegten Plan, sollte der Heerbann 80,000 Mann betragen); obgleich der König diesen Plan noch nicht vollständig auszuführen vermochte, was erst unter Karl X. geschah. Sold und Unterhalt beruhte im Frieden meist auf angewiesenem Lande. Besonders war dieses der Fall bei allen Führern bis zu dem Corporal herab. Ein Rittmeister z. B. hatte Anspruch auf ein Lehen, welches 4 Pferde leistete. Nach und nach fügten sich die Provinzen, um nur der willkürlichen Aushebung zu entgehen, in diesen neuen Gebrauch (im Jahr 1624 schloß ein Theil von Westmorland einen Wehrcontract: von 6 Haushaltungen einen Mann zu stellen).

Dem Adel wurden diese Heereinrichtungen dadurch angenehm gemacht, daß ihm sämmtliche Officierstellen als ein Recht vorbehalten blieben. Wurde nun (seit 1610) genau darauf gesehen, daß sämmtliche Lehen, die für geleistete Dienste gegeben waren, wenn diese aufhörten, zurückfielen: so fand Gustav Adolf durch jedes blutige Gefecht, Mittel genug zu neuen Verleihungen. Da nun das arme Schweden hierin keinen Ueberfluß darbot, so war der gesammte Adel, so weit er Kriegsdienste nahm, bei des Königs auswärtigen Eroberungen sehr interessirt. Wie schwer aber ein solches Kriegswesen auf dem menschenleeren Schweden lastete (die fruchtbaren Provinzen Halland, Sconen, Bleking gehörten damals [bis 1660] noch Dänemark), läßt sich erachten. Dabei betrugen die sämmtlichen Kroneinkünfte jährlich (1620) ungefähr 853,768 Reichsthaler, aber meistens in Naturalien — wozu auch die armen, übermäßig besteuerten Lappen ihre getrockneten Fische lieferten — die in Magazine gesammelt, von den Kronhändlern verkauft werden mußten. Daher nahm man

seine Zuflucht gewöhnlich zu Anlehen (zu 6 bis 12 Procenten), Verpfändungen, Monopolen ꝛc.

Nur ein genügsames, einfaches und sittliches Volk, wie die Schweden waren, vermochte eine Herrschaft dieser Art zu ertragen. Obgleich es nicht an Aufständen fehlte, die rasch niedergeschlagen wurden. Doch ergiebt sich leicht, daß ein solches Staatssystem im Frieden bald in sich zusammenbrechen mußte, und daß also auswärtige Feldzüge und Eroberungen, welche das Kriegsheer ernährten, eine unumgängliche Nothwendigkeit waren.

Unter den drei Kriegen, welche Gustav Adolf von seinem Vater überkommen hatte, wäre der dänische eigentlich der wichtigste gewesen, denn er bedrohte Schweden am nächsten. Nach gegenseitigen Verheerungen und wenig entscheidenden Gefechten wurde Friede geschlossen (am 19. Jan. 1613), das feste Elfsborg, der wichtigste Platz an der Nordsee, das auf lüderliche Weise an die Dänen verloren war (es hatte nur 400 bis 500 Mann Besatzung und ging nach 19tägiger Belagerung über), mußte mit einer Million Reichsthaler, zahlbar binnen 6 Jahren, wieder eingelöst werden. Während das arme Land diese Summe mit großer Anstrengung zusammenschoß, verwahrte sich der König bei Unterhandlungen mit Lübeck und den Niederlanden (1614) bereits: „vorbehaltlich seiner Herrschaft über die Ostsee." Das ist sehr bezeichnend. Auch der Friede mit Rußland (27. Febr. 1617) brachte keine glänzende Frucht, denn Nowgorod und andere Eroberungen blieben den Russen. Doch wurden diese gänzlich von der Ostsee ausgeschlossen, und gerade darauf legte Gustav Adolf Gewicht (in der Rede auf dem Reichstag 1617). Mit dem 10. Jan. 1616 ging der Waffenstillstand mit Polen zu Ende, den Gustav Adolf gerne verlängert hätte. Jedoch Sigismund, der seine Ansprüche auf Schweden niemals aufgegeben hatte, ohnehin mit dem Hause Habsburg verschwägert, ging auf die vorgeschlagenen Bedingungen nicht ein. Der Krieg wurde zunächst in Liefland geführt.[1] Am 5. August 1621 langte Gustav mit seinem Heere vor Riga an. Die

[1] Bei der Zersplitterung Lieflands um 1560 hatte sich Esthland mit Reval in den Schutz Schwedens begeben; Gotthard Kettler, der bisherige Ordensmeister, nahm 1561 Kurland und Semgallen als ein Herzogthum von Polen zu Lehen, aber das eigentliche Liefland mit Riga wurde von Polen eingenommen. Doch behielten die teutschen Städte ihre Freiheiten ungeschmälert.

tüchtigen, teutschen Bürger verwarfen alle Unterhandlungen und brannten selbst ihre Vorstädte weg. Nun wurden 4 Lager gegen Riga errichtet und am 13. Aug. begann ein damals unerhörtes Beschießen. Wohl an tausend Kugeln, darunter auch glühende, ließ Gustav Adolf täglich in die gut evangelische Stadt aus den schwersten Geschützen schleudern. Die Bürger vertheidigten sich mannhaft, obgleich sie nur 300 Soldaten zur Hülfe hatten. Mancher Sturm wurde von ihnen abgeschlagen, manche Mine gesprengt. Erst am 16. Sept., nachdem keine Hoffnung auf Entsatz mehr vorhanden, und ein Theil der Festungswerke eingestürzt und Alles zum Hauptsturm bereit war, ergab sich Riga. — Nach Waffenstillstand und Unterhandlungen (bereits richtete der Schwedenkönig sein Augenmerk auf Teutschland), brach der polnische Krieg 1625 wieder aus. Die Ostseestädte waren das Hauptziel des Schweden (zunächst Mietau und Liebau). Nach dem günstigen Gefechte bei Wallhof (7. Jan. 1626) und der Sicherung Lieflands beschloß Gustav Adolf den Krieg von der Düna nach der Weichsel zu ziehen, um Teutschland näher zu sein.

Hier muß man nun Preußens Lage berücksichtigen. In Folge des langen Zwistes zwischen dem Teutschorden und den Städten Preußens hatte sich im Jahr 1454 ein Theil derselben, unter ihnen das mächtige Danzig, in den Schutz Polens begeben, welches ihnen ihre alten Freiheiten, der Zusage gemäß, fortan bewahrte. Durch den Frieden zu Thorn im Jahr 1466 trat der Orden seine Ansprüche, die er an diese, und einige andere Landschaften machte, an Polen förmlich ab. Wegen der übrigen Besitzungen sollte der Hochmeister dem Könige von Polen den Vasalleneid schwören. Im Jahr 1525 hatte sich der letzte Hochmeister Albrecht, der Brandenburger, des Ordenslandes bemächtigt, indem er es vom Polenkönig für sich persönlich zu Lehen nahm, den Orden aufhob und die lutherische Lehre einführte. Im Jahre 1620 war Georg Wilhelm, Churfürst von Brandenburg durch Succession regierender Herzog von Preußen geworden, in dieser Beziehung zwar Lehensträger des Polenkönigs, jedoch aber wieder so unabhängig, daß er zum Beistand gegen Schweden von diesem nicht einmal aufgefordert ward. (Aehnliche Lehensverhältnisse finden sich in jener Zeit häufig.)

Gustav Adolf begann seinen Feldzug gegen das polnische Preußen am 15. Juni 1626 damit, daß er mit einer starken Flotte vor

Pillau segelte, und seinem Schwager, dem Churfürsten, mit dem er in vollem Frieden war, diesen Hafen ohne Widerstand wegnahm und besetzte (vgl. Geijers Geschichte von Schweden III. p. 120). Von diesem wohlgelegenen Orte aus wurden nun Streifzüge in das polnische Preußen gemacht, und die Plünderung des Landes recht systematisch betrieben. Jeden Morgen zogen 300 Mann zu Fuß unter einem Obersten, und 150 Reiter unter einem Rittmeister aus, um gemeinsam Beute einzutreiben. Der Soldat freilich, der es unternahm, auf eigene Faust zu plündern, ward aufgehenkt. Die Güter der Jesuiten, der katholischen Geistlichkeit und des Adels, welcher dem König von Polen treu blieb, wurden für verwirkt erklärt. So war Gustav Adolf auf dem besten Wege, seine „unansehlich und schlechtgekleideten schwedischen Bauernbursche" (wie er sie in der Unterredung mit preußischen Abgeordneten nannte) besser zu versorgen. Königsberg nahm die Neutralität an. Danzig dagegen wies alle Unterhandlungen zurück. Die Ueberredungskünste, daß Gustav Adolf die protestantische Religion beschütze und dergleichen, fanden bei den stolzen Hanseaten kein Gehör, die recht gut wußten, was sie von den Schweden zu erwarten hatten. Der erste Versuch auf die Verschanzung Höft bei Danzig mißlang, der König selbst ward gefährlich verwundet. Endlich gaben die Danziger, von großer Uebermacht bedrängt, sie selbst auf. Das war der ganze Erfolg gegen die gute Stadt. Mit seinem schwachen, gutmüthigen Schwager, dem Churfürsten von Brandenburg, handelte der Schwedenkönig allerdings nach Belieben. Als auch im Jahr 1628 ein neuer Handstreich auf Danzig ohne Erfolg blieb, ließ er auf dem Danziger Werder das große Dorf Prust gänzlich ausplündern. Denn das war eben Schwedenart, eine Stadt, die sich muthig vertheidigte, dadurch zu strafen, daß man ihre Ländereien gänzlich verwüstete. General Wrangel machte es bei Thorn eben so. Da sich die tapfern Bürger weder ergeben, noch ihm für den Abzug der Schweden 100,000 Thaler bezahlen wollten, rächte er sich durch Brand und schändliche Verwüstung.

Immer mehr wurde unterdessen Gustav Adolf in die teutschen Verhältnisse hineingezogen, bis es ihn zu einem entschiedenen Handeln fortriß. Obgleich schon Manches in dieser Beziehung erwähnt ist, so wird es doch gut sein, hier eine Uebersicht zu geben. Denn nur so wird die Schwedische Politik klar, über welche so wundersame An-

sichten noch bestehen, so daß die Starkgläubigsten den Schwedenkönig durch einen plötzlichen, ja göttlichen Impuls getrieben an der Küste Pommerns landen lassen, um den Protestantismus zu erretten, den der Kaiser, die Jesuiten und die Spanier aber gänzlich ausrotten wollten. Zu bemerken ist, daß wir absichtlich hier vorzugsweise der trefflichen Geschichte Schwedens von Geijer folgen, der selbst Protestant und für seinen heldenmäßigen König begeistert, kaum einer Parteilichkeit gegen denselben beschuldigt werden könnte.

Die protestantischen Fürsten Teutschlands, die, wie wir sehen, eben nicht besonders behutsam in der Wahl der Kriegsführer waren, denen sie ihre Sache vertrauten, und noch weniger das Interesse des Reichs wahrten, hatten frühzeitig ihr Augenmerk auf den jungen, kühnen König gerichtet, der als Protestant zugleich für seine Herrschaft sich so tapfer schlug. Schon im Jahre 1614 wurden von Moritz von Hessen-Kassel Unterhandlungen mit Schweden angeknüpft. Ein Schreiben protestantischer Fürsten, unterzeichnet von dem Churfürsten von der Pfalz und andern (unter dem 25. Febr. 1614) lud Gustav Adolf auf den Fürstentag zu Heilbronn. Der König entschuldigte sich damals mit dem russisch-polnischen Krieg, unterstützte aber (am 26. August 1620) den Friedrich als König von Böhmen mit 8 Kanonen und 2000 Kugeln. Wie er später — es bestand gerade Waffenstillstand mit Polen — sich um die Oberanführung in Nordteutschland bewarb, um den verhaßten Dänenkönig Christian IV. zu verdrängen (im Jahr 1624), ist schon erwähnt. Die vereinigten Staaten der Niederlande unterstützten ihn damals, denn ein jeder neue Feind des Hauses Habsburg war eine indirekte Hülfe für sie. Doch die Bedingungen des Schwedischen Cabinets (Auslieferung von Wismar und Bremen) mußten das Reich so offen verletzen, daß auch den gläubigsten Protestanten die Augen geöffnet werden mochten. Das wagte man nicht und Schweden ward für dieses Mal bei Seite gesetzt. Schon im Jahr 1625 ließ Gustav Adolf der Stadt Stralsund unter der Hand seine Hülfe anbieten, wenn sie in irgend eine Noth kommen sollte. Besonders beschwerlich fiel dem König das Vorrücken Wallensteins an die Meeresküsten und der offen ausgesprochene, gewiß ächt teutsche Plan des Kaisers, auf der Ostsee eine Kriegsflotte zu errichten. Das mußte ja die feingesponnenen Pläne Schwedens auf einmal zerreißen. Im Sommer 1627 sendete Gustav Adolf seinen Vertrauten,

den Peter Baner an die Fürsten Nordteutschlands herum: Wismar und Rostock, die guten Hafenstädte, sollten ja keine kaiserliche Besatzung einnehmen, lieber eine schwedische. Die Erfolge Wallensteins verhinderten die Ausführung dieses naiven Vorschlags. Nun aber ward der Friedländer auch Herr von Mecklenburg. Die Söhne der Herzöge flüchteten nach Schweden und baten um Unterstützung. Der alte Bogislaw XIV., Herzog von Pommern, war der letzte seines Stamms. Sein Reichslehen mußte bald heimfallen und Wallenstein begann sich der zahlreichen Häfen zu bemächtigen. Da kam auf dem schwedischen Reichstag (12. Januar 1628) bereits es zur Sprache, daß sich der König in die religiösen Verhältnisse Teutschlands (?) einzumischen gedenke, und der Reichstag versprach allen Beistand. Schon damals war der König geneigt, in Polen ein Heer nach „Wallensteinischer Art", wie er sagte, zu sammeln, und von da aus dem Kaiser in die Flanke zu fallen (Geijer III., p. 151). Doch zeigt ein Brief Gustav Adolfs an den vertrauten Reichskanzler (29. März 1628), daß er noch immer wegen des Unternehmens recht bedenklich war: denn die teutschen Städte widersetzten sich ja gerade deßhalb dem Kaiser, weil sie ihm kein Geld bezahlen wollten. Da sei wenig zu holen, und von ihm habe auch Niemand Entsatz verlangt. — Ueberdieß hatten die teutschen Ostseestädte die Schwedische Gutherzigkeit bereits so genau kennen gelernt, daß sie wohl ganz anders darüber urtheilten, als die Prediger im Binnenlande (den Zoll am Pregel, den Gustav Adolf sich angeeignet hatte, wußte er unter Anderem so vortheilhaft zu behandeln, daß er ihm im Jahr 1629 nicht weniger als 500,000 Reichsthaler eintrug, s. Geijer III., p. 152). Was konnte nun erwünschter sein, als Stralsunds Bedrängniß, das von Danzig, der verbündeten Hansastadt, Munition verlangte? Da Danzig das polnische Verbot der Pulverausfuhr nicht zu übertreten wagte, sendete Gustav Adolf sogleich auf das freundlichste das Verlangte und ließ durch seinen Gesandten, Georg Borchart, jede Hülfe anbieten. So kam denn am 25. Juni 1628 wirklich jener Vertrag zu Stande, nach dessen dritten Artikel die Stadt Stralsund künftighin bei der Krone und dem Könige Schwedens verbleiben sollte. Die Bürger Stralsunds aber wollten dieses nur von ihrer Treue als Bundesgenossen verstanden wissen, und ließen sich ungeachtet der zahlreichen Schwedischen Hülfe (über 2600 Mann) nicht von ihrer

Treue gegen das Reich abwendig machen. Die Friedensunterhandlungen des Kaisers mit Dänemark ließen des Schwedenkönigs Entschlüsse reif werden. Er versuchte auf jede Weise seine Gesandtschaft bei den Unterhandlungen aufzudringen (vgl. die hübsche Instruktion für den Gesandtschaftssecretär Salvius, bei Geijer III., p. 155). Das Begehren derselben sollte auf vollständige Restitution Dänemarks, Holsteins, Mecklenburgs, Pommerns und in den beiden sächsischen Kreisen gehen. Natürlich wiesen beide Theile, die Kaiserlichen Botschafter wie die dänischen, die Schweden kurzweg ab, weil sie hier nicht drein zu reden hätten. Durch den Friedensschluß aber (12. Mai 1629) war ein großer Theil des kaiserlichen Heeres entbehrlich geworden und konnte zu andern Unternehmungen verwendet werden. Sofort rückte Montecuculi mit 17,000 Soldaten in den Niederlanden ein, Arnim kam mit ungefähr 10,000 Mann den Polen zu Hülfe. Der finstere Sigismund ließ die Kaiserlichen lange ohne Geld, fast ohne Brod. Dennoch fiel das Gefecht bei Stum (den 17. Juni 1629) sehr nachtheilig für die Schweden aus. Ueberdieß war „Preußen nunmehr so ausgegessen, daß wenn irgend eine Heeresmacht sich da sammeln sollte, sie keinen andern Feind als den Hunger bedürfte" (Worte Gustav Adolfs in einem Schreiben an Orenstierna, vom 1. April 1628, Geyer III., p. 151). Dieses selbe vertrauliche Schreiben enthält aber noch eine merkwürdige Stelle zur Beurtheilung des Königs. Nachdem er erklärt: man müsse durchaus verhüten, daß Schweden selbst angegriffen werde, da es so schwer zu vertheidigen sei, und ganz kalt die Vortheile erwogen hatte, welche die Versetzung des Kriegs nach Teutschland gewähre; fügt er hinzu: „Was sonst gethan oder nicht gethan werden kann, weiß Gott allein, der den Willen zum Beginne, die Kraft zur Ausführung und das Glück zu gutem Ende mildreich verleihen wird, wenn es zur Ehre seines heiligen Namens und zu unserer Seligkeit gedeihen kann." Dieses läßt einen tiefen Blick in das Gemüth des Königs thun, der ganz Krieger und Staatsmann, und ziemlich rücksichtslos in der Wahl der Mittel, um seine politischen Zwecke durchzusetzen, hier, wo er gegen seinen Reichskanzler gewiß aufrichtig spricht, auch einmal religiöse Beziehungen einzumischen scheint. Doch sehen wir mit offnen Augen, das menschliche Gemüth täuscht sich selbst gar gern, wenn es seine eignen Absichten auszuführen gedenkt. Auch Demudschin berief sich auf die

Sendung seiner Götter, nachdem ihn ein mongolischer Heiliger in der Volksversammlung an den Quellen des Onon zum Dschingis-Khan ausgerufen hatte. Zu derselben Zeit (29. Juni 1629) hatten die schwedischen Stände ihr Gutachten über den teutschen Krieg abgegeben und erklärt: der König möge den Krieg in Feindesland führen und die Kriegslast dorthin versetzen. Von der Vertheidigung der protestantischen Religion war keine Rede.

Um diese Zeit fing die französische Diplomatie ernstlich an, ihr Werk gegen das Haus Habsburg auszuführen. Mit Spanien war es bereits wegen der Erbfolge im Herzogthum Mantua im Krieg. Gustav Adolf hielt sich eben in dem verschanzten Lager vor Marienburg, wo die Schweden von einer pestartigen Feldkrankheit hingerafft wurden, als der französische Gesandte Charnacé ankam, um den Frieden zu vermitteln. Lange dauerten die Unterhandlungen, bis am 17. September 1629 der sechsjährige Waffenstillstand zu Altmark geschlossen war. Pillau blieb unter Anderem bei den Schweden. Nun hatte Gustav Adolf freie Hand. Die von den Polen entlassenen Soldaten hatten nach damaliger Kriegsweise großentheils bei den Schweden Dienste genommen. Nun wurden die Beschwerden gegen Oesterreich hervorgehoben: daß bei dem Abschluß des dänischen Friedens die schwedischen Gesandten zurückgewiesen wären, daß ein kaiserliches Heer den Polen zu Hülfe gekommen sei. Daß die Schweden Stralsund aber gegen einen kaiserlichen Feldherrn vertheidigt hatten, dessen ward nicht gedacht. Da bot Christian IV. seine Vermittlung zwischen dem Kaiser und Schweden an. Jedoch traute Gustav Adolf den Dänen wenig Gutes zu. Als früher bei einer persönlichen Zusammenkunft beider Könige (am 20. Februar 1620) Gustav Adolf den Rath des Dänen begehrte, wie ein teutscher Krieg wohl am besten geführt werden könnte, hatte dieser kurz geantwortet: was denn Er (Gustav Adolf) mit dem Kaiser zu schaffen hätte? warum Er sich in teutsche Händel mische? Auch suchte Schweden bei den Unterhandlungen nur Zeit zu seiner bessern Rüstung zu gewinnen. Es war von König Christian IV. die Stadt Danzig als Ort der Unterhandlungen mit Oesterreich vorgeschlagen worden. Diesen verwarf Orenstierna aus unbedeutenden Gründen. Das gab genug Veranlassung zu Zögerungen und indem der Kanzler verlangte, daß die Gesandten zu ihm nach Elbing kommen sollten. So muß man auch

wohl die Bedingungen beurtheilen, unter welchen der Schwedenkönig sich zum Frieden geneigt bezeigte. Denn ohne diese Berücksichtigung, daß durch ihre Besprechung Zeit gewonnen werde und dennoch der einmal beschlossene Krieg unvermeidlich bleiben sollte, müßten unerhört frech erscheinen. Denn nur ein übermüthiger Eroberer konnte sie einem gänzlich besiegten Volke diktiren. Der Schwedische Geschichtschreiber Geijer scheint sich der Sache selbst zu schämen, denn er spricht nur im Allgemeinen von diesen Bedingungen, erwähnt aber des Ausrufs des kaiserlichen Commissarius Freiherrn von Dohna: „Was könnte der König von Schweden mehr begehren, wenn er als Sieger mitten in Teutschland stünde?" — Doch kennt man diese Bedingungen so ziemlich aus einer Instruction Orenstierna's, welche er dem Schwedischen Gesandten im Haag mitgetheilt hatte (s. Mosers patriotisches Archiv, II., p. 136). Ihr Inhalt war folgender: „Wiedereinsetzung aller Reichsfürsten und Reichsstädte, sowohl an der Ost- und Nordsee als in Oberteutschland, namentlich der Pfalzgrafen und der Herzoge von Mecklenburg, in den Stand, in welchem sie vor dem Kriege gewesen waren; Abführung aller kaiserlichen Truppen aus dem Reiche, und Festsetzung, daß keine dergleichen in Teutschland mehr gebraucht werden sollten; Schleifung aller festen Plätze an der Seeküste und an der Südgränze des Reichs; Erklärung, daß alle teutschen Seehäfen frei sein und in keinem derselben Kriegsschiffe erbaut, die schon erbauten aber wieder abgeschafft werden sollten" (vgl. A. Menzels Neuere Gesch. der Deutschen, VII., p. 239). — Dieses Verlangen, die Reichsgränze im Süden gegen Frankreich (von Italien aus), im Norden gegen Schweden und England gänzlich bloszustellen, eine Forderung, welche doch gewiß mit der Freiheit der protestantischen Religion nichts zu schaffen hat, zeigt einen solch unglaublichen Uebermuth, eine solche Geringschätzung der teutschen Nation, daß der Schwedenkönig des Verraths im Innern Teutschlands sehr sicher sein mußte, um nur zu wagen, so Etwas nicht auszusprechen, sondern nur anzudeuten. Und Nichts ist daher mehr geeignet, den Charakter dieses Kriegs genauer zu bezeichnen. Doch vergleiche man auch die Abstimmung des schwedischen Ständeausschusses über diese Unterhandlungen (Beschluß am 14. Mai 1630): „dieweil des Gegners Vorhaben unsicher und der Ausgang ungewiß, halten wir deßhalb für räthlichst, daß Seine Maje-

stät sogleich mit den Waffen nachfolge und den Traktat unter den Helm treibe" (Geijer II., p. 160). Ist dieses nun die Naivität der vollkommensten Beschränktheit, oder ist der schwedische Reichstag nicht vielmehr das blinde Werkzeug eines Autokraten geworden, das nachspricht, was man ihm vorsagt? —

Während dieser Zeit war der Cardinal Richelieu nicht müssig, sein diplomatisches Gespinnste weiter auszudehnen. Die französischen Ränke bei dem Reichstag zu Regensburg wegen der Abdankung Wallensteins und der Schwächung der kaiserlichen Macht, sind bereits dargestellt. Der französische Gesandte Charnacé kam unterdessen zweimal nach Schweden (zuletzt im März 1630), um den König durch seine feinen Schmeicheleien dahin zu bringen, das französische Bündniß selbst zu begehren. Allein Richelieu täuschte sich sehr in dem jungen kriegerischen Monarchen. Dieser war viel zu klug, um sich wegen einiger Tonnen Goldes von den Franzosen zu ihren besondern Zwecken gebrauchen zu lassen. So kam blos ein vorläufiges Uebereinkommen zu Stande, ungefähr nach denselben Grundsätzen, wie Gustav Adolf seinen Gesandten bei der Friedensunterhandlung instruirt hatte. Frankreich versprach jährlich 400,000 Reichsthaler Subsidien zu zahlen, Gustav Adolf: 30,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter nach Teutschland zu führen. Beide Theile mochten gute Gründe haben, das Uebereinkommen nicht sogleich bekannt werden zu lassen. Richelieu, welcher in Frankreich das protestantische Glaubensbekenntniß grausam verfolgte, konnte noch nicht füglich als Vertheidiger des Protestantismus in Teutschland auftreten — denn dieses war ja der Wahlspruch, welcher die Gemüther in Teutschland gewinnen sollte —, und Gustav Adolf konnte sich auch zu dem Artikel noch nicht bekennen, den der Cardinal durchgesetzt hatte, daß Schweden es nicht unternehme, zu reformiren, sondern die katholische Religionsübung bestehen lassen solle, wo er sie vorfände, und daß er mit der katholischen Liga Freundschaft halte, so lange sie selbst neutral bleibe. So wurde das eigentliche Bündniß zwischen Schweden und Frankreich erst unter dem 23. Jan. 1631 zu Beerwalde in der Mark geschlossen (s. unten).

Unterdessen waren die schwedischen Rüstungen gediehen; die französischen Ränke in Regensburg waren der Reife nahe gekommen; England sagte Geld zu und gestattete die Anwerbung von 10,000 Mann, auch die Vereinigten Staaten Niederlands versprachen Geldunterstützung;

da landete Gustav Adolf, ohne sich weiter um die Unterhandlungen mit dem Kaiser zu bekümmern, am 24. Juni a. St. 1630 auf teutschem Boden. Unterdessen kamen in Magdeburg die Folgen der Verfassungsänderung immer mehr an den Tag. Denn jene Partei, durch welche diese zu Stande gebracht worden, schritt jetzt weiter fort zu dem eigentlichen, tieferliegenden Zwecke.

Der Administrator, Christian Wilhelm von Brandenburg, hatte sich, als die Dänen aus dem Feld geschlagen waren, an verschiedenen Orten aufgehalten. Meistens wohnte er zu Hamburg, wo man Flüchtlinge aller Art nicht belästigte. Von da aus unterhielt er einen eifrigen Briefwechsel mit dem schwedischen Cabinet. Denn so schwer ihn auch die Wahl des August von Sachsen zum neuen Administrator zu Magdeburg traf, so gab er dennoch die Hoffnung auf die Wiedererlangung seines schönen Erzbisthums nicht so leicht auf. Am meisten Vertrauen setzte er auf seinen Verwandten Gustav Adolf (des Königs Gemahlin, Maria Eleonora, war eine Nichte Christian Wilhelms). Er kam auch selbst nach Schweden, um den König zur Unterstützung zu bewegen, ward aber mit allgemeinen Versprechungen entlassen.

Als er nun im Anfange des März 1630 nach Hamburg zurückkehrte, fand sich Heinrich Pöpping, ein verdorbener Kaufmann aus Magdeburg, zu Lübeck gebürtig, bei ihm ein, um ihn zu benachrichtigen, daß Magdeburg sich bereits in den Händen einer ihm und dem König von Schweden günstig gesinnten Partei befinde. — Dieses war der Anfang jener geheimen Umtriebe, welche Magdeburg an Schweden verriethen, welche wir aber nicht in allen ihren einzelnen Verschlingungen kennen.

Werdenhagen, früher Syndicus zu Magdeburg, damals wohnhaft in Leyden, stellte durch ein Schreiben dem neueingesetzten Rath vor, wie gewinnreich es sei, mit den Niederlanden Handelsverbindungen anzuknüpfen; dort werde das Magdeburger Bier einen trefflichen Absatz finden. Wenn ihnen das gefiele, so möchten sie zur weiteren Besprechung einige Männer zu ihm nach Bremen senden, wo er sich eben aufhalte. — Der Vorschlag fand Beifall, denn das Brauergewerbe war eines der wichtigsten zu Magdeburg (um das Jahr 1600 bestanden daselbst 500 Brauberechtigte, Hoffm. III., p. 4). Als nun die städtischen Abgesandten nach Bremen kamen, war Werdenhagen schon wieder nach Hamburg abgereist, wohin sie ihm folgten.

Heinrich Pöpping führte sie alsbald bei dem Administrator ein, der sie freundlich aufnahm und öfters zur Tafel lud. Pöpping, welcher sich einen Bestallungsbrief als schwedischer General-Proviantmeister ausgewirkt hatte, um nicht zu Hamburg wegen seiner Schulden verhaftet zu werden, machte auch hier den thätigen Vermittler. Zwei der Abgesandten, die Rathsherrn Gerhold und Steinbeck, gingen ohne Vorwissen der übrigen auf den Plan ein, durch Vertreibung der Kaiserlichen aus dem Erzstift, den Administrator in seine früheren Rechte wieder einzusetzen. Nachdem die Gesandten unterwegs zu Bremen auch mit dem schwedischen Agenten Christoph Ludwig Rasche zusammengetroffen, wo weitere Besprechungen stattfanden, kamen sie in Begleitung Pöppings nach Magdeburg zurück. Von dem Niederländischen Handel wird nichts Weiteres erwähnt.

Pöpping trug zwei Schreiben bei sich, die er von dem Administrator empfangen. Das erstere, von dem König von Schweden, in lateinischer Sprache, aus dem Jahr 1629, soll (nach Hoffmann III., p. 82) in allgemeinen Ausdrücken den Vorsatz Gustav Adolfs kund gethan haben, daß er zur Wiederherstellung der politischen und religiösen Freiheit nach Teutschland kommen werde; nebst einer kurzen Angabe der Gründe, die ihn dazu bewegten. — Ob dieses Schreiben ächt oder in Hamburg gefertigt war, ist eine andere Frage. Im ersteren Fall wirft es ein merkwürdiges Licht auf den frühen Beginn der schwedischen Umtriebe. — Das zweite Schreiben, von dem Administrator selbst, und mit dessen Siegel, enthielt die geheime Instruction für Pöpping, um Rath und Bürgerschaft zur Unterstützung bei der Wiedereinsetzung Christian Wilhelms als Administrator des Erzstifts zu gewinnen, wogegen derselbe die Erweiterung der städtischen Privilegien und schwedische Hülfe zusagte. Pöpping fing seine Sache schlau an. Einige Wochen lang verhielt er sich scheinbar ganz ruhig, um insgeheim erst Genossen anzuwerben. Zuerst beschied er sieben Vertraute in Martin Pormanns Garten, wo sie sich zusammen verschworen. Bald traten auch Andere hinzu. Unter diesen befand sich der Bürgermeister Georg Schmidt und noch zehn andere Rathsverwandte, dann fünf Geistliche: Dr. Gilbert, M. Krammer, M. Pormann, M. Joachim Ernesti und M. Decenius, endlich 16 Bürger, welche sich förmlich zu dem genannten Unternehmen verbanden.

Der Administrator durch die Kunde von diesen Vorgängen ge-

stärkt, wendete sich mit neuem Muth nach Schweden. Es war kurz zuvor, ehe Gustav Adolf den Krieg nach Teutschland tragen wollte, als Stalmann, Christian Wilhelms Gesandter mit förmlichen Anträgen im Rathe auftrat: Nicht nur die Bürger Magdeburgs, sondern die Bewohner des ganzen Erzstifts riefen ihren Gebieter zurück und würden ihn aus allen Kräften unterstützen, sobald derselbe mit gehöriger Mannschaft in das Erzstift komme. Deßwegen sei der Markgraf Christian Wilhelm entschlossen: 3000 Reiter und 10,000 Fußknechte anzuwerben, wozu insgeheim schon alle Anstalten getroffen wären. Nur fehlte es dem Fürsten an Geld. Deßhalb möchte der König von Schweden ihm die nothwendigen Vorschüsse für das Handgeld der Mannschaft, und zur Anschaffung von Waffen, Geschützen und anderer Zubehör machen. Wenn Schweden auf diesen Plan eingehe, so werde der Markgraf sein Heer bald bis auf 20,000 vermehren können, ohne weiterer Zuschüsse zu begehren. Denn im Erzstift lägen wohl 1,600,000 Säcke Getreides aufgehäuft, und leicht könne man sich der Vorräthe und Reichthümer bemächtigen, welche von den kaiserlichen Officieren in den kleinen Landesfesten niedergelegt wären. Die Anhänger des Markgrafen im Erzstift seien zum Aufstand bereit, um die Kaiserlichen zu überfallen, die Gemeinen niederzumachen und die Officiere gefangen nach Magdeburg zu bringen. So werde der Krieg mit einem Schlag von der Meeresküste an die Mitte der Elbe versetzt.

Gustav Adolf trug anfänglich großes Bedenken, auf den windigen Plan seines abenteuerlichen Vetters einzugehen, welcher damals weder Geld, noch ein einziges festes Schloß besaß. Das Mißlichste aber war die Forderung einer Summe von mehr denn 200,000 Thalern an den König, der nur mit großer Mühe und um hohe Zinsen für sich selbst Geld aufzubringen vermochte. Gustav Adolf beschränkte sich daher auf gute Rathschläge: der Administrator möchte sich mit andern teutschen Fürsten in Verbindung setzen, aber ja nicht eher losschlagen, als bis die Schweden in Teutschland Fortschritte gemacht hätten. In der Zwischenzeit solle er lieber zum Schein mit dem Kaiser Unterhandlungen anknüpfen, um unter dessen Schutze nach Magdeburg zurückzukehren, und die Städte des Erzstifts allmälig wieder in den Besitz zu nehmen (Puffendorf II., 31). Nach langem Drängen Stalmanns verstand sich der König endlich dazu, eine Bürgschaft für

100,000 Reichsthaler zu übernehmen, wenn der Administrator Jemanden fände, der zur Darleihung geneigt sei. Mit diesem Bescheid kehrte Stalmann zu seinem Gebieter nach Hamburg zurück. Ob in der That und wie weit der König diesen Stalmann zu einem schwedischen Geschäftsträger, wie dieser sich nun benahm, Bestallung gegeben hatte, läßt sich nicht bestimmen.

In Magdeburg war der Antrag des Administrator dem Rathe vorgelegt worden, jedoch wollte nach reiflicher Erwägung auch dieser, obgleich aus Feinden Oesterreichs zusammengesetzt, nicht unbedingt auf so gefährliche Vorschläge eingehen. Alle Bemühungen der Rathsherrn Gerhold und Steinbeck brachten es nur so weit, daß man die Sache einem Ausschuß von fünf Männern zur näheren Prüfung übertrug. Dieser sprach sich mit Stimmenmehrheit dahin aus, den Hansastädten die Entscheidung anheim zu geben, und zwei Deputirte wurden sofort nach Lübeck abgesendet. Zuvor aber lief noch ein Schreiben des Johann Stalmann ein, in welchem er als schwedischer Geschäftsträger seine nahe Ankunft in Magdeburg dem Rathe anzeigte, um demselben wichtige Eröffnungen von Seiten des Königs von Schweden und des Markgrafen Christian Wilhelm zu machen. — So wurde jetzt auch die Bürgerschaft mit Dem, was vorging, bekannt, und alle Unzufriedenen neigten sich der neuen Sache zu.

Voll Ungeduld harrte der Administrator auf den Gang der Ereignisse. Als nun erst das Gerücht von der nahen Landung des Königs sich verbreitete und auch Heinrich Pöpping wiederum nach Hamburg kam, mit der Nachricht, wie gut Alles zu Mageburg vorbereitet sey, schickte er sich sogleich zum Aufbruch an. Zwar wollte ihn der Wirth zur goldenen Traube in Hamburg nicht ziehen lassen, weil die Zeche noch unbezahlt sei, allein der Markgraf gab vor, er wolle nur nach Bremen gehen, um dort bereitliegendes Geld zu erheben. So reiste er in Begleitung Pöppings, Stalmanns und eines Obristlieutenants Boye, der früher Salzknecht zu Salza gewesen, ab, kam heimlich durch Braunschweig und langte am 26. Juli Abends vor Magdeburg an.

Christian Wilhelm hatte sich Hauptthaar und Bart verschneiden lassen, als wenn er ein Kaufmann wäre. So, in der Verkleidung, wurde er von Pöpping durch das Ulrichsthor in die Stadt und auf abgelegenen Gassen in das Haus eines Vertrauten, des Dr. Christoph

Schulze, hinter der St. Sebastianskirche gebracht. Dort erhielt er eine Stube und sie verpflegten ihn so verborgen, daß auch die nächsten Nachbarn nicht wußten, wer dort hause.

Boye und Stalmann waren durch das Krökenthor eingeritten, und letzterer zeigte am 29. Juli dem Rath ganz förmlich seine Ankunft an mit dem Ersuchen, einige Mitglieder zu ihm zu senden, denen er seine Propositionen von Seiten des Königs und des Administrator mittheilen wolle. Dieses waren nun die schon genannten früheren Anträge, und man stritt sich mehrere Tage deßwegen herum, während Gerhold und Steinbeck drohten, wenn der Rath nicht darauf eingehe, so würden dieselben sicherlich von der Bürgerschaft angenommen werden.

Da der Administrator heimliche Besuche von seinen Anhängern empfing, so wurde durch das Hausgesinde von dessen Anwesenheit etwas in der Stadt laut. Stalmann fand jetzt für gut, dieses auch im Rath zu bekennen, und erklärte zugleich, der Markgraf wünsche, daß der Rath mehrere Personen aus seiner Mitte zu ihm sende, mit denen er sich besprechen könne. Am andern Tage, den 1. August a. St., schloß man um 6 Uhr die Stadtthore und um 8 Uhr begaben sich die Bürgermeister Brauns und Schmidt, nebst dem Syndicus Dr. Denhardt und zwei Rathsherrn in die Behausung Christian Wilhelms, wo ihnen Stalmann lang und breit des Fürsten Ansprüche und Absichten vorlegte. Einige der Abgesendeten widersprachen den Forderungen mit triftigen Gründen und es kam die neunte Stunde heran, wo der Gottesdienst in der Domkirche begann. Christian Wilhelm lud nun die Deputirten ein, mit ihm die Predigt anzuhören und dann gemeinschaftlich das Mittagsmahl einzunehmen. Aus Höflichkeit glaubten sie Dieses nicht abschlagen zu dürfen.

In der Mitte der Deputirten, von vielen Bürgern gefolgt, die sich freudig anschlossen, ritt der Administrator zur Domkirche wie ein gebietender Fürst. Da lief nun Jedermann zu, jung und alt, und auf den Gassen wie am Dome war das Gedränge so groß, daß man kaum zu stehen vermochte. Zumal die gemeinen Leute bezeigten laut ihre Freude und riefen von den Wällen die neue Mähr auch Denen zu, die draußen vor den verschlossenen Thoren standen.

Da es gerade der zehnte Sonntag nach Trinitatis war, wo das Evangelium, Lucä 19, V. 42—44, von der zukünftigen Zer-

störung der Stadt Jerusalem redet, wurde manchen älteren Bürgern recht ängstlich zu Muthe, und der Domprediger Dr. Reinhard Bake selbst sprach auf der Kanzel recht bedenklich: Gott wolle gnädigst abwenden, daß dieses nicht ein böses Omen sei, und daß es Magdeburg nicht wie Jerusalem ergehen möge. Doch wie das zu voraus veranstaltete Te Deum laudamus anhub mit stattlicher Musik und von dem Volke mit großem Frohlocken gesungen ward, da dachte man nicht mehr an die Zukunft. Von der Kirche ging es zu dem Banquet, welches der Rath zum Zeichen seiner Verehrung dem Fürsten hatte bereiten lassen.

Nachdem die Gäste entlassen waren, stellte der Administrator sofort an den Bürgermeister Brauns die Forderung, die ganze Bürgerschaft zu berufen, welcher er seine Sache persönlich vorzutragen wünsche. Da nun Solches gegen das Herkommen war, so beschied Brauns um 3 Uhr den Rath, den Ausschuß und überdieß die 18 Viertelsherrn auf das Rathhaus und trug die ihm gemachten Mittheilungen über das Bündniß mit Schweden und das Weitere vor. Noch war die Berathung über diese Anträge nicht eröffnet, als auch schon der Administrator nebst Stalmann eintrat, und entscheidende Antwort verlangte. Viele ruhigere Männer empfanden dieses hastige Drängen übel, und stimmten dafür, wie schon früher beschlossen, die Sache an die Hansastädte zur Entscheidung zu bringen. Sogleich fiel Stalmann, um nur kein Besinnen aufkommen zu lassen, diesen in die Rede: der Administrator wolle das Erzstift mit Allem, was dazu gehöre, wieder einnehmen und mit dem mächtigen Beistande des Königs von Schweden die Kaiserlichen daraus verjagen. Auch die Vereinigten Staaten der Niederlande, Chursachsen, Churbrandenburg und viele Städte seien im Bunde. Stadt und Bürgerschaft brauche kein Geld herzuschießen, sondern den Krieg wolle der König, der Markgraf und die andern Bundesgenossen auf eigne Kosten führen, Magdeburg aber solle mit trefflicher Nahrung und Reichthum begabt werden. Deßwegen halte er darum an, daß auch Mageburg in dieses Bündniß träte. Unverzüglich aber — fügte er hinzu — und in befriedigender Weise müßten sie sich erklären, sonst würde der Administrator sich an die Bürgerschaft wenden. — Auf dem alten Markte vor dem Rathhause standen schon die Bürger zu Haufen und jubelten über die Ankunft des Fürsten. Durch die Menge aber gingen geschäf-

tig jene geheimen Genossen und sprachen: schon am 4. August würden sämmtliche evangelische Fürsten und Städte die Waffen gegen ihre Glaubensfeinde ergreifen, da dürfe auch Magdeburg nicht zurückstehen.

Durch die Versammlung im Rathszimmer droben ging ein Gemurmel und Streiten. Da hörte man Einzelne vor solch unbedachtem Beginnen warnen, das nur auf leeren Einbildungen beruhe, Andere aber riefen: man müsse bei Gottes Wort stehen und zum Besten der evangelischen Sache zu dem König und dem Administrator halten. Der Syndicus, welcher die Stimmen sammeln sollte, erblaßte, ward ganz bestürzt und wußte nicht, woran er sei; endlich gab er die Erklärung: zur Beförderung des allgemeinen evangelischen Wesens, und damit nicht durch die Zögerung der Stadt den mit dem Könige von Schweden verbündeten Ständen Gefahr erwachse, solle der Paß für Se. Majestät offen stehen — (vgl. Hoffmann III., p. 85).

Diese Worte bezeichneten die Gewährung der gestellten Forderungen und den Anschluß an das schwedische Bündniß. Freudig, ihren Zweck erreicht zu haben, reichten der Administrator Jedem der Anwesenden die Hand und verließen das Rathhaus.

Bei der Feststellung des Bündnisses im Einzelnen fehlte es nicht an vielen Deliberationen, genauen Punctationen und Cautionen, und der Rath vermeinte sich sehr klug benommen und Magdeburg recht sicher gestellt zu haben.

Die Bundesurkunde setzt fest: „Der König von Schweden will die evangelische Freiheit retten; die Stadt Magdeburg verbindet sich zu diesem Zweck mit ihm; doch wird die Verbindung nicht wider den Kaiser, noch das Reich, die Churfürsten und Stände geschlossen, sondern nur wider die Störer des Profan- und Kirchenfriedens, welche, gegen des Kaisers Versicherungen, die evangelischen Stände bedrängen, so wie zur Erhaltung und Ausbreitung des göttlichen Worts, zur Herstellung der deutschen Freiheit und dereinstigen Erlangung des sehnlichst herbeigewünschten Friedens. Gustav Adolf versprach, sich der Stadt anzunehmen, wenn sie wegen des Anschlusses an ihn angefochten und verfolgt werden sollte, sie auf seine Kosten zu schützen, in keiner Noth zu verlassen und keinen Frieden zu schließen, ohne daß sie darin ausdrücklich begriffen sei, wogegen sie ihrerseits ohne des Königs und des Administrators Zustimmung ebenfalls keinen Accord eingehen solle."

Es möchte scheinen, daß in diesen — wörtlich aus Hoffmann III. p. 86 entnommenen — Bestimmungen eine Wahrheit lag, daß sie bei den schweren Verwicklungen, in welche Magdeburg gerieth, entscheidend sein mußten. Wie viel Gewicht sie aber wirklich hatten, wird sich im Verlaufe der Geschichte zeigen.

Dem Vertrag sind noch 14 besondere Bedingungen beigefügt. Die wichtigsten sind: 1) Während der Dauer des Kriegs nimmt die Stadt den König, den Administrator und deren Beamte und Officiere in ihre Mauern auf. Das Kriegsvolk lagert außerhalb der Stadt. Nur 500 Mann dürfen diese betreten und werden am Neumarkt einquartirt, unterhalten auf Kosten des Königs und des Administrator. Fehlt es an Raum, so wird der Rath diese Soldaten bei der Bürgerschaft unterbringen. 2) Die Munition soll nicht aus den Magazinen der Stadt entnommen, sondern von andern Orten herbeigeschafft werden. 3) Das Getreide wird von den Aemtern beigeführt. 7) Drei Männer aus dem Rath haben dem Kriegsrath beizuwohnen. 8) Die Bürgerschaft hat zu dem Unterhalt der fremden Truppen nichts beizutragen. 11) Durch Vermittlung des Königs von Schweden soll sich der Administrator mit dem Churfürsten von Sachsen vergleichen. 13) Der Bundesvertrag soll der Stadt an ihrem freien Stande, ihren Privilegien, Regalien, Verträgen, Concessionen, Compakten, hergebrachten Rechten und Gerechtigkeiten keinen Schaden bringen.

Die Vertragsurkunde wurde von dem Administrator, Stalmann und dem Bürgermeister Georg Kühlewein — im Namen des Raths — unterzeichnet und von dem König am 16. August 1630 ratificirt.

Der Vertrag zwischen der Stadt und dem Administrator gedieh erst am 14. September, nachdem sich derselbe gehörig festgesetzt hatte. Was Christian Wilhelm den Magdeburgern gewähren mußte, war so vielerlei und so bedeutend, daß er sich selbst gegen Stalmann äußerte: er verspreche mehr, als er zu halten im Stande sein werde. — Daß die Abtretung der Vorstädte Sudenburg, Neustadt und Sankt Michael mit allen Rechten, Besitzungen und Einkünften an Magdeburg nicht dabei vergessen ward, versteht sich (die Urkunde selbst bei Hoffmann III., p. 92).

Auf diese thörichte Weise überließ sich Magdeburg, nachdem es kaum von einer Belagerung befreit worden war, einem Fürsten, der

Nichts für sich hatte als leere Versprechung und fiel vom Reich an einen auswärtigen König ab, der so eben als erklärter Feind des Kaisers mit einem Kriegsheer gelandet war. Wie aber die eifrigen Protestanten in der Stadt darüber dachten, läßt sich aus einer Stelle in der Parteischrift, Fax Magdeburgica ersehen: „Es ist zwar eine bedenkliche Sache, von eines auswärtigen Potentaten (der des Reichs-Matricul nicht einverleibet, und deme man auf des Reichs Boden nichts gestehen will) Commissario Privilegia anzunehmen, und von dem rechten Haupte zu wanken: Aber, wenn es Gott also gefällig gewesen, hätte es weder der Kayser noch der Pabst mit allen Jesuiten umstoßen können, muß derowegen seiner Allmacht heimgestellt bleiben." — Dazu bedarf es keiner Bemerkung.

Wie man in den alten Geschichtbüchern der Classiker häufig liest, daß die Menschen von den Göttern durch wunderbare oder auffallende Ereignisse gewarnt oder ermuthigt wurden, so erzählen auch hier die Zeitgenossen mancherlei sonderbare Dinge, durch welche die Magdeburger von ihrem ungebührlichen Beginnen abgemahnt worden seyen. Es erhoben sich entsetzliche Sturmwinde, welche die Spitzen der Kirchthürme herunterstürzten, so daß die Spitze des Thurmes von St. Anna's Kirche tief in der Erde stecken blieb. Die Steine auf dem Markte schwitzten Blut und zwar so stark, daß es, als man Asche darauf streute, hindurchdrang, ein Theil des Stadtwalles fiel ein und dergleichen. Viele erinnerten sich der alten prophetischen Verse des Dichters Petrus Lotichius, der im J. 1560 zu Heidelberg starb und also über Magdeburg an den Joachim Camerarius schrieb:

Heu mihi, qualis erit, quod abominor, exitus urbis,
Concidet hostili si resarata manu,
Quis tenerum pavidae latus hauriet ense puellae?
Virginitas cujus praeda latronis erit?
Haec, oculi quaecunque vident, cinis omnia fient,
Utraque dicetur flebile, ripa, solum.

Wobei er freilich jene Belagerung Magdeburgs durch den Churfürsten Moritz zunächst im Auge hatte.

Als nun das Bündniß unter unglaublichem Frohlocken des Volks geschlossen war, wurde der Administrator von seinen Anhängern zu dem Zeughause geführt, wo man ihm Geschütz und Muni-

tion übergab. Heinrich Päpping ward zu des Fürsten Kuchenmeister bestellt und ihm dazu die Domherrn-Schenke eingeräumt. Sofort ging nun die Werbung zu Roß und Fuß an und viel Volks lief zu. Denn Pöpping hatte ausgesprengt und geschworen, es wären zu Hamburg 90,000 Thaler dazu ausbezahlt worden. Das Geld wurde aber aus dem Dom und allen Winkeln zusammengesucht. Auch ward vorgegeben, es lägen schon 6000 Mann schwedisches Fußvolk und Reiterei auf der Haide bei Gardeleben, die werde der Administrator in die Stadt führen. Es wurde aber niemals etwas von ihnen gesehen. An den König von Schweden wurde ein Bürger Henning Sievert der Reitschmied, der früher bei Gustav Adolf gedient hatte, und ein Advocat, beide von den Verschworenen, gesendet. Sie brachten lügenhafte Berichte zurück, welche die Bürger in ihrem Vorhaben nur bestärkten.

Vor allen Dingen mahnte nun der Administrator durch ein Manifest die Landschaft des Erzstifts zum Beistande auf: Weltkundig sei es, wie seit geraumer Zeit die evangelischen Stände und Städte sammt ihren Unterthanen von den Papistischen zur Vollziehung ihrer unchristlichen Reformation im geistlichen und weltlichen Stande, anfänglich unter allerlei Schein und Vorwand, ausgesaugt und zu Grunde gerichtet wären, so daß ihnen kein Mittel mehr bleibe, sich bei der reinen evangelischen Religion, bei der Augsburger Confession und der teutschen Freiheit zu erhalten. Er selbst, einer von den am äußersten verfolgten evangelischen Fürsten, habe Gewissens halber nicht vermocht werden können, die beiden Erzstifter zum Verlust der evangelischen Lehre und Freiheit dem Papstthum abzutreten, habe aber, überall verlassen, dem Lande keine Rettung schaffen können, und sei deßhalb genöthigt gewesen, sich nach fremder Hülfe umzusehen. Während dessen aber hätten die Feinde seine lieben Unterthanen durch unerschwingliche Schatzungen, Verderbung der Güter und Familien und zum Verlust des ewigen Heils tyrannisirt, ohne daß er habe Rettung bringen können. Jetzt habe ihn Gott mitten durch die Feinde hergeführt, so daß er entschlossen sei, mit Gottes Allmacht und dem mächtigen Beistande des Königs von Schweden sein christliches Vorhaben, zur Erhaltung der evangelischen Lehre, Trost und Erledigung der Unterthanen, Rettung der teutschen Freiheit, Handhabung seiner Lande und Wiederbringung des Frie-

dens durchzuführen. Hiezu bedürfe er der schleunigen Hülfe seiner Unterthanen. Deßhalb gebiete er, kraft seiner fürstlichen Obrigkeit, sämmtlichen Lehensleuten, daß sie angesicht dieses, bei Verlust des Lehens, Einziehung der Güter und anderer scharfen Bestrafung, die Feinde der Religion und des Landes austreiben und deren Eigenthum nach Magdeburg liefern sollten, selbst aber Lehens- und Ritterdienst mit geübten, wohlgerüsten, reisigen Knechten, die jüngeren in Person, leisten und nach Magdeburg zur Musterung sich stellen sollten. Die gesammte Mannschaft aber in Städten, Flecken und Dörfern solle sich bewehren, zum Zuzug bereit halten und fleißig Kundschaft einziehen, um dem Feind, wenn er wieder heranzukommen unternähme, mit gewaffneter Hand entgegenzutreten. Er selbst werde Leib und Eigenthum gerne daran wagen.

Dieses Manifest bedarf, vermöge der früheren Erzählung, keiner weiteren Bemerkungen. Es zeigt zu deutlich, wie man damals mit historischen Thatsachen umzugehen pflegte. Denn Christian Wilhelm war als achtjähriger Knabe zwar vorläufig gewählt, aber von dem Kaiser niemals bestätigt worden. Schon im J. 1620 hatte er gegen die Wahlbedingungen, wobei die Religion keineswegs betheiligt war, conspirirt, dann im J. 1625 die Waffen gegen den Kaiser ergriffen und war demzufolge von seinem eigenen evangelischen Domkapitel verworfen worden, welches einen andern Administrator erwählte. Auf was denn beruheten seine Ansprüche auf das Erzbisthum und wie konnte er sich als einen unschuldig Verfolgten darstellen?

Von dem Lande sammelte sich alsbald eine Zahl des Adels und der Bauern zu Magdeburg, theils durch die harten Drohungen veranlaßt, theils aus Vorwitz. Die aufgesteckte Werbefahne fand vielen Zulauf und der Rath überließ dem Administrator zwei Compagnien Musketiere. Sofort begann derselbe Ausfälle zu machen, um sich der Landschaft zu bemächtigen und die Kaiserlichen gänzlich zu vertreiben. Da die meisten Besatzungen nach Pommern gegen die Schweden gesendet worden waren, so gelangen anfänglich viele solche Handstreiche über Erwarten und manches Städtchen, manches Schloß ward eingenommen. Doch muß man diesen kleinen Krieg, der für die spätere Belagerung sehr bezeichnend ist, etwas näher erzählen, wobei wir größtentheils dem Abelin folgen, p. 235 ꝛc.

Der erste Versuch wurde auf Wolmirstädt mit jenen zwei Com-

pagnien Musketieren gemacht, wo man einige kaiserliche Knechte, welche daselbst als Schutzwache lagen, Munition und Proviant wegführte. Am 14. August überfielen 30 Fußknechte und 16 Reiter das Städtchen Kalbe, nahmen einen kaiserlichen Lieutenant und einige 20 Knechte gefangen, brachten ein Falkonet, viele Vorräthe und auch 24 Mönche nach Magdeburg, zur Freude des Volks, welches darin einen Beweis sah, wie tapfer der Fürst für die Religion fechte.

Am 16. August gegen Abend zog der Administrator selbst mit 100 Reitern, die sich vom Lehensadel und sonst zusammengefunden hatten, und 4 oder 6 Fähnlein Fußknechte aus und rückte auf Halle. Dort trafen sie am andern Tag gegen Abend ein. Die Hallknechte öffneten ihnen, ehe es die Kaiserlichen gewahr wurden, das Hallthürlein, durch welches zwei Fähnlein eindrangen, die Wachen am Moritz- und am Ulrichsthor überwältigten und die Pforten erbrachen. Die Kaiserlichen überfallen und zerstreut, flüchteten auf die Moritzburg, deren Besatzung durch einen kleinen Zuzug von der Dessauer Schanze her bis auf 130 Mann angewachsen war. Der Hauptmann verwarf alle Anerbietungen der Uebergabe, entschlossen sich auf das Aeußerste zu wehren. Der Administrator zu schwach, um sogleich anzugreifen, gab Werbepatente aus und ließ fünf Stücke Geschütz, welche Graf Schlick zu Querfurt zurückgelassen hatte, herbeibringen. Nun wurden Schanzen gegen das Schloß aufgeführt, wozu vornehmlich man die gefangenen Knechte verwendete. Am 23. und 24. August begann die Beschießung des Schlosses, die Kaiserlichen aber erwiederten lustig Schuß für Schuß, Kugel mit Kugel und spotteten nur der Belagerer. Unterdessen plünderten die zusammengelaufenen Rotten gar tapfer die unvertheidigten gräflich Mansfeldischen Häuser Friedeburg, Bornstädt, Rotenberg. Als aber die Botschaft kam, daß starkes kaiserliches Kriegsvolk zum Entsatz im Anzuge sei, begab sich der Administrator mit allen den Seinigen in großer Eile aus der Stadt, von den Kaiserlichen weidlich verhöhnt und verlacht, ließ Geschütz und Munition zurück, und kam auf der Flucht wieder nach Magdeburg.

Kurz darauf bemächtigten sich die neuangeworbenen magdeburgischen Soldaten der Orte Wanzleben, Egeln, Staßfurt, Haldensleben und anderer, streiften bei Tag und Nacht durch das Land und holten, was sie bekommen konnten. Deßhalb erhielt das Regiment des kaiserlichen Obersten Holk den Befehl auf sie zu lauern. Als

sich nun Bischöfliche, wie man sie nannte, bei Garmersleben sehen ließen, setzten die Holkischen an sie und es entspann sich ein hitziges Scharmützel, in welchem beide Theile ziemlich viele Leute verloren, die Kaiserlichen einige Officiere.

Am 17. September nahm der Obrist-Lieutenant Bock das feste Haus Mansfeld durch eine sonderbare List ein. Er ließ einige Säcke mit Stroh ausfüllen und dieselben, als wenn sie Getraide enthielten auf Wägen legen. Unter die Säcke aber verbarg er gerüstete Soldaten. Als nun die Wägen vor das Schloß kamen, riefen die Kaiserlichen: was es wäre? Da antworteten die Fuhrleute, sie brächten Getraide von dem Kloster Mansfeld. Wie nun das Thor ihnen geöffnet ward und die Wägen auf die Brücke kamen, sprangen die Soldaten heraus, bemächtigten sich des Thors und riefen durch Losungsschüße ihre Genossen herbei, die unter dem Obrist-Lieutenant Bock in einem nahen Hölzlein im Hinterhalt lagen. So gewannen sie das Schloß, ohne daß sie einen Mann verloren.

Nach und nach verstärkten sich die Kaiserlichen im Erzbisthum, die Bischöflichen dagegen verließen Egeln und Staßfurt und setzten sich zu Calbe, Salza und Schönbeck. Dieses griffen die Kaiserlichen, von dem Stift Halberstadt heranziehend, mit 2000 Mann an, die Bischöflichen, zum Widerstand zu schwach, da die Bürger von Schönbeck sich ihnen nicht anschließen wollten, flüchteten bei Zeiten auf Schiffen. Wie aber jene abzogen und sich auch Salza's bemächtigten, rückte der Obrist-Lieutenant Boye von Magdeburg mit 200 Mann vor Schönbeck. Die 36 Reiter, welche als Besatzung zurückgelassen worden waren, wurden in ihrer Sorglosigkeit überfallen und theils niedergehauen, theils gefangen.

Nun zogen am 2. October 2 Regimenter vor Calbe, das mit 750 bischöflichen Musketieren besetzt war, und begannen sogleich das Städtlein mit Karthaunen und Feldschlangen zu beschießen. Die Besatzung wehrte sich tapfer im Schloß und in der Stadt bis am Abend, wo die Kaiserlichen die Stadt erstürmten, an 200 Mann, theils Soldaten, theils Bürger, die sich zuletzt noch mit Steinwerfen vertheidigten, niedermachten, den Rest aber gefangen nahmen, unter ihnen zwei Hauptleute und mehrere Officiere. Ein Theil der Bischöflichen entfloh aus dem Schloß und den Schanzen, setzte durch die Saale und versuchte, nach dem Kloster Gottes-Gnad sich zu

retten, die kaiserlichen Reiter und Croaten aber fanden eine Furth durch das Wasser, eilten ihnen nach und tödteten einen großen Theil derselben.

Am 15. October kamen die Kaiserlichen vor das Städtlein Wettin, worin 100 bischöfliche Soldaten als Besatzung lagen. Diese zu schwach zur Vertheidigung, verlangten zu capituliren. Als sie jedoch während der Verhandlung eine Verstärkung von 80 Mann erhielten, so begannen sie auf das Neue zu fechten, bis die Kaiserlichen die Oberhand behielten und das Städtlein einnahmen. An 30 Mann der Besatzung wurden niedergehauen, an 50, die durch die Saale setzen wollten, ertranken, an 100, unter ihnen 4 Hauptleute, wurden gefangen nach Halle gebracht.

Das waren nun schlechte Erfolge des so groß angekündigten Unternehmens des Administrator. Als er nun sah, daß die Kaiserlichen in dem Erzbisthum mehr und mehr sich verstärkten, zog er alle die kleinen Besatzungen zurück, sammelte seine Mannschaften bei Magdeburg und ließ auf dem Klosterberg eine Schanze aufwerfen. Man hat den Fürsten späterhin getadelt, weil er sein Kriegsvolk, das doch auf 7000 Mann angewachsen war, im Lande zersplitterte, ohne eine bedeutendere Unternehmung zu wagen. Allein der lebenslustige Christian Wilhelm verstand zwar gut zu sprechen, war aber keineswegs ein Feldherr. Da durfte es ihm nun besser scheinen, durch den Schrecken zerstreuter Besatzungen die Landschaft im Zaum zu halten, als im offnen Kampf Viel zu wagen. Auch mochte sein zusammengelaufenes Heer besser geeignet sein, zu streifen und zu plündern, als zu fechten. Daß er aber nicht wenigstens Halle und Moritzburg mit aller Macht angriff, war ein großer Fehler.

In Magdeburg herrschte Zwietracht und Verwirrung, die Partei der Verschworenen, welche im Geheimniß der Vorgänge waren, mußten allerdings ihre Sache aufrecht erhalten. Von ihnen hing der eingesetzte Kriegsrath ab, welcher im Namen des Raths und der Bürgerschaft alle Kriegsangelegenheiten dirigirte. Die wohlhabenderen Bürger, auf welchen zuerst die Sperrung der Zufuhren und des Handels lastete, war der Sache bald überdrüssig. Das gemeine Volk, welches ganz andere Vortheile erwartet hatte, wurde unruhig und der Administrator hatte viel zu thun, den drohenden Aufstand mit glimpf-

licher Rede wieder zu besänftigen. „Es wird gewißlich keine enge des Meers — fügt hier der teutsche Florus ein — vermittelst seiner wellen so offt und sehr als des pöfels gemüth durch Bestürtzung und Zorn beweget. Dann der forchtsame pöfel richtet sich allzeit nach den Gelück." An Vertröstungen ließ es der Administrator und sein Anhang nicht fehlen. So brachten sie ein Schreiben des Königs von Schweden an Rath und Gemeinde zum Vorschein, worin jener ihr Vorhaben rühmt, sie zur Standhaftigkeit ermahnt und bei seiner Königskrone verspricht, die Stadt zu entsetzen. Doch die schwedische Hülfe blieb aus.

Unterdessen sammelte der Obrist-Lieutenant Bock bei Mansfeld und Querfurt einige Reitergeschwader. Zu ihnen stießen 1000 Weimarische Musketiere und mit diesem Volk und zwei Stücken Geschütz, die er aus dem festen Haus Mansfeld entnommen, machte der bischöfliche Anführer am 18. October einen neuen Versuch auf Halle. Wiederum wurde ein Thor durch Verrath oder mit Gewalt eröffnet. Die Bischöflichen drangen ein, tödteten oder nahmen gefangen, was ihnen von Kaiserlichen in die Hände fiel, befreiten auch die zu Wettin Gefangenen. Doch die Moritzburg hielt sich und wie Kunde kam, daß ein starker Entsatz heranziehe, machten sich die Bischöflichen in aller Eile weiter. Von den Kaiserlichen hart verfolgt, kam das Fußvolk bis in das Stift Merseburg und andere Orte Chursachsens. Dort lief es auseinander, die zwei Stücke, welche sie mitgenommen hatten, führten die Sachsen auf die Pleißenburg. Die Reiterei hatte sich nach Querfurt gewendet, wurde dort ereilt und zerstreut. Hierauf rückten die Kaiserlichen vor das feste Schloß Mansfeld, nahmen dieses wie auch Querfurt ein, die bischöflichen Soldaten ließen sie nach Magdeburg abziehen.

So waren fast alle Orte, deren sich der Administrator bemächtigt hatte, wieder verloren gegangen, und die Feinde rückten näher an Magdeburg. Die Kroaten streiften bereits bis vor die Thore, und unbekümmert um den feinen Unterschied, ob die Bürger von Magdeburg selbst Krieg führten oder ihn blos begünstigten, trieben sie deren Viehheerden weg, wo sie dieselben antrafen. Wurden auch einmal bei einem Ausfall einige Kaiserliche getödtet oder gefangen, so blieb die Sache unverändert.

Der König von Schweden hatte indessen genaue Nachrichten

über die Verhältnisse von Magdeburg eingezogen. Der eigentliche Plan Gustav Adolfs ist in dem „Bericht, warum die k. Majestät zu Schweden der Stadt Magdeburg nicht secundiren können" (J. 1631), welcher gewiß nicht ohne Wissen des Königs verfaßt ist, angegeben. In der Zwischenzeit, wo das Land von Kaiserlichen entblößt war, sollte noch ein ansehnliches Heer geworben, aus der Landschaft sämmtlicher Vorrath an Lebensmitteln in die feste Stadt gebracht, und diese also zu einer uneinnehmbaren Vormauer des Kriegs gemacht werden. Hinzugefügt wird, daß der König sich vergeblich bemüht habe, um Gelder aufzubringen und sie durch Wechsel über Hamburg und Lübeck der Stadt zu übermachen, während die Bürgerschaft durchaus sich nicht bequemt habe, aus ihren eigenen Mitteln herzuschießen. Dieses wird nun den Verräthern in der Stadt und deren arglistigen Machinationen zugeschrieben, durch welche die gemeine Bürgerschaft und viel redliche Herzen gehindert worden seien, einen mannhaften Entschluß zu ergreifen. Gustav Adolf scheint über die wahre Lage der Dinge gänzlich getäuscht worden zu sein. Um die Zwietracht in der Stadt zu stillen, Alles besser zu ordnen und die Hoffnung auf baldigen Beistand zu nähren, sendete Gustav Adolf seinen Hofmarschall den Obristen Dietrich von Falkenberg nach Magdeburg. Dieser, ein teutscher Edelmann von großer Klugheit und Tapferkeit, war von dem Könige schon mehrfach zu heimlichen Gesandtschaften und schwierigen Unterhandlungen gebraucht worden.

Anstatt eines schwedischen Heeres traf nun im Anfange Novembers Falkenberg heimlich, ganz allein, als Schiffer verkleidet, ohne Geld und Kriegsvolk in Magdeburg ein, bestätigte, seiner Instruktion gemäß, das Geschehene, verhieß die nahe schwedische Hülfe und begann die Vertheidigungsanstalten zu leiten.

Nach einigen Tagen wurde nach seiner Anordnung ein Versuch auf Neu-Haldensleben mit 600 Mann Fußvolk und 200 Reitern gemacht. Die Bischöflichen rückten vor das Städtlein und nach zweistündigem Stürmen gelang es ihnen, dasselbe einzunehmen. Von den Kaiserlichen wurden an 60 Mann niedergehauen, 100 gefangen genommen und außerdem viele Beute gemacht. Dieses brachte ihm aber den Grafen von Pappenheim über den Hals, der mit einigen tausend Mann und 8 Geschützen eiligst heranzog und sogleich die Stadt heftig zu beschießen begann. Einige Tage lang wehrte sich

die Besatzung unter dem Obristen Schneidewind ganz ritterlich und schoß unaufhörlich mit ihren Musketen heraus. Weil aber ein starker Frost einfiel und es an allen Dingen mangelte, um eine Belagerung auszuhalten, besonders an Geschützen, so begannen sie zu unterhandeln. Dazu wollten sich die Gegner anfänglich nicht verstehen, weil die Bischöflichen kurz zuvor bei dem Ueberfall von Egeln und Schönbeck die kaiserliche Besatzung sämmtlich niedergehauen hatten. Doch kam endlich ein Vertrag zu Stande: die Besatzung solle schwören, lebenslang nicht wider den Kaiser zu dienen, sämmtliche Waffen niederzulegen, doch so, daß die Officiere ihr weiteres Eigenthum, was sie mit sich in das Städtlein gebracht hatten, wieder wegführen könnten, den Officieren sei es auch gestattet, wenn sie es bedürften, in Magdeburg sich drei Tage lang aufzuhalten, wozu ihnen Paßzettel ertheilt werden. Wer diesen Vertrag bräche, solle als ein Meineidiger angesehen und behandelt werden.

So zog denn die ganze Besatzung mit weißen Stäben in den Händen, gleich Aussätzigen, wie die Kaiserlichen sie verspotteten, ab und Magdeburg zu. Ihnen folgte Graf Pappenheim auf dem Fuß nach, trieb Alle, die noch draußen waren, in die Stadt — in den allgemeinen Schafstall, wie der teutsche Florus sich ausdrückt — und begann die Einschließung Magdeburgs. Zwar vermochte er mit seiner geringen Mannschaft die weitläufige Stadt nicht förmlich zu belagern, doch schnitt er ihr alle Zufuhr fleißig ab und ängstigte die Bürger, welche den Krieg jetzt vor ihren Thoren hatten, auf alle Weise. Einzelne Ausfälle und kleine Scharmützel dazwischen führten zu keinem Ziel.

In der Stadt hatte Falkenberg Vieles ganz anders angetroffen, als den Schweden berichtet worden war. Ein Theil des Raths und der Bürger verhärtete sich je länger je mehr bei seinem Vorhaben. Doch der Ueberfluß in der Stadt an Kraut und Loth minderte sich täglich durch den Verbrauch der Bischöflichen, die Zufuhren hörten auf, und viele Bürger fingen an, ihre Vorräthe an Lebensmitteln zu verbergen. Da ließ der Administrator die Geistlichen bestimmen, daß sie in ihren Predigten das Volk fleißig ermahnen sollten, bei ihm und dem Könige von Schweden standhaft zu verharren. „Dagegen hat man — setzt die Relation hinzu — den Priestern Butter, Ochsen, Schweine und dergleichen verehrt, auch gar zugesagt, daß

sie der Thum-Herren Canonicate und Praebenden haben und bekommen sollen.“ In dieser Zeit brachte Falkenberg bei 800 Mann zusammengeworbenes Volk in die Stadt, die nun als schwedische Soldaten galten. [1] Zu ihrem Unterhalt auf sechs Wochen hielt nun der schwedische Obrist bei Rath und Bürgerschaft an. In den Stadtvierteln wurde darüber abgestimmt. Gar manche Bürger waren des Handels herzlich satt, denn sie sahen, wie die Stadt allmählig in den Krieg verwickelt wurde, dabei hielten sie sich an die Versprechungen, daß der Administrator und der König den Krieg auf eigene Kosten führen wollten. Doch das gemeine Volk, dem man vorstellte, wie es außerdem von Niemanden bei seiner Religion geschützt würde, entschied durch die Mehrzahl der Stimmen. Da gebraucht denn auch ein Viertelmeister eine wunderliche Rede, indem er den Administrator und den Schwedenkönig mit dem lieben Gott, die Kaiserlichen mit dem leidigen Teufel verglich.

Damit nun die Werbungen des schwedischen Obristen besser gedeihen möchten, mußte vor allem Geld herbeigeschafft werden. Deßhalb gab die schwedische Partei vor, in Hamburg läge Geld für Magdeburg bereit. Wer nun Gold und Silbergeräth oder Geld hergebe, der erhalte dafür einen Wechselzettel, der künftig in Hamburg ausbezahlt werden sollte. Der Kämmerer Oswald Mathias besonders ließ sich dazu gebrauchen, die werthvollen Geräthe in Gold in den Empfang zu nehmen und Wechsel auf Hamburg dafür auszustellen. (Daß die Sache nicht ganz ohne Grund war und Schweden wirklich Bürgschaft geleistet hatte, ersahen wir bereits. Doch löste sich diese von selbst durch den Untergang der Stadt.) Da trugen nun die Anhänger der Schweden fleißig zu, und die Verzweifelten in der bestimmten Absicht, das Ihrige in Hamburg sich zu sichern, wenn Magdeburg sich ergeben müßte. Als nun auch dieses nicht ausreichte, wurden die Schätze in den Kirchen zusammengesucht, ja

[1] Das ist wohl die „Schwedische Soldatesca, die in dem schon erwähnten Schwedischen Manifeste genannt worden ist“ sondern sich auch zu den geringsten Quartieren und Servicen für Ihro Königl. Maj. und des Herrn Administratoris des Erzstifts Magdeburg Soldatesca zu Roß und Fuß, eher nicht, bis sie den Feind durch sein übergemachtes approchiren, bei nechst fürgegangener Belagerung, darzu unvermeidlich zuletzte bezwungen, in keiner Weise verstehen wollen.“ Denn Falkenberg kam allein in Magdeburg an.

in den Grabstätten (?) nachgeforscht und Alles ausgemünzt, was man habhaft werden konnte.

Bald darauf wurde die Bürgerschaft wiederum vorgeladen, die Soldaten müßten unterhalten werden, Jeder sollte also erklären, wie vielen Soldaten er Unterhalt geben wollte. Da fing es nun Manchen zu gereuen an, allein es war zu spät und sie mußten sich für die Ernährung auf 18 Wochen entschließen. Wenn nun Mangel eintrat und die Unzufriedenheit zu arg stieg, so gebrauchte man allerlei Kunststücke, um die Bürger zufrieden zu stellen. In den vornehmsten Höfen und Häusern am Neumarkt machte man jedesmal, wenn etwas begehrt wurde, Anstalten für des Königs von Schweden Quartier, als wenn das Heer in zwei oder drei Tagen eintreffen werde. Aber Falkenberg brachte oftmals unterschiedliche Schreiben des Königs, welche freilich nur auf der Probstei in der Stadt verfaßt waren, wie dessen Secretär, und dann auch ein Canonicus Hieronymus Tübing vor seinem Tode unter vielem Leidwesen bekannte. Sah nun auch mancher Bürger ein, auf welch' schlechtem Grunde alle diese Spiegeleien beruheten, so durfte er es sich doch nicht anmerken lassen, denn sämmtliche Widersprechende wurden bei dem Administrator sorgfältig angegeben und aufgezeichnet. Das Volk aber beharrte in seiner Blindheit, zumal da die Prediger Alles guthießen und es bestärkten. Kurz es begaben sich so viele seltsame Sachen, daß Obrist v. Falkenberg mehrmals versicherte: wenn er vorher die Beschaffenheit Magdeburgs gewußt hätte, wie er sie befunden habe, sollten ihn keine zwölf Pferde hinein gebracht haben.

Unterdessen war man auch am kaiserlichen Hofe zu Wien, so wichtige Dinge auch sonst im Reiche vorgingen, auf die Magdeburger Händel aufmerksam geworden. Graf Wolf von Mansfeld, besonders durch die Streifzüge der Bischöflichen beschädigt, ward zum Statthalter des Erzstifts ernannt und nahm sofort seinen Sitz auf der Moritzburg zu Halle. Von dem Kaiser selbst lief ein Abmahnungsschreiben an den Rath zu Magdeburg ein (vom 24. September), worin derselbe aufgefordert wurde, den Markgrafen Christian Wilhelm nicht fernerhin Unterschleif und Vorschub zu gewähren, ihn aus der Stadt zu schaffen und sämmtliche Gefangenen frei zu lassen. Die Entgegnung der Stadt vom 10. November 1630 (alten Styls) ist sehr wortreich, dabei klug und ausweichend abgefaßt, wozu

die schwülstige, mit Fremdwörtern durchspickte Sprechweise jener Zeit sich ganz eignet. Hier verdient diese Schrift eine besondere Beachtung, denn sie läßt einen guten Blick in die Ansichten der Menschen thun, wie sie durch schlau gedrechselte Rednerei dem hereinbrechenden Verderben zu begegnen suchen, und jetzt schon nach Frieden seufzen, ohne zu ahnen, daß sie erst an dem Vorabend einer Unglückszeit stehen, die durch eigene Thorheit und Unentschlossenheit herbeigeführt, durch innern Zwist genährt, das gesammte Teutschland auf mehr denn ein Jahrhundert hinaus in die äußerste Zerrüttung werfen sollte. — Thorheiten aber dieser Art wiederholen sich immer wieder, zumal in Teutschland.

Die Warnungen des Kaisers vor der Theilnahme an dem Beginnen des Administrator, die bestimmten Befehle, ihn aus der Stadt zu weisen, werden nur kurz berührt. Ihro Fürstliche Gnaden, der Herr Administrator, heißt es, sei allerdings gegen Ende des Monats Juli in Magdeburg angelangt und habe sich sogleich auf die Freiung am Neumark begeben. Der Rath aber habe gar keine Wissenschaft davon gehabt, daß Ihro Fürstliche Gnaden von dem Kaiser „wegen vielfältigen höchsttrefflichen Verbrechungen per sententiam aliquam condemniret oder öffentlich erklärt worden. Sondern da derselbe sich bisher im Reiche, besonders zu Lübeck und Hamburg ohne Widerspruch vielfach aufgehalten habe, glaubte der Rath, dasselbe sei dem Fürsten auch an andern Orten gestattet. Zumal da man vermuthen mußte, daß man die Unterhandlungen, welche zwischen dem Administrator und den neuen Domherrn im Gange waren, zu dessen Ankunft in der Stadt die Veranlassung gegeben hätten. Allerdings habe man anfänglich dem Administrator zur Convoi auf etliche Tage einiges Fußvolk auf sein Begehren zugesellt, was die Bürgerschaft zur eignen Defension geworben hatte. Dieses habe aber der Rath längst vor dem kaiserlichen Schreiben wieder abgefordert und den Bürgern unter Trommelschlag verkündet und scharf verboten, an den Ausfällen und den Plünderungen in der Landschaft Theil zu nehmen. Ihro Fürstliche Gnaden mögen sogleich nach deren Ankunft sich viele Munition aus Wollmirstädt und Calbe, und da die Päße noch frei waren (?), auch aus andern Orten verschafft haben, und bei dem starken Zulauf haben sie sich so rasch mit Kriegsmannschaft zu Roß und Fuß gestärkt, daß, nachdem diese in die Vorstädte und das

Kloster Bergen verlegt worden war, der Rath nicht mehr sich im Stande sah, dieses Kriegsvolk zu vertreiben. Kaiserliche Majestät möchte also in dieser Hinsicht die Stadt für entschuldigt halten.

Nun nimmt die Schrift auf einmal eine ganz schlaue Wendung. Es werden alle die verschiedentlichen Unterstützungen erwähnt, welche Magdeburg dem kaiserlichen Heere zur Zeit der Noth gewährte, dann alle die Plackereien aufgezählt, welche die Stadt während der früheren Belagerung und noch später erfuhr, und die nach Wallensteins Kriegsweise wohl kaum erfunden waren (siehe oben). Ein großer Nachdruck wird auf die Bedrohung der Stadt durch jene kaiserlichen Commissarien gelegt, welche die Durchführung des Restitutions-Edikts vorbereiten wollten. Dabei ist nun viel die Rede von der Treue und dem Gehorsam Magdeburgs gegen den Kaiser, von ihren Freiheiten und Privilegien; kein Wort aber von dem Uebereinkommen mit dem Schwedenkönig, oder von der Anwesenheit seines Kriegsobristen in der Stadt. Es könnte wohl sein, wird wieder eingelenkt, daß die Bürgerschaft bei der Ankunft des Administrator sehr bestürzt gewesen sei, aufmerksam gemacht durch das traurige Beispiel anderer Städte. Würden aber nun die bereits aufgezählten Bedrängnisse der Stadt abgestellt, welche gewiß ohne den Willen des Kaisers eingetreten seien, würde die Zufuhr wieder freigegeben ꝛc., da doch die Stadt diese Drangsale nicht verschuldet habe, so werde der Kaiser die hartbedrängte Bürgerschaft der getreuen Stadt zur neuen Devotion verpflichten. Zugleich wird nochmals gebeten, der Kaiser möchte geruhen, uns dieses jetzigen Unwesens halben und was dabei nothwendig fürgenommen wird, allergnädigst entschuldigt zu halten, auch zu mehrer Abwendung desselben die allergnädigste Verfügung thun zu lassen, damit solche hochbeschwerliche Drangsale und Beängstigungen in Religionssachen dermaleinst abgeschafft, der von allen Ständen so lange mit sehnlichem Seufzen gewünschte edle Friede im heiligen Reiche wiederum gestiftet und aufgerichtet, das liebe Vaterland teutscher Nation wieder diejenigen, so Ew. Kaiserlichen Majestät allergnädigsten Versprechniß zuwider procedirt, wirklich versichert werde ꝛc. — So reinigt sich der Rath sehr gewandt von aller Verantwortung der Widersetzung, indem er, die Majestät des Kaisers unverletzt, nur dessen Dienern die Schuld der innern Unruhen und den Kriegsstand der Stadt beimißt. Ob auch Manches sehr naiv erscheine, z. B.

die Bitte um Aufhebung der Getraidsperre, während diese als eine unausbleibliche Kriegsmaßregel den Kaiserlichen erscheinen mußte; was kümmert das?

Auf dieses Schreiben an den Kaiser erfolgte kein unmittelbarer Bescheid. Dagegen überbrachte von Halberstadt her ein Trompeter dem Rath ein Schreiben des Grafen Tilly vom 29. December 1630 alten Styls. In diesem zeigt der Feldherr, der sich in langsamen Märschen Niederteutschland genähert hatte, an, daß der Kaiser ihm den Oberbefehl über das kaiserliche Heer in Niedersachsen übertragen habe, spricht seinen Wunsch aus, daß er nichts lieber sehen würde, als wenn das Erzstift und die benachbarten Lande von dem Kriegsdruck wieder befreit würden, damit die armen, bedrängten Unterthanen zu dem früheren Wohlstand gedeihen möchten. Dann ermahnt Tilly die Magdeburger, sie sollten von ihren unverantwortlichen Unternehmungen, zu denen sie ohne Zweifel nur durch „feindhässige" Leute verleitet worden seien, abstehen, die unnöthig ergriffenen Waffen niederlegen und gegen den Kaiser sich nicht länger auflehnen, da sie keinen Grund zur Widersetzung hätten. Würde aber diese wohlgemeinte Erinnerung nicht fruchten, so würden sie nicht nur die Verwüstungen zu verantworten haben, welche die Lande der benachbarten Fürsten erlitten, sondern ihr unfehlbares Verderben bald vor Augen haben. Denn alle diejenigen, die sich Sr. kaiserlichen Majestät als die von dem Allmächtigen gesetzten höchsten Obrigkeit ungehorsam widersetzt hätten, seien durch Gottes gerechte Verhängniß bisher sichtbar und hart gestraft worden. „Wolltens Euch zur gutherzigen Warnung beschlossener Sachen noch hiermit günstig bedeutet haben, denen wir sonsten in geneigten Willen und allen Guten förderst wohl gewogen bleiben." — Die Erwiederung des Raths, vom 17. Januar 1631 alten Styls, bleibt auf dem betretenen Wege. Er spricht Viel von seinen bisherigen Leistungen und Beschwerden, von seiner Devotion gegen den Kaiser und der bedrohten Religionsfreiheit, und bittet: Tilly möchte sie doch nicht beschweren, bis die erwartete allergnädigste Erklärung des Kaisers eingetroffen sei.

Doch Warnungen und Abmahnungsschreiben konnten zu Magdeburg nichts mehr fruchten. Zu tief waren dort schon die Verhältnisse zerrüttet, zu groß die Verwirrung: Und wenn das Verhängniß einmal im Gange ist, so pflegt es fortzuschreiten. Als der harte Winter

für einige Zeit Waffenruhe an die Elbe brachte, schauten die Magdeburger nach Norden, wo der König von Schweden zuerst an der Ostsee sich festsetzte, um von da langsam aber unwiderstehlich sich auszubreiten.

Die beiden Feldherrn dagegen, Tilly und Pappenheim, nach jenem jetzt der hervorragendste, waren nicht recht einig unter sich. Tilly, ohngeachtet seiner Entschlossenheit, behutsam und besonnen, schien zuweilen durch besondere Weisungen des Churfürsten Max geleitet zu sein. Der andere, höchst ungestümen Muthes, gut kaiserlich gesinnt, hing noch seinem früheren Feldherrn, dem Friedländer, an, und förderte vielleicht insgeheim dessen Pläne. So beharrten beide eine Zeit lang in einer beobachtenden Stellung an der mittlern Elbe, um, wie wir weiter unten sehen werden, die Unternehmungen der zwei protestantischen Churfürsten und Anderer zu überwachen, jede Erhebung zu Gunsten der Schweden zu erdrücken, und die kaiserlichen Erblande im Nothfall zu beschützen.

Doch ehe wir weiter erzählen, wie bei dem Beginne des Frühjahrs 1631 um Magdeburg der Kriegslärm wieder erwachte, ist es nothwendig über die Unternehmungen Gustav Adolfs bis zu diesem Zeitpunkte zu berichten. Wir werden versuchen die geheimen Pläne zu erforschen, welche der König hegte, als er den teutschen Boden betrat. Wir müssen den eigenthümlichen Gang dieses Kriegs kennen lernen, um zu erfahren, wie er bald seinen wüthenden, grausamen Charakter annahm, und woher es kam, daß Magdeburg für eine gewisse Zeit der eigentliche Mittelpunkt des ganzen Kampfes wurde, so daß von dessen Behauptung oder Verlust der Ausgang des Feldzugs abzuhängen schien. Nur auf diese Weise gewinnen wir den richtigen Gesichtspunkt für unsere weitere Geschichtserzählung. Im Frühjahr 1630 hatte Gustav Adolf in Südschweden ein Heer von 15,000 Mann versuchten Kriegsvolks unter erprobten Hauptleuten gesammelt (Geijer III. p. 163 teutsche Ausgabe). Darunter waren 3000 Mann Reiterei und zwar Nationalschweden; das Fußvolk aber bestand nur halb aus Schweden, die andern Teutsche oder Schotten. Besonders zahlreich und trefflich gerüstet waren die Geschütze,[1] so

[1] „Des Königs Artollerey war von großen vnd kleinen Stücken vnd aller dazugehörigen Bereitschafften vber die maßen wohl versehen; — Insonderheit hatte er eine treffliche Art sehr vieler kleiner Regiment Stücken, damit er so geschwind

daß hier ein fester Kern bestand, um den sich bald ein weit bedeutenderes Heer anschließen sollte. Stralsund hielten die Schweden, vermöge eines mit der Stadt abgeschloßnen Vertrags noch besetzt;[1] Rügen hatte Gustav Adolf von dem Obristen Lesley erobern und besetzen lassen, sobald er vernahm, daß Herzog Bogislaw von Pommern, mit dem er im vollen Frieden stand, jene Insel an Dänemark zu verkaufen gedenke. Am 20. Mai 1630 ging der König zu Elfsnabben mit einem Theil seines Heers an Bord. Widrige Südwestwinde hielten mehrere Wochen lang die Flotte zurück, so daß er erst am 24. Juni, alten Styls, zu Ruden, einer kleinen Insel bei Rügen an das Land stieg. Die meisten Truppen wurden alsbald zu Stralsund und auf Rügen ausgeschifft und die Flotte segelte zurück, um den Rest des Heeres herüberzuholen. Die Soldaten, welche auf der langen Ueberfahrt viele Noth gelitten hatten, wies der König auf die Vorräthe ihrer Feinde hin, wo sie Ueberfluß und viele Beute finden würden. Als alte Soldaten brauchten sie diese Feinde, welche sie schon in Preußen besiegt hätten (?) nicht zu fürchten. Die erste Schanze soll bei dem kleinen Hafen Peenemünde aufgeworfen worden sein. Hundert Kaiserliche wurden auf der kleinen Insel Spandawerhagen überfallen und niedergemacht. Dann ging es auf das feste Walgast. Die Stadt wurde mit Sturm, unterstützt von dem Feuer der Kriegsflotte, nach tapferer Vertheidigung und mit ziemlichem Verluste genommen. Das Schloß hielt sich noch bis in den August. Unterdessen waren 4000 Schweden nach Usedom übergesetzt. Da der Angriff auf die teutsche Küste mitten im vollen Friedensbestand vor sich ging, während die Unterhandlungen zwischen dem König und Oesterreich zu Danzig fortdauerten, waren

zu schießen wußte, daß er wohl achtmal, ehe ein abgerichteter Musketirer sechsmal zum Schuß fertig werden konnte." Abelin. p. 196.

[1] Die Scene der Landung wird gewöhnlich dramatisch erzählt. Man nennt auch die Worte des Gebets, welche der König in der Mitte seiner Officiere da kniend sprach. Da ist auch der Satz eingefügt: „daß dieser mein Zug vnd Intent nicht zu meinen, sondern einig vnd allein zu deinen Ehren, vnnd deiner armen beträngten Kirchen zu Trost vnnd Hülff anzusehen und gemeinet." Da man nun diese Worte des Gebets so genau im Gedächtniß behielt, so ist nur zu verwundern, wie man nicht auch den Ort sich merkte, wo die Landung eigentlich geschah; denn die Einen nennen Ruden, Andere: Rügen, Andere: Usedom. Es läßt sich also darüber nach Belieben denken.

die kaiserlichen Besatzungen auch auf dieser Insel nur schwach an Zahl und nicht vorgesehen auf einen Ueberfall. In Usedom wurden 200 Kroaten erreicht und niedergehauen. Die geringe kaiserliche Mannschaft zu Wollin zündete Stadt und Schloß an und zog sich zurück. Also gelang es dem Könige binnen weniger Tage sich der wohlgelegenen Angriffspunkte zu weitern Unternehmungen gegen Teutschland zu bemächtigen. Darnach erschien auch das oft erwähnte denkwürdige schwedische Manifest. Es ist ganz in dem Tone der früheren Forderungen des Königs auf den Danziger Unterhandlungen abgefaßt, eben so interessant wegen der Leichtfertigkeit, mit welcher die Gründe aufgesucht werden, welche Schweden angeblich zum Kriege nöthigen sollen, als wegen der Anmaßung, mit der ausschließliche Rechte Schwedens auf die Ostsee behauptet werden, von denen vorher Niemand Etwas wußte.

In diesem Manifest wird eigentlich der Kaiser gar keines Friedensbruchs bezüchtigt, sondern Gustav Adolf schiebt die Schuld auf gewisse „Friedensstörer", die auch gegen den Kaiser feindlich gesinnt seien (unter diesen Friedensstörern kann nur Wallenstein mit seinen Anhängern gemeint sein. Da aber jener damals schon gestürzt war, so zergeht die diplomatische Wendung in der Luft).

Als Hauptbeschwerden sind im Manifeste folgende Punkte aufgestellt.

1) In dem Jahre 1625 seien Briefe des Königs an Bethlen Gabor aufgefangen, deren Inhalt bekannt gemacht, der Bote in Haft genommen. (Schweden unterhandelte damals mit Frankreich und andern Mächten, die Gegner Oesterreichs zu unterstützen, das Auffangen einer jeden Correspondenz mit dem geschwornen Feinde des Kaisers war die natürlichste Sache. Uebrigens hatte Gustav Adolf sich lange Bedenkzeit bei seiner Forderung um Genugthuung genommen.) — 2) Der Kaiser habe zwar dem König von Polen aber nicht den Schweden gestattet, in Teutschland Soldaten zu werben und Munition aufzukaufen (die Gestaltung von Werbungen im eignen Gebiet war gänzlich nur eine Gefälligkeit des Landesherrn; die teutschen Reichsfürsten selbst verweigerten sie einander bei der geringsten Spannung.) — 3) Der Kaiser habe dem König Sigismund von Polen zwei Heere, im Jahre 1627 unter Adolf von Holstein, im Jahre 1629 unter Arnim, und dieses unter kaiserlichen Feld-

zeichen gesendet. Dabei ist nur zu erwähnen, daß Schweden zuvor schon den Churfürsten Friedrich von der Pfalz unterstützt und der Stadt Stralsund Hülfe geleistet hatte. Dieser Punkt macht selbst dem König einige Bedenklichkeit. Daher im Manifest: „Zwar were nicht on es würde Ihrer Majestät von Ehr vnnd Geldsüchtigen vorgeworffen werden, daß was an Feindthätlichkeiten derselben begegnet sie durch die Hülff vnd Succurß so sie der Stadt Stralsund auf ihr bitten und begehren erwiesen, were verschuldet worden." (Der darauf folgende Versuch, durch eine geschraubte und verdrehte Rednerei die einfach klare Thatsache zu beschönigen mißglückt gänzlich.) — 4) Der Kaiser habe sich der Ostsee bemächtigen wollen, wie die Ernennung eines Admirals des baltischen Meeres und die Besetzung der Festungen und Häfen von Mecklenburg und Pommern hinreichend beweise. (Die Hansa behauptete die Herrschaft der Ostsee, neben ihr Dänemark, zu einer Zeit, wo das schwache, von Parteien zerrissene Schweden an eine solche Anmaßung nicht denken konnte. Daß aber Ferdinand II. die alte Hansa wieder zu erheben versuchte, war seine Pflicht als Reichsoberhaupt.) — 5) Der Kaiser habe alle schwedischen Handelsleute aus den teutschen Häfen ausschließen wollen und sie sonst bedrängt. (Der König hatte bereits im Jahre 1629 alle Schifffahrt nach den Ostseehäfen verboten, welche kaiserliche Besatzungen hatten. Jedes Schiff, das nach Stettin segelte, sollte einen Schein aufweisen, daß es bei Wollgast nicht gelandet sei.) — 6) Aus Stralsund habe man ein Seeräubernest machen wollen. (Das ist des Pudels Kern. Stralsund durch seine natürliche Festigkeit und glückliche Lage beherrscht einen großen Theil der Ostsee; von hier aus konnte der schwedischen Anmaßung auf Meerherrschaft am leichtesten begegnet werden. Daher wollte es Gustav Adolf um jeden Preis gewinnen und behaupten. „Stralsund war der Schlüssel der Ostsee, für Stralsund stürzte er [der König] sich in den deutschen Krieg" sagt Geijer III. p. 146. Stralsund dürfe man nicht fahren lassen, war das Hauptmotiv, durch welches Gustav Adolf den Widerspruch der schwedischen Reichsstände [October 1629] gegen neuen Krieg zurückwies. Wie listig war nicht der Vertrag des Königs mit Stralsund angelegt, durch den er die Stadt, welche sich eines alten Privilegs willen zu sehr unrechter Zeit dem Kaiser widersetzt hatte, gänzlich unter Schweden zu bringen gedachte, wenn es in jenem §. 2

heißt: die Stadt soll sich auf keine Weise von der Krone Schweden losreißen, noch ohne deren Einwilligung und Betheiligung sich in Unterhandlungen und andere Bündnisse einlassen. Die guten Bürger sahen hierunter nur ein Trutz- und Schutzbündniß, und dachten auch nicht daran, sich von dem Reiche loszureißen. Als sie aber erst vollends unter schwedischer Botmäßigkeit waren, so wie sie niemals unter den Herzogen von Pommern gestanden, gewahrten sie, daß sie so viele Besatzung aufnehmen mußten, als dem Könige es beliebe. — In dem Manifest ist jener Punkt also motivirt: „Einmal wäre es gewiß, daß diese Friedensstörer den Hafen von Stralsund ihnen hätten auserſehen, aus welchem sie ihre Rauberey auch vngehindert in die Ostsee können anstellen, daß also viel vnnd hoch allen denjenigen, so derselbigen Farth sich gebrauchten vnnd daran gelegen gewesen, damit ihnen nichts zu Schaden vnnd Nachtheil verhenget vnnd vorgenommen würde".) — 7) Die Gesandten, welche der König nach Lübeck zu den Friedensunterhandlungen in der besten Meinung gesendet habe, damit auch die Verhältnisse Stralsunds und andere Irrungen berücksichtiget und beigelegt würden, seien gegen das Völkerrecht zurückgewiesen worden. (Das muß man wohl verstehen. Dänemark und der Kaiser, welche beide den Frieden aufrichtig wollten, ließen bei ihren Unterhandlungen gar keinen fremden Gesandten zu, welche nur durch ihre Ränke Verwirrung bringen würden. So wurde auch der schwedische von Wallenstein in aller Uebereinstimmung mit dem König von Dänemark zurückgewiesen. Mit um so mehr Recht, da zwischen Schweden und Kaiser besondere Unterhandlungen wegen der berührten Punkte bestanden. Man kennt aber zufällig die Instruction dieses Geschäftsträgers Salvius. Er solle sich um jeden Preis in die Verhandlungen eindrängen und die vollständige Restitution Dänemarks, Mecklenburgs, Holsteins, Pommerns, des Ober- und Niedersächsischen Kreises in den vorigen Zustand verlangen. Würde man ihm schimpflich entgegnen, so solle er um so mehr auf diesen Bedingungen bestehen, und sie unter der Hand bei Fürsten und Städten ausbreiten und im Disputieren nicht nachlassen, damit man wisse wer Freund oder Feind sei. Uebrigens hatte er noch eine zweite Instruction für den Fall bei sich, wenn man ihn sogleich zurückweise. Das kam also dem Könige gar nicht unerwartet.) — 8) Die Herzoge von Mecklenburg seien ihres Landes beraubt worden; ja

derselben (K. Majestät von Schweden) Freund vnnd Blutsverwandten auß gefaßten Neid vnnd Haß wider Ihre Majestät (!) ihrer Länder vnnd Herrschaften beraubt vnnd bald gar vertilgt vnnd ausgerottet. (Die Sache dieser Herzoge zu führen kam allein den Churfürsten zu, und sie hatten dieselbe auf dem Reichstage zu Regensburg kräftig zur Hand genommen. Der Erfolg ist berichtet.) — 9) Der Kaiser sei bisher allen Friedensverhandlungen ausgewichen. (Das ist nun der tollste Vorwurf von allen. Der ganze diplomatische Verkehr Gustav Adolfs mit Oesterreich war nur eine Spiegelfechterei, um Zeit zugewinnen. Der König hätte ja verrückt sein müssen, wenn er selbst glaubte, daß man im Reiche seine anmaßenden Forderungen anerkennen würde. Die sogenannten Danziger Verhandlungen kamen deßhalb gar nicht zu Stande, weil Schweden stets neue Einwände gegen den Ort machte, wo die beiderseitigen Gesandten zusammentreffen sollten.)

Das ist nun das Manifest, welches das Beginnen eines der furchtbarsten und verderblichsten Kriege rechtfertigen sollte. Geijer erwähnt dasselbe mit wenigen Worten. Das ist auch das Klügste, was er als Schwede thun kann. Aber wo bleiben die mannhaften Erklärungen des frommen Königs, daß er als Retter der Protestanten Teutschland betrete, um sie von der Verführung der Jesuiten, von dem Restitutionsedikt, von der Knechtschaft unter der katholischen Kirche und dergleichen zu befreien? — Von allen diesen Dingen steht kein Wort im Manifest! Von Religion und Kirche ist gar keine Rede! — Ein Umstand, der Manchem schon recht bedenklich vorgekommen ist.

Der Zweck eines Manifestes ist doch kein anderer, als durch öffentliche Rechtfertigung gewisser Staatshandlungen, besonders des Beginnes eines Kriegs, die Stimme der Nationen für sich zu gewinnen, die Gegner unsicher zu machen und sich in dem Volke, gegen welches der Angriff gerichtet, selbst Sympathien zu erwecken. Was bot sich nun dem König von Schweden, welcher nach dem Berichte so vieler Geschichtschreiber, und der noch jetzt weit verbreiteten Meinung als Erlöser der protestantischen Kirche den Boden Teutschlands betrat, für eine mächtigere Hülfe an, als wenn er dieses großartige Motiv seines Unternehmens unverzüglich, klar, bündig und freudig verkündete? — Hatte doch schon der französische Gesandte Charnacé seiner Instruktion gemäß, ihn bei den ersten Unterhandlungen auf-

merksam gemacht, daß ihn die Teutschen gleich dem Messias erwarteten. Doch Gustav Adolf nimmt diese hohe Rolle nicht an. Er beginnt den Krieg in derselben Gesinnung und Art, wie er früher die teutschen, protestantischen Städte an der Ostsee beschossen und weggenommen hatte. Er spricht nicht einmal von der Herstellung der teutschen Freiheit, die schon der französische König Heinrich II. auf seinen Fahnen trug, als er uns die lothringischen Bisthümer wegnahm.[1] — Es gibt nur eine verständige Erklärung. Der König war zu unterrichtet über die Stimmung der beiden protestantischen Churfürsten, von den andern gar nicht zu reden, über die Gesinnungen der Städte, welche selbst gegen den Kaiser mit Beihülfe zäh, am wenigsten geneigt waren, diese Fremdlingen zu gewähren, und über das Mißtrauen, was man im ganzen Norden aus guten Gründen gegen die schwedische Politik hegte. Dabei war er aber auch zu stolz, um sich der längst abgetragenen französischen Verkündigungen zu bedienen. Die Absicht des Königs ging anfänglich blos auf den Besitz Pommerns,[2] dessen er durch die Abtretung des alten, kinderlosen Herzogs sich leicht bemächtigen konnte, und wofür er selbst die Einwilligung des Kaisers mit der Zeit zu erhalten hoffen durfte. Dazu paßte aber die Messiasrolle keineswegs. Erst als Gustav Adolfs politische Versuchungen in Nordteutschland, ja selbst in Mecklen-

[1] Ad. Menzel erwähnt dieses Mangels im Manifest, nimmt aber die seltsame Wendung: „so erkannte doch das allgemeine Gefühl instinktmäßig, daß diese Waffenergreifung die Unterstützung der teutschen Protestanten in ihrer durch das Restitutionsedikt so hoch gesteigerten Bedrängniß zum Zweck habe." — Kein besonderes Compliment für die Schwedenfreunde, denn Instinct kömmt insgemein nur unvernünftigen Geschöpfen zu. Die Ausführung des Restitutionsedikts aber war durch die Regensburger Beschlüsse bereits suspendirt.

[2] König Friedrich II. erklärt das Manifest für ein Meisterstück königlicher Sophisterei, und nennt die Forderung Oxenstierna's auf dem Convent zu Frankfurt: Pommern an Schweden abzutreten, den Commentar dazu." A bien considérer les raisons de Gustav, elle ne valoient pas mieux, que celles que Charles II d'Angleterre employa pour chercher querelle aux Hollandois. — Faut-il que de sujets aussi frivoles arment des nations les unes contre les autres? Memoires pour servir à l'histoire de Brandenbourg. A Berlin 1767 (vgl. Heising's gut und im teutschen Sinn geschriebene Abhandlung: die Politik Gustav Adolf's in Deutschland). Uebrigens wissen unsere gustavadolfbegeisterten Theologen Dieses besser, und es ist immer eine mißliche Sache mit Solchen zu streiten, welche das Monopol der Wahrheit für sich in den Anspruch nehmen.

burg nur sehr wenig Gehör fanden, und er dagegen wahrnahm, wie leicht man in Teutschland mit religiösen Redensarten durchkomme; wie praktisch es sei, wenn bei Berennung eines festen Ortes irgend Einer von protestantischer Ueberzeugung sich getrieben fand, verrätherisch einen Zugang zu den Stadtmauern zu zeigen, da besann er sich gar schnell eines Bessern. Er ließ es sich gefallen, daß die Prediger ihn dem Volke, das gar oft mit heiliger Blindheit geschlagen, als den neuen Heiland verkündigten, — obgleich ihm zuweilen selbst vor der Blasphemie graute[1] und begann von seiner hohen Sendung zu reden, und siehe! es gelang ihm gut. Doch erst nach der Schlacht bei Breitenfeld entwickelte sich der Plan des Königs in einem großartigeren Sinne. Davon haben wir an einer anderen Stelle zu sprechen.

Sowohl der Kaiser als die Churfürsten erwiederten das Manifest mit einem Abmahnungsschreiben. Ferdinand II. sagte in seiner Schrift vom 18. August 1630 sehr einfach und ruhig: „es sei ihm befremdlich, daß der König von Schweden das Reich wegen einiger Irrungen, die über Stralsund entstanden, mit Krieg überziehe, zumal es Dinge beträfe, welche auf dem Boden des Reichs vorgegangen seien, und worin der König dem Kaiser eben so wenig etwas vorschreiben könnte, als dieser sich in schwedische Angelegenheiten mische. Auch hätten alle diese Irrungen gütlich beigelegt werden können, wenn es dem König beliebt hätte, seine Gesandten zu den anberaumten Friedensverhandlungen zur rechten Zeit nach Danzig zu senden. — Das Schreiben der Churfürsten war ähnlich gehalten. Besonders hervorgehoben wird: „Wenn Stralsund, als eine zum Reich gehörige Stadt, mit dem Herzen und mit der That mehr, als mit Worten dem Kaiser unterthänig sich gezeigt hätte, wäre es nicht nöthig für sie gewesen, wider den Unfug der Soldaten auswärtige Hülfe zu suchen.“ — Die Kriegsrüstungen in Niedersachsen und an der Ostsee seien keineswegs gegen Schweden gerichtet gewesen. —

[1] Gustav Adolfs Verehrung nach der Schlacht bei Breitenfeld ging bei den Protestanten oft bis zum Aberwitz. Bei seinem Einzug in ihre Städte bließ man die Melodie des Liedes: „Nun kommt der Heiden Heiland.“ Heinsius in seinem Panegyricus setzt den König zunächst Gottes, hinzufügend: si quis tertius dissimilis accedit, merito profanus habeatur et arcendus. Solches geschah aber zu großem Mißfallen des Königs, der sich öfters äußerte, daß er dieser abgöttischen Verehrung wegen die Strafe des Himmels fürchte. Vgl. Ign. Schmidts N. Geschichte der Deutschen. B. IX.

Nehme es der König übel, daß seine Verwandten ihrer Herrschaft entsetzt seien, so habe er zu bedenken, daß diese Fürstenthümer und Reichslehen unmittelbar unter dem Reiche stunden, und er habe die Entscheidung über dieselben dem Kaiser als obersten Lehensherrn um so mehr anheim zu stellen, da dieser immer zur Milde geneigt sei. In seinen Erwiederungen erbot sich Gustav Adolf zu Friedensunterhandlungen, sobald seine Schwäger, Vettern, Oheime, Freunde und Nachbarn, die Fürsten und Städte wieder in den Stand gesetzt würden, in dem sie sich vor dem Ausbruch des Kriegs in Teutschland befanden, und sobald die ungewöhnlichen (!) Flotten und Rüstungen an der Ostsee abgeschafft seien, welche er, unter dessen Schutz das baltische Meer stehe, nicht dulden könne. — Dabei weist der König darauf hin, daß die Befehle des Kaisers gemeiniglich so schlecht von seinen Feldherrn und andern Untergebenen befolgt würden, daß man nicht genau wissen könne, was mit Willen des Kaisers oder gegen sein Gebot geschehe. Es sei daher sein Kriegszug durchaus nicht gegen den Kaiser oder die Glieder des Reichs gerichtet, die ihn nie beleidigt, „sondern mit vnserer Expedition (nur) allein dahin sehen, daß etlicher Personen, so im trüben Wasser zu fischen pflegen, Privatnutz, Hochmuth, Freyheit vnd Licenz, damit dieselbige nicht allzuhoch auffsteigen vnd wachsen, gesteuret, selbige zurückgestoßen, auch vnsere vnd der vnserigen Freunde vnd Benachbarte in Wolfarth vnd Sicherheit seyn könnten."

Diese Schreibereien wurden übrigens von den Theilnehmern selbst für so wenig bedeutend angesehen, daß sie den Krieg durchaus nicht unterbrachen.

Gustav Adolf hatte sich durch den unvermutheten Ueberfall der drei Inseln, eben so vieler fast unangreifbarer Haltpunkte, bemächtigt, die ihm die Verbindung mit Schweden sicherten. Von da aus konnte er keilförmig an der Oder hinauf in Teutschland vordringen, während seine aus Preußen heranziehenden Truppenmassen die Flanke der Kaiserlichen bedrohten. Das kaiserliche Heer dagegen in Pommern, entmuthigt durch die Absetzung des geliebten Feldherrn, und geschwächt durch die Truppenentlassung war schon an und für sich den Schweden nicht mehr gewachsen (vgl. den Brief des Königs vom 4. December 1630 an den Kanzler [Geijer III., p. 174], worin jener ausdrücklich

sagt, daß der Feind schwach an Reiterei und Fußvolk sei, aber Vortheil durch seine besseren Quartiere genöße).

Torquato Conti, der kaiserliche Feldherr in Pommern, vereinigte zwar noch 16,000 Mann alter Soldaten unter sich, sie lagen aber im ganzen Lande, in kleine Besatzungen zerstreut, umher. So jammervoll hatte nämlich der habsüchtige Italiener Pommern ausgesogen, daß er nur noch auf diese Weise das arme Volk im Zaum halten zu können glaubte; und außerdem mußte er auch viele kleine Küstenhäfen decken. Jene Erpressungen aber hatten schlimme Folgen. Das verarmte Land konnte nichts mehr bieten und die kaiserlichen Besatzungen litten öfters die bitterste Noth, bis es ihnen einmal wieder gelang, eine Viehheerde ausfindig zu machen und wegzutreiben.

Sobald Conti die Landung des Königs erfuhr, zog er den größern Theil seiner Truppen in drei feste Lager zusammen: in Anklam an der Peene, in Garz an der Oder, in Landsberg an der Wartha. Mit dem Reste versuchte er: Greifswalde, Kolberg, Greiffenhagen, Demmin und noch einige andere Orte zu beschützen. So vermochte Conti um so weniger der vereinten Kriegsmacht des Königs zu begegnen. Aus anderen Gegenden des Reichs war aber keine rasche Hülfe zu erwarten.[1] Auch des Königs Fortschritte gingen nur langsam. Denn Teutschland war damals noch mit einer Menge von festen Orten bedeckt, welche die Umgegend beschützten und beherrschten, und oftmals vertheidigte ein tapferer Commandant sein starkes Schloß mit einigen hundert Mann gegen jede Uebermacht, selbst gegen schwere Geschütze. Dieses erschwerte aber die rasche Ausbreitung über ein Land. Jedoch seinen ersten Hauptzweck erreichte Gustav Adolf durch eine rasche Unternehmung.

Sobald Herzog Bogislaw die Wegnahme Rügens durch Schweden vernommen hatte, schickte er drei Gesandte nach Stockholm und bat dringend, Pommern mit Krieg zu verschonen. Dagegen der König: gerade auf Pommern ginge zunächst sein Weg. Er habe

[1] Von den andern kaiserlichen Feldherrn war keine rasche Hülfe zu erwarten. Götz und Tiefenbach lagen mit 8000 Mann in Schlesien und in der Lausitz; Marabas mit eben so vielen in Böhmen, 10,000 Wallonen deckten die Pfalz; Tilly's und Pappenheims Truppen, an 30,000 Mann, lagen zerstreut in der Oberpfalz, in Franken und in Westphalen und hatten genug zu thun, um diese Länder zu überwachen.

hinlänglich Grund, den Herzog und die Landstände als Feinde anzusehen, da sie keinen Rath bei dem König gesucht hätten, als sich die Kaiserlichen der Ostsee näherten, sondern diese gut aufnahmen, mit Lebensmitteln jeder Art unterstützten, ihnen Durchzug gewährten und die festen Plätze öffneten. Er begehre sofort eine Erklärung, ob Pommern bei seiner Landung als Freund oder Feind gegen ihn verfahren werde.[1] — Mit eben so wenig Erfolg erneuerte der Herzog, als er Gustav Adolfs Landung erfuhr, die Bitte um Neutralität.

Am 1. Juli verließ Gustav Adolf seine Stellung und führte seine Regimenter auf Oderkähnen den Fluß hinauf nach Stettin. In dieser Stadt, welche den Unterlauf der Oder deckte, hatte der gute, bejahrte Bogislaw seinen Wohnsitz. Auf seinen Wunsch war sie von kaiserlicher Besatzung frei geblieben und nur ein Obrist Damitz lag daselbst mit 1500 Mann Pommern. Wie nun der König plötzlich vor seiner Hauptstadt erschien, befand sich der Herzog, welcher den Eid seinem Oberherrn und Kaiser nicht brechen wollte, in schwerem Gedränge. Viel Volks aus der Stadt lief den Schweden entgegen. Da trat der König selbst in die Mitte der ansehnlicheren Bürger und versuchte sie durch ungemeine Leutseligkeit zu gewinnen,[2] indem er ihnen zugleich Viel von der Tyrannei des Kaisers, von der Befreiung Teutschlands und vom wahren Glauben vorsagte, zugleich aber auf zarte Weise bemerkte, daß er Stettin durch seine Schweden stürmen lassen müsse, wenn es sich nicht bald ergeben würde. Obrist Damitz begann zu schwanken und nahm mit 1200 seiner Soldaten schwedische Dienste, welche später das weiße Regiment bildeten. Lange zauderte der verlassene Herzog, endlich aber blieb ihm ungeachtet aller seiner Bitten nichts übrig, als Stettin den Schweden zu öffnen und den Traktat zu unterzeichnen, welchen ihm in eigner Residenz der König zu diktiren beliebte. Durch diesen war ein unauflöslicher Bund zwischen Schweden und Pommern geschlossen. Die Hauptsache

[1] Vgl. Sell's Geschichte von Pommern, citirt bei Heising p. 206. — Kann Jemand wohl auf eine perfidere Weise die treue Pflichterfüllung eines Lehensfürsten gegen sein rechtmäßiges Oberhaupt, als eine feindliche Handlung interpretiren, die gegen ihn selbst begangen und die er zu rächen habe?

[2] Man erzählt, als der König den Bürgermeister von Stettin wahrnahm, habe er sein Haupt entblöst, gab ihm die Hand und bedeckte erst sich dann wieder mit dem Hute, als ihn der Bürgermeister dazu aufforderte! S. Heising p. 207.

aber enthielt der angehängte §. 14, folgenden Inhalts: der König von Schweden behält sich ausdrücklich vor, daß wenn der Herzog von Pommern ohne männliche Leibeserben sterben sollte, ehe und zuvor der Churfürst von Brandenburg, als vermuthlicher Nachfolger, diese Vereinigung bestätigt habe, oder falls ihm die Succession von Andern streitig gemacht würde, er, der König von Schweden oder seine Nachfolger das Herzogthum Pommern so lange sequestriren wolle, bis die streitige Erbfolge ihre Richtigkeit erhalten, und ihm von dem Nachfolger alle Kriegskosten erstattet sein würden. — Ist das nicht ein vortreffliches Stück Diplomatie? nicht ein Ding, das man drehen, durchkneten und verwerthen kann, wie man will? —

Am 10. Juli a. St. war Gustav Adolf unter dem Jubel des Volks eingezogen. Tags darauf, es war ein Sonntag, hörte er drei Predigten und schon Montag ging es an die bessere Befestigung der Stadt, freilich auf Kosten der Bürgerschaft, und schon in vier Tagen sah man Stettin von einem System wohlgebauter Erdschanzen umschlossen, die einem starken Anfall trotzen konnten. Auf Kosten des Herzogs begann die Werbung neuer Regimenter, welche die abgedankten Wallensteinischen Soldaten bald vollständig machten. Die Oeffnung der festen Orte Pommerns war den Schweden zwar zugesagt, sie mußten sie aber den Kaiserlichen erst wegnehmen. Damm bei Stettin, eigentlich ein festes Vorwerk, ward sogleich besetzt. Stargard fiel durch Verrath (am 24. Juli), indem ein Bürger den Schweden eine unbewachte Mauerpforte öffnete. Was sich auf den Straßen fand, wurde niedergemacht. Der Rest der Besatzung flüchtete sich in den Johannisthurm und zog später mit Ehren ab. Ein Versuch auf Garz mißlang. Das Lager bei Anklam verließen die Kaiserlichen selbst.

So verging eine Zeit von mehr als zwei Monaten, ohne daß eine bedeutende Kriegsthat sich begeben hätte. Die schwedischen Hülfsvölker aus Preußen waren noch nicht angelangt, und auch die Kaiserlichen hatten noch keine Verstärkung erhalten. Conti aber sowohl, wie der König vermieden gleichermaßen eine leichtsinnig begonnene Schlacht. Es scheint, daß der letztere damals ziemlich viel auf die schon erwähnte Unternehmung des Administrator von Magdeburg und auf eine ähnliche Erhebung rechnete, zu welcher ein nachgeborner Prinz, Franz Karl von Lauenburg, einiges Kriegsvolk zu sammeln begann.

Als nun Stettin bereits hinreichend befestigt war, ließ der König eine starke Besatzung unter dem Obristen Teufel zurück, und wendete sich mit einem großen Theil seines Heeres nach Mecklenburg, um von da das Beginnen jener beiden genannten Fürsten zu unterstützen. Daß die pommerschen Landstände baten, es möchten doch vorher die Kaiserlichen aus den beiden Hauptpässen zu Greifenhagen und Garz vertrieben werden, fand kein Gehör. Am 10. September a. St. traf der König zu Schiff in Stralsund ein, in der Absicht zunächst die beiden trefflichen Hansastädte Rostock und Wismar wegzunehmen. Da aber widrige Winde seine Kriegsflotte bis zu dem 21. September zurückhielten, so versuchte es Gustav Adolf zu Lande in Mecklenburg einzudringen, und am 23. September stand er bei Damgarten an der untern Recknitz.

Es hatten schon bisher die Schweden kleine Besatzungen der Kaiserlichen, welche sie überfielen, meistens niedergemacht, als ein schlimmer Vorfall um jene Zeit die gegenseitige Erbitterung noch steigerte.

Pasawalk an der Uker war damals eine feine, volkreiche Stadt mit schönen Kirchen und Bürgerhäusern. Dort lag, als die Schweden landeten, Obrist Götz mit einer Besatzung, welche den Einwohnern beschwerlich genug fiel. Als nun Pommern wegen des Bündnisses mit den Schweden, von den Kaiserlichen feindlich behandelt wurde, und Götz den Befehl erhielt in das Lager bei Garz zu rücken, begehrte er von der Stadt eine schwere Brandschatzung (47,000 Reichsthaler, nach Abelin). Bis auf 3000 Reichsthaler war sie mit großer Mühe zusammengebracht, als Götz seine Ansprüche wiederum steigerte und 18 der vornehmsten Männer nach Garz schleppen ließ, um seine Erpressungen durchzusetzen. Wie nun in der Stadt die größte Verwirrung deßhalb herrschte und die Thore offen standen, schlich sich am 3. September eine schwedische Streifwache von ungefähr 140 Reitern in die von den Kaiserlichen verlassene Stadt hinein. Sogleich setzten sich diese fest, begannen die Wälle auszubessern und die Vertheidigung zu rüsten. Am 7. September erhob sich das Geschrei, daß Obrist Götz mit 3000 Mann heranziehe. Soldaten und Bürger besetzten zwar Wälle und Thore, allein die Uebermacht war zu groß und nach kurzer, aber tapferer Gegenwehr, wurde die Stadt von den Kaiserlichen im Sturm erstiegen. Die Bürger und

die Schweden fielen fast sämmtlich, so daß nur wenige durch die Flucht sich zu retten vermochten. Nun wendete sich aber die Wuth gegen die Unbewaffneten, selbst gegen die Weiber und Kinder, und es begann ein schonungsloses Gemetzel, der Plünderung und der schändlichsten Unzucht gar nicht zu gedenken. Das war nun wohl größtentheils das Werk der räuberischen Kroaten, welche Oesterreich schon mehrmals zur Schmach für sein tapferes Heer und zum Fluch für Vertheidigungslose nach Teutschland führte. Doch mögen auch andere Soldaten wegen der vielen Verräthereien, welche sie zu Rügenwalde, Stargard und andern Orten von Bürgern erlitten hatten, überhaupt erbittert gewesen sein. Die That zu Passawalk aber ward Vorbild und Veranlassung zu immer schlimmern gleicher Art. Die Stadt selbst ließ Götz gänzlich verderben, ohne selbst die Kirchen zu verschonen.

Die Brücke über die Recknitz bei Damgarten deckte ein fester Thurm, welchen einst der Seeräuber Stürzebecher erbaut haben soll, und den die Kaiserlichen durch Verschanzungen verstärkt hatten. Die kleine Besatzung derselben wehrte sich sehr tapfer, ward aber von den Schweden überwältigt und niedergehauen, wegen des Gräuels zu Passawalk, wie es hieß. So lag der Uebergang frei und der kleine Ort Rübenitz, schon in Mecklenburg gelegen, ergab sich nach schwachem Widerstande. Nach diesen Thaten erließ der Schwedenkönig einen Aufruf an die Mecklenburger, der merkwürdig genug ist, indem er viele Aehnlichkeit mit manchen Proclamationen des Kaiser Napoleons I. hat. — Dabei muß man nicht übersehen, daß die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg anfänglich gar nicht geneigt waren, den Schweden sich anzuschließen, sondern, gewarnt von den Churfürsten zu Brandenburg und zu Sachsen, gedachten sie ihre Sache zu Regensburg auszugleichen, auf die Gnade und Milde des Kaisers rechnend. (Erst im März 1631 schlossen sich die Herzoge an Schweden an.) Jetzt spricht unter dem 28. September Gustav Adolf also zu den Mecklenburgern: Mit Verwunderung habe er vernommen und gesehen, wie nicht wenige von ihnen, — als ihre rechtmäßigen Landesherrn von dem General Wallenstein wider göttlich und aller Völker Recht, wider die Billigkeit und die Reichssatzungen, insonderheit aber dem hochverpönten teutschen Landfrieden zuwider, ohne eine einzige, rechtmäßige Ursache mit Kriegsmacht überzogen wurden —

wider Gottes ausdrücklichen Befehl, wider ihre Pflicht, womit sie sowohl ihrem Fürsten als ihrem Vaterlande „bevornuß aber der allein Seeligen Evangelischen Gemeinde in Teutschland hoch verbunden" abgefallen seien, ja sogar in Wallensteins Dienste getreten wären. Da er jetzt aber zum Beistande seiner Blutsverwandten in Mecklenburg eingerückt sei, so wolle er sie kraft seines königlichen Briefs ermahnt haben: wie christlichen, rittermäßigen und redlichen, tapferen Unterthanen geziemt, den alten Herzogen wieder beizutreten, so gut als möglich bewaffnet im schwedischen Lager oder bei andern schwedischen Truppen in Mecklenburg sich einzufinden, alle Diejenigen aber „welche das Commando, den Nahmen und den Titul von Wallenstein führen, in das schwedische Lager zu bringen, oder niederzuschlagen oder auszutreiben." — „Dafern ihr nun aber dem allen allermassen nicht nachsetzen, sondern ewer vermeint Wolleben, Haab vnd Güter mehr, als ewere Pflicht, Ehr und Seligkeit respectiret vnd liebet, wollen wir euch als Meinaydige, Treulose vnnd von ihrer Obrigkeit abtrünnige, je ärgere Feinde vnd Verächter Gottes vnd seiner Kirchen, dann die Widerwertige selber, mit Fewer vnd Schwertt zu verfolgen vnd zu bestrafen unvergessen sein."

Allein Mecklenburg wurde nicht die leichte Beute, wie es der König wohl erwartet hatte. Jener fulminanten Proclamation erging es, wie mancher andern ihres Gleichen. Sie machte gar keinen Eindruck. Von keiner Stadt Mecklenburgs wird berichtet, daß sie sofort den Schweden ihre Thore geöffnet, von keinem Ritter, daß er mit seinen bewaffneten Vasallen sich ihnen angeschlossen hätte. Zum Ueberfluß war an Rostock, der Hauptfeste der Mecklenburger Küste, eine besondere Ansprache gerichtet, in der ihr die Königliche Gunst, Erweiterung ihrer Freiheiten und Vermehrung ihrer Nahrung mildiglichst verhießen war.

Wie nun auch die Bürger dieser Hansastadt gesinnt sein mochten, sie vermochten keinen Entschluß zu ergreifen, denn der schwedischen Versuchung waren die Kaiserlichen zuvorgekommen. Unvermuthet erschienen etwa 1000 Reiter derselben und verlangten Durchzug nach Demmin. Derselbe ward ihnen in kleinen Abtheilungen gewährt. Als aber die erste Schaar auf den Markt gekommen, machte sie plötzlich Halt, die andern Reiter eilten nach, besetzten die Thore, thaten die Ketten ab, durch welche die Straßen gesperrt, und entwaffneten

die Bürger. Der König sah seinen Hauptplan vereitelt. Einige berichten nun von einem heftigen Gefechte zwischen den Schweden und den Kaiserlichen unter dem Obristen Savelli, in welchem diese unterlagen. Es kann kaum entscheidend gewesen sein, denn Savelli zog sich in guter Ordnung nach Rostock, um die Besatzung zu verstärken, und die Schweden fanden es nicht für gerathen in Mecklenburg weiter vorzudringen.

Am 10. October befand sich Gustav Adolf wieder zu Stralsund, wo er der Unterhandlungen wartete. In seiner Abwesenheit commandirte der General Baner. Dieser erließ an die Mecklenburgischen Gränzlande einen recht liebevollen Aufruf. In diesem befiehlt er dem Adel und den Unterthanen, all ihr Vieh und ihre Getraidevorräthe, damit sie den Feinden nicht in die Hände fallen, ungesäumt zur bessern Sicherheit entweder in das schwedische Lager bei Rübenitz oder nach Stralsund zu bringen. Widrigenfalls müsse er annehmen, daß sie den Feind zu unterstützen und von ihrer landesfürstlichen Obrigkeit abtrünnig zu werden gesonnen seien. Dann werde er sie „als meyneidige, trewlose, Gottes vnd der Erbarkeit Verräther verfolgen, ihre Farnuß, damit sie nicht in der Feinde Hand gerathe, preiß geben, vnnd Haus vnnd Hof mit Fewer verbrennen lassen.“ Auch diese Proclamation — man weiß nicht soll man mehr über ihre Brutalität oder über ihre naive Dummheit erstaunen — blieb natürlich ohne Erfolg. Der König fand es für gut, das Unternehmen auf Mecklenburg vorläufig aufzugeben und begnügte sich Rostock und Wismar von seiner Flotte einzuschließen und durch Baner das Lager an der Recknitz behaupten zu lassen.

Bei dem Beginne des Novembers war Gustav Adolf wiederum zu Stettin; gedachte aber nicht etwa den Winter in Ruhe hinzubringen, sondern bereitete größere Unternehmungen vor. Denn schon begannen die versuchten Kriegsleute, welche Gustav Horn aus Livland und Preußen heranführte, in großen Schaaren anzukommen.[1] Conti dagegen, dem ein Versuch auf Stettin, in des Königs Abwesenheit,

[1] Schreiben des Königs vom 21. November an den Pfalzgrafen, seinen Schwager: „Wir haben die Expedition gegen Mecklenburg aufgeben müssen, nachdem der Feind da so stark geworden, daß wir mit den Kriegsschaaren, die wir hatten, da keine Progressen machen konnten. — Nun sind die preußischen Truppen theils nach Stargard gekommen, theils auf dem Marsche.“ Geyer III. p. 176.

und der Entsatz des hart belagerten Kolbergs mißglückt war, befand sich in schlimmer Lage. Seine Truppen schmolzen zusammen, besonders durch Ueberläuferei. Nicht nur Sold und Munition, sondern auch die Lebensmittel mangelten. Aus den Gebieten der benachbarten protestantischen Fürsten erhielt er nicht nur keine Unterstützung, sondern mußte auch auf deren Abfall gefaßt sein.

Zu jener Zeit pflegte man, wenn die rauhe Jahreszeit herannahte, ruhige Winterquartiere zu beziehen, um sich im nächsten Frühjahr wieder munter zu schlagen. Auch Conti versuchte es nun mit den Schweden Unterhandlungen anzuknüpfen, Aussichten auf einen nahen Frieden eröffnend, um wenigstens einige Monate lang seine Truppen besser verpflegen zu können. Allein Gustav Adolf erwiederte ganz kurz: seine rauhen Kriegsleute seien an Winterfeldzüge gewöhnt und er werde keineswegs rasten. Die Kaiserlichen möchten thun, was sie wollten.

Da nun auch Tilly, aus Gründen, die später zu erläutern, durch keine Aufforderung sich bewegen ließ, Hülfe zu senden, so dankte Conti ab und an seiner Stelle übernahm Haimbold von Schönburg den Oberbefehl über das nördliche Heer, ein besserer Mann, aber ein geringerer Feldherr. Alsbald verlegte dieser den größten Theil seiner Reiterei in verschiedene Orte, damit nicht die Rosse aus Futtermangel umkämen. — Gustav Adolf richtete sein Augenmerk auf das feste Lager bei Garz. Um aber nicht durch den Grafen Pappenheim, von welchem man ein rasches Handeln erwarten durfte, gestört zu werden, gedachte er denselben anderwärts zu beschäftigen. Da ward nun, wie schon erzählt, der Feldmarschall Falkenberg nach Magdeburg gesendet, um den Krieg dort wieder zu erwecken und zu gleicher Zeit brach der Lauenburger los.[1]

Franz Karl von Sachsenlauenburg, der im Jahre 1630 die römisch-katholische Religion angenommen hatte, war einer der wohlgebornen Prinzen, welche die gute Zeit benützen wollten, um sich Eigenthum und Herrschaft zu erwerben. Gustav Adolf hatte ihm schwedische Werbepatente ausgestellt, die Kosten sollten von den

[1] Gewöhnlich wird das Unternehmen dieses Herzogs mit dem Zug des Königs in unmittelbaren Zusammenhang gebracht. Allein Abelin p. 237 berichtet ausdrücklich, daß der Herzog „zu End des Herbstmonats" (Novembers) den Krieg mit dem Volke begann, welches er im Namen des Königs heimlich gesammelt hatte.

Mecklenburger Herzogen getragen werden. Plötzlich zog der Prinz das Kriegsvolk, welches er an verschiedenen Orten gesammelt, zusammen und bemächtigte sich der Städte Boitzenburg, Lauenburg und Neuhaus. Allein der Graf Pappenheim kam ihm mit 6000 Mann so unvermuthet über den Hals, daß er nur Neuhaus besetzt hielt und mit dem Reste seiner Truppen nach Ratzeburg entwich. Dieses liegt auf einer Insel innerhalb eines tiefen Sees, vom Lande aus nur über eine hölzerne Brücke und einen Damm zugänglich, welche ein festes Schloß deckte. Hier hatte der Bruder des Prinzen, der regierende Herzog August seinen Sitz, welcher jenem zwar die Stadt nicht verweigerte, aber das Schloß nicht öffnete. Neuhaus ergab sich ohne Gegenwehr und Pappenheim rückte vor Ratzeburg. Der Obrist Steinacher besetzte den Zugang zur Brücke, der Feldherr griff unverzüglich das Castell an. In dieser Noth suchte Franz Karl um Unterhandlungen nach, der Graf aber gewährte ihm nur eine Viertelstunde Bedenkzeit. Während dieser versuchte der junge Fürst auf einem Kahn über den See zu flüchten; allein die Kaiserlichen holten ihn mit Kanonenkugeln wieder zurück, wobei dem Steuermann der Kopf abgeschossen wurde. Pappenheim behandelte den gefangenen Prinzen sehr glimpflich und lieferte ihn nicht aus. Sobald dieser jedoch wieder loskam, verlangte er von seinem Bruder, dem Herzog, 12,000 Reichsthaler als Endschädigung, weil er ihn durch die Weigerung, das Schloß zu öffnen ins Unglück gestürzt habe. — Wie wenig Falkenberg in Magdeburg auszurichten vermochte, ist schon erwähnt.

Die Verschanzungen Stettins waren unter des Königs persönlicher Aufsicht — und er war ein Meister der Befestigungskunst — mit solchem Fleiß vollendet, daß sie einer ernstlichen Belagerung zu trotzen vermochten. Als er nun vernahm, wie Schaumburg seine Truppen nach verschiedenen Orten in die Winterquartiere verlegt habe, rüstete er sich, durch die Zuzüge aus Preußen jetzt hinreichend stark, zu neuen Thaten. Zu Damm versammelte Gustav Adolf 12 Regimenter Fußvolk und 85 Züge (Cornets) Reiterei und zog, nachdem er einen Buß- und Bettag abgehalten, mit ihnen auf Greifenhagen, welches Garz deckte. Zugleich ging viel Volks mit den Geschützen auf Pramen die Oder hinauf. Am 24. December ließen sich einige schwedische Streifwachen vor Greifenhagen sehen, da aber

das heilige Weihnachtsfest nahe, so dachte Niemand an einen Angriff. Der König aber, nachdem in der Nacht Alles wohl vorbereitet war, ließ früh um 5 Uhr des Christtags Greifenhagen aus 80 Geschützen hart beschießen. Bald war eine Bresche in die Mauern gelegt, und die Schweden traten zum Sturm mit solcher Macht an, daß die Kaiserlichen, nur 2500 Mann stark, nicht mehr zu widerstehen vermochten, so tapfer sie sich auch wehrten. Als sie ihre Sache verloren sahen, begannen sie den Rückzug durch das Westthor nach Garz, wobei sie 3 Geschütze, 40 Mann an Todten und etwa 100 an Gefangenen verloren, unter diesen auch ihren Feldobristen. Da die Schweden auch die Brückenschanze bei Marwitz, welche den Paß über die Oder deckte, rasch wegnahmen, so war Garz nicht mehr zu halten. Schaumberg verließ es noch vor der Ankunft der Feinde (am 27. December). Alle Vorräthe ließ er verderben, die Geschütze sammt der Munition in den Fluß werfen, das Rathhaus mit Pulver sprengen und die Stadt verbrennen. Nur etwa 30 Häuser und die leeren Wälle blieben den Schweden. So schleunig ging der Rückzug nach Landsberg, daß die nach Pyritz und nach andern Orten verlegten Regimenter nicht mehr zusammengerufen werden konnten. Wie sie daher vereinzelt, aus ihren Winterquartieren aufbrachen, wurden sie von den Schweden schwer beschädigt. Das spanische Regiment kam nur durch, weil ihm die Brandenburger den Paß bei Küstrin nach Frankfurt an der Oder öffneten. — So schloß sich das Jahr 1630. Die Ergebnisse des ersten schwedischen Feldzugs haben bei dem ersten Anblick etwas sehr Seltsames. Gustav Adolf hatte bisher mit aller Anstrengung nur Pommern erobert, und dort hielten sich noch die festen Plätze, Demmin und Greifswalde, Kolberg. Warum, fragen Manche, von den Napolenischen Feldzügen verführt, ließ der König, den man als einen trefflichen Feldherrn preist, nicht die unbedeutenden Schlösser und verschanzten Städte seitwärts liegen? warum zog er nicht im vollen Siegesmarsch unter dem Jubelruf der Protestanten vor die kaiserliche Burg zu Wien, und erzwang einen Frieden, wie es ihm beliebte? War sein Heer geringer, als das des ersten französischen Kaisers, so standen ihm auch weniger Truppen gegenüber. — Napoleon aber traf ein anderes Teutschland, als der König von Schweden es gefunden.

Zu Gustav Adolfs Zeit war das germanische Nationalbewußt-

sein noch nicht ganz erloschen; die Treue hatte noch einen Werth; das Volk war noch nicht entwaffnet, keine unterdrückte, willenslose Masse; der ächte Soldatengeist noch nicht im Zopf- und Kamaschendienst aufgegangen, der Adel noch nicht durch die Hof- und Hasen-Junkerei verderbt; nirgends fehlte es an kampflustiger Mannschaft, mit den Waffen vertraut, an den Dienst zu Roß gewöhnt, leicht vermochte ein beliebter Anführer in kurzer Zeit Tausende von Kriegsmänner aufzubringen; die Bürger in den Städten, zumal in den freien, waren noch keine demüthige Zahl, sondern keck genug, ihre Mauern zu vertheidigen und mit ihren guten Geschützen und weitreichenden Wallbüchsen rasch bei der Hand. — Also die kleinen, festen Plätze liegen lassen und gerade auf die Hauptstadt zu? — Aber jene Orte deckten insgemein die Flußübergänge und Pässe; sie waren die Waffenplätze für die wehrhafte Umgegend; in ihnen lagen die Lebensvorräthe vom flachen Lande aufgehäuft; ohne ihren Besitz mußte der Rückzug einem geschlagenen Heere zum gänzlichen Verderben gereichen. — Und die Hauptstadt selbst? — Eine solche hatte damals eine ganz andere Bedeutung, als in der Gegenwart. Sie war noch nicht der Centralpunkt des administrativ-regierten Staats, nicht dieses verhätschelte, lauenhafte Wesen, zusammengesetzt aus Glanz und tiefem Elend, aus feinem Geschmack und leichtsinniger Frivolität, das alle Kräfte einer Nation an sich ziehen möchte, um sie nach seinen Gelüsten zu gebrauchen, und, obgleich hochbegünstigt, dennoch nicht selten unzuverläßiger, als irgend eine kleine, vernachläßigte Stadt. Kaiser Ferdinand II. hatte zweimal zur Genüge bewiesen, daß er den Muth nicht verliere, wenn auch ein stärkeres Heer, als Schweden aufzubringen vermochte, vor Wien stünde. Allein residiren konnte er in irgend einem unangreifbaren Alpenschlosse, ohne die Kraft Oesterreichs wesentlich zu schwächen, denn er selbst war das lebendige Haupt seiner Staaten. Gustav Adolf war klug und erfahren genug, um diese Lage der Dinge einzusehen und zu berücksichtigen, und selbst nach dem Siege bei Breitenfeld glaubte er noch mit aller Behutsamkeit in das Reich vordringen zu müssen.

Auffallender ist, daß Tilly, jetzt kaiserlicher Oberfeldherr, es übersah, wie die Reste des kaiserlichen Heeres in Pommern, gering an Zahl, an dem Nothwendigsten Mangel leidend, Monate lang gegen die Uebermacht der Schweden sich vertheidigten, ohne daß er

ihnen Hülfe leistete. Mußte er überhaupt nicht alle Kräfte aufbieten, um die Schweden in die Ostsee zu jagen, ehe sie sich noch mehr verstärkten? — Dieses Alles würde ganz unerklärlich sein, wenn nicht Tilly durch mancherlei Umstände in seinen Bewegungen gehindert wurde. Um jene aber zu erkennen, müssen wir nicht nur die Ansichten und Kräfte der Gegner in Erwägung ziehen, sondern auch die Stellung der Parteien im Reiche, und die mancherlei politischen Verhandlungen, welche den ganzen Winter über fortdauerten. Dadurch werden sich manche Aufschlüsse ergeben auch für die Kriegsunternehmungen im Frühjahr 1631, obgleich noch Vieles dunkel bleibt.

Die schwedische Ansicht über die Verhältnisse Teutschlands zu jener Zeit spricht wohl am schärfsten der treffliche Geijer aus (III. p. 171). „Was Gustav Adolf, sagt er, gegen das Constitutionswesen dieser Zeit und gegen eine Verfassung wie die des heiligen römischen Reichs verschuldet, wie teutsche Patrioten dafür halten, können wir nicht einsehen. Man nenne uns irgend eine Verhöhnung, eine Verachtung, ein Verbrechen gegen diese Reichsverfassung, das teutsche Fürsten nicht wetteiferten auszuüben, während sie über fremde Ehrsucht klagten! Es war ein überkünsteltes, in sich zerfallendes Staatsgebäude, in welchem ein hineingeschleuderter Religionsstreit zu einer Angelegenheit Europa's und der Menschheit herangewachsen war. Daher die Nothwendigkeit eines fremden Einflusses! Daher auch in einem aufgelösten Staate das Naturrecht der einzelnen Heldenkraft! Hier war Gustav Adolfs Bahn, der da vertraute auf Gott und sein siegreiches Schwert." — Das mögen auch des Königs innerste Gedanken in der That gewesen sein. (Es ist ungefähr dasselbe Recht, welches Rußland anspricht, sich in die innern Dinge der Türkei zu mengen.) Doch übersehe man nicht, daß jenes seltsame Urtheil ein Schwede ausspricht; daß überhaupt kein Staat zu dem Einbruch in einen unabhängigen Nachbarstaate, wie groß auch die Zerrüttung in demselben sein mag, berechtigt ist — es müßten denn die eigenen Grenzen bedroht sein —, da Niemand zu beurtheilen vermag, wie aus der Krisis der scheinbaren Verwirrung durch die Urkraft der Nationalität ein neuer Staatsbau wieder erstehen kann. Das sogenannte Interventionsrecht ist in den meisten Fällen eine politische Chimäre, die Redensart des Egoismus. Und wenn — wie in dem vorliegenden Falle das pompöse Unternehmen darauf hin-

ausgeht, von dem Lande, welches pacificirt werden soll, ein Stück für sich abzureißen, so kann von Hoheit der Gesinnung, von besonderem Heldenmuth und dergleichen wohl gar nicht mehr die Rede sein.

Auch in den protestantischen Fürsten mochte sich Gustav Adolf getäuscht haben. Fanden sie es auch sehr vortheilhaft, auf Kosten der großen geistlichen Stifter und reichen Klöster sich zu vergrößern, wobei gar kein Erbfürst benachtheiligt wurde, so schienen sie doch nicht gesonnen, bei diesem Theilungsgeschäft auch Fremdlinge zuzulassen. Es war ja die damalige Reichsverfassung ein so biegsames Wesen; es ließ sich auf allerlei Umwegen so Vieles recht bequem ausrichten, daß man gar keinen gefährlichen Schritt zu thun brauchte. Gegen den Kaiser aufzutreten, ja die Waffen zu ergreifen, das wäre etwa noch angegangen. So Etwas konnte noch Nachsicht erlangen. Allein mit dem Reichsfeinde sich zu verbünden, und das Erbleben in Gefahr zu setzen; das war zu viel zugemuthet. — Noch stand es dem Kaiser frei, im raschen Handeln das Reich völlig zu beruhigen. Durch einen offnen, versöhnenden Schritt ließ sich ein verständiger Religionsfriede auf gesetzlichen, gleichmäßigen Grundlagen gewinnen, zum Heile Teutschlands für alle Zeit. Alsdann waren die Schweden bald ausgetrieben. Um so mehr sah sich der Kaiser zu einem solchen Verfahren gedrängt, da er durch Abdankung Wallenstein seiner dictatorischen Gewalt sich beraubt hatte, und die Liga vorläufig unentschieden und abgeschlossen sich verhielt. Man begann auch zu Wien sich zu berathen, man erwog hin und her, kam vor lauter Bedachtsamkeit zu keinem rechten Beschluß — wie es noch öfters bei uns so geht — und zauderte so lange, bis eine dritte, eine vermittelnde Partei Kräfte gewonnen hatte, was dem Beginnen des Kaisers hinderlich war. Denn sollte dieses Beginnen volle Wirksamkeit erhalten, so mußte es offen und selbstständig aus ihm selbst hervorgegangen sein, durfte aber niemals erzwungen scheinen.

Die natürlichen Häupter der nichtkatholischen Reichsfürsten waren: Georg Wilhelm von Brandenburg, calvinistischen Bekenntnisses und Johann Georg von Sachsen, lutherischen. Jener war zugleich Schwager des unglücklichen Friedrichs V. von der Pfalz, und Gustav Adolfs, der seine Schwester Maria Eleonora zur Gemahlin hatte. Jedoch Verwandtschaftsverhältnisse unterlagen auch diesesmal politischen Rücksichten. Georg Wilhelm stand vornehmlich unter dem Einfluß seines

ersten Ministers, des Grafen Adam von Schwarzenberg. Dieser redliche feste Mann war überzeugt, seine Pflicht zu erfüllen, wenn er seinen Gebieter, den Churfürsten, treu dem Kaiser erhalte und Brandenburg vor einem schwedischen Ueberfall bewahre.[1] Ihm entgegen wirkte die Churfürstin mit ihrer Partei, doch vergebens, bis Gustav Adolf mit seinem Heere vor Berlin stand. Denn wie geringen Verstandes und schwachen Gemüthes der Churfürst auch sein mochte, so war er doch nicht beschränkt genug, um nicht das gefährliche Ländergelüste und die rücksichtslose Willkür seines Herrn Schwagers aus Schweden in dessen Verfahren in Preußen und zunächst in der Occupirung Pommerns recht deutlich zu erkennen. Jedoch bei dem Hin- und Hertreiben der Hofintriguen kam es in Berlin zu keinem ernsten Entschluß. Als die Brandenburgischen Gesandten bei dem Könige gegen seinen Vertrag mit dem Herzog von Pommern protestirten, da der Churfürst vermöge eines, von Bogislav unterzeichneten Traktats auf Pommern die nächsten Erbansprüche habe, antwortete jener eben so kurz als machiavellistisch: sceptrorum tota vis perit, dum pendere justa incipit, (die ganze Kraft der Staatsregierung geht zu Grunde, wenn sie anfängt zu erwägen, was recht sei). Später, als der König eben in Rübnitz sich befand, kamen wiederum brandenburgische Gesandte und verlangten vollständige Neutralität für ihren Herrn. Das war nun gewiß ein sonderbares Begehren, da Georg Wilhelm dieselbe keineswegs aufrichtig selbst gewähren konnte. Zwar befanden sich noch einige Vesten und dadurch die Hauptpässe des Landes in seinen Händen, jedoch die Kaiserlichen, welche bisher im Lande nach Belieben geschaltet hatten, hielten noch manche Punkte, besonders Landsberg und Frankfurt an der Oder stark besetzt. Der König verlangte demgemäß, Georg Wilhelm solle ihm eben so wie den Kaiserlichen die Festen Brandenburgs öffnen und ihn gleichmäßig mit Zufuhr unterstützen, oder die Feinde aus dem

[1] Unter die unglaublichen Thorheiten mancher gedankenlosen Geschichtschreiber gehört es auch, daß sie dem Grafen seine Treue gegen den Kaiser, und daß er nicht ohne Weiteres Brandenburg verrätherisch dem Schweden preisgegeben, als Verbrechen anrechnen und ihn mit Verwünschungen überhäufen. Vgl. dagegen: Beiträge zur Untersuchung der gegen churbrandenburgischen Geheimen Rath Grafen Adam von Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen von Cosmar (einem protestantischen Prediger). Berlin. 1828.

Lande jagen und auch ihnen jede Unterstützung versagen. Das war nun wiederum unmöglich. Denn der Churfürst hatte kaum 3000 Mann eigner Truppen, die schlecht bewaffnet und bezahlt, keinem Befehle Nachdruck zu geben vermochten. Sein Decret, worin er seine Unterthanen geradezu auffordert, die barbarischen Plünderungen der gemeinen kaiserlichen Soldaten mit Gewalt abzutreiben, da sie gegen die Befehle ihrer wohlmeinenden Officiere handelten, fruchtete nichts. Auch eine zweite Unterhandlung mit dem Könige zerschlug sich, da der Churfürst ihm zwar Küstrin öffnen wollte, außerdem aber volle Neutralität begehrte. Wie nun die Schweden an den Gränzen des Churfürstenthums standen, begnügte sich der schwache Fürst damit, die nahegelegenen Städte Berlin und Cöln mit Schanzen zu umgeben, und täglich 600 bewaffnete Bürger die Wachen beziehen zu lassen. Die Kleinodien und Schätze brachte man nach Spandau, was schon damals ein wohlverwarter Ort war. Das blieben alle Zurüstungen für den furchtbarsten Krieg, welcher der teutschen Nation bevorstand.

Nach einer Tradition, noch von Friedrich dem Weisen her, galt der Churfürst von Sachsen als der erste unter den protestantischen Fürsten. Johann Georg jedoch entsprach sehr wenig diesen hohen Anforderungen. Er bewährte sich als einen der besten Jäger seiner Zeit, hielt eine reichbesetzte Tafel, und liebte einen guten Trunk, besonders den Merseburger Breihan dergestalt, daß man ihn oftmals berauscht zu Bette brachte. Die fremden Gesandten hatten ihm seine Schwäche bald abgemerkt. Wollten sie nun eine Sache hintertreiben, so begannen sie ihre Operationen morgens, wo der Fürst noch kleinlaut war und die Nachwehen des gestrigen Trinkens spürte. Wollte man ihn zu einem muthigen Entschluß bringen, so mußte man Nachmittags beginnen, wo Johann Georg bereits aus einigen Flaschen neue Begeisterung geschöpft hatte. Abends war derselbe ganz starrköpfig und unbrauchbar. Das Gemüth des wankelmüthigen Churfürsten wurde überdieß noch von gewissen Eindrücken beherrscht, welche bei ihm — wie sich das öfters findet — die männlichen Grundsätze ersetzen sollten. Den Kaiser fürchtete er als seinen gewaltigen Herrn und vergaß es nicht, daß seine Linie, die Albertinische, ihre Erhebung dem Hause Habsburg zu danken habe. Dabei war er ein treuer Anhänger der streng lutherischen Lehre und wollte von Cal-

vinisten durchaus nichts wissen. Daran hielt ihn auch sein Hofprediger Hoe von Hoheneck, ein Wiener von Geburt, und obgleich Protestant, doch ein eifriger Anhänger Oesterreichs. Dieser hatte ihn damals auch vermocht gegen Friedrich V. von der Pfalz, den unglücklichen Winterkönig, die Waffen zu ergreifen. — Nun besaß Johann Georg aber auch einen großen Stolz auf die Macht und die Verdienste seines Hauses. Allmälig fingen die glänzenden Thaten Wallensteins und die Uebermacht, welche dieser in Nordteutschland ausübte, ihn zu ärgern an. Noch mehr aber wurmte es den Churfürsten, daß der Kaiser das reiche Erzstift Magdeburg seinem Sohne August verweigerte, und es dagegen dem Erzherzog Leopold, der schon so reichlich bedacht, zuwenden wollte.

Auf dem Regensburger Churfürstentage sprach der sächsische Gesandte, Brandenstein, anfänglich noch versöhnend. Unter dem 23. August 1630 eröffnete Ferdinand II. dem Churfürsten, wie er gesonnen sei, den obersächsischen Reichskreis mit den Waffen zu vertheidigen und erwarte, dabei von Sachsen und Brandenburg mit Geld, Munition und Lebensmitteln unterstützt zu werden, damit die getreuen Reichsstände von der schwedischen Gewalt beschützt würden. Zu gleicher Zeit schlug er des Churfürsten Gesuch, um Wiederrufung des Restitutionsedikts rund ab. Denn ihm liege es vermöge seines kaiserlichen Amtes ob, die Justiz zu handhaben und die Reichsgesetze aufrecht zu erhalten.[1]

Der Churfürst erwiederte ausweichend, unter dem 3. September n. St.: warum der König von Schweden in das Reich eingefallen sei, wisse er nicht. Vielleicht habe der unerhört verwirrte Zustand des Reichs und die Unterdrückung der teutschen Freiheit dazu beigetragen. Daß der Kaiser den obersächsischen Kreis vertheidigen wolle, habe er wohl erwogen. Allerdings halte der Kaiser viel Kriegsvolk beisammen, welches die getreuen Stände des Reichs schon

[1] Der Kaiser fügte hinzu: „da uns nun hierüber etwas Widriges zugemuthet, oder auch von Andern vorgenommen werden wollte, müßten wir solches dem Allmächtigen heimgeben, als der Uns in einer so gerechten Sache, da Wir Unserem kaiserlichen Amt und Beruf, auch den dem heiligen Reich geleisteten Pflichten nachkommen, wie ein gerechter Gott beistehen und gewißlich nicht verlassen wird." (s. Menzel VII. p. 270). Bei Ferdinand II. aber waren dieses keine müßigen Redensarten.

so lange gedrückt und viele Millionen erpreßt habe. Anderseits sei aber auch zu erwägen, ob denn auf diese Weise der Krieg noch lange geführt werden könnte. Der Kaiser möchte sich doch erinnern, welche Art der Beschließung und Führung des Kriegs durch die Reichsgesetze vorgeschrieben sei. Da nun aber der Kaiser auf die Vorstellungen der (protestantischen) Churfürsten wegen des Religionsedikts kein Gehör gewähre, so sehe er, der Churfürst, von den beschwerten Ständen beständig angegangen und an sein Wort erinnert, sich gezwungen, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, mit den bedrückten Ständen zusammenzukommen und über diesen schweren Punkt eine christliche und friedfertige Berathung zu halten, um den äußersten Ruin des geliebten Vaterlandes, teutscher Nation zu verhüten. Der Kaiser möge diese Versammlung in Gnaden vermerken.

Hier ist nun zu erinnern, daß schon am 12. November 1630 die katholischen Churfürsten auf Befragung des Kaisers ihren Bescheid gegeben hatten: die Fortdauer der Kriegslasten sei durch die Fortdauer der Unruhen und die Landung der Schweden bedingt; die Vollstreckung des Restitutionsedikts sei aber so lange aufzuschieben, bis durch einen Berathungsausschuß zu Frankfurt am Main, zu berufen am 3. Februar 1631, die Art der Vollziehung des Ediktes festgesetzt und den dabei stattfindenden Beschwerden durch neue Bestimmungen vorgebeugt sei; daß der sächsische Gesandte hiebei zustimmte und dieser Bescheid Gesetzeskraft erhielt.

Der Churfürst nimmt demnach in jener Erwiederung die Zustimmung seines Gesandten stillschweigend zurück und will nach eigenem Ermessen handeln, so bescheiden auch seine Redeweise ist. — Es ist das eine Probe der langhergebrachten teutschen Zuwartungs- und Berathungspolitik, welche ihr Zaudern für kluge Bedachtsamkeit ausgibt, allein ohngeachtet aller hohen Worte, bei der gemeinsamen Gefahr des Vaterlandes, vor Allem nur das eigene, kleinliche Interesse wahrnimmt. Als wenn nicht bei dem Verderben des Ganzen auch das Einzelne nothwendig Schaden leiden müßte.

Dem Churfürsten wirbelte aber schon damals ein ziemlich unkluger Gedanke im Kopf, dem man ihm geflissentlich beigebracht hatte. Georg von Arnim war als Feldmarschall in chursächsische Dienste getreten. Dieser kluge, aber etwas zweideutige Mann, blieb, von Wallenstein zuerst gehoben, ein entschiedener Anhänger desselben.

Durch seine Gewandtheit beherrschte er seinen neuen Gebieter und trieb ihn zu einer Politik, welche den Kaiser fühlen lassen sollte, wie hülflos er durch des Friedländers Abdankung geworden; ohne jedoch den Schweden geradezu Vorschub zu leisten. Das war die beliebte Neutralitätspolitik, welche schon oftmals seitdem den Teutschen Verderben brachte. Dieser wußte den Stolz des Churfürsten zu überreden: von welcher Bedeutung Chursachsen sei, wie es berufen, als schiedsrichterliche Macht zwischen Schweden und dem Hause Habsburg zu stehen, um deren Gunst sich beide Theile um die Wette bemühen würden, so daß der besorgte Kaiser nicht blos Magdeburg, sondern noch weit mehr gewähren müsse. Dazu bedürfe es nur, die Protestanten an sich zu ziehen, den Schweden aber keine Unterstützung zukommen zu lassen. Denn Gustav Adolf gehe ja doch nur damit um, dem Reiche unter dem Scheine der Religion ein härteres Joch aufzulegen, als Habsburg jemals gethan.

Solche Worte fanden einen guten Boden. Denn Johann Georg ärgerte sich ohnehin, daß man anfing, den Schwedenkönig als den alleinigen Retter der teutschen Religionsfreiheit zu preisen. Im Spätherbst hatte der Churfürst zu Annaberg eine geheime Zusammenkunft mit dem Brandenburger, der auch nach Neutralität suchte. Da faßten sie zusammen Muth. Johann Georg beschied seine Landstände zu Torgau und legte ihnen die Frage vor, ob es jetzt nicht gut sei, die Evangelischen zu berufen und Kriegsvolk aufzubringen. Die Antwort fiel gewährend aus.

Um diese Zeit brachte unversehens ein Ereigniß große Aufregung unter allen Protestanten hervor, dessen Folgen die Urheber desselben wohl schwerlich berechnet hatten. Ferdinand II. hatte in den Bedrängnissen zu Regensburg Zeit gefunden, im Juli 1630 ein Decret zu erlassen, in dessen Folge der Evangelischen zu Augsburg freie Religionsübung gänzlich unterdrückt werden sollte. Das gesammte Verfahren war nun eben so unklug und unüberlegt, als eine durch Nichts zu rechtfertigende Gewalthandlung. In ihr erscheint für jeden Unbefangenen ein offner Bruch des Religionsfriedens, ein ungescheutes Abwerfen der Rechtsgrundsätze, zu denen sich der Kaiser bis jetzt bei seinen Gegenreformen immerdar bekannt, und deren genaue Befolgung er als Gewissenssache erklärt hatte; zugleich eine Unterdrückung der

Rechte einer reichsfreien Stadtgemeinde und die rücksichtslose Verletzung beschworner Verträge und der eigenen Versprechungen.

Die Dinge, welche zu Augsburg damals vorgingen, werfen so helles Licht auf die damalige Zeitlage, zeigen so genau, durch welche listigen Mittel und spitzfindigen Beweisführungen die religiöse Gewissenhaftigkeit Ferdinands II. damals mißbraucht wurde, und was man von dessen unheilbringenden Rathgebern für das Kommende zu erwarten hatte, daß wir hier den Gang der Erzählung für einen Moment unterbrechen müssen, um uns zu der Augusta Vindelicorum zu wenden.

Die uralte Stadt Augsburg war schon im Jahr 1276 von Kaiser Rudolf I. mit der Reichsfreiheit begabt, wobei derselbe das Burggrafenthum von den Rechten des Bischofs trennte, und diesem dadurch jede weltliche Jurisdiktion entzog. Ueberhaupt wurden frühzeitig die Rechte des Clerus gegenüber den Bürgern genau bestimmt und beschränkt; wie z. B. im Jahr 1305 das Verbot erging, an Geistliche Güter zu verkaufen, so daß diese nicht übermächtig werden konnten. Durch die Einsetzung einer Zunftverfassung (im Jahr 1368) erhielten die 17 Gilden der Handwerker einen großen Antheil an dem Stadtregimente. In der Stadt entwickelte sich ein kräftiges Bürgerthum, und sie erwuchs durch gute Einrichtungen, Gewerbe, Künste und Handel — besonders dem italienischen — zu Reichthum und Volksmenge. Viele Kaiser liebten sie vor allen andern Reichsstädten und nahmen häufig ihren Wohnsitz in ihr.

Die Kirchenreformation bekam rasch die Oberhand in Augsburg. Bereits im Jahr 1537 ward der katholische Cultus, nur mit Widerspruch einiger alten Geschlechter, gänzlich abgeschafft, wobei in der Besitznahme der geistlichen Güter manches Ungeordnete vorgekommen sein mag. Sofort schaffte man die Messe in allen Kirchen ab, zwang die Geistlichen, entweder das Bürgerrecht anzunehmen oder auszuwandern und sperrte die wenigen Kirchen, welche die Katholiken noch in dem Besitz hatten, jede Widersetzung mit Leib- und Lebensstrafe bedrohend. Das Domkapitel wanderte großentheils nach Dillingen aus.

Augsburg fiel zwar zu dem Schmalkaldischen Bunde, doch nach dem Rückzuge der Verbündeten fand es die Mehrzahl der Bürger für gut, sich dem Kaiser ohne Gegenwehr zu unterwerfen, und Karl V., nach seiner besondern Vorliebe gegen die Stadt, nahm sie unter ziem-

lich glimpflichen Bedingungen wieder zu Gnaden auf. In die Annahme des Interims fügte sich der Rath nach wenigen Bedenklichkeiten, und damit auch hier jedem Streit begegnet werde, so wurde (im Jahr 1545) wegen der Zurückgabe der Domkirche an den katholischen Cultus, wegen Herstellung der eingezogenen geistlichen Güter und überhaupt wegen sämmtlicher Verhältnisse der Katholiken zu den Bekennern des Interims ein förmlicher Vertrag geschlossen, welchen der Kaiser bestätigte. Derselbe schaffte, um gefährlichen Neuerungen für künftighin vorzubeugen, das Zunftregiment in Augsburg ab und setzte die frühere, besonnenere Patricierherrschaft wieder ein. Denn wie viel für das Haus Habsburg die Treue und Anhänglichkeit dieser Stadt werth sei, wußte er gar wohl.

Daher erhielten sich auch die friedlichen Verhältnisse zwischen beiden Confessionen, so wild auch der Augsburger Bischof Otho auf dem Reichstag 1555 sich benahm, wo er gegen jedes Zugeständniß im Bezug auf Dogmen und bischöfliche Jurisdiction protestirte, und den Reichstag im Zorn verließ, weil man auf ihn nicht hörte. Der Rath, in welchem auch Katholiken saßen, überwachte die Ruhe der Stadtgemeinde mit großem Fleiße. Als im Jahr 1584 die protestantische Geistlichkeit ein großes Gelärme erhob, indem sie die von Gregor VIII. ausgegangene Aenderung des alten Kalenders, für welche die Augsburger Kaufleute wegen ihrer italischen Verbindungen sich erklärten, als abgöttisch verwarfen, und sich auch in die gesetzlich gefaßten Bestimmungen über die Berufung der Prediger nicht fügen wollten, so ließ der Rath zuerst den Hauptpastor Mylius und später noch elf andere Geistliche aus der Stadt verweisen. Zu gleicher Zeit wurden durch einen neuen Vertrag (1584) die Verhältnisse zwischen den Katholiken und Protestanten ganz genau geordnet, und beide Theile versprachen feierlich, bei ihren kirchlichen Rechten sich gegenseitig schützen zu wollen. Kaiser Rudolf II. bestätigte diesen Vertrag im folgenden Jahre.

So blieben die kirchlichen Verhältnisse zu Augsburg unangetastet bis auf den Bischof Heinrich von Knoringen. Dieser hatte im Jahr 1613 die Reichsurkunde mitunterzeichnet, daß der Religionsfriede aufrechtgehalten werden sollte. Kaiser Ferdinand II. selbst hatte, als er im Jahr 1619 persönlich zu Augsburg die Huldigung empfing, ausdrücklich zugesagt, daß die Bekenner der Augsburger Confession

bei ihrer Religion erhalten werden sollten. Demungeachtet handelte der Bischof nach seiner Weise, als ihm die rechte Zeit gekommen zu sein schien. Er trug bei dem kaiserlichen Hofe darauf an, daß ihm die geistliche Jurisdiction zu Augsburg, die ihm daselbst seit dem Jahr 1548 (Annahme des Interims) zustehe, eingeräumt werde, und ihm dadurch gestattet werde, die Uebung des evangelischen Gottesdienstes in dieser Stadt abzuschaffen. Nachdem Ferdinand II. das Gutachten einiger katholischen Churfürsten vernommen, sendete er, unter dem 6. August 1629, seinen Bevollmächtigten Ferdinand Kurtz von Senftenau nach Augsburg. Am 8. des Monats wurde in der Stadt ausgerufen, daß alle Bürger, welche nicht zu Rath gehen müßten, insbesondere aber Gesellen und Weiber ihr Haus nicht verlassen sollten. Einige Fähnlein kaiserlicher Soldaten, schon früher eingelassen, hielten Thore und Hauptplätze besetzt. Auf dem Rathhause verhandelte der Bevollmächtigte mit den versammelten Stadtpflegern, Kirchenpflegern, Predigern u. s. w. Er trug vor, daß der Kaiser nach dem Antrag ihres Bischofs entschieden habe: durch die Annahme des Interims von Seiten der Stadt stehe dem Bischof die geistliche Jurisdiction, die ihm durch den Vertrag des Jahrs 1584, auf dem die ganze gegenwärtige Kircheneinrichtung zu Augsburg beruhe, nicht habe entzogen werden können. Und da nun derselbe Bischof seinem Antrag gemäß diese Jurisdiction dazu zu gebrauchen gedenke, die bestehende Uebung der Augsburger Confession abzuschaffen, so sei es kaiserlicher Befehl, dieselbe ohne weiteres aufzuheben, wobei die Stadtpfleger den Bevollmächtigten unbedingt zu unterstützen hätten.

Dieses Gebot beruhte aber auf einer argen Rechtsverdrehung, — ein hartes, allein wahres Wort. Augsburg genoß als freie Stadt alle Rechte eines Reichsstands und diese sollten nach den Bestimmungen des Religionsfriedens des Jahrs 1555 unbeschwert gelassen werden. In Augsburg aber bestanden damals die beiden Kirchen, die katholische und die protestantische friedlich neben einander, in ihren Rechten geordnet vermöge zweier Verträge (1545 und 1584), die nach der Competenz eines freien Reichsstands entworfen und von zwei Kaisern bestätigt worden. Ferdinand II. war als Kaiser nicht befugt, solche Verträge durch einseitige Entscheidung aufzuheben, die Unterschriften seiner Reichsvorfahrer auszustreichen, oder gar die Bürger einer Reichsstadt ihrer Confession zu entfremden. Nicht einmal das

Einmischungsrecht stand ihm zu, so lange nicht die zu Recht bestehende Ordnung von einer Seite verletzt worden war. — Fand sich der Bischof in der Ausübung seiner geistlichen Jurisdiction beschwert, so stand ihm der Weg zu dem kaiserlichen Kammergerichte offen. Was bedeutete aber das für ihn günstigste Resultat? — Nach der Entscheidung König Ferdinands zum Religionsfrieden konnte zwar der Landesherr die Religion seiner Unterthanen nach eigenem Gewissen bestimmen, allein der Bischof war niemals der Landesherr von Augsburg gewesen, die Bürger waren nicht seine Unterthanen, er besaß durchaus kein Herrenrecht über sie. Seine geistliche Jurisdiction gab ihm niemals ein Recht, über das Glaubensbekenntniß der Bürger einer Reichsstadt zu verfügen; sie konnte sich überhaupt nur auf solche Personen beziehen, welche zu der katholischen Kirche gehörten, und Dieses machte ihm Niemand streitig. Damit nun aber gar kein Zweifel bestehen könne, wie Dieses zu verstehen sei, so hatte der Religionsfriede, eben das Reichsgesetz, auf das sich Ferdinand II. so oft beruft, in guter Voraussicht im §. 20 bestimmt: die geistliche Jurisdiction soll wider der Augsburger Confession: Religion, Glauben, Bestellung der Ministerien, Kirchengebräuche, Ordnung und Ceremonien bis zur endlichen Vergleichung der Religion nicht gefaßt werden; „Vnd alß (soll) hierauf, wie obgemeldet, biß zur endlichen Christlichen Vergleichung der Religion, die geistliche Jurisdiction eingestellt vnnd suspendirt seyn vnd bleiben.“ Diese letztere Bestimmung war zunächst auf König Ferdinands Antrag aufgenommen. — Für die Gewaltthat zu Augsburg giebt es keine Rechtfertigung.

Unter den Versammelten auf dem Rathhaus zu Augsburg herrschte anfangs große Bestürzung. Die Stadtpfleger, wahrscheinlich schon vorher unterrichtet, fügten sich nach kurzem Widerstreben in den Befehl des Kaisers. Der Bürgermeister wagte es nicht, offen zu widersprechen. — Sofort wurden die sechs Kirchen der Evangelischen geschlossen, ihre 14 Prädicanten des Dienstes entlassen, und jede Ausübung ihres Gottesdienstes blieb ihnen bei Leibesstrafe untersagt. Dann folgte das Verbot der evangelischen Gesänge und Gebete auf den Straßen und in den Schulen, des Katechismus und aller evangelischen Bücher rc.; jede Widersetzung wurde mit Leib- und Lebensstrafen bedroht. Da begann nun von den Bürgern Augsburger Confession auszuwandern, wer nur sein Vermögen frei machen konnte;

so sehr auch die Stadtpfleger es zu verhindern versuchten. Andere wendeten sich wenigstens nach den benachbarten protestantischen Gebieten, um dem Gottesdienste beizuwohnen, ihre Kinder taufen, ihre Ehen einsegnen zu lassen. Dieses verbot der Kaiser unter dem 18. Februar abermals sehr strenge, da hierdurch die Parrochialrechte des Bischofs beeinträchtigt würden. Die Härte des Zwangs nahm immer zu; bis unter dem 11. Juli 1630 der Kaiser jenes schon erwähnte Decret erließ, wornach die evangelischen Bürger zu Augsburg durch Versagung des Bürgerrechts, wie die der Trauungen, Ausschluß aus den Innungen rc. zur Annahme der katholischen Religion förmlich gezwungen werden sollten. Wer sich mit Worten, Schriften und Werken widersetze, solle an Gut, Leib und Leben gestraft werden.

Nicht sogleich zeigten sich die schlimmen Folgen dessen, was zu Augsburg vorging. Der Churfürst von Sachsen protestirte bald (am 22. August 1629), wobei er auf das Ungerechte des Verfahrens und auf den betrübten, gefährlichen Zustand des Reichs hinwies. Da man jedoch fast überall, besonders in Nordteutschland, im Verlaufe der Restitutionen auch in den nächsten Umgebungen Hader und Aufregung genug hatte, so übersah man, was zu Augsburg geschah. Als aber daselbst die Bedrängnisse der Protestanten bis zur tyrannischen Unterdrückung der verbrieften bürgerlichen Rechte ausarteten, wie durch Gustav Adolfs Landung die Spannung in den Gemüthern stieg, da zeigte sich das Verderbliche jenes Beginnens. Hatte doch der Kaiser den Gegnern eine Handhabe gegeben, um alle politischen Handlungen desselben zu verdächtigen (einer der größten Fehler, die ein Staatsmann begehen kann)! Schienen doch jetzt alle Prediger, die so oft verkündeten, daß hinter den bedächtigen Gegenreformen des Kaisers, der sich stets auf die Gesetzlichkeit seines Verfahrens berief, noch ganz andere, weitgehende, heimliche Pläne der Jesuiten lauerten, — jetzt dem Volke volle Wahrheit gesprochen zu haben! Jede freie Reichsstadt mußte für sich fürchten, wenn eine der mächtigsten aus ihrer Mitte so Unwürdiges erlitten hatte. Und als erst die Auswanderer Augsburgs über die Gauen Teutschlands sich verbreiteten und von der Gewaltthat und dem Elende in ihrer Heimath erzählten, da begann die Menge auf Gustav Adolf als ihren Erretter hinzublicken.[1]

[1] Das ist aber der Fluch einer ungerechten Handlung, im gemeinen Leben wie im Staate, daß sie späterhin immer wieder andere, oft noch schlimmere erzeugt.

Die Abdankung Wallensteins hatte dem Schwedenkönige ein zweites Heer gegeben. Die That zu Augsburg erwarb ihm die öffentliche Stimme. Den Kaiser aber, dessen beschränkter Sinn hier im hellern Lichte sich zeigt, hätte sein bitterster Feind nicht schlimmer berathen können.

Die erste sächsische Intercession blieb, wie zu erwarten, erfolglos. Als aber wiederholt Deputationen Augsburger Bürger zu dem Churfürsten kamen, und um Beistand in ihrer Noth flehten, da wendete sich dieser mit größerem Nachdruck an den Kaiser, die leichtfertigen Gründe des Bischofs scharf widerlegend, und die Ungerechtigkeit des Verfahrens ohne Rückhalt bezeichnend. Wenige Tage später (am 29. December 1630) berief er die protestantischen Reichsstände für den 6. Februar 1631 zu einer Versammlung nach Leipzig, wo zu berathen sei: „wie man sich bei den bevorstehenden Traktaten zu Frankfurt bezeigen solle, damit es zur Ehre Gottes, zur Erhaltung seines alleinseligmachenden Worts und zur Wiederherstellung des zwischen den katholischen und evangelischen Ständen fast zerfallenen teutschen Vertrauens gereichen möge" (Menzel VII., p. 277). So mild auch diese Worte lauten, so erhalten sie doch in Verbindung mit der kurz vorhergegangenen Intercession des Churfürsten den Charakter einer politischen Demonstration und es sah aus, als wollte er endlich einmal ernstlich handeln.

Die erste Gewältigung der Altgläubigen zu Augsburg im Jahr 1537 sollte noch andere Folgen haben. Als Gustav Adolf am 20. August 1632 in die Stadt einzog, ward der katholische Rath entlassen und ein protestantischer eingesetzt, die katholischen Bedienfteten bis auf die Nachtwächter abgeschafft. Doch behielten die Katholischen ihre Kirchen, die sie vor 1629 gehabt hatten. Die eigentliche Noth ging aber erst nach der Schlacht bei Nördlingen an. Es erfolgte die harte Belagerung, begleitet von Hungersnoth, Seuchen und Bürgerzwiespalt. Endlich, nach tapferer Vertheidigung unter dem Obristen Georg Aus dem Winkel ergab sich die Stadt an Gallas (am 13. März 1635). Jetzt unterlag die herrschende Partei. Der Rath und das Kirchenwesen ward nach katholischer Weise wieder hergestellt, die neuernannten Patricier strich man aus, die hohen Kriegssteuern &c. bezahlten die Evangelischen allein. Erst der westphälische Friede stellte die Gleichberechtigung unter den kirchlichen Parteien dauerhaft her. Bei jeder Reaktion, welche die Stadt erlitt, verödete dieselbe mehr und mehr. Die Capitalien wanderten mit den reicheren Bürgern aus, die Gewerbe stockten, der Handel wendete sich nach andern Orten. Niemals erhob sich Augsburg wieder zu der herrlichen Blüthe, deren Schönheit wir noch jetzt in so manchen Ueberresten bewundern.

Gustav Adolfs Lage war bei dem Beginne des Jahrs 1631 keine glänzende. Schwere finanzielle Sorgen drückten das Gemüth des Königs. Zwar gingen einige Gelder von den verbündeten Staaten ein, reichten aber für den Heeraufwand nicht hin. Contributionen ließen sich damals in den protestantischen Landen noch nicht mit Sicherheit ausschreiben, denn der König mußte noch seinen Ruf schonen. Späterhin, in den katholischen Bisthümern, brauchte man keine Rücksicht zu nehmen. Die Hansastädte wollten sich nur gegen gute Wechsel zu Zahlungen verstehen. Wie zähe aber der schwedische Reichsrath war, um neue Steuern zu bewilligen, auf welch armselige Weise das Geld in Schweden aufgebracht werden mußte, (durch Anleihen, durch Verkauf von Getreide, das für verkaufte Krongüter eingegangen war, durch Ausbietung von Kupfervorräthen ꝛc.) und wie wenig dennoch alle Finanzoperationen Oxenstierna's ertrugen, wird durch die eignen Briefe des Königs nachgewiesen (vgl. Geijer III., p. 173 und p. 187). So beruhte auch bald die Erhaltung des schwedischen Heeres zum Theil auf Rauben und Plündern in den schon von den Kaiserlichen verwüsteten Ländern.

Die Unterhandlungen mit teutschen Fürsten schritten nicht fort. Der Graf Anton Günther von Oldenburg hatte im November 1630 für sein Gebiet Neutralität begehrt. Sie wurde ihm unter solchen Bedingungen gewährt, die wie Hohn aussahen. Mehr Aussicht bot die Verhandlung mit dem Landgrafen Wilhelm V. von Hessen. — Als nämlich im Jahr 1604 die Marburgische Linie des Hauses Hessen mit dem Landgrafen Ludwig erlosch, sollten vermöge dessen Testamente die hinterlassenen Besitzungen zwischen dem Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel und den drei Darmstädtischen Brüdern getheilt werden. Diese aber sprachen zuerst Theilung nach Köpfen, später die ganze Erbschaft an, weil sich in dem Testamente eine Clausel fand, wornach das Erbschaftsrecht von der Aufrechthaltung der lutherischen Confession abhing, so daß jenes erlosch, wenn diese geändert wurde. Landgraf Moritz aber hatte schon im Jahr 1605 in seinem Gebiete den Calvinismus gewaltsam eingeführt. Der Reichshofrath entschied im Jahr 1627 die Sache nach dem Testamente. Der Landgraf von Hessen-Cassel mußte seinen Erbtheil den Darmstädtern herausgeben und die bisher unrechtmäßig bezogenen Nutzungen zurückbezahlen. Moritz, dem überdieß einige Stiftsgüter entgangen, sah hierin nur

die persönliche Abneigung des Kaisers und dankte zu Gunsten seines Sohnes Wilhelm V. ab. Während nun die Darmstädter treu zu dem Kaiser hielten, glaubte sich Wilhelm V. berechtigt, an den Reichsfeind sich zu wenden. — Gustav Adolf befand sich eben zu Stralsund, als die Gesandten des Landgrafen anlangten (October 1630), ein Schutz- und Trutzbündniß anbietend. Der König nahm sie sehr huldvoll auf und bereits am 9. Nov. waren die vorläufigen Bedingungen des Bündnisses entworfen. Der Landgraf versprach, auch die andern protestantischen Reichsstände, besonders den Herzog von Würtemberg herbeizuziehen. Der König bedingte sich Oeffnung der Festen und Leitung des Kriegswesens aus, verlangte Aufstellung eines Heeres von mindestens 10,000 Mann durch die Verbündeten und gelobte diesen im Friedensschluß nicht nur alle früheren Besitzungen, sondern auch Eroberungen aufrecht zu erhalten, die sie in den Besitzungen der Liga mit eigenen Truppen machen würden. — In der That ein Vertrag, wie ihn Eroberer zu schließen pflegen. Er kam aber nicht zu Stande, weil die protestantischen Fürsten und Städte Bedenken trugen, auf solche Vorschläge einzugehen und da Südteutschland auch von den kaiserlichen Truppen unter Fürstenberg überwacht wurde. Erst im August des Jahres 1631 schloß Wilhelm V. das Bündniß mit dem König für sich allein ab.

Alle diese Umstände mögen wohl Gustav Adolf bewogen haben, das langberathene vorläufige Bündniß mit Frankreich nach den Vorschlägen von Westeräs endlich mit dem Gesandten Charnacé definitiv abzuschließen (Bärwalde, den 23. Januar 1631): zur Beschützung der gemeinschaftlichen Freunde, Sicherung der Meere, Wiedereinsetzung aller unterdrückten Stände des Römischen Reichs und Schleifung aller Schanzen und Festen, die sowohl an beiden Meeren als in Graubündten neuerdings auferbaut worden waren. Die weiteren Hauptbedingungen: der König verpflichtet sich, wenigstens 30,000 Mann Fußvolk und 3000 (nach Geijer 16,000) Reiter aufzustellen und nach Teutschland zu führen; wogegen Frankreich vom 1. März 1630 an 120,000 Reichsthaler Subsidien nachträglich, und für jedes der fünf nächsten Jahre 400,000 Reichsthaler zahlt. Die eroberten Orte werden nach den Reichsgesetzen behandelt und die katholische Religion, wo sie besteht, wird geduldet. Wollten andere Fürsten innerhalb oder außerhalb des Reichs in das Bündniß eintreten, so seien sie

zugelassen, in so fern sie sich verbindlich machen, in keiner Weise den hohen Verbündeten entgegen zu handeln. Mit dem Herzog von Bayern und der Liga soll Frieden und Freundschaft gehalten werden, oder wenigstens Neutralität, wenn jene Reichsstände dieselbe begehren oder selbst beobachten würden. Der Vertrag gilt bis zu dem 1. März 1636, soll aber erneuert werden, wenn nicht unterdessen Friede geschlossen ist.

Der König von Schweden hatte bereits seinen Plan für den nächsten Feldzug entworfen, wie wir es aus seinen Mittheilungen an Oxenstierna kennen. Der Krieg solle in die kaiserlichen Erbländer, zunächst aber in die Gebiete der Klerisey versetzt werden, die auf dessen Seite wäre, um ihn seiner besten Hülfsmittel zu berauben. Mit einem Heere würde der König selbst die Ostseeküste besetzt halten; zwei andere unter Gustav Horn und Obrist Teufel sollten Brandenburg überwachen und Schlesien bedrohen; ein viertes müsse sich an der Elbe verschanzen, wo zu Magdeburg der Administrator bereits Truppen gesammelt habe; — dieses werde Sachsen zum Anschluß bringen; — ein fünftes Heer solle sich an der Weser halten, wozu ihn die Aufforderungen des Bischofs von Bremen, der Städte Hildesheim, Braunschweig rc. veranlaßten, die schon mit seinem Unterhändler Salvius correspondirten. Könne nur erst Mannschaft in hinreichender Zahl aufgebracht werden, so würde jeder Befehlshaber leicht Mittel und Wege zum Unterhalt seiner Truppen finden.

Erwägt man nun alle die so eben dargelegten Verhältnisse, von deren größerem Theile Tilly gewiß unterrichtet war, so wird man seine Kriegsleitung für sehr zweckmäßig erkennen; und es ist nur eine neue Lächerlichkeit neuerer Geschichtschreiber, dieses zögernde, besonnene Verfahren aus kleinlichen Gründen, z. B. aus geheimen Weisungen des Churfürsten von Bayern und dergleichen herleiten zu wollen.

Die noch vorhandenen Abtheilungen des kaiserlichen Heers waren in ihren Stellungen gleichsam noch gebannt. Sie konnten ohne Gefahr, Erhebungen hervorzurufen, nicht entfernt werden. Es gab nur ein einziges, zuverlässiges, verfügbares Heer, von welchem die Hauptvertheidigung des Reichs abhing. War dieses erst geworfen, so hinderte nichts mehr den König, die noch schwankenden protestantischen Reichsstände zu seiner Unterstützung zu zwingen und gegen Südteutschland vorzudringen. Erst in Mainz und Frankfurt, oder in Würzburg

konnte Tilly wieder einen festen Haltpunkt gewinnen. Hielt dagegen der kaiserliche Oberfeldherr sein Heer am linken Ufer der mittlern und untern Elbe in größern Maßen zusammengezogen, so deckte es mit dem linken Flügel Mecklenburg, stets bereit vorzudringen, wenn die Schweden dort einen Versuch machen würden, während der rechte Flügel, bei Magdeburg, eben sowohl Churbrandenburg als Chursachsen bedrohete. Auch Hessen-Cassel und andere Reichsstände wurden gehindert, sich den Schweden anzuschließen. In solcher Stellung konnte Tilly, welcher den König sehr richtig beurtheilte, zuwarten, bis die aus Italien heimkehrenden kaiserlichen Kriegsvölker sein Heer verstärkten;[1] und während er genügende Zufuhr aus den rückwärts liegenden fruchtbaren Landschaften bezog, überließ er die Schweden dem Hunger und dem Mangel in dem verarmten Pommern. Viel kam dabei freilich darauf an, daß die kaiserlichen Befehlshaber die vorliegenden festen Plätze mit der bisherigen Tapferkeit vertheidigten. Denn erst dann, wenn die Schweden diese inne hatten, gewannen sie eine feste Grundlinie (Operations-Basis) zum weiteren Vordringen.

Tilly war um die Mitte Decembers in dem Bisthum Halberstadt angelangt, um Magdeburg näher zu sein. Nach einiger Zeit traf die Kunde von dem Verluste Greifenhagens und die Räumung des Lagers bei Garz ein; zugleich aber auch ein Bericht des Grafen Schaumburg über die Lage seines Heers. Die Schweden nämlich waren den Kaiserlichen bei ihrem Rückzug nach dem Brandenburgischen auf dem Fuße nachgefolgt, und schlossen den Obristen Cratz in Landsberg ein, wo die Besatzung an allem die bitterste Noth litt. Schaumburg berichtet: durch die Flucht und die Kälte seien die Truppen so herabgekommen, daß die Reiterei, von der noch über 80 Cornet beisammen, nicht ganz mit 4000 Mann ausrücken könne, das Fußvolk sei höchstens etwas über 8000 Mann stark, die gesund. Was Cratz in Landsberg verlange, mangle ihm selbst. Vorräthe

[1] Der eigentliche Friedensschluß zwischen dem Kaiser und Frankreich, wodurch der Mantuanische Erbschaftsstreit zu Gunsten des letztern Hofes sich endigte, erfolgte erst am 6. April 1631 zu Chierasco. Jedoch war schon auf dem Tag zu Regensburg die Sache soweit beigelegt, daß sich die nahe Beendigung sicher voraussehen ließ. Die Truppen zogen nach und nach unter Gallas und Altringer aus Italien heran.

an Lebensmitteln fehlten gänzlich; an Pulver seien 200 bis 300 Centner, an Lunten 200 bis 300 Centner vorhanden; von Geschützen fänden sich nicht mehr, denn 2 halbe Karthaunen, zwei Quartier-Schlangen und acht kleine Stücke, 8 bis 12 Pfund schießend; an Pferden, dieselben fortzuführen, fehle es durchaus, und sie hätten nur mit großer Mühe fortgebracht werden können. Denn vom Lande seien die Pferde und alles übrige in die festen Orte gebracht und die Dörfer stünden verödet. Würde Tilly nicht alsbald 3 frische Regimenter zu Hülfe senden, so sei zu fürchten, daß Landsberg und Frankfurt sich nicht halten könnten. „Were ihm Leide von Grund seiner Seelen vnd bekümmerte ihn biß in den Tod, daß eben dieses Vnglück durch vnd über ihn ausginge, davon er doch, Gott wüste es, die geringste Vrsach nicht were, vnd wo einige Schuld an ihm befunden wurde, wollte er gern mit Leib vnd Leben bezahlen."

Das Heer, über welches Tilly damals verfügen konnte, bestand ungefähr aus 22,000 Mann (la Roche II. p. 42.). Ohne seine Stellung bei Magdeburg aufzugeben brach er nur mit 4 Regimentern nach Frankfurt an der Oder auf, wo er am 4. Jannar ankam, Kriegsvorrath jeder Art mit sich führend. Die verzagten, unwilligen Truppen ermuthigte er durch mannhafte Anrede und nicht minder durch Ausbezahlung des lang rückständigen Solds. (Kurz vorher hatte ihm der kaiserliche Kriegszahlmeister Ossa 400,000 Gulden übergeben.) Auch die Schanzen um Landsberg und Frankfurt begann man auszubessern.

Gustav Adolf stürzte sich nicht unversehens auf den schwächeren Tilly, um ihn vielleicht mit einem Schlage zu vernichten. Die strategischen Pläne des Königs waren tiefer angelegt und versprachen in Verbindung mit den politischen Combinationen einen sichereren Erfolg. Stand doch der Convent der protestantischen Fürsten in Aussicht.

Zu Leipzig trafen die berufenen Reichsstände zahlreich ein. Persönlich kamen der Churfürst von Brandenburg, die sächsischen Herzoge Ernestinischer Linie, dann der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, der Markgraf Friedrich von Baden, der Pfalzgraf August von Sulzbach und von andern trafen Gesandte ein, so auch von den evangelischen Städten: Nürnberg, Straßburg, Frankfurt am Main, Lübeck, Bremen ꝛc., besonders aufgeregt durch die Augsburger Gewaltthat. Am 10. Februar ward die Versammlung mit einer Pre-

digt eröffnet über den 83. Psalm. Schon die Wahl dieses Textes hätte als eine Art von Kriegserklärung gelten können. Doch allen Eifers des Hofpredigers Hoes ungeachtet war die Sache nicht so gefährlich, als sie aussah. Schon die erste Rede des Churfürsten von Sachsen war sehr bedachtsam. Zwar sprach er Viel von dem Troste der bedrängten Kirche, von der Erhaltung der teutschen Freiheit; jedoch der Respekt gegen den Kaiser dürfte nicht verletzt werden. Unendlich weitschweifig zogen sich die Verhandlungen hin. Zwar Einige redeten kühn: man müsse Gut und Blut daran setzen, damit die unterdrückte teutsche Freiheit und die evangelische Religionsübung gerettet werde. Unter diesen besonders der junge Prinz Bernhard von Weimar. Doch die Meisten wollten von einem eigentlichen Bündnisse gar nichts wissen, nur in Aussicht ward ein solches gestellt wenn auch dießmal der Kaiser nicht nachgäbe und die Liga die erneuerten Vorschläge wiederum nicht annähme. Nicht einmal vorläufige Rüstungen wurden beliebt. Denn die Einen hatten wirklich kein Geld und Andere, besonders die Städte, waren nicht geneigt, es vorzuschießen. Mit Mühe war man bis zum 23. März so weit gekommen, daß Churfürst Johann Georg die Errichtung eines Ausschusses sämmtlicher evangelischer Stände — mit Einschluß von Dänemark — vorschlug, der an einem bestimmten Orte seinen Sitz zu nehmen und die andern Stände zu Erfüllung ihrer Obliegenheit anzuhalten habe.

Verschiedene Fürsten, theils Anhänger der lutherischen Lehre, theils der calvinistischen Lehre, hatten ihre Hofprediger mitgebracht. Während nun ihre Gebieter, langweilig berathschlagend, vergebens nach einem mannhaften Entschluß suchten, stellten die Theologen einstweilen Religionsgespräche an, gingen die Augsburger Confession mit einander durch und machten den großen Fund, daß sie über die meisten Artikel gleich dachten. Ueber andere setzten sie vorläufig Vergleichungspunkte auf. Doch dabei blieb es. Die Fürsten hatten keine Zeit, sich um so etwas zu bekümmern. Und die Theologen, erst zu Hause angekommen, dachten kaum mehr an jene Versöhnungsversuche und setzten ihre alten Streitigkeiten so munter fort wie zuvor.

Am 12. April kam endlich der End-Beschluß der Versammelten zu Stande: 1) Da die grausamen Strafen, welche bisher über das teutsche Vaterland ergangen, von Gott wegen der im Schwunge

gehenden Sünden verhängt worden, so habe jeder Reichsstand in seinem Lande gewisse Buß- und Bettage anzuordnen; 2) mit den katholischen Reichsständen sei eine gütliche Unterhandlung und zwar mit aller Behutsamkeit anzuknüpfen; 3) die Gewaltsamkeiten der Soldaten seien nicht länger zu dulden, sondern jeder Reichsstand habe seine Unterthanen bei dem Landfrieden zu schützen; 4) die anwesenden Reichsstände sollten sich, den Kreisordnungen gemäß, in einige Kriegsverfassung setzen, jedoch nicht zum Angriff, sondern nur zum gegenseitigen Schutz, wenn der Kreis gegen die Reichsgesetze angegriffen würde. — Man ernannte nun wirklich einen Ausschuß zur Besorgung der nothwendigsten Geschäfte und traf insgeheim Verabredungen über das Maß der Rüstungen; Alles aber möglichst vorsichtig und unverfänglich. Das Ganze ein guter Beweis, wie geschickt man schon damals in Teutschland war, mit hohen Worten, unter bedeutsamen Mienen und nach sorgfältigen Erwägungen eigentlich Nichts zu beschließen.

An den Kaiser hatte die Versammlung unter dem 28. März eine von allen anwesenden Ständen oder ihren Gesandten unterzeichnete Beschwerdeschrift über die Kriegsbedrängungen gerichtet. — Als wenn nicht jeder Krieg das Land schwer treffe, in welchem er geführt wird! Als wenn nicht die einfachste Abwehr dieser Leiden in der offenen Erklärung bestand, dem Reichsoberhaupt gegen seine Feinde beistehen zu wollen. — Ferdinand II. antwortete auf jenes Schreiben freundlich und begütigend. Dabei blieb es. Den Leipziger Convent hätte er sehr leicht durch Tilly aufheben oder aus einander sprengen können; denn von Halle nach Leipzig ist ja nur ein starker Tagmarsch. Vielleicht sah er aber den Convent gar nicht ungern, da durch ihn auch die Liga wieder zu größerer Thätigkeit angefeuert wurde. Denn durch die Opposition gegen die Obergewalt des Kaisers und durch die Hinneigung zu den französischen Einflüsterungen hatte sie auf dem Regensburger Churfürstentag eine ganz schiefe Stellung gegen Oesterreich eingenommen. Und obgleich der Churfürst von Bayern (im Vertrag von Bärwalde nur Herzog genannt) nebst seinen Bundesgenossen kaum daran dachte, wie schwer sie noch der schwedische Angriff treffen sollte, so mußten sie doch einsehen, daß sie von Frankreich zu falschen Zwecken verleitet und mißbraucht worden. Der Leipziger Convent zeigte ihnen die volle Ge-

fahr und sie hielten wieder eine Versammlung und zwar zu Dinkelsbühl. Um jene Zeit fällt auch der Beschluß der Liga, unweigerlich die Kriegsbeisteuer zu entrichten, so lange der Kampf fortdauere. Nur in Südteutschland begannen einige Reichsstädte, wie auch der Herzog von Würtemberg und Andere sich zu rüsten. Allein der kaiserliche Obristwachtmeister Egon von Fürstenberg stellte mit den Truppen, die aus Italien heimkehrten, die Ruhe wieder her. Die Städte, vereinzelt wie sie waren, mußten sich unterwerfen, bezeigten Reue, und entrichteten willig die Geldsummen, welche ihnen auferlegt wurden.

Auch Gustav Adolf hatte einen Botschafter, den bekannten Geschichtsschreiber Chemnitz, nach Leipzig gesendet. Dieser sollte die versammelten Reichsstände entweder zu einem offnen Kriegsbündniß bewegen, oder sie dahin bringen, daß sie öffentlich Neutralität erklärten, insgeheim aber die Schweden auf jede Weise begünstigten. Ginge das nicht mit der ganzen Versammlung an, so solle der Botschafter sich an die einzelnen machen, damit sie dem Könige ein namhaftes Geld zukommen ließen. Chemnitz, der bald gewahrte, wie unmöglich es sei, auf die erstere Weise etwas durchzusetzen, schlug den zweiten Weg ein. Zuerst wendete er sich insgeheim an den Churfürsten von Sachsen und sprach ihm Vieles von den guten Absichten des Königs vor. Johann Georg war sehr erbaut davon, bis der Botschafter mit seinem eigentlichen Begehren, nach Geld, hervorrückte. Da entschuldigte sich der Churfürst mit seiner Pflicht gegen Kaiser und Reich. Auch mit den kleineren Ständen richtete Chemnitz wenig aus. Da die Schweden im Grunde Nichts zu geben hatten, so ließ es der Botschafter um so weniger an den glänzendsten Zusagen fehlen. Ja man kann dieses als den Anfang der listigen Versprechungs-Politik ansehen, welche der schwedischen Sache geraume Zeit so gute Dienste that. Doch damals fruchtete sie noch wenig. Uebrigens brachten die Ereignisse in Nordteutschland die Leipziger Versammlung bald in völlige Vergessenheit.

Unabhängig von diesen politischen Versuchen begann Gustav Adolf seinen Winterfeldzug, welcher ihm die Bahn zu größeren Unternehmungen im Frühjahr bahnen sollte. Zunächst war es Plan des Königs, Tilly von Frankfurt an der Oder wegzuziehen und durch einen verstellten Rückzug zu ermüden, dann aber durch einen raschen

Gegenmarsch jene Stadt zu überfallen und zu nehmen. Am 23. Januar a. St., an demselben, wo der Vertrag zu Bärwalde unterzeichnet, begann er bei Damm 20,000 Mann zusammenzuziehen. So sehr hatte er sich bereits durch Werbungen und Zuzüge aus Preußen gestärkt, daß er den General Horn mit einer genügenden Zahl Truppen zur Deckung Pommerns zurücklassen konnte. Bei Stettin ging der König über die Oder und brach nach Mecklenburg auf. Neubrandenburg, von 1600 Mann vertheidigt, ergab sich ohne Widerstand am 2. Februar. Die Besatzung erhielt freien Abzug. Noch einige andere Orte fielen, unter diesen das Schloß Loitz. [1] Am 11. Februar rückte das Heer vor Demmin. Das war nun ein höchst wichtiger Punkt, ohnfern des Zusammenflußes der Tollensee, der Trebel und der Peene, von dem Obristen Savelli mit 2 Regimentern vertheidigt, und mit Geschützen, Munition und Lebensmitteln wohl versehen, um eine harte Belagerung aushalten zu können. Tilly war von der Festigkeit des Platzes so überzeugt, daß er dem Savelli befohlen hatte, denselben wenigstens drei Wochen lang zu halten, und im äußersten Fall sich nach Rostock zurückzuziehen. Der geizige Italiener aber, der die ganze Umgegend auf das schmutzigste ausgeschunden hatte, [2] gedachte mehr daran, seine Schätze zu retten,

[1] Hier wird nun erzählt: der Commandant von Loitz, Peralta ein italiänischer Edelmann, habe anfänglich hoch betheuert, wie tapfer er das Schloß vertheidigen werde und sich gerüstet. Als ihn aber die adlichen Frauenzimmer im Schloß baten, seiner und ihrer zu schonen — man denke an die Folgen einer Erstürmung — und er die ganze Macht des Königs anrücken sah, neigte er sich zur Kapitulation, und kam auf Begehren desselben aus der Feste, um den Vertrag abzuschließen. Da bemerkte nun ein schwedischer Abenteurer, daß Peralta eine schöne goldene Kette am Halse trage, bat den König um Erlaubniß, die Kette jenem abnehmen zu dürfen, und wie es ihm gestattet, entriß er ihm das Kleinod, ohne daß der Commandant sich dagegen wehrte. Dieses scheint nun Manchem wie ein guter Spaß. — Allein es hat noch eine andere Seite. Peralta hatte gewiß mit Geleit und auf das Wort des Königs das Schloß verlassen. Diese gemeine Beraubung beweist also um so mehr, welche Begriffe die Schweden von Soldatenehre hatten. Peralta konnte sich allein kaum wehren und mochte in seinem Vaterlande gelernt haben, daß man unter Banditen sich ruhig verhalten müsse.

[2] Man erzählt von ihm, daß, als von den Bauern der Gegend nichts mehr Weiteres zu erpressen war, er ihnen die Ackerpferde wegnahm. Und wie nun Niemand die halbverhungerten Thiere kaufen wollte, ließ er sie niederstechen und verhandelte die Häute an den Schinder um eine Kleinigkeit.

die er in Demmin geborgen. Am ersten Tage der Belagerung schoßen die Kaiserlichen tapfer hinaus. Doch der König brauchte solchen Ernst, daß noch in der Nacht die Laufgräben bis an die Werke der Belagerten vorrückten. Während nun der König heftig die Stadt beschoß, griff Knipphausen das Schloß an. Dieses lag auf einem Hügel, von Morast umgeben, den aber der Frost gangbar gemacht. So war es nicht zu halten. Die Besatzung zündete sofort die Gebäude an und warf sich in einen starken Thurm, und ergab sich erst, 7 Fähnlein stark, als eine Mine bis zu dessen Sprengung gediehen war. Am 15. Februar, als das unaufhörliche Geschützfeuer eine Bresche in die Mauer der Stadt geworfen, übergab sie Savelli und erhielt freien Abzug mit den Waffen. Ohne einen Befehl Tilly's zu achten, wendete er sich nach der Unterelbe.

Sobald der kaiserliche Oberfeldherr den Marsch der Schweden vernommen hatte, brach er von Frankfurt auf, wo er nur 1500 Mann zurückließ und stand am 5. Februar bei Brandenburg. Doch zu schwach, um den Angriff zu beginnen, suchte er Verstärkungen an sich zu ziehen. Unterdessen fiel Demmin. Tilly, im heftigsten Zorn, sendete Savelli den Befehl zu, das Heer zu verlassen und in Wien zur Verantwortung sich zu stellen. Dieser gehorchte, log sich aber zu Wien trefflich durch, indem er behauptete: vermöge einer besondern kaiserlichen Instruction habe er seine Truppen schonen müssen.

Hier sind nun die strategischen Bewegungen der beiden großen Feldherrn wohl in das Auge zu fassen. — Sobald der König vernahm, daß Tilly von Frankfurt an der Oder heranziehe, wendete er sich mit der Hälfte seines Heeres (am 18. Februar) nach Stettin, um die Vorbereitung zu dem Angriff auf Frankfurt an der Oder zu treffen. Die andere Hälfte unter Knipphausen ordnete er zur Deckung Mecklenburgs, indem er seinen Generalen sehr genaue Instructionen hinterließ, welche Stellungen sie einzunehmen hätten, um dem Anmarsch des kaiserlichen Heeres zu widerstehen.

Tilly rückte ohngeachtet des Falls von Demmin vor und stand am 6. März vor Neubrandenburg. Diese Stadt hielt Obrist Knipphausen mit 2000 Mann besetzt, als das Vorwerk von Mecklenburg. Zufällig war der Bote, welcher den Befehl des Königs, die Stadt aufzugeben, von den Kaiserlichen weggefangen worden. Knipphausen, den früheren Instructionen gemäß, glaubte die Stadt auf jede Weise

vertheidigen zu müssen, obgleich er nur Doppelhaken hatte. Die ersten Stürme der Kaiserlichen waren abgeschlagen und der Obrist der sich den Gegnern nicht gewachsen sah, begehrte, auf schleunigen Entsatz rechnend, 24 Stunden Bedenkzeit, um eine Capitulation zu treffen. Jedoch aus demselben Grunde verwarf Tilly den Antrag. Bereits hatten die groben Geschütze eine kleine Bresche geworfen, und die Kaiserlichen traten zum letzten Sturm an (am 9. März), als Tilly den Schweden nochmals Pardon gegen augenblickliche Uebergabe anbot. Dieses ward verworfen und nun begann der Sturm mit großem Ungestüm und der erbittertsten Gegenwehr. Knipphausen stürzte mit dem Rosse und wurde gefangen, mit ihm 60 Mann. Die ganze übrige schwedische Mannschaft blieb im Kampfe. — Zwar brachte es damals der Kriegsgebrauch mit sich, daß eine Besatzung, die es unternahm, einen unhaltbar gewordenen Platz zu vertheidigen, im Sturm überwältigt, dem Schwerte verfiel. Die Schweden hatten selbst im Damgarten zuerst so gehandelt, und thaten es auch späterhin oft genug. Doch den König schmerzte es tief, daß ihn ein solcher Schlag traf. Er war der erste dieser Art.

Gustav Adolf hatte Tilly's Zögern vor Neubrandenburg wohl benützt. Gustav Horn zog sich bis Anklam zurück, wo er, von Demmin gedeckt, eine feste Stellung nahm, während Baner, von letzterer Stadt aus, die Zuzüge, welche Tilly von den Mecklenburgischen Besatzungen an sich ziehen wollte, zurückwarf. Der König selbst faßte Fuß bei Passewalk, die rechte Flanke der Kaiserlichen bedrohend, wenn sie nordwärts vordringen würden. Tilly sah seinen Plan vereitelt, verließ (am 13. März) das halbzerstörte Neubrandenburg und ging bis Ruppin zurück. Sogleich rückte der König auf Schwedt vor, wo er ein ungemein starkes, wohl verschanztes, zum Theil von einem Oder-Arm umgebenes Lager schlug, fast gleich weit von Landsberg und Ruppin entfernt. Nun vermochte sich Tilly in seiner Stellung nicht mehr zu behaupten, und nach einem schwachen Versuch auf die Linien von Schwedt, den Colloredo blos mit der Reiterei ausführte, zog er sich gänzlich zurück. Am 30. März stand er mit dem Hauptheer vor Magdeburg, während eine Abtheilung bei Altbrandenburg Stellung nahm, um eine Ueberraschung bei der Belagerung Magdeburgs zu verhüten.

Vermochte nun Tilly diese Stadt rasch zu nehmen, welche durch

eine verhältnißmäßig geringe Besatzung leicht zu vertheidigen war, so gewann er hier eine starke Operationsbasis, die ihm abging. Von da aus konnte er, ohne eine Ueberflügluug fürchten zu müssen, mit dem größern Theile seines Heers nach Frankfurt und Landsberg sich wenden, und durch die Besatzungen dieser Orte verstärkt, Stettin, die strategische Basis des Königs bedrohen. Wurde aber auch Magdeburg nicht rasch genommen, so ließ sich doch mit aller Gewißheit voraussehen, daß Gustav Adolf die Belagerung dieser ihm vor allen wichtigen Stadt, dieser Hauptburg des evangelischen Glaubens, nicht leichtfertig übersehen, sondern mit aller Macht zum Entsatze vorrücken würde. Auch in diesem Falle war die Bewegung Tilly's nach dem rechten Flügel hin recht gut ausführbar, während das Belagerungsheer bei Magdeburg vor dem König in irgend eine starke Stellung langsam zurückzog, bis die Verstärkungen vom Süden her eintrafen.

Gustav Adolf aber täuschte alle Erwartungen, indem er Magdeburg preis gab. — Durch seine bisherigen klugen Bewegungen, die stets den Feind in Unsicherheit über seinen wahren Plan ließen, hatte er schon ein sehr bedeutendes Resultat erreicht: den Fall des wichtigen Kolbergs. Diese starke Feste, die Schutzwehr Hinterpommerns, vertheidigte der heldenmüthige Franz von Mörs auf das tapferste. Frühere Versuche, von Garz aus den Platz zu entsetzen, mißlangen. Ein Unternehmen von Wismar aus, dorthin Getraide zu bringen, hatte keinen bessern Erfolg. Die Schiffe wurden von dem schwedischen Admiral mit großem Verluste zurückgetrieben. Drei Monate lang blieb die Feste von einem überlegnen Heere eingeschlossen und erst als die Lebensmittel gänzlich mangelten, knüpfte der kühne Befehlshaber Unterhandlungen an, und am 2. März zog die Besatzung, kaum noch 1500 Mann stark, mit allen Ehren ab. Unterwegs brachten die Schweden diesen braven Soldaten die Capitulation und zwangen unter elenden Vorwänden und harten Drohungen an 400 Mann schwedische Dienste zu nehmen. Die Uebrigen aber blieben unbeweglich und mußten entlassen werden. Drei Tage nach der Uebergabe langten Schiffe mit frischer Mannschaft und Lebensmitteln von Wismar und Rostock her auf der Rhede Kolbergs an, segelten aber wieder ab, als sie die schwedischen Fahnen auf den Wällen erblickten. So wurde unter allen festen Plätzen Pommerns nur noch Greiffenhagen von dem kühnen Perusi gehalten, der zwar

schwer auf den Bürgern lastete, die Ehre aber seiner Fahne rücksichtslos behauptete.

Gegen das Ende des März hatte Gustav Adolf alle seine Vorbereitungen zum Angriff getroffen. Das Lager zu Schwedt war als fast uneinnehmbar hergestellt und gewährte den sichersten Rückhalt. Die Besatzung betrug zwar nur einige tausend Mann; Gustav Horn aber, der zu Garz lagerte, hatte Befehl, vorzurücken, sowie Schwedt bedroht werde.

Am 25. März begann der König von Schwedt aus, sich in den Marsch zu setzen. Er führte 20,000 Mann und 200 Geschütze mit sich, unter denen die schwereren von Oderkähnen getragen. Alles war auf das Beste gerüstet. Das schwedische Heer zog auf beiden Seiten der Oder. In dem Städtchen Zedenick wurden 5 Schwadronen Kroaten überfallen und 150 niedergehauen. Die übrigen ließ der König in die Kupferbergwerke Schwedens abführen. Am 1. April Abends lagerte er zu Libuß eine Meile von Frankfurt an der Oder. Sobald Schaumburg den Marsch der Schweden vernommen, hatte er Außenwerke in den Weinbergen anbringen lassen und Mancherlei zur Vertheidigung gerüstet: wie denn auch 7000 Mann mit 27 Geschützen in der Stadt lagen. Noch weit energischer verfuhr Feldmarschall Tiefenbach, der in diesen Tagen eintraf. Rücksichtslos ließ er die Vorstädte, selbst die Weinbergshäuschen niederbrennen, die Werke verstärken, so gut es in der kurzen Zeit ging, und die Thore verrammeln. Allein der König verfuhr mit der ungewöhnlichen Thatkraft, die ihm eigen war. Am 2. April Vormittags um zehn nähert er sich den Außenwerken Frankfurts, um sie zu recognosciren. Nun rückt das Heer heran und stellt sich in volle Schlachtordnung, wobei der größere Theil der Reiterei den Rücken zu decken hat, wenn etwa Tilly zum Entsatz herankomme. Sogleich setzen sich nun die Schweden fest und beginnen Schanzen aufzuwerfen. Ein Ausfall, welchen die Kaiserlichen Abends durch das Gubensche Thor machen, wird blutig zurückgeschlagen. In der Nacht legt Alles Hand an, um in den abgebrannten Vorstädten Schanzen zu errichten, obgleich die Kaiserlichen unablässig ein wüthendes Geschützfeuer unterhalten, welches viele Leute tödtet. Am Morgen des 3. April, des Palmsonntags, sind die schwedischen Werke so stark, daß die feindlichen Geschütze wenig Schaden mehr thun. Da bringen die Schweden ihre Ge-

schütze in die fertigen Batterien und um Mittag sind die Belagerten aus ihren Außenwerken vertrieben. Noch immer zögert der König mit dem allgemeinen Angriff. Desto lustiger feuerten die Kaiserlichen. Zum Hohn der Schweden hingen sie eine todte Gans über den Wall heraus. Unterdessen waren deren Laufgräben immer weiter gegen die Stadt vorgerückt und eine Batterie von 12 Feldstücken der schwersten Art beschoß das Gubensche Thor und legte Bresche. Schon ging es gegen Abend und die Kaiserlichen sammelten sich eben auf dem Markte, um einen starken Ausfall zu thun, als ein junger Lieutenant, Andreas Auer aus Pegau im Meißnischen, den tollkühnen Plan faßte, auf eigene Faust mit etwa hundert Schweden vermittelst Sturmleitern den Stadtwall zu ersteigen. Der König gewahrt das verwegne Unternehmen und sendet ein schwedisches Fußregiment zu Hülfe. Die Vertheidiger sind von dem Wall ab in die Stadt getrieben, das Gubensche Thor wird gesprengt und hereinstürmt die schwedische Reiterei. Vergebens sammelt Graf Schaumburg einige Schwadronen Reiterei. Sie werden von Baudissins Dragonern geworfen. In den Straßen kämpft man mit der größten Wuth. Jetzt raffen sich auch die Bürger auf, schießen aus den Fenstern auf die Kaiserlichen und werfen mit Steinen.[1] Die kaiserlichen Obristen Spar und Hydn fechten zu Roß auf das Entschlossenste und sterben als tapfere Soldaten. Die Hauptwege liegen so voll von Todten, daß man kaum mehr fortkommen kann. Die Kaiserlichen, von verschiedenen Seiten angegriffen, ohne Haltpunkt, wenden sich jetzt zur Flucht. Am Bruckenthor, dort an der Oder, drängt sich Alles zusammen, flüchtendes Fußvolk, Reiterei, Packwägen und Geschütze, fort über die Oderbrücke, wobei Mancher in den Strom gestoßen wird und ertrinkt. Wild hauen die Schweden nach, Keinem geben sie Pardon. Wenn Einer darum bittet, ruft man ihm zu: „Neubrandenburgisch Quartier" und macht ihn nieder. Zweimal rührten einzelne Fähnlein die Trommel als Zeichen, daß sie sich ergeben wollten. Sie wurden nicht gehört und das grimmige Gefecht ging fort. Als die Besatzung des Brückenkopfes jenseits der Oder diese Vorgänge wahrnahm, schoß sie die Brücke über den Fluß zusammen

[1] Vgl. Tiefenbachs Brief an Questenberg bei Mailath III. p. 225: „Die Schelmen, die Bürger haben von Fenstern mit Stein geworfen vnd geschossen auf die Unsrigen."

und wendete sich zur Flucht, nachdem sie den einzigen Ausweg zerstört hatte. So blieben über 2000 Kaiserliche todt und 800 wurden gefangen, als die Sieger vom Morden ermüdet waren. Doch auch diese hatten viele Leute verloren.

Die Kaiserlichen ließen ihre meisten Fahnen und Geschütze nebst aller Munition in den Händen der Schweden. Ihr bitterster Verlust aber bestand darin, daß ihre tapfersten und erfahrensten Kriegsobersten gefangen oder gefallen waren. Nur Wenige von den Flüchtigen wenden sich nach Landsberg. Der große Haufe der Besatzung, soweit sie sich retten konnten, zieht unter Tiefenbach in unaufhaltsamer Flucht nach Glogau, eine Zeit lang von einem Theile der schwedischen Reiterei verfolgt.

Den Frankfurter Bürgern hatte ihr schwedischer Patriotismus wenig genutzt. Denn da die Stadt mit Sturm genommen war, so gestattete der König seinen Soldaten eine dreistündige Plünderung des gutevangelischen Ortes. Erst wie die zügellosen Soldaten an die bestimmte Zeit sich nicht binden wollten, sondern mit Plündern fortfuhren, schritt endlich Gustav Adolf sammt seinen Hauptleuten ein, und ließ einige der ärgsten Frevler aufknüpfen.[1] So lieferten die Schweden schon damals den Beweis, daß sie öfters nicht viel besser waren als die Kroaten, denen sie als schlechtem Raubgesindel keinen Pardon zu geben pflegten. — Als der calvinistische Prediger Petargus während dieser Vorgänge ernste Vorstellungen wegen dieses Gräuels dem Könige machte, antwortete derselbe: „dies ist die gerechte Strafe dafür, daß ihr falsche Lehren in die Kirche gebracht habt.“ — Ob in dieser Erwiederung, wenn sie wahr ist, mehr Hohn oder Heuchelei liege, ist wohl schwer zu entscheiden. Gegen Nacht brach in der Stadt überdieß Feuer aus, welches 16 Gebäude verzehrte und mit Mühe gelöscht ward. Als Besatzung wurden sechs Regimenter nach Frankfurt verlegt, so daß mancher der ausgeplün-

[1] Den Soldaten hat er (der König), weil die Stadt mit stürmender Hand eingenommen worden, drei Stund lang zu plündern erlaubet; aber sie haben solche Licentz mißbrauchet, vnd mit plündern vnnd allerley mutwillen vber die bestimmbte zeit so lang angehalten, bis der König vnnd seine Obristen mit prügeln vnnd blossen Dägen mit Gewalt abgewehret, vnnd daruber auch etliche so es gar vbermacht, auffgehencket.“ Abelinus p. 323. Das Nichteinhalten der gestatteten Frist war allerdings ein Subordinationsfehler.

derten Bürger 20 bis 30 Mann in das Quartier erhielt. Und da nun viele Hauswirthe auch keinen Bissen Brod mehr hatten, so theilte man von den Vorräthen aus, welche von den Kaiserlichen zurückgelassen.

Sogleich berichtete der König diesen Sieg an die Fürstenversammlung in Leipzig, welche damals noch bei einander war: „wie der allmächtige Gott seiner christlichen Kirche diesen Palmsonntag augenscheinlich zur Revange der jährlich erlittenen Niederlag, vnd mit sich ziehenden erfolgten vnglücks habe erscheinen lassen“ und so fort. Doch machten diese Redeformen[1] auf den Leipziger Convent so wenig Eindruck, daß in dem Endbeschluß vom 12. April des Königs gar keine ausdrückliche Erwähnung gethan wird, sondern nur in Bezug auf die churfürstliche Erklärung vom 23. März bemerkt: man wolle mit allen benachbarten Potentaten Freundschaft zu erhalten suchen, wie es der goldenen Bulle und der Wohlfahrt des Reichs gemäß sei, den König von Schweden aber um so mehr bei freundlicher Meinung zu erhalten bemüht sein, da sich das churfürstliche Collegium zur Vermittlung erboten habe, also nicht Partei nehmen dürfe. Das war sehr deutlich.

Als Tilly erfuhr, daß Gustav Adolf gegen Frankfurt heranziehe, brach er mit einem Theile seines Heeres rasch auf, kehrte aber bei Altbrandenburg wieder um, als er den Fall jener Stadt vernahm. Der König dagegen machte sich mit acht Regimentern Fußvolks und 120 Schwadronen auf, um Landsberg zu überfallen, wo Cratz mit 5000 Mann lag. Das Unternehmen gelang, am 16. April, unerwartet rasch durch den Verrath eines Landsberger Bürgers, welcher die Schweden Nachts durch ein großes Moor führte, das für unwegsam galt, wodurch sie jene, die Stadt beherrschende Hauptschanze im Rücken anzugreifen vermochten. Dazu kam noch, daß einer der ersten Schüsse den tapfern O b e r s t w a c h m e i s t e r Cratz niederstreckte. Die Besatzung zog mit allen Ehren ab.

So hatte sich in dem Verlaufe weniger Wochen die ganze Stellung des Kriegs ungemein zum Nachtheile der Kaiserlichen verändert. Der Oder-Lauf lag den Schweden offen bis nach dem festen

[1] Weder in dem Schreiben an den Convent, noch in dem Bericht an seinen Kanzler (s. Geijer III. p. 181) thut der König der Plünderung Frankfurts Erwähnung.

Glogau, wo es dem Grafen von Schaumburg gelungen, die flüchtigen Truppen wieder zu sammeln, etwa noch 6000 Mann stark. Das war der ganze verfügbare Rest des schönen Heers, durch welches Wallenstein die Ostsee hatte beherrschen wollen. Ueberdieß befand sich der schwache Churfürst von Brandenburg jetzt gänzlich in den Händen der Schweden.

Die hohe Bedeutung Magdeburgs für den schwedischen Krieg geht schon aus der bisherigen Darstellung so sichtbar hervor, daß es weiterer Erläuterung kaum bedarf. Für Tilly ward die schleunige Gewinnung dieser Stadt zur dringenden Nothwendigkeit. Nur in deren Besitz durfte er hoffen, die Mittel-Elbe noch ferner zu beherrschen, die schwankenden Reichsfürsten Nordteutschlands in ihrer Pflicht zu erhalten, und vermittelst zahlreicher Verstärkungen, welche schon auf dem Anmarsch sich befanden, von hier und von Glogau das Verlorene wieder zu erobern. Ging diese Stadt aus seiner Hand, so gab es für sein Heer keinen verlässigen Haltpunkt mehr nordwärts vom Thüringer Wald. Daher unternahm es Tilly nun mit aller Macht, Magdeburg zu erobern.

Auch Gustav Adolf verkannte gewiß nicht die Wichtigkeit dieser Stadt. Allein nach seinen politischen Gewohnheiten gebrauchte er es vorläufig auf eine Weise, die ihn ganz charakterisirt. Er benützt nämlich das „belagerte Magdeburg“ als eine Art von Popanz, den er bei den Aufforderungen an Churbrandenburg und Chursachsen voranstellt, zur Unterstützung sie beschwörend. Denn eine solche Stadt, die Vorkämpferin der Evangelischen, dürfe man nicht im Stiche lassen. — Auf ähnliche Weise benützte er späterhin das „zerstörte Magdeburg,“ denn so oft er dann durch die Thore einer großen, gut katholischen, teutschen Stadt, die sich ohne Widerstand ergeben hatte (Würzburg, München) einzog, so ließ er gewöhnlich seine Milde glänzen, daß er solche Stadt nicht aus Rache für Magdeburg zerstöre; für Magdeburg, dem er selbst zur Zeit seiner bittersten Noth nicht zu Hülfe gekommen war. Jedoch fehlte es niemals an Gläubigen, die durch solche Großmuth des Königs sehr erbaut waren, wie man sie auch noch jetzt in manchen Geschichtserzählungen bewundert.

Auch Häupter der katholischen Reichsstände verkannten keineswegs die höchst mißliche Wendung des Kriegs. Dieses zeigt sich zumal in einem Berichte des Grafen Pappenheim an den Churfürsten

von Bayern, zur Zeit der Berennung Frankfurts. „Wo Gott nicht etwas, schreibt Pappenheim, daß der Menschen sinn nicht ergründen könnte, derley thue, so stünden die Sachen ärger, als fast niemahlen, außerhalb an der Brücken zu Wien“ (s. Abelinus p. 326). In Wien herrschte bei so schlimmer Kunde viel Kleinmuth und Bestürzung, so daß die Prediger von den Kanzeln das Volk ermahnten, nicht verzagt zu werden, denn eine solche Wolke des Unglücks könne bald wieder durch schönen Sonnenschein zerstreuet werden. Kaiser Ferdinand II. aber begriff endlich, wie sehr er bisher von seinen Räthen getäuscht worden sei. „Ihre Kaiserliche Majestät, schreibt Abelinus p. 327, hat auch, nachdem sie vernommen wie es in Pommern zugangen, gar hoch empfunden, daß man Ihro nicht vorhergesagt, was es vmb die Kriegs Armada vnnd dann das Schwedische Läger für eine Beschaffenheit gehabt. Hat auch gegen den Hoff Kriegs-Räthen gar hart geredet, mit vermelden, wenn man Ihrer Majestät die Wahrheit gesagt, hätte viel Dings können vermieden werden, würde sich nunmehr selbst hinausbegeben müssen, zu sehen, wie seine Obristen hauseten vnnd das Kriegswesen führeten.“

Doch nur ein großer Kaiser, der Staatsmann und Feldherr war wie Karl V., aber weniger in ängstlicher Erwägung alter Constitutionen und mit mehr Kenntniß der teutschen Nation, selbst die eigene Kaisermacht beschränkte, vermochte noch dem Reich den innern Frieden zu bewahren.

X.

Die dritte Belagerung Magdeburgs.

Die Stadt Magdeburg liegt so hart auf dem linken Ufer der Mittelelbe, daß die Gewässer derselben seine Mauern bespülen würden, wenn sich nicht vor denselben ein ganz schmaler, damals eingedämmter Erdstrich hinzöge. Der Strom geht hier viele Stunden weit, oberhalb und unterhalb der Stadt durch eine breite Niederung von sandiger Unterlage, so daß er häufig Arme absendet, welche zu jener Zeit schwerdurchgangbare Moräste, oder mit dem Zutritt geringer Flüsse kleine, stehende Gewässer bildeten, bis sich die Nebenarme wieder mit dem Hauptstrom vereinigen. So theilt sich die Elbe unfern Dornburgs in die östliche — „alte Elbe" — und den westlichen Hauptstrom, — „neue Elbe" — so eine große Insel umschließend, auf welcher Elbenau, Randau und andere Ortschaften liegen, und auf welche bei Schönbeck eine Brücke führte. Etwas über eine Stunde weit oberhalb der Stadt fließen diese Arme zusammen, um sich wieder mehrfach zu trennen und eine Anzahl kleinere sandige, Flußinseln — sogenannte Werder — zu erzeugen. Auch unterhalb Magdeburgs trennt sich der Strom wiederum bis in die Gegend von Rojetz, und umgibt so eine lange, damals sumpfige und überwaldete Insel, auf der Rotensee liegt. — Alles dieses trug nun bei, die Einschließung der Stadt zu verhindern, besonders wenn die Werder und Flußübergänge durch starke Werke gedeckt waren.

Die Altstadt Magdeburg war schon in früherer Zeit gut befestigt. Eine tüchtige Ringmauer mit Thürmen umgab die Stadt, selbst auf der Wasserseite. Wo aber die Elbe nicht die natürliche Schutzwehr gab, lief unterhalb der Mauer ein Zwinger hin mit einem Wall und einem tiefen Wassergraben, in den niedrigere, aber starke Thürme, zu dessen besserer Beschützung aus, vorsprangen, wie

man es noch jetzt bei alten Befestigungen sieht. Einen besondern Fleiß hatte man auf die Befestigung der Zugänge verwendet. Diese waren nicht nur durch mehrere, hinter einander liegende starke Thore gedeckt, sondern auch von hohen Thürmen überragt, welche im Nothfall mit kleineren Geschützen besetzt werden konnten. Außerdem bestanden noch, zum Theil aus älteren Zeiten, theils von der Stadt abgesonderte, theils ihr anliegende Werke, um die wichtigsten Punkte zu beschützen. Südwestlich von Magdeburg, gegen die Vorstadt Sudenburg, wo zwei Seiten der Ringmauer einen stumpfen Winkel bilden, lag der „Heideck", ein besonderes starkes Werk, mit einem tiefen, gutgefütterten Graben. Die Mauerlinie, welche von dem Heideck nach der Elbe sich zieht, endigte dort hart am Fluß mit einem sehr starken doppelten Halbmondwerk „Gebhard" (?), welches besonders den Dom und seine Umgebung beschützte; (vgl. die Merianische Zeichnung bei Abelin p. 336), die große Sternschanze, auf der Stelle der ehemaligen Sudenburg (wie sie schon auf der Zeichnung bei Calvisius, im Jahre 1727, vorkömmt), war damals noch nicht vorhanden. Dagegen hatte man hart an der Sudenburg zwei Schanzen neu erbaut. Die lange Seite der Stadt, gegen die westliche Ebene zu, von dem Heideck bis zum Ulrichsthor war durch ein Kronwerk (noch von der Wallensteinischen Belagerung her) und von da bis zu dem Schrottendörferthor durch große Hornschanzen gedeckt. Hier macht wiederum die Ringmauer einen stumpfen Winkel bis zu dem gut befestigten Kröfenthor (Kreichenthor), biegt aber dann wieder ein bis zur Elbe. Außerhalb dieser letzten Linie schloß sich bei dem Kröfenthor die Neustadt an, durch die starke Ringmauer von der Altstadt getrennt, selbst aber von Wall und Graben und Halben-Monden eingeschlossen. Am Ende der Ringmauer, wo sie sich an den Strom schließt, hatte man das „Neu-Werk" errichtet. Hier lag der Graben trocken, oder konnte doch von den Belagerern leicht entwässert werden, auch war die Böschung weder sehr hoch noch steil. Dabei lag es hart an der Ringmauer, so daß ein Thürlein in ihr „das Stückthor" unmittelbar aus der Stadt in dasselbe führte. Man hatte gerathen, diese wichtige Schanze durch einen tiefen Graben von der Ringmauer abzuschneiden. Die Bürger aber sahen solches als überflüssig an, was sich bald als einen großen Fehler erweisen sollte. Das Hauptthor, gegen die Neustadt zu,

zwischen dem Krökenthor und Neuwerk, hieß die „Hohepforte“, und war ganz besonders fest.

Das wichtigste Vorwerk Magdeburgs, das sich schon bei den früheren Belagerungen bewährt hatte, war die „alte Zollschanze“, der Brückenkopf jenseits der Elbe. So lange die Magdeburger diese behaupteten, hatten sie den Elbepaß in der Hand, sowohl für sich zum Ausfall, als zur Aufnahme eines Entsatzes. Diese Zollschanze bestand ursprünglich wahrscheinlich entweder aus einem Kronwerk, oder aus zwei Bollwerken durch eine ziemlich lange Courtine verbunden (Hornwerk), in beiden Fällen schlossen zwei kurze Seiten-Flanken an den Strom an, so daß das Werk gegen die Stadt offen lag. Gegenüber der Zollschanze, durch einen Stromarm getrennt, lag eine Flußinsel, der „große Marsch“. Der kleinere Theil der Insel aber — der Holzmarsch, von dem dort befindlichen Holzhof so genannt, — war von dem größeren Theile derselben vermittelst eines tiefen und breiten Durchstichs getrennt, über den eine schmale Brücke ging. Von dem Holzmarsch führte die „Lange Brücke“ über den breiten Stromarm nach dem „Brückenthor“ in der Stadt. Der Zugang aber zu der Langen Brücke ward auf dem Holzmarsch durch eine sehr starke, von einem Wassergraben umschloßne Bastei (nach Andern von einem Halben-Mond) beschützt. Außerdem wurde noch auf dem rechten Elbeufer die Zollschanze von dem südwärts liegenden Krakauerthurme flankirt, von welchem eine Brücke nach dem kleinen „Krakauer Werder“ oder „Jungfern-Insel“ führte, auf welchem sich gleichfalls eine Erdschanze befand. Nordöstlich von der Zollschanze auf dem Mühlberg hatte Falkenberg eine Redoute „Trotz-Kaiser“ erbaut.

Erwägt man nun, daß Magdeburg damals an 36,000 Einwohner besaß, daß kein Mangel an guten Geschützen war, — Tilly führte nach der Zerstörung 63 schwere Stücke ab — und daß die wehrhaften Bürger aus der Landschaft sich leicht verstärken konnten, so begreift man, daß die Eroberung der Stadt ein mißliches Unternehmen blieb. — Während nun Graf Pappenheim allein die Belagerung, nach Tilly's Abzug, leitete, waren seine Streitkräfte (ungefähr 5000 Mann) viel zu gering, um gegen die Stadt vorzuschreiten. Er mußte sich begnügen, Magdeburg auf der Westseite einzuschließen, indem er die in einem Halbkreis umherliegenden Ort-

schaften (Schönebeck, Salze, Salpke, Nieder-Dodeleben, Olvenstedt, Bardeleben, Wolmirstedt) besetzte. Die Wegnahme und Zerstörung des befestigten Klosters Bergen war die wichtigste That, (in der Nacht vom 3. bis 4. Januar). Daß Graf Wolf von Mansfeld, von dem Kaiser zum Statthalter des Erzbisthums ernannt, neben Pappenheim commandirte, ohne seinem Befehle untergeordnet zu sein, erschwerte jedes Unternehmen. Gegen das Frühjahr rüstete sich der Feldmarschall so gut er es vermochte; ließ Geschütze aus Wolfenbüttel und andern Festen herbeischaffen, nöthigte die Landschaft Pferde zu liefern und Schanzarbeiter zu stellen (3000), um seine Lagerplätze zu befestigen, sobald es der abnehmende Frost erlaubte.

Die Magdeburger ließen diese Winterruhe nicht unbenützt. Sie besserten nicht nur die älteren Befestigungswerke aus, vertieften die Gräben und sicherten schwächere Stellen durch Schanzpfähle, sondern errichteten auch eine Reihe von neuen Verschanzungen außerhalb der Stadt, um den unmittelbaren Angriff auf dieselbe zu erschweren, und die Zufuhr auf der Elbe sich zu sichern. (Im Ganzen werden ungefähr zwanzig solche Werke von verschiedener Größe erwähnt. Doch weichen die Angaben über Zahl und Lage derselben etwas voneinander ab.) Auf der linken Stromseite bei Bukow stand die „Bukauer Schanze", ein tüchtiges, altes Werk, das sich in der Belagerung durch Moritz von Sachsen bewährt hatte. Zwischen dieser und der Sudenburg erhoben sich jetzt zwei Erdwerke. Auf dem rechten Stromufer südwärts von der Krakauerschanze (eigentlich zwei verbundene Thürme mit einem Erdwall umgeben), werden bald vier Werke genannt: „Trutz-Pappenheim" auf dem Rehberg gegen Pechau zu, der „Magdeburger Succurs" (oder die „M. Hülfe"), „Trutz-Tilly", und die kleine Redoute bei Prester. Dazu kamen noch die neuen Werke: der „Halbe-Mond" auf dem Krakauer Werder (oder „Jungferinsel"), der Stern „auf dem rothen Horn" (oder „Holm") und „das Kronwerk" bei dem Durchstich am Holzmarsch. Alle diese neugebauten Werke aber waren ohne Sorgfalt, ganz leichtfertig aus dem lockern Sande aufgeworfen, wie ihn die Umgegend darbot, und gewährten mehr den Schein der Vertheidigung, als daß sie geeignet gewesen wären, einen ernsthaften, von Geschütz unterstützten, Angriff auszuhalten.

Auch konnte ein so weitläuftiges Verschanzungssystem nur dann ersprießlich werden, wenn die einzelnen Werke miteinander so in Ver-

bindung standen, daß sie sich gegenseitig deckten, und wenn hinreichende Mannschaft vorhanden war, um die einzelnen Schanzen zu vertheidigen oder sie im Fall eines überlegenen Angriffs durch Ausfälle aus dem Mittelpunkt zu entsetzen oder doch die Besatzung sicher hereinzuziehen. Gerade aber für Mannschaft war am schlechtesten gesorgt. Allerdings hatte der Administrator kurz nach seiner Ankunft, wo Alles sein gewagtes Unternehmen zu begünstigen schien, an 8000 Fußknechte und 600 Reiter gesammelt (s. Relat. p. 96). Da er aber seine Truppen in kleinen Expeditionen zersplitterte, die sämmtlich einen schlechten Ausgang nahmen und viele Leute kosteten (in Neu-Haldensleben streckten 1200 Mann die Waffen), und Viele wegen Mangel an Sold und Nahrung entliefen, so schmolz seine Mannschaft schnell zusammen. Als Tilly die Außenwerke Magdeburgs weggenommen hatte, bestand die Besatzung höchstens (s. Relat. p. 102) aus 300 Reitern unter Obristen Ußlar, 1200 Fußknechten von Obristen Schneidewinds und Obristleutenants Longius Regimentern, 800 Fußknechten Falkenbergs unter dem Obristen Trost und 500 Söldnern der Stadt; zusammen 2800 Mann (la Roche zählt 600 Reiter und 4000 Mann Fußvolk). Zwar war endlich auch die Bürgerschaft dahin gebracht worden, an dem Kriege thätigen Antheil zu nehmen und sich zu bewaffnen. Das waren aber zum Theil sehr unzuverlässige Kampfgenossen. Nicht als ob die Bürger großer, mit Freiheiten begabter teutschen Städte zu jener Zeit nicht tüchtige Kriegsmänner gewesen wären. Schlugen sie sich doch sowohl hinter ihren Mauern, als im offnen Felde zuweilen auf das mannhafteste. Die Magdeburger aber waren damals uneinig und mißtrauisch unter einander, und überdieß durch die verkehrten Maßregeln des Administrators entmuthigt. — Viel vermag eine Bürgerschaft, wenn sie einmüthig und von dem Gefühle ihres Rechts und ihrer guten Sache durchdrungen, ein schweres Werk über sich nimmt. Wird sie aber nur von einer Partei zu einem Wagniß fortgerissen, so erlöscht die Aufregung bald und es tritt die kühle Ueberlegung ein. Hat sich aber gar diese Partei durch äußere Gewalt einer Art von Herrschaft bemächtigt, so reißt, wenn erst die Noth herandrängt, der Zwiespalt unter den Bürgern immer tiefer, bis endlich die Stadt ihren Feinden in die Hände fällt.

Die Magdeburger blieben auch nicht stets ruhig in ihrer Stadt sitzen, sondern machten sich auf dem rechten Elbufer zu thun, wo sie

unbeschränkt waren. Da wo die alte Elbe mit dem Hauptstrom sich vereinigt, am Kreuzholz, errichteten sie das am weitesten vorgeschobene Werk, „die Kreuzhorst-Schanze", ein Reduit von geringem Umfang. Von da aus gelang es ihnen durch das Kreuzholz, von Gommern her viele Zufuhr den freien Elbearm hinunter in die Stadt zu führen. Ja einige hundert Fußknechte machten einen Ausfall bis Barby und nahmen 50 Wispel Getreide weg, welche kaiserliche Officiere auf dem Rathskeller daselbst aufgeschüttet hatten. Sogleich Tags darauf, nachdem der Bau der Kreuzhorstschanze begonnen hatte, versuchten die Kaiserlichen mit 600 Fußknechten und einer Reiterschwadron die Magdeburger aus dieser Stellung zu vertreiben. Doch schon war das Werk sturmfrei und mit 4 Geschützen versehen. Und da nun auch aus der Stadt zur rechten Zeit Hülfe herbeikam, so mußten die Kaiserlichen mit einem Verlust von 100 Mann abziehen (wird verschieden erzählt). Die Magdeburgischen Schanzen blieben jetzt wohl einen Monat lang unangefochten.

Um diese Zeit ward der kaiserliche Obristlieutenant Chiesa, der sich unlängst vor Mantua ausgezeichnet, von den Magdeburgern auf irgend einem Streifzug aufgefangen und umgebracht worden. Aus den Briefen des Grafen Wolf von Mansfeld an Verschiedene — Trautmanßdorf, Eggenberg und wahrscheinlich an Chiesa selbst — ersieht man den Zwist der kaiserlichen Befehlshaber und noch manches Andere. Wolf von Mansfeld schreibt: „Lieber Herr Graff, ich weiß daß der Herr deß Graff Pappenheims guter Freund ist, vnnd ich binns auch, denn er ist ein tapfferer redlicher Soldat, vnnd in vnsers Keysers Diensten embsig: aber ich habe vber ihn diese Klage, daß er gar zu voller Künsten stecket, vnnd die gemeine Straße ihm nie beliebet, darüber wird vnsers Hern Dienst versäumet, vnd Kosten verursachet. Ich habe so bald es hier zu Lande das Wetter leyden wollen, vnd man hier können in die Erde kommen, mich aruncirt, vnd von einer Seithen der Elbe biß zu der andern auff diesem Lande vnd vmb die Statt also meine Posten beschantzet,[1] daß mich der Feind,

[1] Das ist ziemlich undeutlich. Es scheint, daß Mansfeld die Außenwerke auf dem linken Stromufer einschließen sollte, Pappenheim auf dem rechten, ohne daß er es zu Stande brachte. Wir kennen aber dessen eigentliche Stellung nicht. Wenigstens blieb der von der Stadt südöstlich gelegene Landstrich (nach Gommern zu) offen, da die Belagerten in dieser Richtung 5 bis 6 Meilen weit ausstreiften.

wiewol er es versuchet, nicht heraußer bringen können, als nur an den Thoren, so kan er auch deß Wassers der Elb auff dieser Seithen nicht gebrauchen: dann ich habe meine Stück da. Vnnd dieses alles habe ich mit Vorwissen vnd genehm halten des Generals gethan, welcher dem Graffen von Pappenheimb meinen Vorschlag zugeschrieben, approbirt vnnd gemeldet, er solle auff seiner Seithen dergleichen auch thun. Ich habe jhn trewlich darumb gebetten, vnnd sonderlich, daß er sich gegen meiner Batterey vber Orths am Wasser Prester genendt, belieben ließe, ein andere Batterey zu machen, weil ich die Elbe nicht vberschiessen kan, auch ein grosse Insel darzwischen. Aber Summa diese Sachen sind viel zuschlecht gewesen, wir haben höhere Tentiren wollen: als die Brücken abbrennen, die Elbe ableithen, Instrumenta machen, vnnd mit dem wenigen Volk, so wir haben, sie zum Accord zu bezwingen.

Welchen Sachen alle, ob sie zwar meinem Verstandt zu hoch gewesen, habe ich sie doch müssen ansehen: Interim ist darauß nichts worden, vnnd was wir sollen thun, das thut jetzo der Feind, der hat sich zu gedachtem Prester verschantzet, daß obwol Graff Pappenheimb sich daran versuchet, hat er doch müssen abziehen.

Vnderdessen brauchet sich der Feind der halben Elb ohn Hindernuß, bringet Volk darauff vnnd anders hinein, wie er selbst will. Ich hoffe zwar, es soll Herr Graff diese Fähler ersetzen, wie er denn gewiß etwas wagen wird: aber entzwischen hat er mein meiste Infanteri, so Herr General Graff Tilly mir dieser Seit gelassen hinvber, vnnd ich bin in allen Posten so schlecht versehen, daß ich fürchte, ich möchte einen Spott aufheben, weil sich die in der Statt in wenig Tagen mächtig gestärket“ ꝛc.

So schreibt Wolf von Mansfeld an einen Mann, den er Pappenheims Freund nennt. In den beiden andern aufgefangenen Briefen, wo er sich deutlich merken läßt, daß er selbst gern Herr von Magdeburg werden möchte, spricht er sich noch böswilliger über denselben aus. Das kann, aus solchem Munde nun, Pappenheim gar nicht zur Unehre gereichen. Die Magdeburger aber schöpften daraus einen neuen verwegnen Muth und trügliche Zuversicht, indem sie fest darauf zählten, daß gegen ihre Stadt kein ernstlicher Angriff geschehen könne. Sollten aber bald enttäuscht werden.

Gegen das Ende des März zog Graf Tilly mit seinem gesammten

Heere aus Mecklenburg heran, nahm sein Hauptquartier zu Möckern und legte zu Zerbst Magazine an. Am 26. März, alten Styls, stand er bei Pechau und verschanzte sich auf dem Rehberge. Das ganze jetzt vereinigte Heer, mit Einschluß der Besatzung des Dessauer Brückenkopfes, betrug: 30,750 Mann mit 86 Geschützen, und zwar um Magdeburg: 14,200 Mann ligistisches Fußvolk und 8400 kaiserliches; 1000 ligistische Reiter und 2100 kaiserliche. (Da aber diese Heerabtheilungen nicht getrennt wirkten, so gebrauchen wir für beide, in sofern jetzt Tilly kaiserlicher Oberfeldherr war, ohne Unterschied den Namen „Kaiserliche"; vgl. über das Einzelne la Roche II., p. 61.)

Nachdem Graf Tilly die Lage und Beschaffenheit der feindlichen Außenwerke wohl in den Augenschein genommen, gab er für den 30. März a. St. den Befehl zum allgemeinen Angriff. Mansfeld sollte die Außenwerke auf dem linken Stromufer wegnehmen, Pappenheim aber, unter seinem eignen Obercommando die Schanzen auf dem rechten Ufer bezwingen.

Sofort legte sich Tilly zwischen der Kreuzhorster Schanze und dem Prester Werk in das Kreuzholz und deckte sich durch Verhaue gegen jeden Angriff aus der Stadt. Da nun die Soldaten in der Kreuzhorster Schanze sich abgeschnitten sahen, und die Schanze, nur aus schlechtem Sande bestehend, mit halben Karthaunen hart beschossen wurde, so begriff Hauptmann Böse die Unhaltbarkeit des Werks, ergab sich mit der Besatzung, 50 bis 80 Mann, und lieferte seine vier Stück aus. Unverzüglich griff Tilly den „Magdeburger Succurs", ein befestigtes Blockhaus am Kreuzholz, an, wo ein Lieutenant mit 24 Mann lag. Mit diesen unternahm es der kühne Mann sich zu erwehren und schlug fünf Stürme ab, wobei an 100 Kaiserliche fielen, bis ihm eine Stückkugel den Arm wegriß. Da wurde zwar die kleine Besatzung niedergemacht, allein den Lieutenant entsendete Tilly, welcher die Tapferkeit auch an dem Feinde ehrte, „dieser mannlichen That halber" ungekränkt nach Magdeburg.[1]

Auch Graf Pappenheim hatte nicht gesäumt. Durch Aufwerfung eines Walls schnitt er die fünf Schanzen auf dem rechten Elb-

[1] Um dieses Verfahren, selten in jener Zeit, zu würdigen, vergleiche man das Benehmen Gustav Adolfs bei ähnlicher Begebenheit, wo ein tapferer Hauptmann nur dadurch dem Strang entging, daß des Königs Umgebung den Henker auf die Seite schaffte, bis sich der königliche Zorn wieder gelegt hatte. S. Gfrörer p. 887.

ufer von der Zollschanze ab und leitete das Presterwasser und anderes ab, so daß die Gräben um die Schanzen trocken lagen. Zuerst griff er das Werk auf dem Rehberg an, das man ihm zum Verdruß „Trotz-Pappenheim" genannt hatte. Es wurde ungeachtet der heftigsten Gegenwehr im Sturm erstiegen und die Besatzung von 300 Mann niedergehauen und die Leichname in die Elbe geworfen. Hierauf nahm Tilly die Schanze „Trotz-Tilly", in der sich fünf neugegossene metallne Stücke vorfanden.[1] Tags darauf legten sie sich vor das Prester-Werk, das mit einigen hundert Mann besetzt war. Tilly beschoß es mit schweren Stücken, Pappenheim trat aber alsbald mit dem Savellischen Regiment zum Sturm an. Als diese nun bereits den Graben genommen hatten, und den Wall zu ersteigen begannen, ward die Besatzung von einem solchen Schrecken ergriffen, daß sie ohne Halt sich zur Flucht wendete und der Zollschanze zulief.

Auch Graf Mansfeld hatte die erhaltenen Befehle ungesäumt ausgeführt. In der Nacht vom 30. März auf den 31. bestürmte er die alte Bukauer-Schanze und die zu deren Verstärkung neu errichteten beiden Redouten zu gleicher Zeit. In jeder Schanze lagen 60 Mann Besatzung. Da sie aber mit Pulver und Blei — nach Magdeburger Erzählung — schlecht versehen waren, mußten sie sich bald ergeben.

Sowie der nächste Tag (1. April) anbrach, begann Tilly den verschanzten Krakauer Thurm aus fünf schweren Stücken zu beschießen. Das Gebäude war sehr fest und hatte seinen Zugang nur durch eine kleine Thüre in der Mitte der Mauer, vermittelst einer Leiter ersteigbar. Die kleine Besatzung, nur 15 Mann, vertheidigte sich sehr muthig und legte viele Kaiserliche nieder. Als nun gegen Mittag der Thurm durch das unausgesetzte Geschützfeuer arg beschädigt war, zogen sie sich in das unterste Stockwerk zurück, bis endlich die Kaiserlichen den Sturm begannen und die kühnen Leute übermannten. Doch gelang es Einigen derselben zu entkommen. — Zwar machten die Magdeburger während dieser Beschießung, über die lange Brücke her aus der Zollschanze einen starken Ausfall. Pappenheim aber griff sie wüthend an, tödtete ihnen über 80 Mann und schlug sie nach der Stadt zurück.

[1] Nach einer Angabe bei Hoffmann und Andern nach ihm, hatten die Magdeburger der Kreuzforstschanze den Namen „Trutz-Tilly" beigelegt. Dieses widerspricht aber andern Berichten.

Hierauf ließen die kaiserlichen Befehlshaber ihre ermüdeten Truppen einige Tage lang ausruhen, zugleich, um den Magdeburgern Gelegenheit zu geben, sich zu besinnen und vielleicht Unterhandlungen anzuknüpfen. Falkenberg aber wußte selbst die Wankelmüthigen so zu erkräftigen, daß Jedermann unbeugsam blieb. — Zu diesem Zögern trug auch vornehmlich bei, daß Tilly von dem Anmarsch des Königs gegen Frankfurt Kunde erhielt, und sogleich mit einigen der besten Regimenter aufbrach. Als er aber auf dem Marsch bald den Fall der Stadt vernahm, kehrte er sogleich nach Magdeburg zurück, um die Belagerung mit um so größerem Nachdruck fortzusetzen.[1]

Noch war die Zollschanze übrig, ein Werk viel zu stark, um es im Anlauf zu nehmen: der breite Graben morastig, die Zuzüge durch Pallisadenhecken verwahrt, dabei im Rücken von den Schanzen auf den nächsten Werdern unterstützt. Falkenberg hatte bereits begonnen um die alte Zollschanze her ein neues regelmäßiges doppeltes Kronwerk (?) durch den Obristlieutenant Trost erbauen zu lassen und dem Rathe der Stadt sehr empfohlen, hier allen Fleiß anzuwenden. Durch Sorglosigkeit der Bürger war aber dieser Neubau noch nicht viel gefördert und nur eine rauhe Brüstung und ein schwacher Graben fertig.[2] Auch die Schanzen auf den Werdern mag Falkenberg während der kurzen Zwischenruhe verstärkt haben, obgleich er sie nicht erst damals errichtete. Mit regelmäßigem Approchiren durch Laufgräben hatten sich der Herzog von Holstein und Obrist Wangler der Zollschanze so weit genähert, daß man sie aus zwei nahen, schweren

[1] Ein Schreiben des Grafen Pappenheim an Wallenstein (Mailath III. p. 286) enthält auch ein wichtiges Urtheil des erstern über die Kriegslage: „Unsere Sachen sind allhier so bestellt, daß wir allein aus dem gemeinen Geschrei wissen, daß Frankfurt an der Oder vom Feind mit stürmender Hand eingenommen, in specie aber wie es zugegangen, haben wir noch bis auf den heutigen Tag keine Gewißheit, ja nicht ein Wort, wo der König mit seiner ganzen Armada sich befindet, viel weniger ob er stark oder schwach sey. Sonst haben wir beide, die kaiserlichen und ligistischen Armaden, allhier vor Magdeburg conjungirt; ist ein schönes Corpus von 7000 Pferden und 23,000 Mann zu Fuß, effective aber ist aufs wenigste noch ein solches vonnöthen, diesem lästigen Feinde, der sich nur an Strömen und Päffen hält, zu widerstehen, und sowohl das Reich als die Erblande zu decken: was gegen die protestirenden Fürsten vonnöthen, zu geschweigen."

[2] Daher kömmt auch wohl die Verschiedenheit der Zeichnungen von der Zollschanze in alten Werken: Topographia Saxoniae infer. p. 66. Abelin, p. 336 ꝛc.

Batterien beschießen konnte, und einen Sturm unternahm. Dieser ward von der Besatzung abgeschlagen und die Kaiserlichen verloren 200 Mann. Eben so wenig gelang ein Angriff, den 800 Musketiere von der Wasserseite her machten. Die Kähne hafteten auf den im Fluß unter dem Wasser eingerammten Pfählen, zerschellten zum Theil und sanken. Jetzt beschloß Tilly den Hauptangriff durch eine Seitenbewegung zu unterstützen. Pappenheim setzte am 21. April n. St. in schlechten Kähnen auf die Jungferninsel über und nahm die Schanze dort weg, ohne einen Mann zu verlieren. Sofort errichtete er eine Batterie von fünf oder sechs schweren Stücken gegen den Stern „auf dem rothen Horn". Eine eben so starke beschoß den Stern von der Bukauer Seite aus. Da nun auch dieses wichtige Werk lüderlich, nur aus losem Sande aufgeschüttet war, so getraute sich die Besatzung, nachdem das feindliche Feuer einen Tag und eine Nacht gedauert hatte, nicht länger dasselbe zu halten. In der Dunkelheit machte sie sich auf, nahm ihre Geschütze mit, bis auf ein kleines, das sie in der Eile stehen ließen und flohen über die Zugbrücke des Durchstichs nach dem Holzmarsch. Da die alte Elbe bei dem „Rothen Horn" durch Baumstämme gesperrt war, so setzte Tilly von Bukau ein Regiment Fußvolk über, dem er einige Reitergeschwader folgen ließ, bemächtigte sich des Sterns und begann sogleich gegen das Kronwerk am Durchstich sich zu verschanzen. Falkenberg hätte wohl gern durch einen Ausfall das „Rothe Horn" wieder genommen. Er mußte aber seine Mannschaft schonen und scheute die kaiserlichen Batterien. Sein Feuer aber von dem Rundel an der Sudenburg hatte keine Wirkung.

Unterdessen hatten der Herzog Adolf von Holstein und Obrist Wangler fortgefahren, die Zollschanze regelmäßig anzugreifen. „Trutz-Kaiser" und andere kleine Werke waren von den Magdeburgern aufgegeben. Die Belagerer hatten sich bis an den Graben und die Pallisaden des neugebauten Kronwerks durchgearbeitet. Die Geschütze schmetterten einen großen Theil der Umwallung nieder und die hineingeworfenen Granaten thaten vielen Schaden, so daß die Belagerten sich nur in ihren Laufgräben halten konnten, wo sie sich tapfer wehrten. Die Kaiserlichen unternahmen am 30. April einen neuen Sturm. Plötzlich aber trat ein so wildes Sturmwetter mit kaltem Platzregen ein, daß man den Angriff aufgeben mußte. Die Laufgräben füllten sich mit Wasser und die Soldaten vermochten kaum im freien Felde

auszudauern. Die Magdeburger aber freuten sich und es kam ihnen vor, als seien die Feinde von ihrer Zollschanze durch Zauberei abgetrieben worden.

Bald aber trat wieder helles Wetter ein. In der Nacht vor dem 1. Mai rüstete Tilly, um mit Macht zwei Stunden vor Tags den Feind in der Zollschanze und bei dem Durchstich zugleich anzugreifen, und so der Besatzung den Rückweg über die lange Brücke abzuschneiden. Falkenberg nahm die Gefahr wahr und berief um 11 Uhr in derselben Nacht den Rath von Magdeburg und trug ihm vor, wie nothwendig es sei, die Zollschanze und ein anderes naheliegendes Werk zu räumen, die sich nicht länger vertheidigen ließen, eben so wenig als man sie bei der Belagerung im Jahr 1550 habe behaupten können. Nur mit dem Widerspruch Weniger ward der unheilsvolle Beschluß gefaßt. Noch in der Nacht zog die Besatzung ab, brach die Brücke nach dem Holzmarsch und ein Joch der langen Brücke ab. Nur der Holzmarsch mit seinen Werken blieb noch im Besitz der Magdeburger, vorläufig unangefochten.

Nur die bitteren Verluste, welche die Magdeburger bei der Wegnahme der Außenwerke bereits erlitten hatten, konnten wohl den kriegserfahrnen Falkenberg bewegen, den Brückenkopf aufzugeben, welcher die Verbindung mit dem rechten Elbufer gesichert hatte. Tilly traute anfänglich kaum seinen Augen. Zuerst vermuthete er eine Falle, die Anlage von verborgenen Minen. Erst gegen Abend ließ er einige Fähnlein in das verlassene Werk einrücken und nachdem sie die Brücke nach dem Holzmarsch völlig weggebrannt hatten, begannen sie, sich gegen die Stadt hin zu verschanzen. Vgl. ein Schreiben Pappenheims von dem 1. Mai. Die Vorgänge sind in ihm unvollständig erzählt.

Mit Bestürzung hatten schon früher kriegserfahrne Männer den schlechten Zustand der Außenwerke erwogen und wie ungenügend die Stadt verwahrt sei.[1] Allein die thörichte — von früheren Geschichten

[1] „Die Festung belangend, hätte auch wohl vonnöthen gehabt, daß von der Bürgerschaft vnd Rath oder derselbigen Bauherrn gute Aufsicht gehalten worden wäre, sintemal sie so vnordentlich befunden worden, daß sich etliche in diesem Werk wohlerfahrene Kriegsofficiere höchlich darüber entsetzt, weiln sie erst inne worden, wie hochnöthig jederzeit sei, sein eigen Nest wohl zu verwahren vnd zu bevestigen, ehe man mit den Kybitzen ausfliegen vnd das gantze Feld besetzen will, hergegen

her wie eine Tradition überkommene — Zuversicht auf die Unüberwindlichkeit Magdeburgs, hatte bei den Bürgern das Vertrauen auf die nahe schwedische Hülfe, bei den Befehlshabern solche Bedenklichkeiten bisher beschwichtigt. Nun aber, da sie den baaren Ernst der Sache sahen, griffen sie zu verzweifelten Maßregeln.

Graf Mansfeld hatte zu dieser Zeit die große Mühlenschanze, das nächste Außenwerk an Sudenburg, weggenommen, wodurch diese unhaltbar erschien. Sofort beschlossen die Befehlshaber in der Stadt, dieselbe abzubrennen. Dieses geschah am Abend des 1. Mai's und am andern Tag wurde die Zerstörung dieser Vorstadt, ingleichen die des Fleckens St. Michael vollendet und das Mauerwerk niedergerissen. Die jammernden Bewohner, die wohl nur wenig von ihrer Habe zu retten vermochten, nahm man in die Altstadt auf: die Armen, welche keine Wohnung fanden, brachte man im Kreuzgange der Nicolaikirche unter. Mansfeld besetzte sogleich die noch rauchenden Trümmer und begann sich gegen die Stadt zu verschanzen, um vor deren Stückkugeln sicher zu sein.

An demselben Tage (den 1. Mai) rückte Pappenheim mit fünf Regimentern und seinen Geschützen über die Brücke bei Schönebeck, welche Tilly kurz zuvor hatte schlagen lassen, auf das linke Elbufer, umging die Stadt und nahm seine Stellung bei Rotensee nordwärts von Magdeburg, sein Hauptquartier war Barbeleben. — Zufällig fingen an diesem Tag Magdeburgische Reiter einen General-Adjutanten des Grafen auf, und als dieser aussagte: Pappenheim würde noch desselbigen Tags die Neustadt angegriffen haben, hätte es ihm nicht an Kraut und Loth gemangelt, so entstand noch größere Bestürzung im Rathe der Stadt. Manche riethen, man solle die Vermittlung der Churfürsten von Brandenburg und von Sachsen nachsuchen, um vom Kaiser einen Waffenstillstand und die Aufhebung der Belagerung zu erhalten. Der Administrator dagegen wies auf die nahe schwedische Hülfe hin, Falkenberg sprach erkräftigende Worte und da ohnehin die Geistlichen alle Tage von ihren Kanzeln gegen die Ergebung an den Kaiser, als gegen ein Werk der ärgsten Gottlosigkeit predigten, konnte solcher Vorschlag keinen Raum gewinnen. Man beschloß, auch

aber seine Wohnung nicht vertheidigen kann." Vgl. den sogenannten Bericht der Bürgerschaft bei Calvisius p. 34 über die nähere Beschaffenheit dieses Berichts: Hoffmann III. p. 104, nota.

die Neustadt zu zerstören, damit sie den Feinden nicht in die Hände falle. — Am 3. Mai sollte die Vorstadt in den Brand gesteckt werden. Doch geschah dieses bei dem Widerstreben der Einwohner so unvollständig und eilig, daß noch eine Anzahl Häuser und vieles Gemäuer stehen blieb. Als sie nun am andern Tag daran waren, alles dieses vollends einzureißen und dem Boden gleich zu machen, kam ihnen Pappenheim über den Hals. Rasch drang er über den unbewachten Graben und Wall in die verwüstete Neustadt. In einer Gasse fand er etwa 200 Mann in Schlachtordnung stehen, gegen die er hundert vorrücken hieß. Kaum aber hatten jene ein paarmal gefeuert, als sie eiligst nach Magdeburg sich zurückzogen. Der Graf, ohne sich zu säumen, eröffnete von vier Punkten aus Laufgräben gegen die Altstadt und begann die Belagerung.

Man hat später dieses Abbrennen der Vorstädte als eine ungeschickte Maßregel getadelt, weil durch deren Behauptung die Belagerung der eigentlichen Stadt doch verzögert wurde und die Schweden desto längere Zeit zum Entsatz erhielten. Falkenberg ging aber wohl mit seinen Kriegsmitteln zu Rathe, und erwog, daß diese Vorstädte, wenn sie dem Feinde unverletzt in die Hände fielen, und er sich erst in ihnen festsetzen konnte, viele Deckung bei dem Angriff gegen die Stadt darboten. Es mag auch viel die alte Erbitterung der Bürger der Altstadt gegen die Bewohner dieser beiden nicht gleichberechtigten Ortschaften, von denen sie sich in ihrem Gewerbsgewinn beeinträchtigt glaubten, zu solchem Beschluß beigetragen haben.

Bisher hatte Falkenberg mit seinem Regiment und den städtischen Söldnern die Altstadt behauptet, die fremden Söldner, etwa noch 1100 Mann zu Fuß und 250 Reiter stark, lagen in den Vorstädten. Diese wurden jetzt hereingenommen und einige reiche Rathsglieder schossen eine kleine Summe vor, damit jeder Gemeine wöchentlich 21 gute Groschen als Sold erhalte. Wie es sonst aber mit deren Verpflegung stand werden wir sehen. Die bewaffneten Bürger rechnete man auf 2000; dazu kamen 3000 Bürgerssöhne und Gesellen nebst etwa 900 Bauern.

In den nächsten Tagen näherten sich die kaiserlichen Befehlshaber in langsamer und regelmäßiger Belagerung der Stadt, wobei das zusammenpreßte Landvolk zum Ausschaufeln der Laufgräben und

andern Schanzarbeiten verwendet wurde. Nach Tilly's Anordnung griff Pappenheim auf der Nordseite von der Neustadt aus an; unter ihm die Obristen Wangler und Gronßfeld; ihm gegenüber den „Heideck“ Graf Mansfeld. In der westlichen Ebene lagerte Herzog Adolf von Holstein. Hier war die Stadt, als am besten verwahrt, vorläufig nicht bestürmt. Doch beobachteten wohlvertheilte, starke Reiterwachen hinter allen Hügeln und in allen Thalsenkungen aufgestellt, jeden Ausfall und schnitten allen Verkehr ab. Tilly führte den Oberbefehl über das Ganze und war bald hier bald dort zugegen. Die Einschließung der Stadt von der Wasserseite wies er zunächst dem Piccolomini zu. Hier gab es nun nicht viel zu schaffen, außer daß er vor Ausfällen zu wahren hatte. Allein Tilly selbst befand sich gewöhnlich daselbst. Denn dieser Posten erforderte ein rasches und umsichtiges Handeln, wenn etwa ein schwedisches Heer über das offne Land zum Ersatz heran ziehen sollte. Doch fehlte es dabei so an Ingenieuren, daß man den Clement Cäsar von Stade herbeirufen mußte, wo er nicht gut zu entbehren war.

Wie nun die Belagerung so weit fortgeschritten war, daß sich die Magdeburger von der Nähe und dem Ernste ihrer Gefahr selbst überzeugen konnten, hielt es Tilly, dem Alles daran lag, die Stadt unversehrt in die Hand zu bekommen, damit sie ihm eine Vormauer gegen den Schwedenkönig werde, für rathsam, die früheren Unterhandlungen wieder aufzunehmen.

Am 4. Mai gegen Abend sendete Tilly aus seinem Hauptquartier zu Westerhausen einen Trompeter mit drei Schreiben. In dem ersten: An Bürgermeister, Rath und sämmtliche Gemeinde Magdeburgs, erinnert der kaiserliche Feldherr die Städter, wie vielen Verlust an Gütern und Wohlstand sie durch ihr bisheriges Verfahren erlitten hätten; stellt ihnen vor, wie es durch göttliche Fügung so weit gekommen sei, daß er sie jetzt mit Hab und Gut, mit Weib und Kind gänzlich zu verderben vermöge; nach seiner Sorgfalt und Wohlmeinendheit gegen sie wolle er sie nochmals, zu allem Ueberfluß verwarnen, von ihrer Widersetzlichkeit abzulassen und der Kaiserlichen Majestät als der höchsten Obrigkeit des Reichs den schuldigen Gehorsam wieder zu leisten, wodurch sie auch dessen Huld leicht wieder erlangen würden. Nur auf diese Weise könnten sie das drohende Verderben von sich abwenden. Daß aber Diejenigen, welche vor-

geben, sie zu vertheidigen und zu beschützen, nicht in der That Magdeburgs Wohlfahrt suchten, läge klar vor Augen. — Um dieses Schreiben zu würdigen, muß man wissen, daß Tilly nicht aus eigner Macht den Bürgern die kaiserliche Huld zusagte, wenn sie sich unterwürfen. Der Kaiser, welcher die Capitulation der Stadt erwartete, hatte an Tilly geschrieben: wenn die Magdeburger unbedingt Religionsfreiheit verlangten, so solle er erwiedern, daß er darüber keinen Auftrag habe; begehrten sie aber freie Religionsübung, wie sie der Passauer Religionsfrieden bewillige, so solle er daran keinen Anstand nehmen, denn der Kaiser sei nicht gesonnen gegen den Passauer Vertrag Jemanden beschweren zu lassen (Mailath III. p. 239, nach dem K. K. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv). — Solcher Versicherung des Kaisers schien allerdings das gewaltsame Verfahren zu Augsburg zu widersprechen; und die Gefahr für die Protestanten zu Magdeburg war in der That vorhanden, sowie Leopold von Oesterreich sich dort als Erzbischof zu behaupten vermochte und anfing, seine Rechtsansprüche auf Landesherrschaft, gleich dem Augsburger Bischof zu interpretiren.

Diesem Schreiben Tilly's an den Rath lagen die Abschriften der Briefe an den Administrator und an Falkenberg bei. Den erstern ermahnt der greise Feldherr, nicht länger von friedhässigen und rebellischen Gemüthern sich verleiten zu lassen, sondern daß er, als ein Fürst von uraltem, teutschem Stamm, selbst hochvernünftig und reiflich erwägen möchte, wie er Ehre und Namen, zeitliche und ewige Wohlfahrt gefährden würde. Denn so weit sei es mit der Magdeburgischen Faktion gekommen, daß sie, wenn sie sich nicht zeitlich besinne, unfehlbar in das Verderben stürzen werde. Auf seiner Seite habe man wahrlich keinen Wohlgefallen an diesem bevorstehenden Unglück der Stadt, dessen Schuld man Niemanden beimessen könne, als Denjenigen, welche ihn, den Fürsten, und die Magdeburger in dieses äußerste Bedrängniß gebracht hätten. Deßhalb möge der Administrator Alles wohl überlegen, in sich gehen, daran gedenken, daß es noch jetzt Zeit sei, sich der unverantwortlichen Faktion zu entschlagen, sofort die Waffen niederlegen und die Magdeburger von ihrer Hartnäckigkeit abmahnen. Unterwürfe er sich der Kaiserlichen Majestät in Gehorsam, so werde er nicht nur selbst leicht zu Gnaden aufgenommen werden, sondern auch Magdeburg werde eine erträg-

liche Capitulation erhalten. Der Fürst selbst könne jetzt wohl deutlich vermerken, daß er von den Fremden und Ausländischen, auf deren Versprechungen er sich verlassen habe, bisher nur mit Wortvertröstungen hingehalten worden sei. — An Falkenberg schreibt Tilly nur kurz: es bedürfe gar nicht vieler Worte, um die Folgen der bisherigen Hartnäckigkeit der Städter zu erweisen; da er, Tilly, aber an derer Unglück keinen Gefallen trage, so wolle er ihn ermahnen, daß es weder christlich noch billig sei, ja daß er, Falkenberg, dem Allmächtigen selbst verantwortlich werden würde, wenn er noch länger beitrage, so viele unschuldige Menschen in das äußerste Elend zu stürzen. Dabei möge sich der Herr auch seiner Pflichten erinnern, und daß er als ein geborner Teutscher Sr. Kaiserlichen Majestät Gehorsam schuldig sei. Denn kein Entsatz stehe bevor, noch gäbe es ein anderes Mittel für die Erhaltung Magdeburgs, als die Unterwerfung. S. Calvisius p. 174. p. 180. p. 184.

Ein sonderbarer Zufall — wenn man das Geschick so nennen darf — trug wohl das Meiste dazu bei, diesen Schreiben des kaiserlichen Feldherrn die in Magdeburg öffentlich vorgelesen waren, allen Erfolg zu nehmen. — Gustav Adolf nämlich hatte von Frankfurt aus, wohin er nach der Eroberung Landsbergs zurückgekehrt war, ein Schreiben an die Bürger zu Magdeburg abgesendet. In diesem berichtete er von seinen glänzenden Erfolgen; erklärt, daß, so abgemattet auch sein Heer wäre, er doch im Begriff stehe, geradenwegs auf Magdeburg loszugehen und es zu entsetzen, sofern, wie er hoffte, die Verbindung mit Churbrandenburg zu Stande komme. Daher sollten sie sich noch drei Wochen lang halten. Er werde sie nicht verlassen, „so wahr er ein König der Ehren wäre.“ Er vermeine aber nimmermehr, daß es so falsch in der Stadt hergehe, daß von Denen keine bessere Aufsicht geführt werde, denen es gebühre. — Der Bote, welcher dieses Schreiben nach Magdeburg bringen sollte, wurde von den Kaiserlichen aufgefangen und zu Tilly geführt. Dieser schickte nun den Brief des Königs an Pappenheim und schrieb dazu: der Graf solle mit seinem Angriff von der Neustadt aus ungesäumt fortfahren; denn aus beiliegendem Schreiben könne man ersehen, daß der König von Schweden in vollem Anmarsch sei; übrigens würden auch von evangelischen Fürsten im Reich viele Werbungen angestellt, die wahrscheinlich zu dem Entsatz Magdeburgs bestimmt seien.

Das Geschick nun wollte es, daß an demselben 4. Mai der General-Adjutant Tilly's, welcher diese Schreiben nach Bardeleben zu Pappenheim bringen sollte, auf dem Wege, nebst einigen andern Officieren, von herumstreifenden Magdeburgischen Reitern, die sich weiter hinausgewagt, aufgefangen ward. Dadurch erhielten nun bei den Machthabern in der Stadt die Zuschreiben Tilly's einen ganz andern Sinn. Die wohlmeinenden Worte, wie sie einem siegreichen Feldherrn an einen Feind geziemen, dessen baldige Ueberwindung ihm gewiß ist, erschienen jetzt als ein Zeichen der Schwäche, ja als eine schnöde List, um die Feste Magdenburg, diese unüberwindliche Jungfrau, deren Rettung in den nächsten Tagen bevorstünde, durch freundliche Worte in die Gewalt zu bekommen. — Manche, die sich besonders berufen fühlen, dem alten Tilly alle seine Ehren abzusprechen, wollen dieses noch bis auf den heutigen Tag glauben.

Die Magdeburger hatten nun neuen Muth geschöpft. Noch am Abende des 4. Mai kamen die Kriegsobersten im Rathhause zusammen und beriethen sich, wie sie den Krieg auf das beste und standhafteste fortsetzen könnten. Deßhalb theilten sie die Vertheidigung der Stadt und der Wälle unter sich. Feldmarschall Falkenberg nahm die Oberleitung des Ganzen über, und für sich besonders die Bewahrung des Heidecks (Hauptmann Schnell mit einem Fähnlein Stadtsöldner), und der ganzen Ringmauer mit den Thoren und Werken bis an das Krökenthor (die erstern mit seinem Regiment, das Hornwerk am Krökenthor mit dem Leibfähnlein der Administrator unter Hauptmann Huttenheim). General-Major Huno von Ambsterroth hatte die Altstadt gegen die Neustadt hin zu vertheidigen, mit Einschluß des Neuwerks. Dem Obrist-Lieutenant Trost waren die Werke auf dem Holzmarsch, die lange Brücke und das daranliegende Stadtthor anvertraut (die Bewahrung der Wasserseite „das Fischerufer“ hatten die Fischer auf sich genommen). Der Administrator wurde unter Zutheilung des Obrist-Lieutenants Longius bestimmt, mit 400 Mann des Regiments Bonnies (?), den Gebhard und das neue Bollwerk unter dem Dom (gegen die Sudenburg zu) zu beschützen. Zugleich wurde die Vertheidigung so vertheilt, daß die gesammte Bürgerschaft nach allen ihren 18 Vierteln den obern Wall zu besetzen hatte, und zwar bei Nacht mit gesammter Macht, bei Tag aber zur Hälfte. Den Soldaten aber wurden der untere Wall,

der Wallgang — Fausse braie — oder Zwinger angewiesen. Die Reiterei behielt Falkenberg unter seiner besondern Verfügung, um sie zu gebrauchen, wo es Noth that. So fehlte es nicht an guter Ordnung, wenn nur Jeder seine Schuldigkeit thun wollte. [1]

Damit aber den Feinden wegen der vielfältigen Verluste der Magdeburger der Muth nicht zu sehr erhöht werde, so suchten Einige aus der Bürgerschaft, wie auch mehrere Hauptleute darum nach, Ausfälle unternehmen zu dürfen. Ungern gewährte es Falkenberg, da es an Kriegsvolk mangle. Doch wurde endlich beschlossen, Etwas zu versuchen.

Des andern Tags (den 5. Mai) Mittags zwischen 11 und 12 Uhr griff Ambsterroth mit 40 Mann vom Wasser aus die Neustadt an, nahm dem Feinde die Schanzkörbe, Schippen, Spaten und anderes Gewehr, erlegte 16 Mann in den Laufgräben und brachte zwei Gefangene in die Stadt. Diese sagten aus: wenn die Magdeburger nur um drei Schritte weiter gegangen wären, so hätten sie den Pappenheim selbst hinter einer Mauer gefangen.

Bald darauf that Trost einen Ausfall mit einigen Hunderten zu Fuß und zu Roß über den Durchstich auf den Großen Marsch. Die Kaiserlichen wurden so unvermuthet überfallen, daß sich die Nächsten sämmtlich auf die Flucht begaben und Manche schon um Pardon riefen. Erst wie das ganze Regiment, das auf dem Marsch lagerte, zur Unterstützung anrückte, mußten die Angreifer nachlassen und zogen sich in guter Ordnung und mit geringem Verluste in ihre Verschanzungen zurück. Die Kaiserlichen hatten weit über hundert Todte und mehrere Gefangene verloren. Es ward sichtbar, daß wenn

[1] Dieses ist nach verschiedenen Angaben das Wahrscheinlichste. Besonders weicht Hoffmann ab, III. p. 100, der sich hier wie auch in ähnlichen Dingen besonders auf Otto von Guericke's Geschichte der Zerstörung Magdeburgs (Manuscript in der Stadtbibliothek daselbst) stützt. Guericke geb. 1602 war damals Rathmann in Magdeburg — Bürgermeister 1646. Das Manuscript habe ich nicht eingesehen und kenne nur die Citate daraus bei Hoffmann. Es scheint mir aber der berühmte Erfinder der Luftpumpe da, wo er in Kriegssachen mit andern Zeitgenossen im Widerspruch steht, nicht immer mit vollständiger Genauigkeit zu berichten; sei es, daß ihm solche Sache überhaupt ferner lag, sei es, daß er dieses erst in spätern Jahren aufzeichnete. Dagegen ist er da, wo er als Augenzeuge spricht, höchst schätzenswerth.

die Magdeburger nur um 300 Mann stärker gewesen wären, der Große Marsch sammt dem Stern wieder in ihre Gewalt gekommen wäre.

Noch in der Nacht, die auf denselben folgte, unternahm Ambsteroth einen zweiten Ausfall von dem Hornwerke am Krökenthore aus, tödtete wohl 40 Mann in den Laufgräben und seine Soldaten machten viele Beute an versilberten Degen, Partisanen und ähnlichen Dingen.

Diese drei Ausfälle an einem Tage gaben wohl die deutlichste Antwort auf Tilly's Zuschreiben. Doch die Magdeburger gedachten ihre Sache recht klug anzufangen, denn sie mußten ja Zeit gewinnen. Hier trat wohl die Wirksamkeit der schon mehrfach erwähnten Partei wieder hervor, welche die Bürgerschaft aufzuhetzen und Magdeburg in die Hände der Schweden zu geben versuchte, und deren Beistand der Administrator und Stalmann, der noch immer als schwedischer Gesandter figurirte, gut zu gebrauchen verstanden. Schon früher hatten sie den Herrmann Cummius, einen jungen Advokaten aus Braunschweig, der sich zu den Aufrührern hielt und der Stadt Treue schwur, heimlich zu dem König gesendet. Unter einem falschen Namen, als ein Advokat aus dem Münchhausischen, schlich er sich durch die Kaiserlichen und ward von Gustav Adolf gut aufgenommen. Als er eben so glücklich zurückkam, brachte er offne, wahrscheinlich gefälschte und heimliche Briefe mit, und verkündete den Bürgern, daß, wie er dem Könige die Noth und Bedrängniß der Stadt recht vorgestellt, habe dieser bei seinem königlichen Worte zugesagt, die Stadt nicht zu verlassen, und daß er längstens bis Ende Aprils zum Entsatz heranziehen werde.[1] Was dieser Botschafter aber den Häuptern in der Stadt insgeheim berichtete, ist nicht bekannt. Als einer der Wüthendsten wird ein Dr. Christian Gilbert, an der Hauptkirche zu St. Ulrich erwähnt. Ein „hoffärtiger, zänkischer und neidischer Mann",

[1] Vgl. Mailath p. III. p. 237, der sich hier auf ein Verhör beruft, was nach der Eroberung der Stadt über die Ursachen der Empörung angestellt wurde und den Verhör-Auszug aus dem kais. Staatsarchiv citirt. Guericke sagt: (bei Hoffmann p. 117) Cummius habe ihm gestanden wie er um schleunigen Entsatz gebeten, der König antwortete, er habe nichts davon gewußt, daß der Administrator sein Unternehmen sobald beginnen werde. — Gustav Adolf versprach dem Cummius ein Geschenk von 200 Dublonen, und da er das Geld nicht erhalten konnte, gestattete ihm späterhin Baner, geschmolznes Kupfer aus den Ruinen Magdeburgs sich auszugraben, was mehrere Tausend Thaler an Werth betrug. — Solche Leute wissen sich bezahlt zu machen (Guericke a. a. O.).

den Jeder scheute, der auf der Kanzel Keinen verschonte, vor Allem aber gegen den Kaiser eiferte, zum Widerstand aufrief, die Ankunft des Königs auf teutschem Boden als ein Werk Gottes pries, die Fortschritte der Schweden in das allgemeine Kirchengebet aufnahm, und in seinen Predigten die Zuhörer unaufhörlich zum Schlagen, Stechen und Fechten ermahnte (s. den Verhör-Auszug bei Mailath III. p. 238). — Wie nun jene mit dem kaiserlichen General-Adjutanten aufgefangenen Briefe in den Händen solcher Leute zu gebrauchen waren, läßt sich leicht errathen.

Am 7. Mai sendete der Administrator ein Antwortschreiben an Tilly. Darin spricht Christian Wilhelm mit sehr frommen Worten, fast wie ein wirklicher Bischof: Tilly's Zuschreiben habe er mit reifer Erwägung gelesen und er wünsche zu wissen, ob es denn der Feldherr auf des Kaisers eigenen Befehl verfaßt habe, damit er es um so mehr respectiren könne. Alle seine bisherigen Handlungen habe er so christlich angestellt, daß er nicht einen einzigen Menschen, viel weniger aber Se. Kaiserl. Majestät habe betrüben und beleidigen wollen, sondern sich blos vertheidigt habe. Hätte man ihn in seinen Rechten gelassen, bei den beiden Stiftern Magdeburg und Halberstadt, die Gott ihm durch die rechtmäßige Wahl gegönnet, so wäre es niemals zu diesem Aeußersten gekommen. Doch wäre es sein Vorsatz, alle seine Handlungen „durch Verleyhung des heiligen Geistes dermassen anzustellen, damit dieselben zu Gottes Ehre, Erhaltung vnd Fortpflanzung seines alleinseeligmachenden Worts, Widerbringung der wahren Religion vnnd Profanfriedens durch Gottes Hilff gereichen vnnd ausschlagen sollten.“ Damit er nun bei diesem hochwichtigen Werke desto vorsichtiger ginge und weniger fehlen möchte, so sei er geneigt, die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg anzugehen, damit sie ihm mit Rath und That beistünden. Deßwegen aber wünsche er ohne weitere Bedingung die nöthige Frist und die Ausfertigung sicherer Reisepässe für seine Leute. Deßgleichen der König von Schweden, so sehr er ihm auch Unterstützung versprochen, werde die friedlichen Tractaten zur Beruhigung des allgemeinen teutschen Vaterlandes gerne begünstigen.

Der Rath antwortete erst unter dem 10. Mai. Im Anfange ist es nun wieder das alte Lied von ihrer Devotion gegen den Kaiser, von den vielen Leiden, die sie seit sechs Jahren unverschuldet und

gewiß gegen des Kaisers Willen ausgestanden; wie sie fest überzeugt seien, daß, wenn derselbe erst den „rechten Grund ihrer hochbeschwerlichen Bedruckungen" kennen lernte, er selbst darüber sein Mißfallen haben würde. Daher hätten sie sich entschlossen, das ganze Werk der Vermittlung den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg und den verbündeten Hansastädten zu überlassen, und wären erbötig, auf derselben Vorschläge aller Billigkeit gemäß sich zu accomodiren. Deßhalb wünschten sie einige aus ihrer Mitte abzusenden, um ihre Erklärungen den genannten Fürsten und Städten mündlich vortragen zu lassen. Daher möchte der Feldherr geneigt sein, ihren Abgesandten Pässe zu ertheilen; „auch inmittels mit Approchir vnnd Gebrauchung der Waffen wider sie vnnd ihre Stadt in Ruhe stehen." — Der Falkenberg antwortet kurz und bündig wie ein rechtschaffner Soldat, er bedürfe nicht vieler Worte, da schon die Andern weitläuftig geschrieben. „Seinestheils wollte er gern bei diesem Wesen all dasjenige thun, was Sein Gewissen vnd ehrlicher Namen bey solch gestalten Sachen zuließe."

Das war nun in der That ein zweideutiger, bedenklicher Handel. Wie die Sache eingeleitet, mußte, bis die Gesandten der Stadt nach Berlin, Dresden, Lübeck und Hamburg reisten, ihre Erklärungen abgaben, dort ihre — wahrscheinlich ganz widersprechende — Weisungen empfingen, lange Zeit verfließen. Ohne daß es nur auffiel, konnten die Unterhandlungen drei bis vier Wochen hinausgezogen werden. Dieses aber war gerade der längste Zeitpunkt, innerhalb dessen Gustav Adolf zum Entsatz heranziehen würde. Gewährte Tilly inzwischen Waffenruhe, so hieß dieses gerade so viel, als die Belagerung aufgeben und dort unthätig in einem erschöpften Lande liegen bleiben. Schlug er den Antrag rund ab, so konnten die Häupter in der Stadt die schwankenden Bürger, da sie keine Gnade mehr zu hoffen, bis zu dem äußersten Widerstande aufreizen. — Genug, Tilly ging anfänglich auf die Vorschläge theilweise ein. Unter dem 12. Mai erwiedert er: da er gar nichts anderes suche, als daß die Stadt ihrer Pflicht gegen den Kaiser seinen Herrn genüge, da er gar nicht zweifle, daß nicht auch die Churfürsten und die Hansastädte dazu rathen würden, so übersende er ihnen die begehrten Pässe für ihre Abgeordneten. Da aber solche Berathungen viel Zeit erforderten, und die Sachen so weit gediehen seien, daß sie keinen

weiteren Verzug mehr ertrügen, so besorge er, es dürfte das Ergebniß der Verhandlungen zu spät fallen, und es würde besser sein, wenn sie noch zur rechten Zeit selbst sich entschließen würden. Doch möchten sie dieses selbst reiflich überlegen, aber jede Gefahr, die aus der Verzögerung entspringen könnte, sich selbst zuschreiben. In der Nachschrift fügt er hinzu: man möge ihm Nachricht zukommen lassen, wann die Gesandten wirklich abreisen wollten, dann werde er ihnen zu ihrer größeren Sicherheit einen Trompeter beigeben.

In dem ganzen Schreiben ist der beantragten Waffenruhe mit keinem Worte erwähnt; dagegen angedeutet, daß inzwischen die Belagerung, und zwar auf jede Gefahr Magdeburgs hin, mit allem Ernste fortgesetzt werden würde. Damit war schon der schlauangelegten Intrigue der Kopf abgeschnitten. Doch schrieb Tilly, um seinem Wort treu zu bleiben, an den Churfürsten von Sachsen: die Magdeburger vernachläßigten ihre Pflicht besonders deßhalb, da sie sich auf den zu Leipzig gefaßten Entschluß bezögen und ihre Hoffnungen auf fremde Hülfe setzten, die sie noch bis auf diese Stunde erwarteten, der Churfürst möge selbst erwägen, was man von fremden Fürsten und Völkern zu erwarten habe, die nur ihren besondern Vortheil suchten, um Häupter und Unterthanen unter das Joch zu bringen, und das ganze Reich endlich in Stücke zu reißen. Der Churfürst solle also die Hand bieten, daß die Magdeburger ihrer Pflicht genügten.

Von dem Administrator und dem Rathe wurden die Botschafter wirklich gewählt und mit Instructionen versehen. Allein sie reisten nicht ab. — Hier ist nun etwas ziemlich dunkel. Hoffmann III. p. 120 erwähnt eines Schreibens des Raths an den Oberfeldherrn vom 14. Mai; die Gesandten wären zur Reise fertig und würden sich auf den Weg machen, sobald er die versprochnen Trompeter sende. — Abelin berichtet ganz kurz: „der Graff von Tilly aber hat sich vnder dessen eines andern besonnen, vnd die Trompeter nit schicken wollen, mit vermelden, es were zu spät, diese Legationen vorzunehmen, denn die Sachen weren mit der Statt so weit kommen, daß sie kein solchen langen Verzug mehr leiden konnten." — Und doch beginnt Tilly sein letztes Schreiben (vom 18. Mai) an die Stadt mit den Worten: „Da er zwar nicht vngeneigt gewesen, die begehrte Päß auff die benannt Personen abermals zu vbersenden" 2c. —

Von wem ging nun die Zögerung aus? — Da Tilly von der Waffenruhe keine Erwähnung that, so lag den Befehlshabern in der Stadt wohl selbst nicht mehr viel an den Gesandtschaften, die am Ende nur dem Kaiser die Stadt zuwendeten, und sie betrieben die Sache nicht mehr, kamen aber unter der Hand um neue Pässe ein, als es zu spät war. Eben so wahrscheinlich ist es aber auch, daß Tilly bereits von den Vorgängen in Berlin (s. unten) unterrichtet war, durch die solche Legationen ganz illusorisch wurden.

Die Belageruug der Stadt war bisher ohne Unterbrechung fortgeschritten. Eine Batterie auf dem Marsch von fünf kleinen Stücken jagte von Zeit zu Zeit einige Kugeln hinüber auf die Stadt, auf die Schiffmühlen und das Kronwerk am Durchstich. Allein mit wenig Erfolg, da die Beschränktheit der Insel es nicht zuließ, die Laufgräben gehörig zu entwickeln, die leicht von der Seite her zu bestreichen waren. So beruhete der Angriff auf der Thätigkeit der Grafen Mansfeld und Pappenheim. Deren Aufgabe erschien aber ungleich.

In der Sudenburg war die neuere Zerstörung ganz gründlich vollbracht und es gab keine Mauerreste, hinter denen man sich bergen und der Stadt annähern konnte. Dort lag der Heideck, ein äußerst starkes, gut besetztes Werk, gedeckt durch ein tüchtiges Außenwerk: die Streitmauer, dieser, wie das Rondell selbst ruheten auf schußfesten Gewölben (Defensivcasematten), welche den Fuß des Grabens schützten, und zugleich sprang der Heideck so weit vor, daß er die ganze Stadtseite bis an das „Neue Bollwerk" hart an der Elbe bestrich. — Nachdem sich die Laufgräben der Stadt genugsam genähert hatten, ließ Mansfeld eine Batterie von fünf halben Karthaunen gegen den Heideck errichten, um Bresche zu schießen, was aber schlecht gelang. (Nach W. Dilichs Kriegsbuch, 1607, schoß eine halbe Karthaune: 50 Pfund Eisen, nach Sattler, 1620, die Karthaune: 20 Pfund?) Der Graf begnügte sich daher mit dieser Batterie den Hauptwall seitwärts bis zu dem Schrottendörfer Thor zu bestreichen, wodurch er die Wachen nicht wenig belästigte. Eine zweite Batterie feuerte von der Sudenbnrg her auf die hochgelegenen Domthürme, weil von diesen die Belagerten mit ihren gezogenen Standrohren in die Laufgräben schossen. Der südliche Thurm wurde von den Stückkugeln ziemlich beschädigt. Eine dritte Batterie, welche nahe dem Ulrichs-

thore auf einem Acker stand, beschoß die Thürme an der Stadtmauer. Der Erfolg war hier gering.

Graf Pappenheim hatte auf seiner Seite manchen Vortheil, obgleich die Annäherung an den feindlichen Hauptwall Zeit erforderte. Die Neustadt, an und für sich weit größer als die Sudenburg,[1] mehr wieder aufgebaut und vermöge des raschen Angriffs Pappenheims nur unvollständig zerstört, gewährte einen brauchbaren Anhaltspunkt. Hier war noch manche gute Mauer stehen geblieben, welche sich mit großem Vortheil benützen ließ. Ueberdieß zeigten sich die gegenüberliegenden Stadtbefestigungen weit weniger stark. Des „Neuwerks" ist gedacht. Seine ganze Fehlerhaftigkeit kam jetzt an den Tag. Als im Jahr 1625 der Rath — erzählt Guericke bei Hoffmann III. p. 120 — die am Stadtgraben liegenden Häuser der Sudenburg und der Neustadt abtragen ließ, um durch seinen Baumeister Michael Rudolf neue Bollwerke aufzurichten, wurden die Bürger des fortwährenden Schanzens bald überdrüssig und die Werke blieben zum Theil unvollständig. So hatte der Graben um das Neuwerk nirgends die rechte Tiefe erhalten und die Böschung war so sehr geneigt, daß man bis in den Zwinger[2] hinaufreiten konnte. Ueberdieß war die Erde so wenig ausgehoben, daß man aus dem Schulterwinkel der vorspringenden Seiten — Flanquen — des Bollwerks die Zwischenlinie — Face — nicht zu bestreichen und zu beschützen vermochte.

[1] Die Neustadt war einst nicht viel kleiner, als die Altstadt. Im Jahr 1625 befanden sich in ihr 1400 Wohnhäuser, 24 Ackerhöfe, 70 Brauhäuser, 30 Straßen, 3 Pfarrkirchen, 2 Klöster, 1 Stift, 2 Hospitäler 2c. Die Sudenburg aber hatte damals nur 268 Wohnhäuser mit Einschluß des Prälatenbergs.

[2] Befestigungen ähnlicher Art sieht man noch in alten Reichsstädten. Oben auf der Ringmauer, die mit starken Strebepfeilern auf der innern Seite gestützt ist, zieht sich ein Gang herum mit einer Steinbrüstung, in welcher schmale, wohlgedeckte Schießscharten. Am Fuß der Ringmauer über den gutgefütterten, tiefen Graben läuft ein breiter Gang — der Zwinger oder die alte Faussebrai — mit einer Steinbrustwehr. Von dem Zwinger treten in den Graben die niedrigen, aber starken Zwingerthürme vor mit Schießscharten für Doppelhaken, um den Graben zu flankiren. Jenseits desselben erhebt sich der Wall, der nicht nur den Zwinger gänzlich, sondern auch den untern Theil der Ringmauer gegen feindliche Geschütze deckt. Während nun die Doppelhaken auf den hohen Thürmen der Ringmauer weit hinausstreichen und die Hauptpunkte durch eigentliche Basteien geschützt sind, wird der Wall — wenn der Feind ihn durchgraben wollte — von den schweren — an 200 Schritt weit reichenden — Standrohren von dem oberen Mauergang bestrichen.

Die Thätigkeit Pappenheims war bewunderungswürdig. Die ganze Neustadt, von der Elbe aus bis um das Hornwerk am Krökenthor durchwühlte er in die Queer mit Laufgräben, und schob dann seine Trancheen vor nach der Stadt, indem er jedes Stück Mauerwerk, jeden Keller benützte. Am 10. Mai errichtete er die erste Batterie und begann am nächsten Tag das Rondell an der Elbe, welches den Zugang zu dem Fischerufer deckte, heftig zu beschießen. Die Streitmauer stürzte ein und die Schießscharten und Geschütze des Rondells wurden arg beschädigt. Doch zwei halbe Karthaunen von dem Neuwerk aus warfen die Mauer nieder, welche Pappenheims Batterie deckte, ein Stück ward gelähmt und dem Constabel der Arm abgeschossen und viel Volks beschädigt. Doch schon am andern Tage begannen hier die Geschütze ihre Arbeit wieder.

Jedoch waren die Erfolge der Belagerung noch weit aussehend, wenn nur nicht die Zustände in der Stadt eine so jämmerliche Wendung angenommen hätten. Längst ist erwähnt, wie zwei politische Parteien gegen einander standen: die alte Rathspartei, an die sich die meisten Wohlhabenden hielten, und die geringeren Bürger, welche unter der Leitung der Fanatiker mit dem Administrator unterhandelnd, die Verfassung gestürzt hatten.

Hier war doch ein grundsätzliches Handeln und Entgegenkämpfen, das sich tadeln aber nicht verachten läßt. Und man durfte erwarten, daß die offenbare Noth der Stadt auch hier die Einigkeit wenigstens so lange herstellen werde, als die Gefahr dauerte. Doch sollte der Geiz der Reichen und die niedrige, neidische Gesinnung unter einem Theil der Bürger überhaupt noch widerwärtigere Dinge hervorbringen. Es ist wohl das Rathsamste, hier die Zeitgenossen selbst sprechen zu lassen, die, ohngeachtet verschiedener Auffassung, doch in der Schilderung der innern Verhältnisse der Stadt übereinstimmen und sich gegenseitig ergänzen, so daß aus den einzelnen Zügen von selbst ein charakteristisches Bild entsteht.

Ueber die Bewachung der Stadt sagt der Bericht der Bürgerschaft (Calvisius p. 35): „der Arme mißgönnte dem Reichen seine Wohlfarth, daß er sollte etwas mehr Licentiam oder Freyheit haben, länger zu Hause zu bleiben, da doch mancher an seine statt sein Gesinde vnd Diener vnd also 2, 3 oder mehr zu Walle schickte. Die Reichen wollten die Licentz mißbrauchen, vnd durften etliche gar nicht

einmal oder gar selten auf den Wall kucken, sonderlich diejenigen, die noch gute Kayserliche Gemüther hatten, oder die in das Hauptwerk mit Königl. Majestät vnd Fürstlicher Durchlaucht anfangs nicht mitgezogen worden vnd nicht verwilligt haben wollten. Beyderseits aber, die zu Wall giengen, hatte wohl der wenigste Theil fürnemlich im Sinn, dem Feind zu resistiren oder Abbruch zu thun, sondern daß sie entweder etwas neues hörten, oder ihrer Nachbarn Begehren ersetzten, dero wegen der meiste Theil auf dem Wall den gantzen Tag lag, vnd seine Flasche Bier viel besser brauchte, als die Musquete, worzu denn nicht wenig geholfen die alte Ordnung, welcher die Bürger durchaus nachleben wolten, daß die Viertel die Posten nicht viel verwechselten, vnd diejenigen so an ihrem Orte keinen Feind, die so den Feind Tag vnd Nacht auf dem Halse hatten, nicht ablösen wolten, da dann diese vber das Werk müde vnd verdrossen, jene dagegen faul vnd laß gemacht wurden." — Ferner fügt derselbe Bericht (Calvisius p. 46), wo er von den Ursachen des Fälls Magdeburgs spricht, hinzu: „Wir hatten vns zwar alle lassen belieben, daß der Herr Administrator in vnsern Schutz genommen worden, wie den 10ten Sonntag Trinitatis vergangenen Jahrs ein sonderlichen jubiliren von männiglichen in vnser Stadt war, dann wir gedachten vnsere zeitlichen Güter vnd Nahrung, Handlung vnd also gemeine Stadt in ein gewaltiges Aufnehmen zu bringen; Aber da wir vermerkten, daß es so schleunig nicht vmgehen vnd uns etwas kosten solte, da zogen die meisten den Kopf aus der Schlinge, wurden verbittert auf den Rath, vnd andere, so etwa zu diesen Werk den Anfang gemacht, da wir doch besser gethan hätten, wenn wir anders Gott zu Ehren was vber vns gehen lassen wollen, die zeitlichen Güter nicht so hoch geachtet vnd vnsere Soldaten besser accomodirt hätten, mit bürgerlicher vnd einhelliger Zusammenstimmung vnserer Vorfahren löbliche Mannheit ergriffen, vnd die Wälle mit selbiger fleißiger besucht hätten, weiln wir sahen, daß vns der Feind keine Zeit viel zu disputieren ließe. Aber das ist zu verwundern, da wir doch sahen, daß wir an Soldaten zu schwach, vnd die Reiterey sich willig erbot abzusitzen, die schwersten Posten am Wall zu vertreten, wo sie nur von vns mit dem Quartier könnten versehen werden, noch dennoch hielten wir sie durch die reichen Hansen, vnd derer so noch Proviants genugsam hatten, auf, bis auf den Tag vnserer Verderbung, daraus denn leicht

zu ermessen, mit was für Lust vnd Begierde selbige für vns sollen gefochten haben." — (Auch aus andern Berichten weiß man nämlich, daß die Reiter, nachdem sie in die Stadt eingeschlossen, wo es doch gewiß genug Ställe gab, während der ganzen Belagerung nebst ihren Rossen auf dem Neumarkt oder an anderen Orten unter freiem Himmel zubringen mußten.) — Eben so die Fax Magdeburgica p. 69 bei Calvisius: „Wenn man diese Tragödie ein wenig will betrachten, so seynd nechst der Strafe Gottes diejenigen Magdeburger und die meisten so untreu gewesen, an ihres Vaterlandes Zerstörung und Untergang nicht wenig schuldig, denn sie bey diesem Wercke, darzu sie doch im Anfang selbst geholffen, aber endlich nichts darbey thun wollen, andere die gut und treuhertzig gewesen, geneidet, den Soldaten nicht ein Bißlein Brod gegeben und gegönnet, also daß sie zum Theil haben müssen betteln gehen, und wenn sie denn von einem Gutherzigen ein Stücklein Brod bekommen, seynd sie wieder auf den Wall gegangen, und ihre Wache gegen den Feind auf das getreulichste versehen, also daß bey den Soldaten im Geringsten kein Mangel gewesen." — So spricht auch Abelin p. 335 über die Abnahme der Soldaten: „theils waren wegen Mangel an Proviand, weil die Bürger Anfangs gar nichts ohne bahre Bezahlung, oder gewisse Versicherung vnd Wechselbrieffe heraußgeben wolten, widerumb entweders entlauffen, oder für Hunger vnd an dem Commißbier, welches etliche so Ehrloß braweten vnd verfälschten, verstorben." — Die Fax M. p. 69: „Mancher hat über dem Gelde gesessen wie eine Gans über den Eyern, dasselbe eher dem Feinde gegönnet, als um des gemeinen Besten willen, durch Wechsel in Sicherheit zu setzen und zu haben, also daß es auch die Treuhertzigen, und die das ihrige willig vorgeschossen, entgelten müssen. Und als man nach Abbrennung der Neustadt und Sudenburg mit dem Quartier in die alte Stadt weichen müssen, haben die Soldaten Tag und Nacht unter dem freyen Himmel gelegen, und ob wohl viel Gezelt in der Stadt gewesen, hat man den Officieren doch keines leyhen wollen: Endlich da die Noth an Mann gangen, hat man ein Tag drey oder vier vor der Eroberung den Soldaten etwas von Speck und Brod gereichet, doch von etlichen mit grossem Unwillen und Fluchen." — (Darnach ist Guericke bei Hoffm. III. p. 109 etwas zu berichtigen, denn die Gutherzigkeit scheint erst in der äußersten Noth recht zum Vorschein gekommen zu sein.

Man darf aber auch nicht übersehen, daß diese Soldaten, und unter ihnen besonders die Reiter, sich verhaßt gemacht hatten. Denn wie sie noch in den Vorstädten lagen und der Administrator häufig keine Mittel hatte, um ihnen Sold zu geben oder sonstige Verpflegung zukommen zu lassen, hielten sie sich an die Einwohner und nahmen mit Gewalt, was sie bedurften.) — Ueber die Geldwirthschaft zu Magdeburg heißt es in der Fax p. 56: „Es hat auch nicht wenig zur Fahrlässigkeit geholffen, daß denen guten redlichen Bürgern, die das ihrige aus Treuhertzigkeit willig hergegeben und vorgeschossen haben, andere Partickenmacher, die durch Geschenk und aus Gunst derjenigen, die mit dem Wexel zu thun gehabt, seynd vorgezogen und bezahlet worden, davon der König zu Schweden wenig gewust, auch wol der selige Herr Falckenberg nicht, sondern d i e so aus Eigennutz sich der Händel gebrauchet und von diesem Kriege bald r e i c h werden wolten.“ —

Wie tumultuarisch aber die wichtigsten Sachen in der Bürgerschaft verhandelt wurden, mag eine Erzählung aus der „Relation“ Calvis. p. 97 darthun. Ein angesehener Bürger, Johann Ahlemann, befand sich außerhalb der Stadt und erfuhr von einigen Hauptleuten, daß jetzt Magdeburg mit dem größten Ernste würde belagert werden, und daß man bereits die Batterien errichte. Sofort sendete er diese Nachricht an seinen Schwager, den Bürgemeister Georg Kühlewein, und schlägt vor, daß man aus der Stadt Abgeordnete an den Grafen Tilly zur Unterhandlung senden möge. Ueber dieselbe Sache schreibt er auch an seine Hausfrau, damit seine Freunde gewarnt würden. Dieses wird einer Anzahl ehrlicher Bürger kund und sehr bekümmert wenden sie sich an die alten Herrn, die zu der großen Brauerinnung gehörten und bitten, daß sie sich versammeln und das Beste der Stadt berathen möchten. Diese Innungsmeister kommen im Gildehof zusammen, besprechen sich über den Jammer, welchen die Zerstörung der Vorstädte darbiete und was wohl der Stadt widerfahren möchte; denn man wisse ja recht wohl, wie es andern Orten zu ergehen pflege, die mit stürmender Hand erobert wurden. Darauf schlugen sie zwei Punkte zur Berathung vor: ob man nicht bei dem Rathe um Mittheilung des Schreibens Ahlemanns anhalten solle? dann: durch welche Mittel der Stadt zu helfen sey? — Zugleich verwahrten sie sich förmlich, daß sie durchaus dem Rathe nichts vorzuschreiben

gedächten. — Kaum war dieses ausgesprochen, so erhob sich Hanns Herkel (oder Herkt), ein verdorbener Apotheker, der auch hier, wie er zu thun pflegte, mit seinem Anhang sich eingefunden hatte, um die wohlgemeinte Berathung zu verhindern. Schon öfters hatte der boshafte Mensch sich geäußert: kein Stein in Magdeburg solle auf dem andern bleiben, ehe sie von dem Kaiser Etwas hören wollten. Dieser fing nun an zu schreien: die alten Herrn wollten dem Neuen Rath vorschreiben und nur wieder gern auf den rothen Polstern sitzen; sie hätten der Bürgerschaft nur das Geld in dem Beutel lassen und dagegen die Kaiserlichen tapfer angreifen sollen, dann säßen sie wohl noch da. Nur auf Uebergabe der Stadt sei es abgesehen. — Dann lief er fort nach dem Rathhaus, fand dort einen Prediger und beide ließen sich in der Rathsstube anmelden, wo sie berichteten, was die Brauerinnung vorhabe. Bald erschienen auch acht Abgeordnete derselben mit Notar und Schreiber und trugen ihre Propositionen vor. Der Rath aber sendete den untersten Rathschreiber, Adam Mertz, nebst zweien Rathsherrn auf den Gildhof und ließ der Versammlung sagen: was Ahlemanns Schreiben anbelange, so sei dieses eine Privatschrift, ginge sie nichts an und könne ihnen nicht mitgetheilt werden. In Betreff des zweiten Punktes habe der Rath bereits zur Genüge berathschlagt und sie sollten versichert sein, daß er die Mittel hätte, die Stadt aus dem Labyrinth zu bringen; deßwegen möchten sie Ruhe halten und von ihrer Zusammenkunft abstehen. Da gingen sie auch willig aus einander und hofften fest darauf, daß sich Alles so verhalte, wie es ihnen gesagt sei. — Dieses trug sich wenige Tage vor dem Untergang der Stadt zu.

Diese wenigen Züge mögen hinreichen, um die innern Zustände Magdeburgs zu bezeichnen. Man ersieht hier, wie blind sich gewöhnlich die Menschen in Parteizwisten, hingerissen von Vorurtheilen und Leidenschaften, benehmen; wie wenig sie in thörichter Zuversicht an die Folgen ihres Beginnens denken wollen und wie sie denjenigen meistens für ihren bittersten Feind halten, der sie an ruhige Erwägung der Dinge mahnt. Wer aber das so eben Berichtete mit manchen Ereignissen unserer Zeit vergleichen will, wird gar manche Aehnlichkeiten auffinden.

Als am 17. Mai der Tag anbrach, erblickten die Magdeburger die Batterien ihrer Feinde gerüstet und fertig, um das gemeinsame

Feuer zu eröffnen. Im Ganzen waren derer acht. Pappenheim hatte drei Batterien erbaut. Zwei, jede von vier halben Karthaunen, beschossen den Thurm und das Rondell an der Hohen-Pforte auf 300 Schritt weit; eine dritte, von acht halben Karthaunen und 12pfündigen Stücken, auf der rechten Stromseite aufgestellt, bestrich das schon erwähnte Rondell hart am Wasser. Weit mehr aber gedachte er durch die Sappe auszuführen.

Dort am Neuwerk, wo die Schulter desselben aus dem Stadtgraben vorspringt und eigentlich die äußere Böschung — Contrescarpe — desselben bestreichen sollte, — was aber dadurch verhindert wurde, daß die Erde nicht gehörig abgehoben war — drang er mit Laufgräben vor, durchschnitt die äußere Böschung bis in den Graben und errichtete in demselben eine Gallerie von einer doppelten Reihe von Schanzkörben. Da auch der Graben an der Spitze des Neuwerks nur eine sehr geringe Tiefe hatte, so drang er auch hier mit fünf Laufgräben in den Graben bis an den Fuß des Zwingers, so daß er diese ganze Seite — Face — des Werks zwischen jener Gallerie und der Spitze der Laufgräben beherrschte. Dort ließ er nun die Pallisaden — im Graben? — ausheben und einige hundert Sturmleitern anlegen. Dann drang er auch auf der andern Seite des vorspringenden Bollwerks in den Graben ein und begann in der Courtine Minen zu graben. Uebrigens hatte er von den Laufgräben aus, der feindlichen Befestigung gegenüber, Schützengräben angelegt und stark mit Musketiren besetzt, so daß auf Jeden, der nur etwas über die Brustwehr hervorlugte, sechs bis sieben Schüsse fielen. — An dem Wasserrondell hatte die Elbe den alten Stadtgraben nach und nach vollgeschwemmt, so daß man von der Wasserseite leicht in denselben vorgehen, ja unter dem hohen Ufer bis zu dem Werke selbst sicher gelangen konnte. Pappenheim führte da einen Erddamm in gleicher Höhe mit dem Zwingergang, und da die Streitmauer schon früher zusammengestürzt, bahnte er nicht nur in den Zwinger einen Weg, sondern auch um das Rondell herum bis zu dem Fischerufer, was so verderblich werden sollte. — Auch an dem Werke vor dem Krökenthor hatte Pappenheim die äußere Böschung vermittelst zweier Laufgräben durchstochen und war bis in die Berme [1] gekommen. Weil

[1] Ein Gang um den Fuß des Walls, damit dessen Einstürzen nicht den Graben so leicht füllt.

aber dieses Hornwerk tapfer vertheidigt ward und gut flankirt werden konnte, vermochte er nicht Viel auszurichten. (Es ist zu bemerken, daß diese Sapparbeiten am 14. Mai kaum sämmtlich vollendet waren.)

Graf Mansfeld hatte auf seiner Seite eine Batterie von drei schweren Stücken an der Stadtmauer der Sudenburg und eine zweite mit zwei halben Karthaunen in einer Entfernung von 300 Schritten errichtet; ferner eine dritte von drei halben Karthaunen auf dem Siechenhofe am Lappenberge und eine eben so starke vierte auf dem Steinweg gegen den Heideck. Der kleinen Batterie auf dem Marsch ist schon Erwähnung gethan. Ueberdieß ließ Tilly in der Sudenburg wie in der Neustadt eine Batterie von je drei Feuermörsern aufstellen. (Ueber die Feuerkugeln oder Feuerballen, welche innen Sprengkugeln trugen und über die Hochkugeln vgl. W. Dilichs Kriegsbuch II. p. 81 ꝛc.)

Auf seiner Seite eröffnete Graf Pappenheim das Feuer mit großer Heftigkeit und setzte es den ganzen Tag fort. Doch hielt sich der Thurm an der Hohen Pforte und das dabeiliegende gemauerte Rondell. Schon war durch einen alten Keller ein Sergeant mit 20 Mann bis an den Stadtgraben gedrungen, allein ein Ausfall schlug ihn mit dem Verlust von drei Mann zurück. In der Stadt erhob sich großer Allarm. Jeder rüstete sich, wer nur die Waffen tragen konnte und lief auf die Wälle. Denn sie vermeinten, daß die Kaiserlichen jetzt den Sturm beginnen würden, zumal da Pappenheim schon am Neuwerk die Leitern hatte anlegen lassen. In der Neustadt befand sich auch Graf Tilly mit mehreren Obristen und sie dachten nicht anders, als daß die Stadt jetzt um Unterhandlungen nachsuchen werde. Dazu war aber kein Anschein. Denn die Magdeburger stellten sich muthig zur Gegenwehr, antworteten lustig mit ihren Stücken, daß der Erdboden zitterte, und die Musketenkugeln flogen so dicht, als wenn es hagelte. Gegen die Stückkugeln der Feinde deckten sie die bedrohten Stellen an Thürmen und Mauern durch darübergehängte Wollsäcke.

Auch an dem Heideck ward nicht gerastet. Das Werk war aber so fest, daß die Kugeln in der Mauer stecken blieben, ohne sie zu zertrümmern, obgleich zuweilen Kugel auf Kugel traf. Ueberdieß konnte von den sechs Seiten des Werks *eine* nicht bestrichen werden. Da machte Falkenberg, der sich bei *Tag wie bei Nacht* keine Mühe verdrießen ließ, einen starken Ausfall gegen die Laufgräben in der

Sudenburg. Die Kaiserlichen wurden zurückgetrieben. Sechzig von diesen fielen, unter ihnen ein Hauptmann und ein Lieutenant, der Corporal ward gefangen in die Stadt gebracht. Doch Tilly ließ sich dieses wenig anfechten. Da die Laufgräben hinreichend vorgerückt waren, befahl er die Futtermauer am Graben des Heidecks zu durchbrechen und zwei schwere Stücke an dem Graben über die Wasserhöhe einzusenken, um den untern Theil des Werks zu beschießen. Er vermeinte, daß wenn erst die Gewölbe, auf denen es errichtet, zertrümmert wären, das ganze Werk nachstürzen und den Graben füllen würde. Das gelang aber nicht. — Wahrscheinlich ruheten die Gewölbe dieser Defensivcasematten nicht auf der äußern Mauer, sondern auf besondern, innern Strebepfeilern, welche das Nachstürzen des Mauerwerks verhinderten. — Als Tilly dieses wahrnahm, befahl er, nachdem die Streitmauer des Heidecks zusammengeschossen war, die Geschütze wieder herauszunehmen und durch das eingebrochene Loch der Futtermauer — etwa anderthalben Ruthen breit — den Graben mit Erde und Reisigbündeln zu füllen, um so bis zu dem Fuß des Heideck einen gedeckten Weg zu bahnen, vermittelst dessen man das Werk mit Leitern ersteigen könnte. Falkenberg bemühete sich vergebens, dieses zu verhindern. Da die Belagerten jetzt Minen dagegen anlegten, so wurde ihnen entgegengearbeitet und sie verloren drei Tonnen Pulvers, dessen sie sehr benöthigt waren.

Als die Nacht anbrach, wurde das Feuer der Belagerer noch heftiger. (Guericke berechnet, daß von dem 17. Mai bis zum 19. täglich 1200 bis 1800 Stückkugeln gegen die Werke der Stadt geschleudert wurden.) Jetzt begannen auch die „Mörser ihr Spiel und warfen mehr denn 300 Feuerkugeln,“ unter ihnen etliche über einen Centner schwer, in die Stadt. Da aber die Bürger, in allen Straßen vertheilt, gute Acht hatten, die Giebel der höheren Gebäude und die Thürme mit Kalk und Mist gedeckt waren und überhaupt in den Häusern wenig Heu und Stroh sich befand, so wurden die einfallenden Feuerkugeln mit nassen Säcken und Häuten bald wieder gedämpft und thaten wenig Schaden. Nur die eigentlichen Hohlkugeln oder Bomben schlugen in die Häuser ein.

Am 18. wiederholte sich der Angriff auf dieselbe Weise. Pappenheim setzte sein Unternehmen gegen die feindlichen Befestigungswerke noch eifriger fort und die Sappe ruhete keinen Augenblick.

Falkenberg, welcher die Gefahr nicht übersah, ließ den Zwinger des Neuwerks an zwei Stellen durchgraben, um unter der Brustwehr in den Stadtgraben zu kommen und die Minen zu zerstören. Und Amsterroth befahl dem Hauptmann Wüstemann mit 20 Soldaten durch einen solchen Ausfallweg hervorzubrechen. Anfänglich trieben sie die Pappenheimer zurück und diese mußten ihr Pulver im Stich lassen. Als aber die Schützengräben zu feuern begannen, ward der Hauptmann mit einigen seiner Leute erschossen und die Uebrigen suchten sich zu retten. Auch ein zweiter Ausfall gegen Abend vom Neuwerk aus hatte gleichen Erfolg. So hatte an diesem Tag sich Nichts wesentlich verändert.

An demselben 18. Mai begannen die Geschütze in der Stadt nach und nach zu schweigen. Plötzlich verbreitet sich das Gerücht, in Magdeburg sei kein hinreichender Pulvervorrath mehr vorhanden. Die beiden von dem Rathe aufgestellten Kriegsherren melden dem Bürgermeister, da man täglich 18 bis 20 Centner Pulver verschossen, so sei der Vorrath bis auf fünf Centner zusammengeschmolzen. Zwar seien noch 250 Centner Salpeter vorhanden, aus denen täglich zwei Centner Pulver gefertigt würden, allein das reiche nicht aus. Auch die Lunten nähmen täglich ab. — Diese Meldung dem Obersten-Befehlshaber zu berichten sendete der Bürgermeister den Rathmann Otto von Guericke ab. Falkenberg entsetzte sich nicht wenig, wie es heißt, und sagte: schon längst habe ihm so Etwas geahndet, da Keiner sich habe einreden lassen und das unzeitige Schießen mit dem groben Geschütz einstellen wollen. Sofort gab derselbe Befehl, auf jede Weise Pulver zu fertigen, indem man Handmühlen und selbst die Mörser der Apotheker benützte, um doch täglich fünf Centner zu fertigen; unterdessen aber den gegenwärtigen Vorrath für die äußerste Noth zu sparen, wenn etwa der Feind zum Sturm ansetzen sollte; das Schießen mit groben Geschützen aber einstweilen einzustellen. Das ungefähr ist die Erzählung Guerickes.[1]

[1] Es wird zugleich berichtet: vor dem Jahr 1629 lagen in den Vorrathshäusern der Stadt: 600 Centner Pulver und 500 Centner Salpeter. In der Wallensteinischen Belagerung waren 200 Centner verschossen, an 100 hatte der Administrator während des Kriegs in der Landschaft verbraucht, einige hundert waren während des Sommers und Winters oft recht unnöthig verpufft worden, so daß sich bei dem Beginne der harten Belagerung nur 150 Centner vorfanden, welche unterdessen verfertigt worden. Gugel, Falkenbergs Hofmeister, hatte den

Das ist nun eine seltsame Sache. Kann man von Falkenberg, einem so umsichtigen Befehlshaber nur vermuthen, daß er verabsäumte, sich stets persönlich über den Stand der Pulvervorräthe zu unterrichten, und daß er in einer so wichtigen Sache sich von der Vorsorge einiger Rathsherrn abhängig machte? Dagegen berichten Magdeburger Schriften mehrfach, daß sich nach der Erstürmung in Kellern und andern verborgenen Stellen noch ansehnliche Pulvervorräthe vorfanden; — auf dem Markt allein traf man fünf Centner vergraben an. Nun meinen zwar Manche, die Bürger hätten dieses Pulver absichtlich versteckt, um mit dessen Verkauf im Nothfall Wucher zu treiben. Es scheint aber, daß dieser plötzliche Pulvermangel mit der Maßregel Falkenbergs — der Unterminirung der Stadt, von welcher später — zusammenhing. Hier ward auf einmal sehr viel Pulver verbraucht und da dieses Verfahren nur den obersten Officieren und den verzweifelnden Anhängern seines verzweifelten Geschicks bekannt war, so konnte leicht jenes Gerücht entstehen.

Thatsache aber ist, daß die Magdeburger Geschütze ihr Feuer einstellten, was die Angriffarbeiten der Belagerer ungemein förderte. Auch die Kaiserlichen hatten während der Belagerung schon über 300 Centner Pulver verschossen. Doch litten sie keinen Mangel daran. Denn Tilly war von der guten Hansastadt Braunschweig mit 500 Centnern unterstützt worden, und Hamburger Kaufleute führten ihm zwei große Schiffe voll Pulver auf der Elbe zu (s. Bericht bei Calvis. p. 38).

Am 18. Mai sendete Graf Tilly zum letztenmale einen Trompeter mit drei Schreiben in die Stadt. Sie waren kurz und bündig, aber nachdrücklich, wie man in dem Gedränge der Begebenheiten spricht. Das wichtigste ist an den Rath der Stadt gerichtet.

Er wäre gar nicht ungeneigt gewesen, sagt Tilly im Eingange, ihnen die Pässe für die genannten Personen noch einmal zu übersenden. Doch würden sie wohl selbst sehen, daß ohne die größte Gefahr kein Verzug mehr möglich sei, so daß die Absendung (nämlich der Magdeburger Botschafter nach Sachsen 2c.) zu spät und vergeblich sein würde. Für sie gäbe es kein anderes Mittel mehr, als

Befehl erhalten, mit 200 Musketieren 200 Centner Pulver herbeizuschaffen, die zu Gomern lagen (sächsische Unterstützung? —), ließ sich aber unterwegs in andere Händel ein und wurde darüber von der Stadt abgeschnitten.

andere Rücksichten bei Seite zu setzen und einen kurzen Entschluß zu fassen. Daran wolle er sie nochmals wohlmeinend und treulich ermahnen, daß sie ihren Zustand, die augenscheinliche Leib- und Lebensgefahr, den Verlust aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt reiflich beherzigen und sich Sr. Kaiserlichen Majestät, der allerhöchsten Obrigkeit untrwerfen möchten. In diesem Falle gäbe es noch Mittel, sich und die Ihrigen zu bewahren, und eine solche Capitulation zu treffen, die sie außerdem nimmermehr erhalten würden. „Dafern nun, schließt Tilly, diese vnsere wohlmeinende vnd treuherzige Ermahnung ihr bey euch gelten lasset, gereichet solches zu euren angeregten Besten, wo nicht, müssen wirs an seinen Ort gestellt seyn lassen, werden aber vor Gott vnd der Welt wohl entschuldigt vnd in vnserem christlichen Gewissen gesichert seyn, daß nicht wir, sondern ihr selbsten, vnd diejenigen, so euch in eurer Halsstarrigkeit stärken, eures Unglücks vnd Verderbens, einige Vrsach seynd, vnd deren Verantwortung, so demnach bey dem Allerhöchsten, vnd Dero werthen Posterität, hiernächst schwer fallen wird, allein auf sich laden werden."

Wo befand sich aber zu jener Zeit Gustav Adolf, der Retter der teutschen Freiheit, mit seinem siegreichen Heere und mächtigen Verheißungen, als Magdeburg, seine verbündete Stadt, von der äußersten Noth bedrängt wurde?

Gustav Adolf ging von dem bekannten Grundsatz aus, daß Teutschland blos durch Teutsche besiegt werden könne; — ein Satz, der stillschweigend einschließt: daß es in unserer Nation nur selten an solchen fehlt, die geneigt sind, das gemeinsame Vaterland zu verrathen. — Deßhalb versuchte er stets, den Weg zu neuen Unternehmungen sich zu bahnen. Wo diese aber noch nicht zur Reife gediehen waren, hielt er sich an gutgewählten Orten in verschanzten Lagern, das offne Feld vermeidend; höchstens, daß er rasch und unerwartet mit großer Uebermacht einen Angriff machte, worauf er sich in die früheren Stellungen zurückzog. Der König fand es aber nicht für rathsam, um Magdeburgs willen von einer Kriegsweise abzuweichen, welcher er seine bisherigen Erfolge im Reiche verdankte.

Sogleich nach dem Falle Landsbergs hatte er mit dem Churfürsten von Brandenburg Unterhandlungen angeknüpft, die ihm das Besatzungsrecht von Spandau und Küstrin gewähren sollten. Das erstere bedürfe er zu dem Entsatz Magdeburgs, und um sich im Noth-

fall den Rückzug zu sichern. Lange Zeit wurde vergeblich hin und her geschrieben. Gegen den Einfluß des kaiserlich gesinnten Grafen Schwarzenberg arbeiteten vornehmlich die Churfürstin Elisabetha Charlotta, Schwester Friedrichs V. von der Pfalz und deren Mutter, die sich gleichfalls in Berlin aufhielt. Sie gewannen einige Vertraute Georg Wilhelms, unter diesen besonders den Obrist Konrad von Burgsdorf, welcher die hervorragende Eigenschaft besaß, bei den churfürstlichen Trinkgelagen 18 Quart Wein verschlucken zu können. So verdrängten sie für den Augenblick den Grafen, welcher auf auswärtige Sendungen sich entfernen mußte. Als sich der Churfürst noch immer nicht entschied, zog Gustav Adolf zu Fürstenwalde 10 Regimenter Fußvolk und die ganze Reiterei zusammen, rückte am 10. Mai nach Köpenick und ging von da, nachdem wieder einige Tage lang vergeblich verhandelt war, in der Begleitung von 1000 Musketieren und einigen Geschützen nach Berlin, um dem Herrn Schwager einen Besuch abzustatten. Jetzt kam ihm der Churfürst nothgedrungen eine halbe Stunde weit entgegen und lud den König ein, in Berlin Quartier zu nehmen, was er ohnehin gethan haben würde. Doch erst auf die flehendlichen Bitten der churfürstlichen Frauen, und wie der König zu seinen Vorstellungen die heftigsten Drohungen hinzufügte, und es hieß, daß das ganze schwedische Heer von Köpenick heranrücke, willigte der schwache Georg Wilhelm — von seiner Umgebung übertäubt, ohne Mittel zum Widerstand — darein, (am 14. Mai) dem König auf einige Zeit Spandau zu überlassen, bedung sich aber die Zurückgabe aus, wenn Magdeburg entsetzt sei. Schon am andern Tage zog die Besatzung ab und die Feste wurde sogleich von 500 Schweden besetzt. Am 16. Mai stand der König zu Potsdam. (Vgl. Stengels Gesch. des preußischen Staats, I. p. 484—86.)

Alsbald auf die Kunde von diesen Vorgängen zogen sich die kaiserlichen Obristen von Rathenau, Altbrandenburg, Zerbst und andern Orten, die sie bisher am rechten Ufer behauptet hatten, auf das linke zurück. Bereits hatte Tilly den Befehl gegeben, die Brücke und den Brückenkopf bei Dessau — früher so muthig vertheidigt, — abzubrechen. Offenbar wollte er seine ganze Macht zusammenziehen.

Der König, welcher das Geschehene längst vorauszusehen vermochte, konnte ungehindert den größten Theil seiner Truppen, die in Mecklenburg, wo kein Feind zu fürchten, standen, an die Elbe etwa

nach Werben vorrücken lassen. Von Potsdamm stand gleichfalls der Weg nach Magdeburg offen, und nach drei oder vier Tagen konnten die Schweden ihre Fahnen im Angesicht der Stadt entfalten. Tilly aber kam in solchem Fall in eine mißliche Lage, denn immer bedurfte er eines großen Theils seiner Truppen, um die weitläufige Stadt zu beobachten. Zog er nun seine Macht auf dem rechten Ufer zusammen, um den Schweden eine Schlacht zu liefern, so mußte er schlagen, einen ungangbaren Fluß und eine feindliche Stadt im Rücken; gewiß eine gefährliche Stellung, zumal da die Verbindungsbrücke bei Schönbeck zu weit entfernt lag. Ging er aber auf das linke Stromufer zurück, die Uebergänge der Elbe vertheidigend, so war Magdeburg entsetzt. Denn über die unhaltbare Zollschanze konnte die Verbindung mit der Stadt sogleich hergestellt werden. Gelang es dem König, einige Tausend Schweden in dieselbe hineinzuwerfen, so war sie vor jedem weitern Anfall gesichert. Eins blieb allerdings noch möglich, um die bisherige Stellung zu behaupten, die Stadt zu belagern und zugleich die Schweden abzuwehren; durch ein stark verschanztes Lager auf dem rechten Ufer konnte der Zugang zur Zollschanze gedeckt und vermittelst Schiffbrücken über die Werder oberhalb der Stadt, die Verbindung mit dem Belagerungsheer am linken Ufer gesichert werden. Die Uebermacht der Kaiserlichen an Reiterei würde ihnen die Zufuhr gesichert haben. Um Solches aber vorzubereiten und zu rüsten, fehlte es an Zeit, besonders weil man damals den Bau der Schiffbrücken nicht so rasch zu behandeln verstand, wie jetzt. Es ist daher ganz erklärlich, warum Tilly mehr geneigt war, die Belagerung aufzugeben, als sie fortzusetzen.

Der König von Schweden that das Unerwartetste. Er rückte vor in der Richtung nach der chursächsischen Stadt Wittenberg. Von dem Heerzuge selbst aus erneuerte Gustav Adolf die Anträge an den Churfürsten: sein Marsch gehe gerade auf die Dessauer Schanze los; der Churfürst möge mit allen seinen Streitkräften bis an die Mulde vorrücken, und von Wittenberg oder irgend einem andern Orte aus das schwedische Heer, welches Mangel an Pferden für die Geschütze habe, mit Mundvorrath und Geschützen versehen, wofür Baarzahlung in Hamburg oder Amsterdam zugesagt wurde. Das heißt mit andern Worten: der Churfürst solle durch solche Handlung für den Entsatz Magdeburgs dem teutschen Kaiser den Krieg erklären.

Johann Georg aber, der gar nicht geneigt war mit dem Kaiser offen zu brechen, am wenigsten aber den Plan aufzugeben, selbst an der Spitze einer großen evangelischen Partei zu stehen, schlug alle diese Forderungen, selbst den Durchmarsch der Schweden durch Wittenberg, rund ab. Vielleicht hatte er auch keine Lust, das Erzstift, welches er für den eignen Sohn zu erhalten wünschte, dem Administrator Christian Wilhelm erobern zu helfen. Der König merkte selbst das Wahre, denn in seinem letzten Schreiben, welches er in dieser Sache absendete (s. Gfrörers Gesch. G. A. p. 799), schließt er, nachdem alle Redensarten erschöpft sind, die Eindruck machen könnten, mit den Worten: „Seyen Eure churfürstliche Durchlaucht versichert, daß ich Ihnen und Ihrem Hause, namentlich Ihrem Sohne in der Behauptung seiner Ansprüche auf das Erzstift Magdeburg die besten Dienste leisten werde.“ Die Andeutung, daß der König unter gewissen Bedingungen seinen Verbündeten, den Administrator Christian Wilhelm zu Gunsten Sachsens aufzugeben bereit sei, ist klar genug: ein Stück Politik, wie man es schon oft sah und noch sieht. Doch ehe noch der Churfürst zwischen den Anforderungen des Königs und den Mahnungen aus Wien die Wahl treffen konnte, war Magdeburg zerstört.

Warum aber übernahm Gustav Adolf nicht das Wagniß, von dem er so großartig redet? — (z. B. in dem ebengenannten Schreiben an Chursachsen: „Ich hoffe, der allmächtige Gott soll mir mit seiner Gnade beystehen und den Preis der Standhaftigkeit gewähren.“) Er spricht in demselben Schreiben von der Ermattung seines Heers, das während des Winters so hart angestrengt sei. — Die Schweden aber hatten seit dem kurzen Zug auf Frankfurt und Landsberg und nach einem Kampf von ein paar Tagen nur wenige Märsche gemacht und fast vier Wochen lang der Ruhe gepflogen. — Er sagt in seinem Manifest (s. unten): „Alle vnd jede Dero hohe Officirer gestehen vnd bekennen müssen, daß wenn die sonst in der Mark gantz manquirende Vivres aus dem Churfürstenthum Sachsen nicht geschafft werden könnten, der ohne daß in der schweren Hitze bei so kümmerlicher Alimentirung ausgematteter vnd fast vnwilliger Exercitus, wenn der Tilly nur in seiner Positur still vnd vnbewegt beliegen, geblieben, alleine aus Hunger vnd Kummer zu Grunde verderben, oder wohl ehe bey der Nähe des Feinds vnd neuer Werbung verlauffen müssen.“

— Was sind das nun für Gründe? — Die Anstrengungen des Heeres im Winter? — Als früher Conti um Waffenruhe im Winter nachsuchte, erhielt er die Antwort: „die Schweden seyen eben so gute Soldaten im Winter als im Sommer" (s. Gfrörer p. 728). — Die Erschöpfung der Mark? — Die Schweden blieben nach dem Falle Magdeburgs noch ein Monat lang in demselben Lande stehen. Was von Tilly's Stellung gesagt ist, vermochte nur auf Die Eindruck zu machen, welche sie nicht kannten oder kennen wollten.[1] Auch zeigt es nur geringes Vertrauen auf das unüberwindliche Glaubensheer der Schweden, daß es im Angesicht des Feindes auseinanderlaufen könnte.

Man darf wohl vermuthen, daß die Handlungsweise des Königs auch hier, wie es anderswo so häufig vorkam, von rein politischen Gründen bestimmt wurde. Magdeburgs Bedrängniß sollte die beiden evangelischen Churfürsten verleiten, sich dem Kaiser gegenüber so bloßzustellen, daß eine neutrale Stellung ihnen fernerhin unmöglich ward und sie sich an Schweden unbedingt anschließen mußten. Das gelang zwar nicht. Jedoch etwas nicht minder Wichtiges ward erreicht. Der Churfürst Johann Georg gerieth wegen der Vernachlässigung Magdeburgs bei sämmtlichen Protestanten in eine so üble Nachrede der Unzuverlässigkeit und Schwäche, daß er gar nicht mehr daran denken durfte, eine eigne Partei zu bilden. Bald fiel er den Schweden von selbst zu, wie eine reife Frucht vom Baum.

Die Kunde von dem Vorrücken des Königs war aber nicht blos in das Lager, sondern auch in die Stadt gedrungen. Es hieß, der König stehe schon zu Zerbst, wo auch eine schwedische Streifschaar erschienen sein soll. Durch dieses Gerücht wurden Belagerer wie Belagerte zu einem entscheidenden Handeln bestimmt: verhängnißvoll für Magdeburg.

Die Kaiserlichen fuhren fort, die Beredsamkeit ihres Obersten-Feldherrn mit guten Stückkugeln zu unterstützen. Doch auch die Magdeburger dachten nicht daran, sich durch den Unterhandlungsversuch Tilly's etwa zu einer Vernachläßigung bei der Vertheidigung verleiten zu lassen. Der Trompeter mit den Schreiben war schon

[1] Pappenheim urtheilt hierüber in einem Brief nach dem Falle Frankfurts an Max von Bayern (April 1631) bei Heß p. 114: „nur würde die Belagerung vor Magdeburg auch schwerlich continuirt werden, denn sie auf einmal die Stadt dieß- und jenseits zu belägern, und des Königs Armaden zu begegnen, nicht Bastand wären."

mehrere Stunden in der Stadt, als Ambsterroth den letzten Ausfall machte. Am 19. Mai verstärkte sich noch das Feuer der Geschütze gegen die Stadt, und dessen Folgen wurden endlich sichtbar. Von dem Rondel hart an der Elbe hatte die gegenüberliegende Batterie bereits drei Mauern zertrümmert. Nur der Wall blieb noch ziemlich unbeschädigt. Jetzt brach auch der Thurm der Hohen-Pforte, von dem die Stücke, welche die Magdeburger dort hinaufgebracht, den Belagerern vielen Schaden gethan hatten, endlich zusammen, nachdem ihn mehr denn 300 Kugeln erschüttert hatten. Zwar stürzte er nicht, wie die Kaiserlichen gehofft, daß er den Graben füllte, sondern er deckte nur das daneben liegende Rondel zu. Im Ganzen aber zeigte sich der Erfolg als gering. Acht oder neun Soldaten wurden auf den Wällen erschossen. Die Feuerkugeln tödteten einen Mann und eine Frau, die eben zur Kirche gingen; beschädigten aber sonst wenig. Nachmittags am 19. Mai hörte das Feuer der Belagerer gänzlich auf, und man sah vom Wall, wie einige Geschütze aus der Sudenburg abgeführt wurden.

Zu Magdeburg herrschte in diesen Tagen große Aufregung, wie sich leicht verstehen läßt. — Seit mehr denn zehn Jahren hatten sie nicht nur von dem fortwährenden Kriege fast in allen Gegenden Teutschlands vernommen, sondern ihn auch, wie sie vermeinten, recht in der Nähe gesehen. Die Geschütze von manchem heftigen Gefechte in der Umgegend erdröhnten bis in die Stadt. Ihre Söldner waren oft ausgefallen und zuweilen mit reicher Beute, ein andermal übel zugerichtet, heimgekehrt. Auch viele Magdeburger, die besonders kampflustig waren, hatten draußen mitgefochten und sich hervorgethan. Ueberdieß war ja Magdeburg von dem gefürchtetsten Feldherrn unlängst belagert worden und leidentlich davongekommen, was auch die Erinnerung an die frühere, glücklich bestandene Vertheidigung gegen den Churfürsten Moritz wieder auffrischte und selbst harten Maßregeln ihre Furchtbarkeit nahm. Auch dem Schrecken sahen sie gleichmüthig entgegen, nach der Gewohnheit des Kriegs, welche besonders der Teutsche leicht annimmt. Jetzt schauten sie freilich den Krieg in solcher Nähe und mit solchem Ernste, wie sie es kaum erwartet. Die Feinde hatten sich bis hart an die Stadtgräben und die Wälle hinangearbeitet, die Kugeln fielen mitten unter sie. Jedoch die Wälle hielten sich und die Hohlkugeln brachten wenig Schaden.

Jeder Bürger wußte, daß die Augen der auswärtigen Fürsten und Städte auf Magdeburg gerichtet seien. Jeder fühlte, wie bedeutend der Erfolg ihres mannhaften Widerstands für die Glaubensgenossen wäre. Hohe Wetten wurden von den reichen Kaufleuten in den umliegenden Städten über den Ausgang des Kampfes gemacht, und waren auch bei den Auswärtigen die Meinungen getheilt, so glaubte doch die Mehrzahl: Tilly werde sein graues Haupt an den Felsen Magdeburgs zerschellen; sein Zaudern selbst bezeuge dessen Bedenklichkeiten.

Blickte auch mancher besorgte Bürger auf die rauchgeschwärzten Trümmer der Vorstädte hinaus, und gedachte seufzend, daß es der stolzen Stadt auch so ergehen könnte, so durfte er doch seine Stimme nicht laut werden lassen; denn jedes Bedenken galt für Verrätherei. Die Reichen blieben am wenigsten bekümmert, denn sie gedachten im schlimmsten Fall mit einer Geldstrafe durchzukommen, und mancher hatte schon während der Belagerung einen guten Gewinn gemacht. Dagegen hatte die fanatische Partei — meistens Leute von längst zerrüttetem Wohlstande — im Grunde wenig zu verlieren. Dabei thaten sich die Prediger — unter diesen vor Allen Christian Gilbert und Andreas Krammer — bei allen Versammlungen und Zusammenkünften hervor. „Mit dem Frieden, sprachen sie, gäben sie auch ihre Religion auf, um die teuflische und abgöttische der Papisten anzunehmen. Besser sei es, das Leben zu lassen, als das Seelenheil zu verlieren, sie sollten ihre Hoffnung auf Gott setzen, dessen Arm noch nicht verkürzt sei; wer nur an den Frieden denke, werde zuversichtlich auf ewig verdammt werden. Da gab es nun sonst recht wackere und wohlmeinende Leute, welche von den Predigern so aufgeregt worden waren, daß sie die gegenwärtigen und noch bevorstehenden Leiden als Märtyrer auf sich nehmen und willig Gut und Leben für ihre glorreiche Sache hingeben wollten. (Täglich wurde Gottesdienst gehalten und die Mehrzahl der Prediger reizte das Kirchenvolk verabredetermaßen auf, so daß zuweilen am Schluß der Rede die ganze Versammlung den Eid ablegte, den äußersten Widerstand zu leisten.)

Die Menge, thöricht wie oftmals, ward von den hin- und herfluthenden Gerüchten bewegt. Da hieß es: die Schweden lagern zu Zerbst, dann: man sieht ihre Reiter schon am Saum der nahen Waldungen hinjagen. Dazwischen hörte man Prophezeiungen. Ein

Prediger erzählte: einen Engel habe er im Schweigen der Nacht die Wachen und Wälle umwandeln sehen, und dieser habe ihm verkündet: Magdeburg werde aus dem Kampfe mit dem alten Ruhme hervorgehen. Falkenberg las einen, wahrscheinlich gefälschten, Brief des Königs vor, in welchem dieser seine nahe Ankunft verhieß. Als das Feuer der Belagerer am 18. und 19. Mai immer an Heftigkeit zunahm, stieg der Administrator oder Falkenberg selbst auf den hohen Domthurm, wo man weit in die östliche Ebene hinausschaut, und sahen nach den Fahnen und streifenden Reitern sich um. Erschien nun auch nirgends ein Hülfsvolk, so verkündigte man doch den ungeduldig harrenden Leuten, daß schon die Schweden heranrückten. Und wie nun die Menschen gewöhnlich die Ereignisse nach ihren Wünschen beurtheilen, so geschah es auch da. In dem Schweigen des feindlichen Feuers Nachmittags am 19. Mai und in dem Wegführen einiger Geschütze aus der Sudenburg ersah man, daß Tilly an jedem Erfolge verzweifelnd die Belagerung aufgebe. Auch dessen letztes Schreiben ward so ausgelegt. Daß es wohlmeinend sei, daß es Wahrheit enthalte, gewahrten sie nicht. Der alte listige Fuchs, hieß es, sucht selbst um Waffenruhe nach, damit er seinen Abzug sicherer bewerkstelligen könne.[1] — So nahm die Zuversicht in der letzten Zeit in der Stadt mehr und mehr zu. Tag und Nacht blieben die Bürger gerüstet. Die Soldaten, so lange vernachläßigt, wurden freigebiger behandelt. Alle ermunterten einander und auch die Weiber halfen mit ihren scharfen Zungen dazu, so viel als möglich, und geboten den Kampf gegen den verhaßten Feind „quae oratio — Falkenberg — non viros tantum, sed et mulieres, Baccharum instar sic accendit, ut et ipsae pugnam poscerent, jurarentque, se adversus hostem pro muris staturas.“ Adlzt. p. 229.

Nur Feldmarschall Falkenberg täuschte sich wohl nicht, sondern fuhr fort mit gleicher Umsicht und Standhaftigkeit die Vertheidigung wie die Verhandlungen im Innern zu leiten. Die Gefahr der Stadt und seine eigene Verantwortlichkeit in Erwägung ziehend, hatte er den Trompeter Tilly's, welcher dessen Schreiben am 18. überbrachte, zurückbehalten und berief die 18 Viertel der Bürger für den folgen-

[1] Die Bürger müssen über die früheren Unterhandlungen mit Tilly getäuscht worden sein, sonst könnte die Far p. 52 bei Calw nicht berichten: Tilly habe die erste Antwort und den Trompeter der Stadt 8 Tage bei sich behalten.

den Tag, in den Häusern ihrer Viertelsherrn zusammenzukommen, und sich zu berathen, ob man an Tilly Botschafter senden und sich mit ihm in Verhandlungen über einen Friedensvertrag einlassen solle oder nicht.[1] Die Stimmenmehrheit sprach sich in den Vierteln verschieden aus. Einige erklärten sich für Aufnahme von Unterhandlungen, andere stellten die Sache dem Rath anheim; wieder andere, wo die Kriegspartei in der Mehrzahl war, wollten von keinem Vertrag etwas wissen, der König von Schweden könne ja jeden Augenblick eintreffen und Hülfe bringen. Ein Viertel, dem die Aufrichtigkeit seines Viertelherrns in dieser Sache etwas verdächtig schien, schickte noch am Abend des Tags eine besondere Deputation an den regierenden Bürgermeister mit der Erklärung: mit dem Tilly wollten sie keine Unterhandlungen eingehen, sondern sich lieber bis auf den letzten Mann wehren.

Am Nachmittag desselben 19. Mai versammelte sich der Rath, jedoch in geringer Anzahl. Da trug Guericke vor, wie er es selbst gesehen, daß am Neuwerk bereits die Sturmpfähle ausgerissen seien und die im Zwinger liegenden Soldaten jeden Augenblick überfallen werden könnten. Darauf erwiederte der Dr. Johann Denhardt, der Stadtsyndicus; „Er were nicht allein des Rathes, besondern der gantzen Stadt Syndicus, vndt mußte nach seinem besten verstande vndt wegen so vieler tausend hierunter Periclitirenden wohlfarth reden. Was dan gleichwohl die Stadt endlich machen wolte, wan sie kein pulver mehr hette, vndt sonst dem gegentheil nicht widerstehen könte, also das man sie bis vff den wall kommen laßen mußen; der Rath solle es bedenken vndt so viel menschen nicht in eußerste ruin vnd gefahr stürtzen" ꝛc. Die Rathsmänner, so viel ihrer beisammen, stimmten ab und faßten den Beschluß, mit Tilly die Verhandlungen aufzunehmen; Otto von Guericke solle dieses und auch Das, was er über den Fortschritt des Feindes gegen das Neuwerk in Erfahrung gebracht, dem Feldmarschall mittheilen. Dieser schrieb zurück: der Bürgermeister möchte ohne sein Wissen keinen Schritt bei dem feindlichen Heerführer thun, sondern am andern Morgen um vier Uhr den Rath versammeln, wo man sich gemeinschaftlich über die Traktaten vereinbaren wolle.

Auch im kaiserlichen Lager gingen zu gleicher Zeit ernste Dinge

[1] Diese Verhandlungen sind bei Hoffmann III. p. 125 bis p. 127 nach Guericke erzählt.

vor. Gegen Abend berief Tilly seine Generale und Obristen zur Berathnng, ob man die Belagerung aufgeben oder fortsetzen sollte. Daß dieselbe nach der bisherigen Weise betrieben, nur sehr langsam zum Ziele führen konnte, lag am Tage. Dazu schien sich das Gerücht zu bestätigen, daß Gustav Adolf längs der Havel hinunter auf Altbrandenburg anrücke. Solches hatte er wirklich auch an den Churfürsten von Sachsen geschrieben. Voraussetzen ließ sich wenigstens, daß er nicht mehr lange zögern werde. Abziehen aber: hieß der kaiserlichen Sache einen schweren Nachtheil zufügen. Auf den Jubel der evangelischen Partei und ihr Hohngeschrei über Ohnmacht der Gegner, durfte wohl bald eine Waffenerhebung folgen. Hier galt kein Verzug mehr.

Graf Pappenheim und die meisten Obristen stimmen für einen allgemeinen Sturm auf die Stadt. Tilly widerräth denselben, weil ein solches Wagniß leicht mißlingen könnte. Nach einigen Erzählungen erschien ihm dasselbe so bedenklich, daß er in der That geneigt war, die Belagerung aufzugeben. Wahrscheinlicher ist es, daß er von dem Treiben der Parteien in Magdeburg gut unterrichtet, erst den Erfolg seiner letzten Unterhandlungen abwarten wollte.[1] Und ein kluger Feldherr wird gewiß nicht eine Stadt von so großer, strategischer Wichtigkeit dem Verderben, wie es ein Sturm häufig mit sich führt, unbedenklich aussetzen, wenn er sie auf irgend eine andere Weise erhalten kann.

Endlich gewann im Kriegsrath die gewaltsamere Meinung die Oberhand. Es wurde beschlossen, bei dem Anbruch des nächsten Tags, sobald das Zeichen durch den Donner der Batterie gegenüber dem Wasser-Rondel vernommen sei, an vier Orten zugleich zum Sturm anzusetzen. Graf Pappenheim sollte mit seinem und dem Savellischen Regimente und denen Gronsfelds und Wanglers — unter ihren Obersten — das Neuwerk und die Hohe-Pforte bestürmen, Graf Mansfeld den Heideck und die übrigen Werke an der Sudenburg, der Herzog von Holstein das Hornwerk am Kröfenthor angreifen,

[1] Nach der Eroberung Magdeburgs kam es an den Tag, daß die kaiserlichen Befehlshaber durch einzelne Bürger über alle Vorgänge in der Stadt täglich genau unterrichtet wurden. Auf den Ausgang des Kampfes aber hatte dieses wenig oder gar keinen Einfluß, denn Falkenberg verstand seine Unternehmungen so geheim zu halten, daß z. B. seine Ausfälle stets gelangen.

während zwei kaiserliche Regimenter das Ulrichs- und das Schrottendorferthor berennten. Drei kaiserliche Regimenter und einiges ligistische Volk hatten die Werke auf dem Holzmarsch jenseits des Durchstichs unter der Führung Piccolomini's anzufallen. — Dann trennten sich die Befehlshaber, um ungesäumt während der Nacht die nothwendigen Vorbereitungen zum Sturm zu treffen. Uebrigens waren die Vorbedingungen für den Angriff nicht auf jeder Seite gleich. Am Krökenthor und am Heideck war noch keine Bresche geschossen. Das Bestürmen des Holzmarsches schien erfolglos bleiben zu müssen, wenn die Magdeburger die Elbebrücke abbrennten und das Brückenthor beschützten. Nur Pappenheim hatte die nothwendigen Vorarbeiten getroffen, welche er die Nacht über mit gewohnter Thätigkeit fortsetzte. Doch auch sein Unternehmen war bedroht. Falkenberg nämlich hatte am Abend des 19. geboten, in der Nacht am Neuwerk einen starken Ausfall zu machen, um die Pappenheimer aus den Gräben zu treiben und Alles zu vernichten, was sie für den Sturm bereits gerüstet. Allein dieser Befehl wurde nicht ausgeführt, sei es, daß die allgemeine Verwirrung in der Stadt schon zu hoch gestiegen, oder aus irgend einem andern Grunde.

Tilly hatte seinen Obristen wahrscheinlich nur deßwegen nachgegeben, weil er darauf rechnete, daß der Rath zu Magdeburg seinen Trompeter, den er gegen allen Kriegsgebrauch schon seit dem 18. zurückbehalten, sicher bis Tagesanbruch zurücksenden würden. Allerdings ließ er noch am Abend und während der Nacht die Truppen in den Vorstädten und an den übrigen bedrohten Stellen der Stadt zusammenziehen. Denn wie es auch komme, schien eine solche Maßregel geeignet, den Unterhandlungen größeren Nachdruck zu geben. Id — susceptum tradunt inscio Tillio, qui licet copias ad impetum faciendum disposuisset, ostentare vim, quam inferre maluerit, ut integra urbe potiretur, sagt Puffendorf im 3. Buch p. 46: Commentarium de rebus Suecicis.

XI.

Die Zerstörung Magdeburgs.

Die Nacht von dem 19. bis auf den 20. Mai n. St. war dunkel und unfreundlich. Man hatte noch am Abend von der Stadt aus ungewöhnliche Bewegung unter den feindlichen Truppen wahrgenommen und die Befehlshaber schlossen daraus, daß irgend ein neues Unternehmen im Werke sei. Auch die Bürger waren unruhig und schauten voll Besorgniß in die Finsterniß hinaus. Aus den verschiedenen Lagern hörte man von Zeit zu Zeit Waffenlärm, die Tritte vieler Menschen, Stampfen und Wiehern der Rosse. Dieses vermehrte noch die Wachsamkeit. Nicht nur die Fußknechte und sämmtliche zum Wachdienst verpflichtete Bürger hielten die Wälle besetzt, sondern auch die Reiter hatten sich mit ihren Bandelieren und Pistolen dort eingefunden, um ihre Kriegsgenossen zu unterstützen. Die Führer umgingen die Wälle und sahen den Posten nach. Unter ihnen that sich besonders der Administrator durch Sorgfalt hervor. So verging die Nacht, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete.

Feldmarschall Falkenberg zeigte auch hier das heitere Gesicht, wie er es bei allen Gefahren bisher zu thun pflegte. Was aber in seinem Gemüthe vorging, mit welchen Entwürfen er sich trug, das läßt sich nicht errathen. Warum er nicht das Neuwerk, wo es so bedenklich stand, durch Verhaue oder spanische Reiter, die Barrikaden jener Zeit, besser verwahrte, was sich binnen wenigen Stunden ausführen ließe? warum dort für Vertheidigungsmittel überhaupt so schlecht gesorgt war? bleibt ungewiß. Rechnete er so sicher auf den rechtzeitigen Entsatz durch den König, oder war er durch die Nachricht getäuscht: von einem wirklichen Sturm auf die Stadt sei gar nicht die Rede, sondern die scheinbaren Vorbereitungen zu demselben bezweckten bloß, die Capitulation zu befördern? — Doch Eins stand

ihm fest: Magdeburg nicht unversehrt in die Hände der Kaiserlichen fallen zu lassen.

Auf was er dabei vertraute und wodurch sich manche auffallende Aeußerungen desselben allein erklären lassen, sollte bald an den Tag kommen. Seine Maßregel wird gerade von den kriegserfahrnen Männern erwähnt, welche bei der Belagerung zugegen. Damals waren sogenannte Flatterminen in Gebrauch, verschieden von den eigentlichen Sprengminen, welche man zur Zerstörung von Festungswerken anlegte. Jene baute man zur Vertheidigung von Feldschanzen und Außenwerken. Sie lagen gewöhnlich vor dem ausspringenden Winkel, 8 bis 10 Fuß tief, mit 50 bis 60 Pfund Pulver gefüllt, und entzündbar durch eine Minenleitung aus dem Innern des Werks. Benützt wurden sie besonders, um den anstürmenden Feind in Verwirrung zu bringen und zu verstümmeln. Wollte man ihnen eine größere Wirksamkeit geben, so legte man sie in der Gestalt eines Kleeblatts an, dessen Gänge sich durch ein abgepaßtes Leitfeuer gleichzeitig entzündeten. Solche Minen hatte Tilly bei der Besetzung der Zollschanze gefürchtet.

Solche Flatterminen legte Falkenberg in der Mitte der Stadt an, um die einstürmenden Feinde zu verderben. Nach der Eroberung der Stadt fand man sie noch an vielen Orten, in den Hauptstraßen und auf den Plätzen verborgen; die Mine auf dem Hauptmarkt, welche man aufgrub, fand sich mit fünf Centnern Pulver geladen, was schon eine bedeutende Wirkung hervorbringen konnte. Neben jenen eigentlichen Flatterminen lagen aber auch in Wohnungen der wilden Parteigenossen kleinere oder größere Pulvervorräthe, geborgen in Kellern, Gewölben und andern Verstecken, welche theilweise mit den Minenleitungen in Verbindung standen, was eine gleichzeitige Entzündung möglich machte. Besonders muß auf die eine oder die andere Art die breite Gasse, welche Magdeburg nach der Länge durchschneidet, bedacht worden sein. Denn als der große Brand ausbrach, nahm man wahr, daß in jener Straße plötzlich je das dritte oder vierte Haus in Flammen stand. Doch auch über andere Stadttheile verbreitete sich das Minennetz, besonders wahrscheinlich in den Gassen, welche nach den Hauptthoren führten. — Am 19. Mai sind entweder die Minenleitungen noch nicht vollständig hergestellt gewesen — und sie konnten ja auch längs der Straßen unter dem Boden nur mit aller Behutsamkeit angelegt werden,

um die Mehrzahl der Einwohner nicht aufmerksam zu machen, — oder nur Falkenberg kannte genau die Stelle, wo sie zusammenliefen und nach Belieben dirigirt werden konnten. In dem wohlverwahrten Pulverhof traf man 20 Centner Pulver, 90 Centner Schwefel und 16 Centner Salpeter aufgehäuft, die gleichfalls von den Minenleitungen und vom Brande nicht berührt wurden. Ihre Explosion wäre entsetzlich gewesen.

Endlich bricht der Tag an. Ermattet und schläfrig schauen die Leute von den Wällen in das weite Feld hinaus, wo sich die Feinde nicht zu rühren scheinen. Denn die meisten zum Sturm befehligten Truppen stehen hinter den Trümmern der Vorstädte bereits gedeckt. Auf dem Domthurm schlägt die Glocke fünf Uhr an. Nach der bisherigen Wachtordnung entläßt Falkenberg einen großen Theil der Bürger und der Soldaten, besteigt sein Pferd und reitet nach dem Rathhaus, wo eine Versammlung angesagt war. Selbst die meisten Officiere begeben sich weg, die nicht gerade Wachtdienst zu thun hatten. So bleiben kaum 600 Soldaten und wenige Bürger auf den Wällen zurück. Jedoch auch diese besorgten sich keines Unfalls und dachten nicht, daß die Feinde am hellen Tage etwas Sonderliches vornehmen würden, zumal da noch keine rechte Bresche geschossen war. Da verließ wohl mancher Bürger den Wall, indem er vorher noch dem Kaiser und der Jungfrau Maria Hohn gesprochen hatte, wie sie es zu thun pflegten. Die Einen gingen nach ihren Wohnungen, um sich zur Ruhe zu legen, Andere eilten nach der durstigen Nacht in die Trinkstuben oder begaben sich in den Frühgottesdienst, Viele liefen nach dem Rathhaus, um zu hören, was da Neues vorgehe.

Tilly hatte den größern Theil der Nacht im Gebete zugebracht. Nur eine Stunde gewährte er der Ruhe. Bei Tagesanbruch hörte er nach seiner Gewohnheit zwei Messen. Schon war es fünf Uhr, die Truppen in der Neustadt erwarteten mit Ungeduld das verabredete Zeichen. Doch die Geschütze schwiegen noch immer. Tilly, voll Besorgniß über den Ausgang des gefahrvollen Unternehmens, berief noch einmal einen Kriegsrath. Er stellte den Befehlshabern vor, wie bedenklich es sei, bei hellem Tage den Sturm zu beginnen. Die Meinungen waren getheilt, denn die beste Zeit schien bereits vorbei zu sein und fast zwei Stunden wurde hin und her gestritten. Da wies ein italischer Hauptmann auf das Beispiel Mastrichts hin. Auch

dort habe man mehrere Stunden nach Tagesanbruch gestürmt und den Wall überrascht, weil die ermüdeten Wachen sich dem Schlaf überließen. Das gab den Ausschlag. Es wurde beschlossen, unverzüglich den Sturm zu beginnen. Das Zeichen sollte durch sechs Stückschüsse in der schon genannten Batterie gegeben werden. Die Befehlshaber begaben sich auf ihre Posten.

Auf dem Rathhaus zu Magdeburg wurde seit vier Uhr verhandelt, wie man jetzt den Trompeter an Tilly zurücksenden müsse und welcher Vertrag dem Grafen vorzuschlagen sei. Dabei redete man zuerst lange hin und her, was für Männer in das feindliche Lager zu senden seien und es verging ziemliche Zeit. Um fünf Uhr ließ der Administrator durch drei seiner Räthe protestiren: man solle gar Niemanden hinausschicken, sondern schriftlich antworten — gewiß das beste Mittel, um Zeit zu gewinnen. Dieser Meinung pflichteten mehrere Bürger der schwedischen Partei und auch die Prediger bei, die sich nach ihrer Gewohnheit auch bei dieser Berathung eingefunden hatten. Jetzt tritt Falkenberg ein, der sich im Nebenzimmer aufgehalten, und spricht gegen den Antrag und dringt darauf, daß die Instruction abgefaßt werde, welche den Abgeordneten mitzugeben sei. So vergehen fast wieder einige Stunden, an denen das Geschick Magdeburgs hing. Jetzt stürzt ein Bürger herein und verkündet: auf den Feldern wimmle es von Reitern und die Vorstädte stünden voll von Truppen. Falkenberg erwiedert ihm zuversichtlich: „er wollte, daß die Kaiserlichen sich's unterstehen und stürmen möchten, sie sollten gewiß empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele" und fährt ruhig in der Berathung fort. (Nach Guericke.)

Der Secretarius der Stadt ist eben beschäftigt, die Instruction der Abzusendenden in das Reine zu bringen und schreibt noch daran. Da stößt auf einmal der Wächter auf dem St. Johannisthurm in das Lärmhorn. Das Geschrei erhebt sich außen: die Kaiserlichen seien in der Stadt. Otto von Guericke, der Rathmann, eilt hinaus, um zu sehen, was denn vorgehe, trifft aber in der Fischerstraße auf plündernde Kroaten und kömmt mit der Nachricht in das Rathhaus zurück. Dort langt auch ein Edelknabe Falkenbergs an und berichtet: Graf Pappenheim habe das Neuwerk erstürmt und dringe in die Stadt ein. Sogleich wirft sich Falkenberg auf sein Streitroß und sprengt nach dem Marsch, um das Regiment Trost hereinzuführen. Bürger

und Prediger stäuben vom Rathhaus weg. Nur ein Theil des Raths eilt auf den Markt, weiß aber auch nichts Besseres zu beschließen, als nacheinander einige Trommelschläger an Pappenheim abzusenden, um einen billigen Accord zu erlangen. Keiner aber kehrte wieder zurück.

Dem Neuwerk gegenüber hatte Graf Pappenheim seine Wallonen — 2500 Mann Fußvolk — aufgestellt. Auch die Kürassiere und Dragoner saßen von ihren Rossen ab, um am Sturme Theil zu nehmen. Sämmtliche Truppen waren wohlgerüstet, mit weißen Binden am Arm als Erkennungszeichen und von Kampfbegierde entbrannt. Hatte man sie doch seit mehreren Monaten über das Ausbleiben des Soldes mit der Magdeburger Beute vertröstet. Dort hieß es, lägen mehr Schätze, als in sieben Königreichen; und eine dreitägige Plünderung war ihnen verheißen. Ueberdieß mußten sie wohl über die eitlen Herausforderungen und Schmähungen erbittert werden, welche die Magdeburger, ihnen zum Hohn, über die Jungfrau Maria [1] und die Heiligen von den Wällen zuzurufen pflegten; auch darüber, daß jene mit Drathkugeln schossen, was gegen den Kriegsgebrauch, und die Feuerrohre gleichfalls mit ungewöhnlichen Dingen luden. Denn in der Stadt ging das Gerede: nicht nur Tilly und Pappenheim, sondern auch die meisten Kaiserlichen seien schußfest „gefroren", denen man auf gewohnte Weise Nichts anhaben könne. Pappenheim ermahnte die Seinigen mit kühnen Worten und ließ jedem Soldaten, dem Gemeinen wie dem Officier, ein Glas guten Rheinweins reichen.

Es war 7 Uhr noch nicht lange vorbei, als die sechs Geschütze in der Elbebatterie das Zeichen zum Angriff gaben. Unter dem Schlachtruf „Jesus Maria" stürzen die Sturmsäulen mit dem größten Ungestüm vorwärts. Jetzt sind sie durch die Einschnitte der Böschung in den Graben hinabgedrungen, die Schanzpfähle in ihm, schon längst ausgegraben und nur zum Schein wieder in den Boden gesteckt, werden leicht ausgerissen; fort geht es über die Gallerien, die Sturmleitern werden angeworfen und der Zwinger ist erstiegen. Nur 15 Soldaten befanden sich daselbst, die sich zu wehren versuchen, aber überwältigt, auf den Oberwall flüchten. Dorthin klimmen ihnen die

[1] Bustum virg. Magd. „Nam cum et maledictis Tillianos proscinderent et ad pugnam superbe provocarent, auditi etiam magno numero, Ubi est illa Dea vestra? Inclimate Mariam validam illam, si Diis placet, opitulatricem, et id genus sexcenta maledico ore jactabant." —

Pappenheimer nach. Der Graf selbst ist der erste auf der Brustwehr und pflanzt seinen Banner auf. Die ganze Courtine wird gewonnen. Die Soldaten in dem Neuwerk hören eben einem markgräflichen Feldprediger zu, welcher Betstunde hält. Diese, überfallen, leisten nur geringen Widerstand und suchen durch das „Stückthor" zu entrinnen, d. h. durch jene schon genannte kleine Pforte, welche von dem Neuwerk in die Lackenmachergasse führte. Die Kaiserlichen dringen ihnen nach und suchen sich zunächst in den Thürmen am Oberwall festzusetzen. Nur fünf Mann hatten sie bei diesem Anfall verloren. — So schlecht blieb aber auf diesem gefährlichen Punkte für Vertheidigungsmittel gesorgt, daß nur die eigentlichen Schildwachen brennende Lunten hatten und daß Halbe-Piken, Morgensterne und andere Schlagwaffen, mit denen man damals den Feind von den Wällen abzuwehren pflegte, gar nicht vorhanden waren.

Während nun dieses sich zutrug, drang eine andere Abtheilung Truppen über jenen Erddamm, den Pappenheim um das Wasserrondel hatte aufwerfen lassen, auf dem Fischerufer vor und traf das Fischerthor offenstehend und unbewacht an. Niemand hatte dort einen Angriff vermuthet. Noch früher als dieses Fußvolk kamen die Kroaten. Sie ritten längs des Ufers in der Elbe, die dort gerade seicht, hin, voll Begierde zuerst zu der Beute zu kommen, obgleich einige von ihnen ertranken, und stürzten sich unbedenklich durch die offene Pforte in die Stadt, wo sie sogleich die Domprobstei zu plündern begannen.

Unterdessen hat auch Falkenberg einige Fähnlein Fußvolk, etwa 400 Mann in Allem zusammengerafft und eilt dem Gefecht zu. Die Kaiserlichen sind in der Lackenmachergasse bereits bis St. Jakob vorgedrungen und versuchen daselbst festen Fuß zu fassen. Mit der größten Tapferkeit greift sie der Feldmarschall an, wirft sie zurück und schlägt sie bis über den Wall hinunter. Jetzt erdröhnen in der Stadt die schweren Schläge der Sturmglocke, die weiße Kriegsfahne wird ausgehängt, von allen Thürmen bläst man Allarm, durch die Straßen ruft man zu den Waffen. Die erschrockenen Bürger verlassen ihre Ruhestätten oder ihre Trinkgelage, oder die Kirche, wo der Lärm den Gottesdienst abbricht. Alle eilen nach ihren gewöhnlichen Posten auf den Wällen, denn auch auf andern Stellen ertönt jetzt Schlachtruf und Büchsenfeuer. Jedoch in dem Getümmel des Ueberfalls vernimmt man keinen Oberbefehl, welcher das Gefecht ordnet. Es sind

keine Sammelplätze vorausbestimmt, von denen aus man die gewaffneten Schaaren nach den Stellen führen könnte, die am meisten bedroht werden. Die Leute stehen zerstreut auf den weit ausgedehnten Wällen.

Es wird nun häufig berichtet, Pappenheim habe, von seinem Ungestüm fortgerissen, das Zeichen zum allgemeinen Angriff nicht abgewartet, sondern auf eigene Faust den Sturm begonnen. Es ist auch nach einer Vergleichung der Zeitangaben gar nicht unwahrscheinlich, daß das Signal erst dann vernommen ward, als er zum zweiten Sturm antrat. [1]

Bald ermannen sich die Pappenheimer wieder. Das Savellische Regiment — 1000 Mann Fußvolk — wird herbeigezogen und neue Sturmsäulen treten an. Es ist nach acht Uhr. Der Angriff ist jetzt nicht so gefahrlos, wie das erstemal. Auf dem Oberwalle stehen über 400 Soldaten hinter Schanzkörben gedeckt. Von beiden Seiten donnern und krachen die Karthaunen und Musketen, daß man weder sehen noch hören kann. An 400 Sturmleitern werden angeworfen und der Wall ist schwarz mit Volk bedeckt. Fast eine Stunde lang wird hier mit äußerster Wuth gefochten. Die Leichname der Gefallenen dienen als ein Wall, den man vertheidigt und erstürmt.

Auch die Obristen Gronsfeld und Wangler hatten nicht gesäumt, mit ihren Regimentern bei der hohen Pforte anzusetzen. Dort waren gleichfalls die Wachen schlecht bestellt und mehr schläfrig als kampfbereit. Der, welcher auf dem äußersten Posten stand, suchte — wie erzählt wird — eben den Feind in seinem eigenen Busen und merkte das Herannahen der Kaiserlichen nicht eher, als bis er den Todesstoß erhielt. So wird der Wall im ersten Anlauf erstiegen, das Thor ist gewonnen, die Soldaten werden übermannt und niedergehauen. Doch bald haben sich dort Bürger zu Haufen gesammelt und leisten heftigen Widerstand. Aus den verrammelten Häusern eröffnen sie ein heftiges Feuer auf die Feinde. Jeden, der in der anliegenden Straße vorzubringen versuchte, strecken die Schützen aus den Fenstern mit ihren langen Standrohren nieder. Die Straße kann nicht genommen werden.

[1] Hauptmann Ackermann, welcher berichtet, der Sturm auf das Neuwerk habe zwischen 8 und 9 Uhr begonnen, als die sechs Geschütze das Zeichen gaben, verwechselt sichtbar den zweiten Angriff mit dem ersten. Denn er erzählt auch, daß Falkenberg den Wall vertheidigte 2c.

Da vernimmt Falkenberg von jener Seite her das Kampfgetöse und unbesorgt um die Vertheidigung des Neuwerks reitet er durch das Gedränge, um auch dort das Gefecht zu leiten. Wie er aber sich heranmacht, zerschmettert ihm eine Büchsenkugel die Schulter und stürzt ihn vom Roß. Zum Tod verwundet tragen ihn die Seinigen in ein Haus bei der Hohen-Pforte. Der Leichnam des tapfern Mannes wurde nicht mehr aufgefunden. Wahrscheinlich verzehrte ihn das Feuer.

Nach langem Kampfe und mit dem Verlust von mehr denn hundert Mann haben die Pappenheimer den Wall erstiegen und brechen wieder in die Stadt ein. Den Soldaten und Bürgern, die sich noch wehren wollen, fängt Kraut und Loth zu mangeln an, sie gerathen in Verwirrung, als auch der tapfere Obristlieutenant Trost fällt und werden bis nach dem Neumarkt zu geschlagen. Wären nur, sagt die Fax M., die Gassen mit kurzen Streichbüchsen, die mit Hagel geladen, besetzt gewesen, so hätten die Feinde nicht ohne großen Verlust vordringen können.

Um diese Stunde wird von seinem Generaladjutanten dem Grafen Pappenheim zum zweitenmal die Meldung von den Vorgängen an der Hohen-Pforte gemacht. Da gebietet er ihm, dort an dem Eingang der Straße, bei der Hohen-Pforte, einige Häuser anzünden zu lassen, um die feindlichen Schützen aus ihren Verrammlungen zu treiben und das Eindringen in die Stadt zu erleichtern. Der Befehl wird vollzogen. Da es aber ein heiterer, stiller Tag war und nur eine schwache Luft aus Mittag wehte, so brannten die Häuser wohl eine Stunde lang hell wie ein Licht in die Höhe, ohne daß sich die Flammen weiter verbreiteten. Die Bürger zogen sich nothgedrungen in der Straße etwas zurück, fuhren aber — jetzt von einiger Reiterei unterstützt — fort, sich verzweifelt zu wehren. An das Löschen des Feuers dachte natürlich Niemand.

In der Lackenmachergasse schien der Sieg bereits gewonnen zu sein. Viele Soldaten verlassen ihre Reihen und wenden sich zum Plündern. Die Pikenträger brechen den langen Schaft ihrer Waffe ab, um die Häuser bequemer durchstreichen zu können. Da sammelt der tapfere Hauptmann Schmidt auf das Neue eine Schaar von Soldaten und Bürgern, überfällt die Pappenheimer in ihrer Unordnung und Verwirrung, wirft sie im unvermutheten Angriff und schlägt sie durch die Lackenmachergasse und über den Thronersberg wiederum

bis an den Wall und die Sturmleitern zurück. Dort aber wird er schwer verwundet und gefangen. Wie die Sonne höher heraufkömmt, nimmt auch die Hitze zu und die Kaiserlichen werden durch sie und das Gefecht so abgemattet, daß sie kaum mehr athmen können. Desto höher steigt aber auch die Erbitterung. Denn bei dem ersten Angriff hatten noch viele Soldaten und Bürger Pardon erhalten.

Während nun auf dieser Seite bis 9½ Uhr der Kampf hin und her wogt und die Pappenheimer so im Gedränge sind, daß sie von ihren Kriegsgefährten sich verlassen und verrathen wähnen, hat der Sturm an den andern Stellen längst begonnen. Jedoch mit wenigem Erfolge für die Angreifenden. Zwar hatte der Herzog Adolf von Holstein das Hornwerk am Krökenthor mannhaft angefallen, da er aber über offenes Land vorrücken mußte, so war keine Ueberraschung möglich. Auch befanden sich dort die besten Truppen des Administrator, seine Leibcompagnien, die einen so verzweifelten Widerstand leisteten, daß die Kaiserlichen lange ihnen Nichts anhaben konnten. — Piccolomini hatte verabredeter Maßen den Holzmarsch angegriffen. Das Kronwerk am Durchstich und das Ravelin bei der kurzen Brücke, von Soldaten entblößt, welche Falkenberg weggezogen, wurde fast ohne Schwertstreich genommen, da Kroaten, durch die Elbe setzend, den Bürgern, die es noch vertheidigten, in den Rücken fielen. Diese werden theils in das Wasser gesprengt oder niedergemacht, theils fliehen sie nach der Stadt: der Administrator aber ließ noch rechtzeitig einen Bogen der Brücke abbrechen und hielt das Brückenthor und den Möllenhof mit starken Bürgerwachen besetzt. Obgleich in der Eile des Abbruchs noch mehrere Balken auf der Brücke liegen geblieben waren, so wagte doch Piccolomini nicht weiter vorzudringen und der Kampf ruhete hier eine Zeit lang.

Graf Mansfeld war etwas später herangerückt, sei es, daß seine Truppen noch nicht gehörig zum Sturm vorbereitet waren, wie bei Pappenheim, sei es, daß er Bedenken trug, an diesem starken Werke, wo man noch kaum eine Bresche wahrnahm, anzugreifen, bevor an einem andern Orte das Gefecht entbrannt sei und die Vertheidiger, die hier gute Wache hielten, anfingen unsicherer zu werden. Später ist der Graf wegen dieses Verzugs hart getadelt worden und man wollte es dahin auslegen, als habe Mansfeld den Grafen Pappenheim, mit dem er in alter Mißhelligkeit stand, absichtlich an den Feind

verrathen wollen. Die Zögerung kann aber nicht lange gedauert haben. Denn nachdem Mansfeld den Kampf mit dem Feuer seiner Batterien eröffnet hatte, begann etwa um 7 ½ Uhr der Sturm auf den Heideck und zwar mit großer Entschlossenheit. Bis an die Schultern wadeten die Krieger durch den tiefen Wassergraben und versuchten das untere Bollwerk zu nehmen. Dieses vertheidigte der Fähndrich Staden mit 50 Mann und hielt sich so gut, daß der erste Anlauf abgeschlagen ward. Jedoch noch einmal unternahmen die Mansfelder den Sturm und selbst der Oberwall war erstiegen. Da aber unterdessen die auf jenen Posten bestimmten Bürger sich gesammelt hatten, so wurden sie wiederum mit Verlust abgetrieben und in den Graben geworfen. So focht man dort bis gegen 10 Uhr mit der größten Erbitterung und zu dieser Stunde schien es noch, als werde die Jungfrau Magdeburg unüberwindlich bleiben.

Graf Pappenheim, noch im Besitz des Oberwalls am Neuwerk, gewährte den Seinigen eine kurze Rast, um sich wieder zu erholen. Während dieser Zeit beordnet er eine Abtheilung seiner Mannschaft an den Wall, wo die Futtermauer durch das Minensprengen zerstört war, und läßt mit Hauen und Schippen breite Stufen in das Erdreich machen. Dort hinauf führen vier Schwadronen Kürassiere und eine Schwadron Kroaten ihre Rosse.[1] Einzeln gehen sie durch die schmale Stückpforte und stellen sich an der Spitze der Lackenmachergasse auf. Ihre Pauken und Trompeten verkünden den Gegnern die Ankunft eines neuen Feindes. Hinter ihnen ordnete sich das Fußvolk mit erfrischter Kampflust. Nun reiten sie in die Gasse ein, die hier durch Ketten, wie es hätte sein sollen, nicht gesperrt ist. Leicht zersprengen sie die ungeordnete, durch den Fall ihres tapfern Hauptmanns entmuthigte Schaar der Vertheidiger. Endlich kommt ihnen die Magdeburgische Reiterei entgegen. Allein sie wird geworfen und bis über den Neumarkt zurückgetrieben. Der Sieg der Kaiserlichen scheint gewiß und laut ertönt der teutsche Feldruf: „All gewonnen,

[1] „Bis wir endlich durch die gallerien vnd eingehawten weg, die Reuterey, anfangs Ritmeister Schäfferitz, mit einer Compagnie von Crobaten, darauf Herr Coroni mit seinem, vnd auf ihn daß Don Balthasarische vnd Freiherrn von Bongartes Regiment Kürassier, durch den Piquentiffen graben vber die hohe wall in die Stadt gebracht, vnd derselben vnß recht versichert haben." Pappenheim's Brief an den Kaiser vom 13. August 1631.

All gewonnen." Zugleich vernimmt man von der Seite der Hohen-Pforte her eine starke Generalsalve, dazwischen das Krachen der Geschütze und zwar aus dem Innern der Stadt. Jetzt beginnen die betäubten Bürger sich zu zerstreuen. Die Meisten laufen nach ihren Häusern, andere ziehen sich mit den Soldaten nach den ummauerten Kirchhöfen in der Stadt zurück, um den Widerstand fortzusetzen. Ein Theil der Soldaten und Bürger, von sinnloser Bestürzung getrieben, eilt dem Brückenthor zu, um sich auf den Holzmarsch zu flüchten. Das Thor wird von ihnen unbedacht geöffnet. Allein hier stürmen die Kroaten entgegen, die Alles vor sich niederwerfen und mordend und plündernd sich in der Stadt verbreiten. Ihnen nach rücken die kaiserlichen Regimenter vom Holzmarsch. Die Flüchtigen kommen alle um.

Wahrscheinlich war es nach dem ersten Eindringen in die Stadt, wo Pappenheim den Officier Morian an Tilly mit der frohen Kunde sendete: Wall und Stadt seien bereits genommen. Kaum wollte der alte Feldherr dieser Nachricht Glauben beimessen. Als er aber selbst in die Neustadt kam, war der Sieg am Neuwerk noch nicht entschieden und an der Hohen-Pforte angelangt, trifft er den Kampf noch in aller Gluth. Auf seinen Befehl wird ein kleines, unbeachtetes Seitenthor mit einer Petarde gesprengt. Mit geringer Mannschaft dringt er ein und läßt sogleich einige Stücke — wahrscheinlich feindliche, von dem eroberten Wall — hereinschleppen und gegen die Straßen wenden. Sie werden losgebrannt, begleitet von einer Generalsalve der Musketiere. Dieses fegt den Weg rein. Der Rest der Bürger begibt sich auf die Flucht und der Kampf hört hier auf. Eine Abtheilung der Kaiserlichen eilt auf dem Wall hin nach dem Krökenthor, wo die Holsteiner noch immer vergebens stürmen. Die Mannschaft im Hornwerk wird im Rücken genommen und fast sämmtlich niedergehauen. Durch das von Innen gesprengte Thor bricht alsdann Herzog Adolf mit seinen erbitterten Truppen ein.

Nur am Heideck wird noch immer heiß gestritten. Vor ihrem eigenen Schießen hören die Bürger nicht, was in der Stadt vorgeht. Sie sehen wohl Rauch und Flammen aufsteigen, kümmern sich aber nicht weiter darum. Denn eben haben die Mansfelder wiederum scharf angesetzt und sind nahe daran, den Oberwall zu erklimmen, und es gelingt ihnen auch mit einem Verlust von 60 Mann. Da kommen schon längs des Walls über dem Sudenburger Thor die Kaiserlichen

in hellem Haufen auf sie zu. Manche mit eroberten Fahnen in den Händen. Als die wackern Bürger, 300 Mann, die so lange gefochten, sich übermannt sehen, gehen sie dem Feind entgegen und bieten ihm ihr Fähnlein dar, indem sie Schonung erwarten. Nur Wenigen wird sie zu Theil. Der Rest zerstreut sich. — Am Ulrichsthor gab es gar keinen Sturm. Die Werke schienen dort sehr stark und wurden mehr beobachtet, als berennt. Das Thor selbst war nur gegen außen geschlossen. Denn dorthinaus pflegten sie auf Futterholen auszugehen und gewärtigten durchaus keinen Angriff. Als nun auch dorthin die Kaiserlichen längs des Walls kamen, überwältigten sie leicht die wenige Mannschaft, die es besetzt hielt, machten sich an das Thor und sprengten es mit einem Petarde. Herein stürmte nun das draußen aufgestellte Fußvolk, dem bald die gesammte Reiterei folgte, um ihren Antheil an der Beute nicht zu verlieren.

Es ist zehn Uhr vorbei und der geordnete Widerstand hat aufgehört, obgleich nur zwei Straßen genommen sind. Wie aber nun die Feinde von allen Seiten eindringen und sich über die bisher unberührten Theile der Stadt verbreiten, beginnt das Straßengefecht mit allen seinen gewohnten Schrecken. Während die Reichen meistens in den Verstecken sich bergen und ihre vergrabenen Schätze hüten, setzt die schwedischgesinnte Volkspartei, die weniger zu verlieren hat, den Kampf fort. Ueberall wird in kleinen Abtheilungen gefochten. Wo irgend eine Ringmauer Schutz gewährt, wo eine Kette vorgezogen ist, schlägt man sich am heftigsten. Die vielen engen Gassen der Stadt — manche nur zehn Fuß breit — erleichtern die Vertheidigung. Weiber und Kinder schleudern aus den Fenstern und von den Dächern Ziegel und bereitgehaltene Steine, oder schütten siedendes Wasser auf die Soldaten, welche in ihre Gassen einbrechen. Aber hinter den Fenstern lauern auch die Bürger mit ihren langen Standrohren und feuern auf jeden Vorübereilenden mit geübter Hand. — Hier werden viele Soldaten getödtet und noch weit mehr verwundet. Blos unter den Pappenheimern zählte man über 700 Mann, welche durch Steinwürfe schwere Quetschwunden erhalten hatten. Vom Fechten ermattet, von Hunger, Durst und der zunehmenden Tagesgluth gepeinigt, sehen die Soldaten mit der größten Erbitterung sich durch diesen neuen Widerstand gehemmt oder zurückgeschlagen.

Wüthend erbrechen die Wallonen jene Häuser, aus denen sie

beschädigt worden sind, stoßen nieder, was ihnen entgegen kömmt, verfolgen die Bewohner bis in ihre letzten Verstecke und erwürgen ohne Schonung bewaffnete Männer und Frauen, wehrlose Greise und schwache Kinder. Der Ruf um Erbarmen wird von ihrem Ohre nicht vernommen, denn sie verstehen die teutsche Sprache nicht. Mordgierig und tückisch beweisen sich die Italier, grausam die Spanier, von ihrem Ketzerhaß getrieben. Am schlimmsten sind die Kroaten, die mit roher Wildheit die Raubsucht verbinden und in unglaublicher Gier zusammenraffen, was nur irgend von Werth scheint, und des gemünzten Geldes und Silbers, treffliche Becher und anderen köstlichen Gerätches gab es ja eine Fülle. In kleinen Abtheilungen sieht man sie umherstreifen, wie sie sich gegenseitig tödtlich anfallen, um den Raub einander abzujagen. Hier wird mancher um einer Beute willen von den eigenen Landsleuten erschlagen. Auch Evangelische, die im zügellosen Heere Wallensteins gedient hatten, betheiligen sich sehr eifrig am Plündern. Die aus dem Meisner Lande werden besonders genannt.[1] Hier geschehen nur unmenschliche, entsetzliche Thaten, zumal als nun die Verfolgung des weiblichen Geschlechts hinzutritt, und weder das zarteste Alter, noch die edle Jungfrau, noch die Gattin oder die kranke Kindbetterin Schonung findet, so daß die katholischen Ligisten sich mit Abscheu abwenden.[2]

Tilly hatte, wie es der Kriegsgebrauch mit sich brachte, seinen Truppen — eben so wie der fromme Gustav Adolf zu Frankfurt an der Oder — die Plünderung der Stadt verheißen und gestattet. Jedoch befahl er auf das Nachdrücklichste, daß der Soldat sich jeder Grausamkeit gegen Wehrlose enthalte und des weiblichen Geschlechtes schone.[3] In dem Getümmel des Straßenkampfes wird kein Befehl

[1] Dieser Umstand wurde von dem Inventarium Sueciae (II. p. 311) einem Buch aus protestantischem Standpunkte, ausdrücklich erwähnt. Auch bestätigt in gleichzeitigen Schriften.

[2] „Dann das Pappenheimische Volk, wie auch die Wallonen, so am aller Vnchristlichsten, vnd ärger als Türken gewüthet — daß auch viel von dem andern Tyllischen Volk selber ein Abscheu darvor gehabt.“ Abelin p. 344. Vgl. Khevenhiller An. Ferd. XI.

[3] „Imperavit Tillius a devictorum caedibus et corporum castimonia abstinerent.“ Adlzreitter Annal. 13 gent. p. 230. Von ihm sagt Leibnitz in der Vorrede: erat in illo viro praeter ceteras laudes non vulgare acumen, conjunctum cum veri studio.“

geachtet, keiner vernommen. Vergebens strengt der alte Feldherr und mit ihm Graf Pappenheim und andere edle Officiere sich an, um nur einige Ermäßigung zu schaffen. Wie können sie aber an allen Orten zugleich sein oder nur vernehmen, was in den Häusern, in den Kellern oder an andern verborgenen Orten vorgeht? Gewiß erscheint Manches, ja sehr Vieles von dem, was man hie und da von dem Gräuel zu Magdeburg vernimmt, im Verlaufe der wirklichen Erzählung übertrieben und durch Zorn wie durch Mitleid in das Abenteuerliche vergrößert.[1] Auch muß man sich erinnern, daß die eigentliche Plünderung nicht etwa drei Tage lang, wie nach manchen poetischen Visionen, sondern in der That kaum anderthalb Stunden währen konnte (s. unten). Doch werden einzelne Vorfälle so bestimmt erzählt, daß man sie füglich nicht wegläugnen kann, andere aber beruhen, selbst nach der Angabe gleichzeitiger Berichterstatter, allein auf der Volkssage.[2]

[1] Heinisch citirt eine Stelle aus Friedrichs II. Mem. de Brandenb., deren Wiederholung gestattet sei: p. 77: „des ecricains de ces tems ne se piquoient point d'exactitude: ils ramassoient des bruits populaires, qu'ils rendoient comme de vérités, et ils ne faisoient pas réflexions, que des personnes ruinées trouvent une espèce de consolation à amplifier leur malheur et à grossir leurs pertes." — Das ist hier besonders wohl zu beachten, wo noch Parteistreben dazu kömmt. — „Es werden aber diese wenige Exempel darum allhier angeführet, daß sich andere Städte und Stände daran spiegeln können, wie man ebener maßen also mit ihnen umzugehen in starkem Vorsatz ist." So die sehr parteiische Fax Magdeb. bei Calvis. p. 64.

[2] In dem Volksmund wächst das Entsetzliche bei der Wiedererzählung, weil die Menschen darin einen eignen Reiz finden. Eine Magdeburger Jungfrau stürzt sich in die Elbe, um ihre Ehre zu retten; dieses bestimmt erzählt: „Da ein schwarzer einäugiger Landes-Knecht eine feine ansehnliche Jungfer gleich als gefangen über die Elb-Brücke mit sich in das Lager führen wollen, hat dieselbe auf der Brücken diesen Kerl hertzlich gebeten, ihr doch ihre Hände nur ein klein wenig los zu lassen, damit sie ihre Thränen ein wenig abwischen könte, und da dieser Soldate endlich ihr solches gestattet, ist sie mit einem behenden Sprunge von der hohen Brücken in die daselbst tieffste Elbe gesprungen." Calv. p. 20. Calvisius setzt auch hinzu: es sollen sich auch andere Jungfrauen in die Elbe gestürzt haben. — „In Ersehung solcher abscheulichen Dinge soll auch eine Adeliche Dame sich freiwillig in den Brunnen gestürzt haben," — Hoffmann p. 138 erzählt das letzte Faktum als bestimmt, und fügt hinzu: „Etliche zwanzig Jungfrauen — stürzen sich aus gleichem Grunde in die Elbe." — die Anzahl wuchs immer mehr, so daß König Friedrich II. spottet: Douz cents filles se noyèrent, dit-on, pour conserver leur virginité! Mem. de Brand. p. 86. — Eben so ein anderer Vorfall:

Inmitten dieses entsetzlichen Getümmels, wo das Krachen eingeschlagner Thüren und Musketenfeuer mit dem Geschrei der Weiber und dem Jammern der Kinder, mit dem Stöhnen der Sterbenden und Schwerverwundeten sich vereint, entsteht plötzlich ein neuer Brand. Mag es auch sein, daß jenes vernachlässigte Feuer an der Hohen-Pforte aus den angesteckten Gebäuden allmälig sich weiter verbreitete. Jedoch an dieser neuen Brunst hat es keinen Antheil. Denn diese bricht an einer ganz entfernten Stelle, und wie bestimmt berichtet wird, in dem Hause neben der Apotheke am alten Ring aus (nach Guericke). Jedoch auch dieses war kein zufälliges, aus Nachlässigkeit entstandenes Feuer.

Krachend entzünden sich viele, der von Falkenberg gelegten Minen auf einmal. Die Decke der Straßen wird vielfach zersprengt, Feuer und Rauch wirbelt auf, Feinde und Freunde zugleich werden verbrannt, verwundet, zerrissen. Gebäude stürzen ein und aus ihren Trümmern steigen Flammen auf. Bald brennt es an 50 bis 60 Stellen zugleich, auch in denjenigen Stadttheilen, wohin die Kaiserlichen noch gar nicht gedrungen waren. Die Brunst ist um so heftiger, da sie durch verborgnes Schießpulver genährt wird, indem häufige Explosionen die Feuerbrände weit hinausschleudern. Falkenbergs Vertraute, an jeder Rettung verzweifelnd, haben von irgend einem Centralpunkte der geheimen Leitungen — wahrscheinlich in jenem Hause am alten Ring — die Flatterminen entzündet, aber in der Betäubung der Eile, oder weniger genau unterrichtet, ihr Werk nur unvollständig gethan. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Einzelne derselben Partei, die Dingebankbrüder, getreu ihren wilden Grundsätzen, selbst in unbeschädigte Häuser Pechkränze warfen, um den Brand zu vermehren und dem verhaßten Feinde die reiche Beute zu entreißen. Daß man auf dergleichen vorbereitet war, ist durch frühere, einzelne Aeußerungen angedeutet worden. Anzunehmen aber, daß die Kaiserlichen aus blinder Wuth die Frucht ihres Sieges, auf die

Auf den Emporen der Katharinenkirche hat man 53 ermordete, theils geköpfte Personen gefunden; — meistens Frauen wird hinzugesetzt, — 53 Frauen und Jungfrauen in der Betstunde überfallen; sie baten herzlich um ihr Leben, denn man traf sie kniend noch mit gefalteten Händen. — Einige Frauen arbeiteten gerade in der Geburt, fügt noch ein Vierter hinzu. — Fühlt man nicht selbst, wie das grausenhafte Ereigniß nach und nach poetisch ausgeschmückt wird?

sie seit Monaten unter allen Entbehrungen geharrt, selbst vertilgen wollten, oder daß Tilly oder Pappenheim die Zerstörung eines ihm so wichtigen Waffenplatzes befohlen habe, — das ist doch eine gar zu curiose Ansicht.[1]

Jetzt springt auch der Wind um. Es erhebt sich ein heulender Sturm von Nordosten her, welcher die Flammen über die ganze Stadt jagt. Jedoch mitten in dem verzehrenden Brande dauert das Kämpfen und Morden, das schonungslose Rauben fort.

Sogleich bei dem Beginne der Plünderung flüchteten sich viele Einwohner in ihre Keller, die zuweilen verborgene Zugänge hatten, und in andere Verstecke, wie man noch jetzt in alten Städten antrifft („in ihre Löcher" wie die Fax. Magd. sagt). Dort wurden sie bald von Hitze, Qualm und Rauch erstickt, oder von den einstürzenden Gebäuden begraben. Zuweilen war die Gluth in den Kellern so groß, daß selbst das Metall schmolz. Andere, die sich vor dem überhandnehmenden Feuer zu retten versuchten, fielen herumstreifenden Soldaten in die Hände. Man erzählt von Jungfrauen, welche unter dem Dache sich versteckt hatten, als sie durch die Lucken die Gräuelthaten sahen, welche auf den Gassen geschahen, lieber verbrennen, als ihre Ehre preisgeben wollten. Andere suchten auf Thürmen Sicherheit, die zum Theil gleichfalls im Feuer angingen, oder bargen sich in Gärten. Frühzeitig hatten Viele, man sagt an 1000 Personen, besonders Frauen und Kinder, jedoch auch Bürger und die meisten Prediger ihre Zuflucht zu der Domkirche genommen und die festen Thüren verriegelt. Andere bargen sich im Prämonstratenserkloster zu Unserer lieben Frauen, welches noch unter dem Stiftsverweser Pater Sylvius Bestand hatte.

Tilly ritt, mit einer Anzahl von Officieren im Gefolge, durch die Straßen nach allen Richtungen und versuchte zu retten und zu helfen, wie er es nur vermochte. Mit dem bittersten Schmerze sah er seine schlimme Ahnung erfüllt, daß ihm die Folgen der Erstürmung diejenige Stadt verderben werde, deren Besitz ihm als erfahrnem Feldherrn für die glückliche Fortsetzung des Kriegs so wichtig erschien.

[1] Pappenheims Soldaten mochten allerdings aussagen, daß sie zum Feuer einlegen commandirt wurden, denn das geschah bei der Hohen-Pforte wirklich. Nur hatte dieses Feuer mit dem großen Magdeburger Brande wenig oder nichts zu schaffen.

Am alten Ring traf er den Pater Sylvius, kennbar durch sein weißes Gewand, um den sich viel Volk schutzsuchend schaarte. Diesem wünschte der Oberfeldherr Glück zu seiner Rettung und reichte ihm die Hand, was auch Graf Pappenheim that. Zugleich rief er dem Pater auf französisch zu: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße so viel du kannst, dem Verderben,“ stieg dann vom Pferde, hob einen kleinen Knaben, der an der Brust seiner getödteten Mutter lag, in die Höhe und sagte: „Das sei meine Beute.“ Wobei Thränen das Angesicht des greisen Kriegers benetzten.[1]

Besonders bedauerte Tilly die schöne, alte Domkirche. Sofort befehligte er 500 Mann Fußvolk, um in seiner Gegenwart das ehrwürdige Gebäude vor den heranzüngelnden Flammen zu bewahren. Mit großer Mühe ward es erhalten, und eine starke Wache (100 Mann) hatte Alle zu beschützen, die sich dorthin geflüchtet hatten.

Nicht mindere Sorgfalt widmete Tilly dem Prämonstratenserkloster, als gegen Mittag der Brand dorthin drang. Siebenmal war es von dem Feuer ergriffen worden, und eben so oft wurde dasselbe wiederum gelöscht, da die Mönche mit des Feldherrn Bewilligung einige hundert Soldaten gewonnen hatten, welche ihnen redlich Hülfe leisteten. Da nun die allgemeine Brunst immer ärger wurde, Pater Sylvius aber die Hoffnung zur Erhaltung doch nicht aufgab, so verhieß Tilly allen denjenigen die Freiheit, und zwar ohne jegliches Lösegeld, welche sich bei der Beschützung des Gebäudes betheiligen würden. So gewährte das mühselig errettete Kloster an diesem Tage mehr denn 600 Personen eine sichere Zuflucht. Am folgenden Tage wurden aber dessen Räume so überfüllt, daß man kaum wußte, wohin man den Fuß setzen sollte.

[1] S. das Tepler Manuscript, Hist. Pol. Blätter B. 14, p. 306. Vgl. Khevenhiller XI, p. 1813. „Dem Grafen Tilly und den kaiserlichen hohen Officieren ist der Jammer, Elend und die von der unbändigen Soldateska, wenn sie etwas mit Gewalt einnimmt, verübten Grausamkeiten, sonderlich das gräuliche, da man eigentlich nicht weiß, woher entsprungene Feuer von Herzen leid gewesen und haben es mit weinenden Augen betheuert.“ — Brachelii historiarum nostri temp. lib. p. 254: „Certe Tillius collucentem late urbem cumulosque caesorum et manantes tabe vicos obequitans, illacrimasse visus est.“ A. Menzel (N. Gesch. der Deutsch. B. VII. p. 305) setzt hier hinzu: „Aber diesen Feldherrnthränen ist der Ruf der Thränen des Xerres, des Scipio, des Titus nicht zu Theil geworden.“

Um 11½ Uhr hörte jedes Gefecht auf. Der große Brand hatte fast die ganze Stadt bereits ergriffen. Auch da noch kamen viele Soldaten um, die rücksichtslos der Beute oder der Unzucht nachgingen; in den Verstecken, wo sie verborgnen Schätzen nachgruben, in den Kellern, wo sie sich an dem guten, alten Biere der Magdeburger labten, erstickt oder verschüttet.

Um 12 Uhr war die Feuersbrunst so heftig geworden, daß Tilly den Befehl ergehen ließ, die Stadt zu räumen. Diesem wurde auch unbedingt Folge geleistet, denn die offenbare Gefahr trieb auch die Raubgierigsten. Mit Ausnahme jener Wachen am freiliegenden Dom und am Liebfrauenkloster blieben nur einige Regimenter zurück, auf den Wall und an die Thore beordert. Nicht etwa, um Magdeburg zu bewachen, sondern um das fernere, seinen Soldaten gefährlich gewordene Beutemachen zu verhindern.

Viele gefangene Bürger, besonders aber viele Frauen und Mädchen, wurden bei dem Abzug mit in das Lager geschleppt, die meisten, um ein solches Lösegeld von ihnen zu erpressen, die weiblichen Gefangenen öfters zu einem noch schlimmern Geschicke. Besonders thaten sich auch hier die Kroaten durch ihre viehische Art hervor, indem sie die armen, bis auf den Tod mißhandelten Frauen wieder an Andere um einen geringen Preis verkauften.

Tilly vermochte nicht hier überall zu wehren. Doch suchte er die Frauen zu beschützen so viel er konnte. Nach der Erzählung des Constablers (s. Anhang), hielt er während des Abzugs der Soldaten zu Roß, umgeben von seinen hohen Officieren, vor dem Sudenburger Thore. Dort stand noch ein Haus, in welches er alle Frauen, die aus dem Thore kamen, zu verwahren befahl, damit sie vor jeder Mißhandlung gesichert seien. Den Männern freilich überließ er es, sich durch ein Lösegeld wieder zu befreien, so gut sie es vermochten. Denn dieses war nach dem Kriegsgebrauch.

Als die Feuersbrunst ihre Höhe erreicht hatte, bot Magdeburg ein furchtbares Schauspiel dar. Das Prasseln der Flammen mischte sich mit dem Krachen der einbrechenden Gewölbe in Kirchen und Prachtgebäuden, und mit den Explosionen, wenn wiederum ein kleiner Pulvervorrath ergriffen ward. Die Gluth war so groß, daß ihr auch die stärksten Mauern nicht widerstanden, und selbst die stehenbleibenden bei dem Wiederaufbau der Stadt bis auf den Grund

abgerissen werden mußten. Die glimmende Lohe und die Asche wurde von dem Sturmwind bis nach Wanzleben, Egeln und andern noch entfernteren Orten geführt. Bis in die Spitzen der Thürme hinauf züngelten die Flammen und leckten am Dachstuhl. Recht sonderbar sah es aus, wie zahllose Speckseiten und fette Würste von den reichen Bürgern im Schornstein aufgespart, jetzt brennend gleich Raketen durch die heiße Luft zischten und wiederum zündeten.[1] Durch ein solches Getöse hindurch konnte man im kaiserlichen Lager keinen Schrei, keinen Hülferuf, der in solchem Feuermeer Umkommenden vernehmen. Nach 10 Uhr begann der Brand abzunehmen, doch währte noch um 11 Uhr eine solche Helle, daß man im Lager zu Fermersleben bei ihr einen Brief zu lesen vermochte. Endlich stieg nur noch Qualm und Rauch aus den Trümmern auf, und es wurde in Magdeburg sehr stille. Die Todten schweigen.

Damals soll man in Magdeburg über 1500 Wohnhäuser gezählt haben. Diese wurden größtentheils von dem Feuer verzehrt, und unter ihnen sechs schöne Pfarrkirchen, — die Johanniskirche mit Kupfer gedeckt, die von St. Ulrich die reichste und köstlichste — dann die Klöster mit ihren Kirchen, Collegialstifte, die Capellen und Hospitäler, das Rathhaus und viele andere prächtige und alterthümliche Gebäude, ja selbst die Thore mit ihren Thürmen und Brücken. Erhalten blieb nur der Dom, das Liebfrauenkloster, das Ursulinerinnenkloster, ein Stück von dem Augustinerkloster, einige Domherrnhäuser am Neumarkt, einige Vicarienwohnungen am „Trüllmönchen“, die Wohnung des Domsyndicus und die Möllenvogtei, einige kleine Häuser an der Stiftsfreiheit und etwa 100 Hütten und Hüttlein am Fischerufer, diese wahrscheinlich außerhalb der Richtung des Winds. Hier verbrannten zugleich ungemessene Vorräthe und Reichthümer, und was unersetzlich: eine Menge von wichtigen Urkunden, Lehensbriefen und Verschreibungen, obgleich sie in starken Gewölben geborgen lagen.

Die Zahl der bei der Zerstörung umgekommenen Menschen läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, und das liegt wohl schon in

[1] „Die Speckseiten, Schünken und Würste sind in dem mächtigen Feuer herumgeflogen, wie die schwermende Racketen, und seynd bei etlichen Bürgern 2 biß 300 Speckseiten vorhanden gewesen. Item an allerhand Getraide, an Wein und Bier, an köstlichen Spanischen Weinen eine unglaubliche Nothdurft, von welchen Früchten, Victualien und Getränken, der Feind sein gantzes Lager eine geraume Zeit speisen können.“ Fax Magdeb.

der Natur der Sache. Die Relation berichtet: man habe kurz vorher nach einer genau angestellten Untersuchung (am 10. Mai) gefunden, daß sich in der Altstadt mit Einschluß der dorthin geflüchteten Menschen, jedoch mit Ausschluß der Soldaten 35,000 Seelen befanden und fährt dann fort, daß Graf Mansfeld, als er es übernahm, die Stadt zu reinigen, die Todten, welche sich vorfanden, auf vier Wagen in die Elbe führen ließ. Dieses habe 14 Tage lang gewährt, und es seien 24,000 Leichname gezählt. Die Far Magdeburgs nimmt dieselbe Zahl an, bemerkt aber, daß hier die todten kaiserlichen Soldaten mit eingerechnet seien, und fügt hinzu: durch das Hineinwerfen der Todten sei der Strom unter der Brücke so gedämmt worden, daß eine Zeit lang nur wenig Wasser vorbeifließen konnte. Abelin — mit Hinsicht auf den wahrhaftigen und ausführlichen Bericht — giebt an, „daß deren, so biß auf den 31. May in die Elbe geworffen worden, sechs tausend vnd etliche viertzig gewesen sein sollen. So kunte doch keine Gewißheit seyn, weil allein die jenige, so vber Erd gelegen in die Elb wie gesagt, geführet worden, aber der mehrer Theil lag noch in den verfallenen Gewölbern, Kellern vnd Häusern, die wohl in keinem halben Jahr alle mochten herfür gebracht werden." — Erwägt man nun, wie viele Menschen sich zuweilen in einen Keller verbargen, welcher lange Zeit unzugänglich blieb — die Far Magdeburgs bemerkt, daß man etliche Tage nach der Eroberung in einem Keller nicht selten 20 bis 50 Personen mit einander erstickt fand — so zeigt sich das Ungewisse einer jeden bestimmten Angabe (Guericke nimmt 20,000 Umgekommene an, und der vorsichtige Calvisius deßgleichen: das ist auch das Wahrscheinlichste).

Aus der Zahl der Geretteten läßt sich nicht schließen; denn diese kennt man eben so wenig. Wenn berichtet wird, daß 400 Bürger mit ihren Weibern und Kindern in das Lager gebracht wurden, um daselbst sich loszukaufen, so kann sich dieses nur auf ansehnliche Familien beziehen. Das geringe Volk ist dabei nicht beachtet. Mehrere Tausende mögen sich im Dom und im Liebfrauenkloster, in den stehengebliebenen Gebäuden, in den armen Hütten am Fischerufer gerettet haben, wohin sich schwerlich die Plünderer wendeten. Wie viele Frauen und Mädchen dagegen bald darauf an den Folgen ihrer Mißhandlungen starben, wie viele Kinder verzettelt wurden, läßt sich

nicht sagen. Nur vermuthen darf man, daß etwa 5000 höchstens 10,000 Einwohner Magdeburgs dem Verderben entrannen.

Unter den vornehmeren Umgekommenen und Gefangnen werden mehrere namentlich genannt. Von den gefallnen höheren Officieren außer dem tapfern Falkenberg noch: der Obrist-Lieutenant Trost, der Obrist-Lieutenant Longius, Major Kresse von Halle, Major Moderich, die Hauptleute Urstedt, Schmidt, Lazarus, der Rittmeister Heidemann und noch viele Andere. Gefangen wurden der Obrist Uslar, der Obrist-Lieutenant Boy, der Major Schaffemann, zwei Rittmeister genannt: die Spiegel und andere mehr. Der thätige Major Ambsterroth ward durch den Schenkel geschossen und gefangen, starb aber bald an seiner Wunde. Durch das Schwert fielen auch Bürgermeister Martin Brauns und die Rathsherrn Brewitz, Bannermeister und Steinbeck, welcher zuerst die Unterhandlungen mit dem Administrator eingeleitet hatte. Dagegen die Bürgermeister Georg Schmidt, Georg Kühlewein und Johann Westphal, der Rathmann Otto von Guericke und andere flüchteten sich in das Haus Alemanns, von wo aus nach vielen Leibes- und Lebensgefahren sie der kaiserliche General-Kriegscommissarius von Walmerode, der in die Stadt gekommen, um Alemanns Gattin abzuholen, in Sicherheit nach Schönbeck brachte. Der Rathmann Gerhard und Andere, die auf schwedischer Seite hielten, ranzionirten sich, flohen zu Gustav Adolf, und brachten ihm zuerst die Kunde von der Zerstörung Magdeburgs.

Unter den Gefangenen befand sich auch Stalmann, der schwedische Agent zu Magdeburg, der bei dem ganzen trügerischen Spiele in Magdeburg am meisten betheiligt war. Die Kaiserlichen behandelten ihn nicht besonders ehrenvoll, sondern schleppten ihn mit andern Gefangenen in Ketten nach dem Lager zu Fermersleben. Als aber daselbst am 24. Mai ein gewaltiges Feuer ausbrach, gelang es ihm zu entrinnen, nachdem ein ihm bekannter Jude dessen Fesseln gelöst hatte. Als man dem Grafen Mansfeld meldete: Stalmann sei entronnen, und es fände sich nur noch sein Eisen, so sprach er: „Man muß ihm also seine Zeit und bis ihn Gott zur Strafe wird ziehen wollen, lassen.“ Und so geschah es auch. Denn da er fortfuhr politische Spitzbübereien zu betreiben, so ließ ihn der schwedische Feldmarschall Baner im Jahre 1635, einer verrätherischen Correspondenz

wegen, zu Magdeburg aufknüpfen (Calvisius p. 24. Mailath III. p. 250).

Der Administrator Christian Wilhelm war gegen 7 Uhr des verhängnißvollen Tages nach dem Heideck gegangen, um seiner Gewohnheit gemäß die Wachen zu besichtigen. Er kam eben dort an, als die feindlichen Batterien zu feuern begannen und ward an den beiden Schenkeln von einer Halb-Karthaunenkugel berührt und leicht verletzt. Nachdem er sich in seiner Wohnung mit frischen Stiefeln versehen, ritt er nach dem Brückenthor, das zu seiner besondern Bewachung gehörte, und ordnete das Nothwendige zu dessen Sicherung an. Als aber das Geschrei sich erhob, der Feind sei schon in der Stadt, eilte er sogleich dem Ort der Gefahr zu, gerieth aber auf dem breiten Wege unter die hereinstürmenden kaiserlichen Soldaten, dort traf er mit dem General-Adjutanten Tilly's zusammen, dessen Gefangennehmung wir berichteten, und ergab sich ihm. Vergeblich sagte der wackere Officier ihm Quartier zu und rief laut: „Tilly, Tilly, Tilly!" Gerade dieses bezeichnete ihn den erbitterten Kaiserlichen als den Feind, welchen sie am meisten haßten. Von den Einen erhielt er einen Schuß durch den Schenkel, ein Anderer hieb ihn mit der Partisane in das Haupt. Der Fürst wurde vom Roß gestürzt, unter Schmachworten mit Kolbenschlägen mißhandelt, des Huts, des Degens, des Halskragens und anderen Schmucks beraubt. Wahrscheinlich würde er gänzlich ausgezogen und ermordet worden sein, hätte sich nicht ein kaiserlicher Lieutenant seiner angenommen und ihn mit Gewalt befreit. Dieser ließ den Verwundeten auf zwei Piken in das Gezelte Pappenheims tragen. Dort mußte er, als man sich wieder im Lager sammelte, von dem Herzog von Holstein, dem von Sachsen-Lauenburg manches harte Wort hören. Insonders Graf Pappenheim stellte ihm das thörichte seines Unternehmens vor, da er in Magdeburg so gut wie verrathen und verkauft gewesen sei. Jeden Abend wären sie durch besondere Schreiben von allen seinen Anschlägen und was sonst in der Stadt vorgegangen, ganz genau unterrichtet gewesen. Auch andere höhere und niedere Officiere besuchten den Fürsten, nur Tilly wollte ihn nicht sehen, und mied dessen Anblick.

Da kamen auch geistliche Patres, denen Christian Wilhelm Rede stehen mußte und es entspann sich ein sonderbares Gespräch.

Er wußte ihnen aber so gut zu antworten, daß mancher abzog und nicht weiter fragen wollte. Wie es aber dem Administrator im Gemüthe gewesen sein mag, als er vor dem Gezelte das Toben der Soldaten vernahm, die für die Gefangennehmung des Bischofs, wie sie ihn nannten, eine Belohnung verlangten, und ihn umzubringen drohten, wenn man sie nicht gewähre, als er die Verwüstung und den Jammer um sich sah, welchen sein gewagtes Unternehmen zur Folge hatte, mag wohl nicht zu beschreiben sein. Am andern Tage wurde er unter Bedeckung nach Wollmirstädt gebracht. Auf dem Wagen saß auch der schwer verwundete Hauptmann Schmidt, der Feldprediger M. Münchmayer und der Obrist-Zeugmeister Treffler. Zu Wollmirstädt erging es dem Fürsten noch schlecht. Denn der kaiserliche Hauptmann wollte Nichts von ihm wissen, und gewährte ihm kaum Stroh zum Lager, ohngeachtet seiner Wunden.

Die fernern Schicksale dieses Brandenburger Markgrafen sind nicht zu übergehen. Denn nur unter deren Berücksichtigung vermag man sich ein Urtheil, über einen so eigenthümlichen Charakter zu bilden. — Christian Wilhelm wurde zuerst in Wolffenbüttel, dann zu Ingolstadt gefangen gehalten. Dort in tiefer Schwermuth über die unglücklichen Verhältnisse, in die er sich verwickelt, zweifelnd an der Wahrheit seiner Sache, und doch wieder bemüht, Beweise für die Aechtheit des gesammten evangelischen Strebens aufzufinden, wurde ihm auf Veranlassung des jungen Grafen Tilly der Jesuit Stallhausen vorgestellt. Früher machte sich der Fürst von den Jesuiten ein Bild, daß, wie er selbst sagte, er lieber einen Wolf oder einen Teufel zum Gesellschafter gehabt hätte. In der Gefangenschaft sieht man Manches ganz anders an. Und hier traf er überdieß einen einnehmenden Mann, der mit großer Einsicht und Mäßigung mit ihm über seine Zweifel sprach. So wurde der Grund zur Veränderung seiner religiösen Ansichten gelegt, der zu Wienerisch-Neustadt, wohin man ihn brachte, noch mehr sich befestigte. Etwa ein Jahr nach der Zerstörung Magdeburgs trat Christian Wilhelm öffentlich zur katholischen Kirche über, und in dem „Speculum veritatis Brandenburgicum" — gedruckt zu Cöln 1653 —, in welchem die Gründe seiner Glaubensänderung von ihm dargelegt sind, erklärt er ausdrücklich: „Als ein eifriger Lutheraner und in den Lehrsätzen seines Bekenntnisses gründlich unterrichtet, sei er nicht durch Ueberredung von

Andern, sondern lediglich durch die eigene Bemühung, die katholischen Dogmen als irrig zu widerlegen, dazu gekommen, sich zu einer Religion zu bekennen, die er bis dahin als antichristlich gehalten." Aus seiner Kriegsgefangenschaft erledigt, blieb er in Böhmen auf einer von ihm erkauften Herrschaft; erhielt im Westfälischen Friedensschluß eine reichliche Entschädigung für den Verlust des Erzbisthums und starb 1665 (vgl. A. Menzel VII. p. 307 ꝛc.).

Das Geschick der übrigen Gefangenen war sehr verschieden, je nach Geschlecht und Stand oder nachdem sie dem Einen oder dem Andern in die Hände fielen. Die Magdeburgische Reiterei, welche, nachdem sie überwunden, ruhig am Neumarkt sich aufgestellt hatte, erhielt leicht Pardon. Die gemeinen gefangenen Soldaten theilte man insgemein in die kaiserlichen Regimenter ein. Die Officiere wurden härter gehalten, als es bisher Gewohnheit war. Denn nach dem bestehenden Kriegsgebrauch galt bisher das Lösegeld eines gemeinen Soldaten, wie das des Officiers einen Monatsold. Nun aber verlangten sie von einem Hauptmann, der monatlich 100 Thaler Sold hatte, als Lösegeld wohl 1000 Thaler, und überdieß war ja die Löhnung so schlecht ausgezahlt worden. — Als in Magdeburg viele Bürger mit den Ihrigen aus den Verstecken hervorkamen, um dem Verbrennen zu entgehen und durch Zusage eines Lösegelds sich zu retten, gelang es wohl den Meisten. Besonders glimpflich bewiesen sich da die Teutschen unter Tilly's Truppen. Sie sprachen ihren Gefangenen freundlich zu, erquickten sie im Lager mit Speise und Trank, so gut sie es vermochten und schützten sie gegen jede Mißhandlung. Auch vornehme Officiere gaben sich damit ab, ansehnlichere Gefangene zu machen, und sie zu beschützen, die sie aber nur gegen ein hohes Lösegeld wieder freigaben. Man sah dieses damals für eine ganz anständige, herkömmliche Art an, für den rückständigen Sold sich bezahlt zu machen. Das Lösegeld ward willkürlich abgeschätzt, auf 200 bis 500 fl., zuweilen bis 1000 fl. und mehr, je nach dem Aeußeren und dem Stand des Gefangenen.

Nur den Wallonen sagt man es nach, daß sie zuweilen die Ranzion annahmen, und den Ausgelösten alsdann niederhieben. Die Kroaten aber scheinen hier einige Ehrlichkeit bewiesen zu haben.[1]

[1] Calvis. p. 25. „Als die Stadt im vollen Feuer gestanden, und ein Prediger vom Lande drittehalb Meilen von Magedeburg, wenn man nach Helmstädt

Viele vermochten sich schon in der Stadt zu ranzioniren und flohen nach allen Seiten, sobald sie nur gesichert aus den Thoren waren. Andere, die nicht zur Stelle die versprochene Lösung zu schaffen vermochten, wurden im Lager vorläufig untergebracht. Mit ihnen wurde gewaltsam ein großer Haufen Menschen aller Art, selbst Knaben und Mägdlein von 10 bis 12 Jahren geschleppt. Da waren nun Bürger, Bürgersöhne ꝛc., die ihre verborgnen Reichthümer nicht an das Licht bringen wollten, oder wirklich Nichts zu geben mehr hatten, von denen aber der Soldat Geld erwartete. Diese wurden härter behandelt, und zuweilen mit Stricken gebunden, bis sie für ihr Lösegeld durch eines Andern Gutsagen Bürgschaft stellten. Viele wurden auch bei dem Abzug mit weggeführt. Bei dem Brande aber, der im kaiserlichen Lager zu Fermersleben ausbrach — sein Entstehen schrieb man den Magdeburgern zu — und auch einen großen Theil der Beute verzehrte, gelang es den meisten Gefangnen zu entrinnen. Das arme Volk, die geringen Handwerker, Knechte und Buben, von denen man kein Geld vermuthen konnte, gebrauchte der Soldat eine Zeit lang zu allerlei Diensten; sie mußten ihm seine Beute nachtragen u. dergl. Am schlimmsten waren verlaßne Frauen und Mädchen daran, die im Lager keine Freunde fanden, welche sich ihrer annahmen. Diese wurden nicht selten im Dunkel der Nacht, wo das Auge des Officiers nicht hinreichte, auf eine schändliche Weise mißhandelt, und dann — besonders von den Kroaten — in einem Umkreis von 7 bis 10 Meilen wie-

reiset, in dem nächsten Eckhausen an der Lauenburg, oder Rathskeller von oben herunter um Hülffe und Quartier geruffen, auch sein in der St. Johanniskirchen eingesetztes Vermögen zu einer Ranzion vor sich, sein Weib und Kinder zu geben versprochen, haben die Crabaten ihn auf Parol mit denen Seinigen sicher Quartier verheißen, auch eine Leiter angesetzet, so vorher um sichern Schutzes willen hinaufgezogen worden, an welcher er und seine Leute heruntersteigen müssen. Da er nun seinem Versprechen nach, mit den Crabaten hin in die Johannis-Kirche gangen, so hat er sein allda wiedergefundenes Kästlein denselben zur Ranzion gegeben; Als sie nun solches sehr begierig angenommen, und damit ihren Weg gehen wollen, ist im Herausgehen eine stärkere Partei an sie gekommen, so das Kästlein mit des Priesters seinem Vermögen an Geld, Gold und Silber, mit Gewalt haben wollen, und da es ihnen verweigert worden, so hat besagte stärkere Partei sie überwältiget, niedergesäbelt und das Kästlein ihnen abgenommen, jedennoch dem Priester mit seinem Weibe und Kindern an deren statt das zugesagte Quartier gehalten, und sicher in das Lager gebracht, auch von dannen ferner sicher Geleit nach Hause gemachet."

der an andere Soldaten um einen Spottpreis vertrödelt, so daß nicht wenige der Unglücklichen starben und verdarben. Es gab aber auch viele brave Officiere, welche die wehrlosen Frauen und Jungfrauen beschützten, sie in allen Züchten und Ehren entließen, und für ihr sicheres Weiterkommen sorgten. Gar häufig, — wie Guericke ausdrücklich erzählt — führte die Dankbarkeit einer schönen Jungfrau zu ihrem edelmüthigen Vertheidiger so weit, daß sich ein dauerndes Eheband schloß. Es gab im Lager eine Menge von Kindern, welche bei der Zerstörung der Heimath ihre Aeltern verloren hatten. Was die Kroaten mit herausgebracht, verhandelten sie in der Umgegend. Noch am 5. Juni sah man auf dem Markte zu Halberstadt zarte Kinder fuderweise feil bieten, wo sie von den Bürgern um geringes Geld gekauft und sofort von ihnen adoptirt wurden. Auch der lutherische Feldprediger Schwabenberg nahm sich solcher verlaßnen Kleinen an. Häufig wurden auch solche Waisen von den Officieren in entfernten Klöstern untergebracht, wo man die Knaben zu Mönchen erzog.

Das sehr verschiedene Geschick der Prediger, deren Thätigkeit zum Theil für Magdeburg so verhängnißvoll war, verdient einer besondern Erwähnung. — Den fanatischen Crammer, auf dessen Kopf als eines der ärgsten Aufrührer Tilly einen Preis gesetzt hatte, zogen die Soldaten bis auf das Hemd aus, und prügelten ihn nebst seiner Frau jämmerlich durch. Endlich rettete ihn ein friesischer Edelmann von Aschten, sein ehemaliger Schüler. Crammer starb als Superintendent zu Mühlhausen. Der Versteck des zänkischen und hochmüthigen M. Gilberts wurde von seinen eigenen Pfarrkindern verrathen, die Soldaten schleppten den Spaignart gefesselt in das Lager, wo man ihn und andere seiner Genossen als Urheber der Empörung in Untersuchung zog; — s. unten. Aus seiner langen Haft soll er nach dem Abzug der Kaiserlichen von Magdeburg entlassen worden sein. Der Diaconus Ritter ward vor dem Altare niedergehauen. Der Diaconus Pormann erhielt in der Sacristei solche Schläge, daß er zu Schönbeck, wohin man ihn brachte, an seinen Wunden starb. Dessen Frau und sein Custos, ein Greis von 80 Jahren wurden neben ihm ermordet. Den Domprediger Bake und dessen Amtsgenossen beschützte Tilly nach der Oeffnung der Domkirche. Nur der schlimme Decenius, welcher den Abschuß des Bündnisses der Stadt mit dem Administrator und dem König von Schwe-

den so eifrig betrieben, sollte da den Tod als Aufrührer erleiden. Schon hatten die Musketiere um ihn einen Kreis geschlossen und der Henker stand mit dem bloßen Schwerte bereit, als ein hoher kaiserlicher Officier herbeieilte, der noch zur rechten Zeit dessen Pardon auswürkte und ihn unter guter Bedeckung mit den Seinigen in das schwedische Lager bringen ließ. Bake wurde Superintendent zu Grimma und 1640 wieder als Domprediger nach Magdeburg berufen. Der milde Thodänus erzählt die Geschichte seiner Rettung selbst, s. Anhang. Er fand zu Rendsburg freundliche Aufnahme als Prediger. Auch den M. Peter Hecht rettete ein mitleidiger Officier. Der M. Tobias Cuno und andere Prediger mußten sich und die Ihrigen im Lager ziemlich hoch auslösen. — Jammervoll erging es dem Rector Evenius. Dieser saß eben unter seinen Schülern, als die wüthenden Soldaten hereinbrachen. Sich und seinem Sohne zwar erkaufte er das Leben durch eine Geldsumme. Die armen Knaben aber vermochte er nicht zu retten. Sie wurden sämmtlich zusammengehauen und ihr Blut und Gehirn bespritzte die Wände des Schulzimmers. — Welchen Eindruck wird aber wohl auf die Gemüther mancher Prediger das Verderben einer Stadt gemacht haben, an dem sie so viel verschuldeten? — Als zu Magdeburg sich wieder eine Bürgerschaft gesammelt, kam auch Decenius und setzte sich im Dome fest. Nach einiger Zeit fanden sich auch Peter Hecht und Tobias Cuno wieder ein, und wollten gleichfalls Gottesdienst im Dom halten, und der Seelsorge pflegen. Sogleich aber kam es zwischen dem Dom-Diaconus und den beiden jüngern Predigern zu bittern Zwistigkeiten wegen der Accidentien, die damals schmal fallen mochten. Decenius benahm sich überhaupt so, daß sich Bürgermeister und Rath an den schwedischen Beamten um Vermittlung wenden mußte, wie solches bei Calvisius p. 234 bis 238 erbaulich zu lesen ist.[1]

[1] Im Schreiben vom 9. October 1632: „So befehlen Wir euch gnädig, ihr wollet — besondern auch solches M. Decenio, damit er Unsern vorigen Befehlen noch mit fernerer Einmischung in ihre Stadt-Parochien und Kirchenwesen oder Entziehung der gewöhnlichen Verehrungen, noch sonsten einigerlei Weise nicht beeinträchtigen, und sich forterſthin in seinen Predigten und sonsten also Christ- und erbaulich moderiren möge, daß der Rath oder jemand anders zur Ungebühr nicht mehr verunglimpffet, perstrimpiret oder angezapffet, sondern allein was göttlich, erbarlich und erbaulich vorgestellet werde, zu seiner Nachrichtung anfügen und zu wissen machen." Calv. p. 238. — Dahin gehören auch die Citate bei Heinisch

Schauerlich genug mag die Nacht von dem 20. bis den 21. Mai in den Lagern um Magdeburg vergangen sein. Hier Jauchzen und Jubiliren der Soldaten, dort Weinen und Jammern der hungernden Kinder, dazwischen ein Schrei der Verzweiflung durch das Dunkel. Während aus der gar schweigsamen Stadt schwarzer Rauch mit Gluthfunken aufstieg, zuweilen noch eine Flamme, saßen die Kriegskameraden, wie sie sich nach ihrer verschiedenen Zunge verstanden, um die Wachtfeuer. Es fehlte nicht an Speise und Trank. Denn man hatte aus der Stadt viel Viehes und Lebensvorräthe herausgebracht. Die Einen überzählten ihre, zuweilen fast unschätzbaren Reichthümer, Andere überließen sich dem rasendsten Hazardspiel bis sie ihren ganzen Raub verloren und in die grimmigste Verzweiflung geriethen. Andere rühmten von ihren Thaten, die sie jüngst vollbracht. Da erzählte wohl Einer, daß er das Stadtwappen, darin eine Jungfrau mit einem Kränzlein geschnitten, vom Thor heruntergerissen und in Stücke geschlagen, und ein Anderer: wie sie auf der Straße ein kleines Kind trafen, das an der Brust seiner todten Mutter jämmerlich zetterte, und er und ein anderer Soldat, um den Schreihals zu stillen, Jeder ihn bei einem Beinlein faßte und in zwei Stücken zerriß; ein Dritter sagte lachend: ein Kroat habe einen Mantel voll goldenen und silbernen Geschirres und Geschmeide erbeutet, das Alles sauber zusammengepackt und einen Musketier herbeigerufen, damit er ihm behülflich sei, die schwere Last auf sein Roß zu heben. Wie aber der Kroat aufstieg und der Landsknecht das Pferd hielt, habe dieser seinen Vortheil ersehen, den Kroaten mit dessen eignen Säbel todt vom Pferde gestürzt, sei rasch aufgesprungen und davongeritten. Da rühmte sich auch ein Soldat, daß er über 20 Säuglinge mit eigner Hand angespießt habe, und als nun ein Kamerad ihm in das Gewissen sprach und fragte: ob er nicht gedächte, daß ihn Gott deßhalb strafen werde? erwiederte jener höhnisch: es thue ihm leid, daß er nicht mehr solcher Kinder umgebracht, denn es wären ja doch nur Ketzer-Kinder und nichts Besseres werth. Und noch viel Anderes nach wilder Soldatenart mag wohl gesprochen worden sein. — (Zu merken, daß jene Einzelheiten als Thatsachen berichtet werden.)

p. 84, nach denen Theologen das Unglück Magdeburgs als ein wohl verdientes hinstellen, „weil man den Predigern so wenig Gehorsam geleistet habe." Noch aus der Mitte des vergangnen Jahrhunderts wird ein solches Urtheil genannt.

Am 21. Mai kam Graf Tilly nicht in die Stadt, so viel man weiß. Erwägt man aber was es heiße, in einem Heere nach einer solchen Belagerung und nach einem so blutigen, grausamen Sturme die Ordnung wiederherzustellen, besonders wenn der Anmarsch eines starken Feindes stündlich droht, so wird man den Feldherrn wohl entschuldigt halten. — Auch hatten die Belagerer die Stadt nicht ohne große Verluste gewonnen, obgleich sich dieselben nicht genau bestimmen lassen. Graf Pappenheim schreibt in dem schon erwähnten Briefe (vom 13. August), daß von den Seinigen — und damit kann er nur sein Regiment meinen — 1000 der besten Mannen gefallen oder verwundet seien. Damit stimmt die Erzählung des Hauptmanns Ackermann, welcher damals in der Compagnie des Hauptmann Croy diente. Dieser erwähnt, daß als er unmittelbar nach dem Sturm an das Neuwerk commandirt wurde und den Posten besetzte, es sich ergab, daß von den 200 Mann, aus welchen die Compagnie bestanden, 72 geblieben und gequetscht waren. Nimmt man dazu, wie Viele an den andern Stellen, wo gestürmt ward, wie Viele im Straßenkampf getödtet waren, wie Viele bei der Plünderung von dem Feuer überrascht wurden, so kann die Zahl auch der Verwundeten, für welche Sorge zu tragen, nicht gering gewesen sein.

Desto freudiger begann für die Soldaten der 21. Mai, und Jeder der es nur vermochte, brach nach der Stadt auf, obgleich immer noch Rauch und Qualm aus ihr aufstieg. Dorthin begaben sich die Officiere mit ihren reichen Gefangenen, die ihr Lösegeld in den zerstörten Wohnungen aufsuchen sollten. Da wurden nun in den Kellern, Höfen, Scheunen die während der Belagerung verborgnen Schätze ausgegraben, und gar manche alte Silberthaler, von den Vorfahren gesammelt, gar köstliche Gold- und Silberbecher, welche lange die Pracht des Geschlechts gewesen, herrliche Ketten, Ringe, Armbänder und andere Kleinode an den Tag gefördert, besichtigt und fröhlich eingesackt. Darauf gewährten sie aber, wie allgemein berichtet wird, den Gefangenen nicht nur die verbürgte Freiheit, sondern versahen sie auch mit einigem Reisegeld und förderten Frauen, Priester und Andere auf Wägen unter guter Bedeckung nach den Orten, welche jene selbst gewählt.

Anders verfuhr die Menge der gemeinen Soldaten, welche nach so langen Entbehrungen mit aller Gier auf den Raub in den ver-

ödeten Häusern stürzten. Lebende Menschen konnten sie dort nicht mehr beschädigen, sie mußten ihre Beute unter den Todten suchen.

Sofort ging es nun an ein Durchspüren der Brandstädten, an ein Aufbrechen der Keller, wenn gleich Mancher der unbedacht hinunterstieg, im heißen Qualm erstickte, oder ein Anderer von dem einfallenden Mauerwerk erschlagen wurde. Außer glänzenden Reichthümern fanden sich da auch große Vorräthe an Lebensmitteln. Da gab es einen Ueberfluß an Speck, Würsten, Schinken, Käse, Butter, geräuchertem Rindfleisch, Brod, Semmeln, spanischen Weinen und gutem altem Bier — an 1100 Fässern. Nun denke man sich die halbverhungerten Soldaten. Da ging es an ein Fressen und Saufen in Ueppigkeit und Lust, wie es selten geschieht. Daß sie in den Kellern oft viele Personen, Männer, Weiber und Kinder in Todesangst zusammengedrängt und so erstickt fanden, kümmerte die Soldaten wenig. Aus den Leichnamen machten sie sich Bänke, setzten sich auf sie in die Runde und tranken einander zu, bis mancher Landsknecht fast von Sinnen kam. Das war nun das lustige Leben, welches ihnen von ihren Officieren für die Gefahren des Sturms versprochen worden. Bei der Erstürmung eines der Außenwerke war ein Fähnlein erbeutet worden, auf dem ein Spottreim gegen Tilly geschrieben stand:

Das Mägdlein das ist jung,
Der Bräutigam der ist alt,
Er wollte sich gern verheurathen
Und hat doch keine Gestalt.

Dieses beutete der Soldatenwitz nun aus und nannte ihr wildes Gelag: die Magdeburger Hochzeit. Denn jetzo sei die widerspenstige Jungfrau Magdeburg endlich einmal mit ihrem alten Feldherrn vermählt. — Drei Tage lang währte dieses bestialische Treiben, und wären die Schweden unterdessen angerückt, so hätten sie den größern Theil des kaiserlichen Heers betrunken angetroffen. In ihrer Tollheit versäumten die Soldaten die Weinschläuche wieder zuzubinden, oder schlugen den Fässern den Boden ein, so daß sie mehr verdarben als genossen. Des schändlichen Muthwillens, den Manche mit den todten Körpern ausübten, nicht näher zu erwähnen.

Am 22. Mai ritt Tilly mit seinem Gefolge in Magdeburg ein. Sein Weg führte ihn zunächst nach der Domkirche. Daselbst befanden sich seit dem 20. Mai über 1000 — nach Guericke 4000 —

Personen eingeschlossen, meistens Frauen und Kinder, doch auch etliche Bürger und Soldaten. Seit fast zwei vollen Tagen entbehrten sie der Speise und des Tranks, von Schrecken umgeben, in gänzlicher Ungewißheit über das, was ihnen noch bevorstand. Tilly ließ ihnen zuerst mit Trommelschlag Pardon verkündigen, um ihnen alle weitere Furcht zu benehmen. Da öffnete sich die Pforte, an der Spitze der Erlösten trat der Domprediger Reinhard Bake heraus, fiel vor dem greisen Feldherrn auf die Kniee und redete ihn mit den Worten an:

Venit summa dies, et ineluctabile fatum Magdeburgo! Fuimus Tröes, fuit Ilium et ingens Gloria Parthenopes!

Freundlich versicherte Tilly Allen seine Gnade und seinen Schutz und gewährte ihnen gegen ein mäßiges Lösegeld, je nach dem Vermögen der Einzelnen, die Freiheit. Hierauf ließ er zuerst die Weiber und Kinder aus der Domkirche führen und Commisbrod unter sie austheilen, wie es eben vorhanden. Die Männer wurden zunächst nach dem Bischofshof geführt, die Prediger aber mit den Ihrigen nach der Mühlenvogtei, wo man sie mit der nothdürftigen Nahrung erquickte. Dann kehrte Tilly mit Pappenheim nochmals zu dem Dom zurück und sie besichtigten genau die dort eingesperrten Soldaten, ob vielleicht unter ihnen Ausreißer sich befänden. Den Andern verhieß Tilly Pardon und Bestallung, wenn sie in sein Heer eintreten wollten, gab aber den Officieren vorher einen derben Ausputzer, weil sie eine edle Stadt so schlecht bewahrt hätten. Die gemeinen Soldaten, wie auch die Bauern unter diesen Gefangenen wurden angewiesen, vor Allem die ehrwürdige Domkirche wieder zu reinigen. Darauf befahl Tilly, Alle die in dem Dom gewesen, nach dem Lager zu führen, um daselbst das versprochene Lösegeld in Ordnung zu bringen.

Sogleich nach der Eroberung der Stadt setzte Tilly ein Untersuchungsgericht ein, um genau herzustellen, von welchen Männern die Vorgänge in Magdeburg, besonders aber das Bündniß mit dem Administrator und dem König von Schweden angestiftet seien. Diese Untersuchungscommission, bestehend aus den beiden Regiments-Schultheißen Esairs Herdtwigk und Heinrich Ghras und ihnen beigegeben Dr. Heinrich Kämpfer, berief eine Menge von Gefangenen vor sich und vernahm sie über die genannten Punkte als Zeugen. Alle sagten dahin aus, daß von der stattgehabten Empörung und dem daraus folgenden Untergang der Stadt, Heinrich Pöpping der Haupturheber

sei. Dieser gestand auch zu: er habe gesündigt, er wisse, daß Gott gerecht und streng, aber auch wieder gnädig und barmherzig; er vertraue der Gnade Gottes und seiner Excellenz, er habe das Leben verwirkt und bitte um Gnade. Als der nach ihm am schwersten Belastete erschien der oftgenannte M. Gilbert. Bereits hatte er sich durch ein Lösegeld von 400 Thalern die Freiheit verschafft, von kaiserlichen Reitern zu Gommern wieder aufgegriffen, ward er zu Magdeburg in den Kerker der Mühlenvogtei geworfen. Dieses geschah auch mit dem Hermann Cummius und dem Hans Herkel. Das Untersuchungsgericht that den Ausspruch: die genannten vier Männer seien als Feinde des Kaisers und Rebellen vor das Criminalgericht zu stellen. Graf Mansfeld aber, der nach Tilly's Entfernung zu Magdeburg befehligte, sendete die Verhörakten an den Schöppenstuhl zu Halle und an die Juristenfacultät zu Helmstätt und fragte bei dem Kaiser an, ob er den Spruch wie er fallen würde, sogleich vollziehen oder erst dem kaiserlichen Urtheil unterbreiten sollte. Ferdinand II. befahl das Letztere. So zog sich die ganze Sache in die Länge. Pöpping starb im Gefängniß an der Ruhr und in großer Reue über sein Thun. Das Geschick der Uebrigen weiß man nicht genau. Cummius wenigstens kam davon. Am 23. kehrte Tilly wiederum in die Stadt zurück, wo ihm bei der Domkirche von seinen Hauptleuten die gewonnenen feindlichen Fahnen überreicht wurden, 40 an der Zahl (nach Andern weniger).

Mit dem Anbruch des 24. Mai war die den Soldaten gestattete Plünderungszeit vorbei, das Geschäft der Auslösung größtentheils geendigt. Billig erschien es daher, den Bürgern die Reste ihres Eigenthums ungefährdet zu überlassen. Die drei Regimenter welche sich in der Stadt befanden, erhielten den Befehl, das Innere derselben gänzlich zu räumen und nach dem Wall und an die Thore sich zu ziehen, damit die Bürger sicher nach ihren Häusern gehen könnten. Durch Trommelschlag wurde jede fernere Plünderung und Beschädigung der Einwohner streng verboten und allen Ueberlebenden Pardon und Sicherung des Lebens zugesagt. Da sah man nun noch Viele aus ihren Verstecken, besonders den Gärten, sich herauswagen, ja Männer und Frauen aus den Haufen der Todten hervorkriechen, was nicht wenig erbärmlich anzuschauen gewesen sein soll. Damit

aber seine Befehle desto genauer beobachtet würden, zog Tilly selbst in die Stadt und nahm seine Wohnung in Möllendorfs Hause.

Nach und nach fanden die wenigen Bürger, welche zugegen, oder in der nächsten Umgegend bei Verwandten und Freunden sich geborgen, sich in der Stadt ein, begannen den Schutt ihrer zerstörten Wohnungen aufzuräumen, die Leichen der Ihrigen hervorzuziehen und die Reste ihrer Vorräthe und das vergrabene Eigenthum, welches der Scharfsicht so erfahrner Plünderer entgangen war, zu sammeln. Dieses konnte aber nur langsam gehen, da es an kräftigen Händen fehlte. Graf Mansfeld erhielt daher den Befehl, die Stadt von den auf den Straßen oder sonst offen umherliegenden Leichnamen zu reinigen, womit er auch in 14 Tagen zu Stande kam (s. oben).

Am 25. Mai war die Domkirche wieder hinreichend gereinigt und wurde nun zu dem katholischen Gottesdienst feierlich wieder eingeweiht, zum großen Entsetzen der protestantischen Magdeburger, welche auch in ihrer bittersten Noth des alten Haders nicht vergaßen.

Nachdem nun alle Officiere in die Stadt beordert waren, um der Messe im Dome beizuwohnen, wurde in demselben unter dem Donner der Geschütze auf den Wällen und in den Lagern, ein Te Deum für den großen gewonnenen Sieg gesungen und eine feierliche Procession gehalten, wozu sich gar viele Pröbste und Mönche aus ziemlich weit entfernten Orten einfanden.

Dieses war das Ende der Belagerung und Zerstörung Magdeburgs. Ohne weitere Erwägungen hinzuzufügen, citiren wir blos die Worte des Protestanten Abelin (p. 345): „Bißheer erzehltermassen nun hat es sich mit dem elenden, erbärmlichen vnd erschrecklichen Undergang vnd Zerstörung der weit berühmten Statt Magdeburg verhalten, darzu nichts mehr vrsach gegeben als weil die Bürger vnd Inwohner nit mit rechten Eifer zusammen gesetzet vnd Gott zu Ehren jhnen das Werck mit Ernst lassen angelegen seyn, auch jhre Soldaten so vbel gehalten. Wie dann darvon ein Magdeburger, als er die jämmerliche Verwüstung erzehlet, also schreibet: man sol ein so hohes wichtiges Werk, so zu Gottes Ehren allein angefangen sein wil, auch mit größerer Gottesforcht, beständigerer Einhelligkeit vnd vnverzagter Mannheit, als wol von vns Magdeburgern nit geschehen, anfahen vnd vollführen.“

Kritische Beilage.

„Die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly ist ein historisches Dogma geworden" — sagt Heinisch sehr treffend. — Wie ist es aber möglich, daß eine vorgefaßte Meinung dieser Art entstehen konnte? und wie ist es nur denkbar, daß Geschichtschreiber, von denen man das ernste Streben nach Wahrheit und den Muth voraussetzen muß, das Erkannte rücksichtslos darzustellen, einem solchem Wahn sich beugten, wenn er nicht mit großer Wahrscheinlichkeit wenigstens sich begründen ließ. — Schon in den vorhergehenden Abschnitten dieses Buchs wird man vielleicht wahrgenommen haben, wie leicht auch sonst überlegte Männer aus Parteisucht, Leidenschaft, religiösem Vorurtheil oder andern Erregungen, welche den Verstand gefangen nehmen, geneigt werden, sich nach eigener Phantasie ein historisches Bild zu entwerfen. Auch die poetische Färbung, welche ein Ereigniß aus irgend einer Veranlassung gewann, hat hier vielen Einfluß. Ihr glaubt man am leichtesten. So entsteht nun ein Schemen, ein Trugbild, das man gleich einem Fetisch sich ausschmückt, sei es zur Anbetung, sei es zum Abscheu. Dieser Fetischmus wird um so obstinater, wenn es sich um eine besonders hervortretende historische Gestalt handelt. Denn da die Menschen Das zu vertheidigen pflegen, dessen eigentlichen Kern sie nicht durchschauen, und zu lieben oder zu hassen, je nachdem ihnen ein Gegenstand zuerst unter einem freundlichen oder einem feindlichen Eindruck bekannt wurde, so läßt sich dergleichen gar nicht bekämpfen. Man weiß ja, was die Neger im Sudan antworten, wenn man sie über die Albernheit ihres Fetischdienstes zu belehren versucht. — „Den Fetisch, sagen sie, habe ich mir selbst gemacht, und gerade so gefällt er mir." — Wer daher in Gustav Adolf nicht den gänzlich uneigennützigen, sich aufopfernden Retter der teutschen Freiheit, im alten Tilly nicht den pechschwarzen Gesellen der Finsterniß[1] zu erblicken vermag,

[1] „Die berühmtesten Generalpersonen waren rechte sclaven des satans, und versichert man von dem in diesem krieg berühmten General Tilly, daß er sich fest gemachet, und dahero in der Schlacht vor Leipzig kein schuß oder stich an ihn durchgegangen, daher auch der balbier gesagt: er müsse fest oder gefroren sein." G. Arnolds Kirchen- und Ketzergesch., p. 436.

wer an Ignatio Loyola nur **ein** gutes Haar läßt, der mag sich bei manchen Leuten in Obacht nehmen.[1]

Nun ist aber kaum irgend eine historische Thatsache dogmatisch so verunstaltet worden, als die Zerstörung Magdeburgs; bei keiner wird das Unförmliche insgemein so festgehalten. Das ist um so auffallender, da gerade Zeitgenossen, protestantische Magdeburger, welche das Verderben ihrer Heimath mit ansahen, selbst weit behutsamer urtheilen, als die spätern Nachschreiber. Die fanatische Far Magdeburgica, welche die Entstehung des Brandes geradezu den Kaiserlichen Schuld giebt, erlaubt es sich nicht, Tilly als Urheber zu nennen, sondern sagt (p. 61 bei Calv.): „und wie man sagen will, **soll es dem Herrn General Tilly selbst nicht gefallen haben**, daß man eine so uhralte weitberühmte Stadt, und an welchem Paß der Röm. Kayserl. Maj. ja dem gantzen Reich viel gelegen, so gantz in

[1] Es ist daher gar nicht zu verwundern, wenn in einem solchen Falle Historiker über alle Kritik sich hinweg setzen, oder klug schweigen. — Wie man schreiben muß, um ein gutes Renomée zu bewahren, zeigt z. B. Pfister in der Geschichte der Teutschen, IV. p. 513: „Nicht Tilly, sondern Pappenheim vollführte den Sturm und weil ihn Tilly schändlich stecken ließ, wurden die Soldaten bei ihrem erlittenen Verlust noch mehr gegen die Belagerten erbittert. Aber Tilly war es, der die erstürmte und angezündete Stadt dem gänzlichen Verderben preisgab. Nachdem in 12 Stunden alle Gebäude bis auf den Dom, ein Kloster und einige Hütten an der Elbe niedergebrannt waren, stürzten die von der Wuth der Flammen ins Lager zurückgescheuchten Soldaten aufs neue in die Stadt, um alle Gräuel und Unmenschlichkeiten, welche Wuth, Raubsucht und viehische Begierden nur immer eingeben konnten, zu verüben. — Am vierten Tage endlich, da Tilly seinen Einzug hielt, gebot er Stillstand dem Rauben und Morden. Tausend in den Dom geflüchtete, von Hitze und Elend fast umgekommene Menschen, meist Weiber und Kinder, erhielten das Leben geschenkt. Etwa 400 Bürger hatten sich gerrettet. Der schwedische Oberst v. Falkenberg war beim ersten Eindringen den Heldentod gestorben rc." — So Etwas macht Effekt und auf ein Halbdutzend Unrichtigkeiten kömmt es dabei nicht an. — Fr. v. Raumer, sonst so vorsichtig, kann es nicht unterlassen, in der „Geschichte Europa's rc." III., p. 516, dem Tilly wenigstens einen schwarzen Strich zu geben, indem er bei Gelegenheit der Soldatengräuel sagt: „und Pappenheim wie Tilly mehrten durch ihr Benehmen die Frevel, statt sie zu mindern;" eine Aeußerung, zu welcher Nichts ihn berechtigt, die aber der Carrikatur entspricht, die er p. 501 von Tilly zeichnet, wo er auch behauptet: „Tilly habe mehr Vater als Herr seiner Saldaten sein wollen, das sei so zu verstehen: er habe seine Soldaten dadurch an sich gefesselt, daß er allen Lüsten derselben auf Kosten der Einwohner freien Lauf ließ."

die Asche geleget." — Woher nun auf einmal diese offenbare Verkehrtheit der Beurtheilung.

Allerdings haben die Vorgänge in Magdeburg etwas Eigenthümliches. Manches ist dunkel und wird es bleiben. Doch ist dieses nur der Fall, wo es sich um die innersten Gedanken und Pläne einiger Hauptpersonen handelt. — Anderes sieht verwirrt aus, oder wird doch verwirrt von Einzelnen erzählt. Wie Viele sind aber im Stande, ein furchtbares, betäubendes Ereigniß, — und gerade wenn sie mitten darin waren — als ein Ganzes aufzufassen? Wie viele Soldaten wohl vermögen den Gang einer Schlacht zu berichten, in der sie mitgefochten? — Nur wenn man die verschiedenen Berichte zusammenstellt, die Reihenfolge der einzelnen Thatsachen, wie sie Augenzeugen berichten, sich zu ordnen weiß, lösen sich die Widersprüche und begreift man den ganzen Zusammenhang. Schon durch genaue Berücksichtigung der Orts- und Zeitangaben wird Viel gewonnen. Nur darf man nicht gedankenlos eine Begebenheit vortragen. Der Eine berichtet z. B.: es seien in der Stadt verrätherischer Weise keine Ketten in den Straßen gezogen gewesen, daher habe Pappenheims Reiterei einhauen können; der Andere: die vorgespannten Ketten verhinderten, daß die Magdeburgischen Reiter den Feind zurückschlugen. (?) — Nur muß man dabei bemerken, daß Ersteres in der Lackenmachergasse, letzteres in der Straße an der Hohen-Pforte der Fall war. — Drei Tage, wie insgemein erzählt wird (nach Manchen gar vier Tage) mußten die armen, im Dom eingeschlossenen Menschen Hunger leiden. (?) Wir wollen sehen. Am 20. Mai nach 10 Uhr war die Stadt genommen, um 12 Uhr zogen die Regimenter sich auf den Wall. Die Schließung und Bewachung des Doms durch Tilly kann nur zwischen diese beiden Stunden fallen, wenn sich auch Manche vielleicht eine Stunde früher hineinflüchteten (erst um 9 Uhr war Gefahr für die Stadt vorhanden). Am 22. Mai, nach Guericke und andern sichern Berichten (wie denn Tilly auch von demselben 22. Mai aus Magdeburg sein Manifest erließ), kam Tilly in die Stadt und eilte unverzüglich nach dem Dom. Geschah dieses um dieselbe Tageszeit, so waren die Unglücklichen etwa 48 Stunden eingeschlossen. Der Feldherr aber, der mit der Sonne von seinem Lager sich zu erheben pflegte, kam wohl manche Stunde früher. — Tilly soll die Magdeburger tückisch überlistet haben, indem er

ihnen am 18. Mai einen Trompeter sendete und sie deßwegen keinen Sturm erwarteten, so lange die Unterhandlungen dauerten. (?) — Man überlege doch: auch bei der früheren Unterhandlung war keine Waffenruhe zugesagt; — die Magdeburger fielen selbst aus, nachdem der Trompeter schon mehrere Stunden in der Stadt war. — Die Beschießung der Stadt dauerte bis Mittags den 19. ununterbrochen fort. — Eben weil alsdann das Feuer schwieg, mußte man in der Stadt eine neue Maßregel des Feinds erwarten. Gerade umgekehrt suchten die Magdeburger Tilly's Langmuth zu täuschen, indem sie gegen den Kriegsgebrauch seinen Trompeter zurückhielten, um die Ankunft der Schweden zu erwarten. Ein oder zwei Stunden pflegte man den Belagerten Bedenkzeit zu gestatten, zuweilen auch nur eine Viertelstunde. Manches verkehrte Urtheil beruht auch auf gänzlicher Unkenntniß des damaligen Kriegsgebrauchs. — Tilly z. B. soll durch Verräther in der Stadt benachrichtigt worden sein, zu welcher Stunde am 20. Mai die Wachen von den Wällen abziehen würden. — Erstlich entsprach dieses Wegziehen der in der Stadt festgesetzten Ordnung, welche die Kaiserlichen leicht wahrnehmen konnten, und dann dem Kriegsgebrauch überhaupt: „die rechte Zeit wacht auff und abzuführen ist vmb die tagscheide, wann sich tag und nacht scheiden." S. Kriegsbuch durch Wilhelm Dilich, Cassel 1607, Th. I. p. 105.

Da hier nun von dem Kriegsgebrauch die Rede ist, so sei es gestattet, aus demselben Buche einige Stellen zu citiren, von denen sich leicht Anwendung auf früher Erzähltes machen läßt. Th. II. p. 315: „Kan nuhn ein Fürst ein festung durch ergebung und leideliche mittel bekommen, so soll er sich eines zweyffelhaften sturms nicht unterfahen." — „Wird aber die festung durch ein sturmb erobet, so bleibet dem kriegßvolk die plünderung, doch dem kriegßherren geschütz, munition und profeant vorbehalten." — „Will man aber den ort nicht behalten, so schleifet man ihn follents, und zündet etwa über daz die gebeu mit feuer an." — p. 326: „Offt werden die festungen nuhrt besatzt, umb den feind davor auffzuhalten, dieweilen er in einer belägerung sich lange saumpt, sein heer ermattet und schwächet, auch die beste zeit verzeret, also, daß er sonstet wenig verrichten kann, und entlich sich in abzug und winterläger begeben muß. Solcher gestalt ists dann besser, ein stadt verloren, dan das gantze wesen in gefahr

und verlust gesetzet." — (Ist das nicht ein guter Commentar zur schwedischen Politik im Bezug auf Magdeburg?)

Nicht zu vergessen ist, daß das Gerücht, wenn es sich von dem Mittelpunkt seines Entstehens in immer weitere Kreise ausdehnt, gar wunderliche Gestalten annimmt, und wird es dann in dieser Art von irgend einem bekannten Namen aufgezeichnet, so läßt sich die Wahrheit kaum mehr erkennen. Davon giebt es zahllose Beispiele. So citirt Geijer III. p. 183 ein Schreiben des Schwedischen Agenten Salvius an den Reichsrath, aus Hamburg, den 28. Mai n. St. 1631. Freilich bemerkt Salvius selbst, daß er seine Nachrichten von einem Reitknecht bekommen, der mit in Magdeburg war. Da wird erzählt: die Hauptbedingung Tilly's sei gewesen, daß alle Soldaten Papisten würden; — die Prediger wären unter ihren Büchern erschlagen und dann mit ihnen verbrannt worden; — Tilly habe den Dom schon am andern Tag öffnen lassen; — die 300 Bürger auf dem Heideck (die sich so brav geschlagen hatten, nach dem Bericht des Constabels, s. Anhang) seien Kaiserlich Gesinnte gewesen; — — Tilly habe die Stadt betrogen, da sie sich sicher glaubte und über den Accord deliberirte; und was dergleichen Reitknechtszeug mehr ist. Nun mag auch ein solcher Bericht als ein Curiosum immerhin interessant sein. Bei einem Leser aber, welcher diese besondere Eigenschaft nicht zu erkennen vermag, bringt er eine unglaubliche Verwirrung hervor, zumal wenn ein solcher Bericht ohne nähere Bemerkung eingeschaltet, durch die Autorität eines großen Namens, als vollständig wahr hingestellt wird.

Das bisher Gesagte aber reicht wohl hin, um manche Unrichtigkeiten, ja selbst um boshafte Entstellungen in der Erzählung jener Vorgänge in Magdeburg zu erklären; jedoch nicht, um die Entstehung jenes Tillyanischen Dogma und die Hartnäckigkeit seiner Festhaltung gänzlich darzuthun. Dazu trugen noch andere Umstände bei.

Der Eindruck, welchen die Kunde von dem Untergang Magdeburgs hervorbrachte, war ein unglaublicher. Ein großer Theil der protestantischen Stände verzagte auf einmal; Ulm und Worms erklärten dem Kaiser, daß sie mit dem Leipziger Bunde nichts zu thun haben wollten; die fränkische und schwäbische Ritterschaft, die Stadt Nordhausen rc. erklärten dem Kaiser ihre Treue, der Herzog von Württemberg entschuldigte sich wegen seiner Rüstungen rc. Ueberall

war Furcht und Besorgniß. Die allgemeine protestantische Stimme wendete sich gegen Chursachsen und Gustav Adolf, da beide dem Verderben der edlen Stadt nicht zuvorgekommen seien. Tilly hat in seinem Manifest (bei Calvis. p. 141 — Copia Manifesti, samt etlichen beygefügten Schreiben, welche der Herr General und Graf von Tilly bey währender Magdeburgischen Belägerung an Bürgermeister und Rath daselbsten ꝛc. abgehen lassen; Magdeburg, den 27. Mai n. St. vgl. Hoffmann p. 154, wo das Datum sichtlich falsch) dazu herausgefordert. Nachdem er berichtet, mit wie vielen freundlichen Ermahnungen er ihnen eine billige Capitulation angeboten und auch Churbrandenburg und Chursachsen um Vermittlung ersucht habe, und wie die Magdeburger Alles in den Wind geschlagen und je länger je freventlicher geworden seien, allein auf den Beistand fremder Nationen vertrauend, erklärt er, daß er eingesehen habe, daß zur Aufrechthaltung der Ehrfurcht gegen den Kaiser hier fernerhin nur mit Schärfe verfahren werden könne und so habe er die Stadt mit stürmender Hand genommen. („Wobey aber zu verwundern und zu betauern, daß bey währendem Sturm in der Stadt eine solche Feuersbrunst entstanden, welche nach beschehener Eroberung gar nicht zu löschen gewesen ꝛc.") Dieses habe Sr. Excellenz zu manifestiren für nöthig gefunden. „Nicht zwar zu dem Ende, als wenn sie an der von Magdeburg Ruin und Unglück einig Gefallen hätten, denn wie vorhin gemeldet ist, haben sie dieselbe dafür gantz treulich, bittlich und mehr denn Väterlich gewarnet, sondern, damit männiglich sehen und spüren möge, daß die Ursach ihres verderblichen Unheils niemanden anders als ihnen selbsten und d e n e n j e n i g e n, s o s i e d a z u v e r l e i t e t, i n i h r e r r e b e l l i s c h e n H a l s s t a r r i g k e i t g e s t ä r c k e t und auf Ausländische Hülffe und Beystand vertröstet haben, zu imputiren sey." —

Gustav Adolf erließ gleichfalls ein Manifest zu seiner Rechtfertigung. (Der Namen des Königs wird in der Ueberschrift nicht genannt, allein Puffendorff, Geijer erkennen in demselben das Schreiben des Königs. Abgedruckt ist es bei Calvis. p. 186 und bei vielen Andern.) Diese Schrift ist äußerst schwach. Mit vielen, ganz unnützen Worten ist gründlich dargethan, daß der König nach den Stellungen der Heere — aber wohlverstanden, wie sie vom November 1630 bis zu Ende März 1631 bestand — nach Magdeburg gar

nicht habe vorrücken können. Daß er aber nach der Victoria, die ihm zu Frankfurt der liebe Gott verliehen, „der ohne allen Zweifel Ihrer Königl. Maj. so getreue Christliche unbefleckte Intention angesehen," nicht habe vorrücken können, daran sei nur die Unentschlossenheit von Churbrandenburg und Chursachsen Schuld. Man habe nicht wissen können, ob die Mächte als Freund oder Feind anzusehen seien ꝛc. Der Eindruck des Manifestes, ungeachtet seiner klugen Wendungen, konnte nur gering sein.

Da fand Gustav Adolf in dieser mißlichen Lage einen unerwarteten Beistand an seinen treuesten Bundesgenossen, den protestantischen Predigern, die noch lange nachher für dessen Apotheose so thätig waren. Auf allen Kanzeln gab es jetzt ein oft wiederkehrendes, feuersprühendes Thema: Magdeburgs Zerstörung. Hier erging man sich nach Belieben in Verwünschungen über den Papst und die grausamen Tyrannen, in Lobpreisungen der standhaften Märtyrer, welche in Magdeburg für ihren Glauben gestorben, in Betrachtungen über das Wirken des Satans, wie er sich in der katholischen Kirche breit macht, in Prophezeihungen über den baldigen, gleichfalls schrecklichen Untergang der babylonischen Hure und ähnlichen Declamationen. — Bei Calvisius ist eine solche Predigt von dem Jahr 1631 abgedruckt p. 211: Magdeburgum respective Redivivum etc. Es sind hübsche Stellen darin, z. B.: „der abgeführte Raub wird euch die gantze Welt zu enge machen, zu lauterm Eyter-Geschwür und Gifft werden, gehet in euch selbsten, und ziehet euer Gewissen zu Rath, wo es anders die Pharaonische Verstockung und Blindheit zulassen will." — Und: „darauf sonder Zweifel ihre Mörder, Räuber und Todtschläger in großer Menge und Anzahl auf Schaubkarren zum Teufel in die unterste Hölle übergeführet und gestürzet werden sollen." — Und dennoch spricht derselbe Prediger auch nicht den geringsten Tadel gegen Tilly aus. Natürlich! Die Sache war zu neu, um so arg lügen zu können. Es lebten ja in Magdeburg so viele Menschen, welche der Oberfeldherr persönlich beschützt hatte.[1] Auswärtige Pre-

[1] Interessant ist auch eine anfänglich ziemlich verbreitete, ganz entgegengesetzte theologische Ansicht: Magdeburg habe durch die Ueppigkeit (Luxus, s. Hoffmann III. p. 186), innere Uneinigkeit und Verstocktheit seiner Bürger dieses Unglück als Strafe Gottes auf sich gezogen. Arnold in der Kirchen- und Ketzergesch. p. 437 die Worte eines Johann Angelius Werdenhagen: „Gott offenbahret durch gewisse

diger aber brauchten keine solche Rücksicht zu nehmen, und mit je weniger Maß und Ueberlegung sie sprachen, desto mehr Eindruck machten sie auf ihre Zuhörer. Als erst Tilly bei Breitenfeld geschlagen und am Lechrain gefallen, wuchs ihre Zuversicht. Dieser war es, sagten sie, der das glaubensfreudige Magdeburg verbrannte und die Märtyrer in ihm hinschlachtete. Gustav Adolf selbst, durch seine hingestreuten Reden, wie er seine Milde scheinen ließ, daß er nicht Würzburg oder München oder eine andere gut katholische Stadt als Sühnopfer für die verwüstete Glaubensstadt gleichfalls zerstöre, trug wohl nicht wenig bei, um der öffentlichen Meinung eine verkehrte Richtung zu geben. Genug, der Zweck war erreicht. Man vergaß das, wenigstens sehr zweideutige Benehmen des Königs gegen Magdeburg. Man vergaß die Berichte protestantischer Augenzeugen, die, wenn gleich parteiisch, doch gegen Tilly ehrlich sich benahmen, ganz und gar. Und wie einmal das Tillyanische Dogma entstanden war, so ging es denn auch in die trivialen Geschichterzählungen und Scharteken über. Die Einen beschuldigen Tilly des Mordbrands geradezu, die Andern deuten ebendasselbe durch irgend eine Wendung unverkennbar an. — Der Widerspruch katholischer Geschichtschreiber gegen dieses Dogma blieb unbeachtet. — Man warf es öfters den Jesuiten vor, daß sie ihre Schüler dahin instruirten, daß an und für sich kein protestantischer Geschichtschreiber Glauben verdiene. Gab es aber im vorigen Jahrhundert nicht genug Protestanten, welche von katholischen Historikern eben so dachten? Oder gibt sie es vielleicht noch? — Doch wie es auch sei, vor Scharteken kann man sich hüten.

weissagungen die veränderungen und fälle vieler völcker und rebubliquen. Aber wie können es die erkennen, welche von heydnischen wissenschafften so sehr angefüllet, und dahero wie die phariseer blind sind! wären die Magdeburger nicht so verstockt und blind gewesen, so hätten dieses ihr äußerstes unglück durch die busse wie Ninive abwenden können, nachdem sie so viel wahrzaichen etliche jahr vorher an der lufft, an winden, an wunderbaren schwefelregen, auf den wällen in blutigen wassern, in herunterwerffung der thürme, an allen elementen und sonderlich in der vorbildung einer schwefelichten stadt, die endlich im feuer gestanden, also daß man über 32 solche zeichen gezehlet hat, dazu kommen noch die erinnerungen verständiger Leute, und ich selbst habe sie noch aus Holland mit mehr als hundert Briefen geflehet und gebeten, sie sollen doch von sünden aufhören und solche boßheit wider Gott und ihre Obern ablegen. — Aber was haben sie mir nicht vor meine treue mit den grausamsten verfolgungen vergolten."

Der erste Geistliche, welcher sich vielleicht absichtslos des Dogma annahm, war Friedrich Spanheim, Professor der Theologie zu Genf, in dem Büchlein: Le Soldat Suedois ou l'histoire de ce qui s'est passé en Allemagne depuis l'entrée du Roy de Suede l'année 1630 jusque après sa mort. Rouen. 1633. — In dieser Schrift, die nicht viel Glaubwürdigkeit hat, befindet sich auch jene berüchtigte Anekdote über Tilly: daß einige Ligistische den Oberfeldherrn baten, dem Blutbade Einhalt zu thun, und dieser antwortete: „Kommt in einer Stunde wieder, ich werde dann sehen was ich thun werde; der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben." Spanheim hatte freilich zu der Antwort hinzugesetzt: „wenn es wahr ist;"[1] allein dieses schien überflüssig, und die Anekdote wanderte sofort in manche andere Bücher über, und zwar ohne jenen Zusatz. Irgend einem derselben entnahm sie Fr. Schiller und machte im Damenkalender die elegante Welt damit bekannt (so erschien dessen dreißigjähriger Krieg zuerst). Dabei ist ein Küpferlein: Tilly auf dem Roß, eben so carrikirt wie er manchem Historiker noch jetzt am besten gefällt, und daneben ein junger Officier mit exaltirt erhobener Hand, die auf den Brand hindeutet, bestätigt den Vorfall zur Genüge. — Dem großen Dichter kann man diese Anwendung nicht recht übel nehmen. Er brauchte für seine sehr poetische Beschreibung der Zerstörung Magdeburgs noch einen tragischen Effekt, und nahm ihn, wo er ihn fand. — Und wenn er von sich — nach Gervinus — schreibt: „die Geschichte ist für mich nur ein Magazin für meine Phantasie — und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden," so mag ihm auch jenes dramatische Ornament hingehen — (vgl. hier Heinisch p. 110 u. p. 111). Das rührende Mährchen selbst ist schon von Senkenberg in „Versuch einer Geschichte des teutschen Reichs B. V. p. 291—298, von Westenrieder, G. Th. Rudhart und Andern zur Genüge in seiner Albernheit beleuchtet und widerlegt worden. — Eigentlich widerlegt es sich selbst. Zu welcher Zeit sollte denn Tilly jene famosen Worte gesprochen

[1] Wie Spanheim sonst über Tilly dachte, ersieht man aus dessen Urtheil: s'on courage, sa valeur, son experience, sa créance parmis les gens de guerre, sa conduite et les services signalez rendu à son parti longues années, lui pouvoint acquerir à bon droit titre d'un des plus grands Capitaines du siècle. Vgl. Heinisch p. 167.

haben? — Bis nach 11 Uhr dauerte der Straßenkampf, um 11 Uhr brach der große Brand aus, um 11½ Uhr mußte man sich zurückziehen.

Auffallender jedoch ist die Stellung, welche Männer hier nehmen, welche auf eigentliche Geschichtschreibung Anspruch machen. Khevenhiller — der österreichischgesinnte — hatte den Ursprung des Magdeburger Brandes ungewiß gelassen, — „sonderlich das gräuliche, da man eigentlich nicht weiß, woher entsprungene Feuer.“ Jedoch auch die protestantischen Historiker Puffendorf,[1] Chemnitz, Calvisius, Gegenbach (Beschrei ung Magdeburgs 1678) ꝛc. sprechen unentschieden, irgend eine absichtslose Verbreitung des Feuers bezeichnend. Auch Gottfried Arnold in seiner Kirchen- und Ketzer-Historie, anno 1699, ein großer Verehrer Gustav Adolfs, begnügt sich mit den Worten: „Nach dieser grausamen Tragödie, darinnen auch die gantze stadt in Rauch aufgeflogen.“ Eben so vorsichtig spricht Ignaz Schmidt in der Neueren Geschichte der Deutschen: „Um 10 Uhr kam Feuer in derselben aus, man weiß nicht, durch die Sieger, um den Widerstand der Bürger zu hemmen, oder durch diese, um den ersteren die Beute zu entziehen.“ — Gerade aber in unserem Jahrhundert scheint erst die Perseveranz des Dogma überhaupt mit der „Tilly-Wuth“ zugenommen zu haben. K. H. L. Pölitz in der Fortsetzung von Posselts Geschichte der Teutschen, sagt III. p. 288: „Diese Zögerung des Königs benutzte Tilly, der in Magdeburg eine Brandfackel anstecken wollte, die in alle Länder der Protestanten widerleuchten, und sie zur Unterwürfigkeit unter den Willen seines Herrn, des Kaisers, bringen sollte.“ Auch Zschocke spricht in seinem vierbändigen historischen Roman — ich meine die „Geschichte des bayrischen Volks und seiner Fürsten“ auf ähnliche Weise (über dessen Verfälschung der Citate hierbei vgl. historisch-politische Blätter III. p. 43 ꝛc.).

In schlimmer Lage sind die specifisch Magdeburgischen Historiker ihren Landsleuten gegenüber, die nun einmal durchaus von Tilly zerstört sein wollen. — Rese schreibt 1809: „die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly. Ein streng historisches Gemälde“ 1809, wagt es aber nicht, etwa Tilly die Schuld des Brands unbedingt beizumessen, und

[1] Samuel Puffendorf: Comment. de rebus Suecicis libr. 1705. p. 47. „Cum Pappenheimius frangendae pertinaciae ignem proximis aedibus projecisset — „ad flammam exortus turbo longe lateque distulerat.“

gesteht selbst ein, daß dessen Ursprung sehr viel Räthselhaftes habe. Auch Rathmann, Geschichte der Stadt Magdeburgs, 4 Bände 1800—1817, giebt zu: es könne durch Vernachlässigung des Feuers in der schrecklichen Verwirrung an einigen Orten auch ohne Zuthun der Soldaten Feuer ausgebrochen sein. Selbst der einsichtsvolle Fr. Wilh. Hoffmann, Geschichte der Stadt Magdeburgs, 3 Bände, 1845—1850, befindet sich hier in sichtlicher Verlegenheit. Er stellt im Bezug auf den Ursprung des Brands die katholischen und protestantischen Berichte gegeneinander über, zählt sie ab, und gelangt zu dem Resultat, nicht die Bürger, sondern die Kaiserlichen hätten die Stadt angezündet, jedoch ohne Tilly's Befehl, nach ihrer eigenen Maßlosigkeit. Jenes Abzählen erscheint mir etwas unpassend, denn nicht die Menge der Berichterstatter, nicht einmal ihre subjektive Wahrhaftigkeit entscheidet immer, sondern auch die bessere Einsicht. Wenn gegen 12 gemeine Reitknechte ein hoher Officier über einen Kriegsvorfall sein Gutachten abgiebt, entscheidet da die Ueberzahl? — Uebrigens lassen auch mehrere der von Hoffmann citirten protestantischen Zeugnisse die Sache ganz unentschieden. Vgl. nur Hoffmann III. p. 100, und Bericht eines Patriciers (1638): „Immittelst ist an unterschiedenlichen Orten in der Stadt Feuer aufgegangen, davon unterschiedliche Meinung sein." Ferner: Exitii et excidii M. historica relatio: „vnterdessen vnd mitten in diesem Vnglück hat sich viel ein größeres vnd schrecklicheres erhoben, indem an einem Ort ein Fewersbrunst (niemand weiß obs von den Keyserischen oder von denen in der Stadt jhren eigen Soldaten, oder obs ohngefehr) entstanden." Damit beweist man Nichts. — Vgl. überhaupt, Dr. Albert Heisings sehr schätzungswerthe Schrift, „Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. Die Politik Gustav Adolfs in Deutschland. 2. Auflage. 1854. p. 85 bis 157.

Als aber nun inmitten dieses Wirrwars Karl Adolf Menzel in seiner Neueren Geschichte der Deutschen (VII. p. 299—309), wie er denn auch sonst stets wahrheitsliebend und ehrenhaft ist, mit der Entschiedenheit eines Mannes der Wissenschaft, nicht nur den Fall Magdeburgs, sondern auch Tilly's Charakter im rechten Lichte darstellt, das mußte doch Eindruck machen? — Schon manchen protestantischen Theologen — allerdings von einer gewissen Färbung — habe ich gesprochen, welcher K. A. Menzels Glaubwürdigkeit, ja vielleicht auch dessen künftiges Seelenheil sehr in Zweifel zog. —

Will man aber wenigstens die gräßlichen Vorfälle nach dem Sturm dem alten Tilly beimessen, so erinnere man sich an den Gebrauch einer furchtbaren Zeit.[1]

Die Darstellung, welche wir hier von der Entstehung und Verbreitung des Magdeburger Brands gegeben haben, weicht von den bisherigen wesentlich ab, beruht aber nicht etwa auf einer leeren Hypothese. Man wird keine andere Erklärung finden, wenn man die ein-

[1] Ein Beispiel mag dieses näher erläutern. — In den ersten Tagen des Octobers 1631, nach dem Sieg bei Breitenfeld, rückte Gustav Adolf über Schweinfurt auf Würzburg zu. Diese Stadt war zwar schon damals befestigt, jedoch unhaltbar, denn man konnte jederzeit sie von den nahen Anhöhen aus zusammenschießen. Eine Vorstadt war von den Schweden bald genommen und geplündert. Die Soldaten zogen sich auf das starke Schloß Marienberg zurück, mit ihnen viele vornehme Geistliche, Nonnen und andere Frauen. Die Stadt wurde bald genöthigt, sich zu ergeben, und nun begann der Angriff gegen den Marienberg. Dieses vertheidigte ein Rittmeister Adam Heinrich Keller, der ein furchtbares Geschützfeuer eröffnete. Allein die Besatzung war zu schwach — kaum 700 Mann — da die Soldaten des Landesausschusses bis auf 10 entflohen. Am 18. October um 4 Uhr Morgens hub der Sturm an. Die Feinde überstiegen leicht die Pallisaden, fanden in Vollwerken nur geringen Widerstand und bemächtigten sich binnen 3/4 Stunden des ganzen Schlosses. In der ersten Wuth erschlugen die Schweden alle Personen, die sie antrafen, nicht nur die Bewaffneten, sondern auch die Bürger, die Geistlichen, selbst die wehrlosen Soldatenweiber. Durch alle die Gänge und Gemächer des Schlosses bis in die verborgensten Verstecke verfolgten sie die Unglücklichen, deren Jammergeschrei bis hinunter in die Stadt drang. Viele hatten sich in die Schloßkapelle geflüchtet, wo eben der Schloßkaplan Messe las. Die Heiligkeit des Ortes sollte sie schützen. Allein die Schweden — täglich zum Gebete commandirt — ermordeten sämmtliche Personen in der Kapelle ohne Unterschied. Nur zwei Capuziner (unter diesen den Guardian Pater Leopold, einen Freiherrn von Gumpenberg) rissen sie über die Schwelle und schlugen sie mit Streitärten todt. Dieses Gemetzel dauerte bis nach 7 Uhr, wo der König mit seinem Gefolge auf das Schloß kam und über die blutenden Leichname wegritt — über 700, nach dem Theatrum Europ. sogar 1500, doch dieses wohl übertrieben. Als er unter diesen die Geistlichen erkannte, soll er gesagt haben: man hätte ihrer schonen sollen. Unermeßliche Schätze waren dort aufgehäuft, viele von den reichen Familien in der Stadt und aus der Umgegend dorthin geflüchtet. Aus der fürstlichen Silberkammer wählte Gustav Adolf selbst aus, was ihm von Gold- und Silbergeschirren, Perlen und Edelsteinen behagte. Das Uebrige überließ er seinen Officieren und Soldaten als Beute. Dagegen wendete sich der Zorn des Königs gegen den Commandanten Keller, dessen unvernünftige Widersetzlichkeit den Tod so vieler Unschuldigen veranlaßt habe. Er wollte ihn sogleich erschießen lassen.

fachen Thatsachen zusammenstellt, die damalige Vertheidigungsweise aller Festen berücksichtigt und die bestimmten Angaben von den zweifelhaften scheidet.

Beschauen wir zunächst die einfachsten Thatsachen. — Pappenheim zündete zuerst ungefähr um 9 Uhr einige Häuser an der Hohen-Pforte an (Puffendorf, Chemnitz ꝛc.). Die Anmerkung zu Wassenbergs Teutschem Florus — sei sie von Fürstenberg oder einem Andern —: wie ihm Pappenheim selbst eingestanden, daß der Feind rechts von dem Orte, wo er, Pappenheim, über den Wall in die Stadt kommen wollte, ein Haus eingenommen, weßhalb er ein Haus hart dabei habe anstecken lassen, um ihn herauszutreiben, bestätigt nur dasselbe. — Daß aber Pappenheim einige Zeit nach der Eroberung bei einem Gastmahl zu Helmstädt feierlich den Eid ablegte, daß er an der Zerstörung Magdeburgs unschuldig sei und die Professoren ermahnte, wohl darauf zu achten, wenn sie etwa eine Geschichte der Eroberung schreiben wollten, widerspricht keineswegs der genannten Thatsche, wenn nicht von der Hohen-Pforte her der Brand sich weiter verbreitete. — Hauptmann Ackermann sagt: jene Häuser hätten über eine Stunde lang, still und hell aufgebrannt. Die Straße konnte nicht ergriffen sein, sonst vermochten die Bürger nicht, dieselbe bis nach 10 Uhr zu halten. — Um 11 Uhr bricht das große Feuer aus (Guericke, Weller Geschichte Magdeburgs ꝛc.). Bis dahin war der Dachstuhl jener Häuser zusammengestürzt, und kein Sturmwind vermochte die Brände mehr über die Stadt zu jagen. — Das

Nur auf einen Fußfall und flehendes Bitten fand er Begnadigung. Bei des Königs Ankunft hörte zwar das Morden auf, allein die noch übrigen Geistlichen, Bürger und Frauen, etwa 100, wurden nicht nur gänzlich ausgeraubt, sondern mußten noch ihre Freiheit durch ein schweres Lösegeld erkaufen.

Wer noch Weiteres vernehmen will: über den Raub der kostbaren Bibliotheken Würzburgs, die nach Upsala geführt, über den schändlichen Soldatenunfug in der Stadt, über die Erpressungen und den Uebermuth der brutalen schwedischen Officiere, über die willkürlichen Verschenkungen des Königs an seine Getreuen ꝛc. Vergleiche „Geschichte der kön. schwedischen und herzogl. sachsen-weimarischen Zwischenregierung im eroberten Fürstenbisthume Würzburg, von C. G. Scharold" 1842. — Das Theatrum Europ. II. p. 455, welches über „Magdeburger Zerstörung genug zetert, erzählt hier ganz gemüthlich: Etliche und zwanzig Mönch, vnnd in Summa, was lebendig in der Furi von den Königlichen Soldaten ergriffen worden, hat müssen Haar lassen. Dahero es im Schloß, auffm Hof, in der Schloßkirchen, in der Sacristey hin vnnd her voll Todte gelegen."

zweite Feuer entsteht an einem entfernten Orte (Adlzreitter); in dem Hause am alten Ring, Guericke. (Dann brennt es an 4 bis 5 Orten.) „Der wahrhafte Bericht, welcher Gestalt die Stadt Magdeburg Dienstag den 10. Mai dieses 1631. Jahres durch — Tilly erobert worden 1631. Dann an 50 bis 60 Orten zugleich. Auf dem Breiten-Weg ging jedes zweite oder dritte Haus an (Fax Magdeb.). — Der große Brand hat also eine selbstständige Veranlassung. Bürger und Soldaten warfen sich dem Ursprung des Feuers gegenseitig vor. Die Erstern: weil die Pappenheimer schon einmal angezündet, so hätten sie in ihrer Wuth es noch fernerhin gethan (das ist wenigstens noch die vernünftigste Behauptung). Welcher Soldat aber, dem für lange Entbehrung eine Plünderung zugesagt ist, wird damit beginnen, sich die Beute im voraus wegzubrennen? — Dagegen lag der Gedanke nahe, daß die exaltirte Partei, die Dingebankenbrüder, welche schon längst durch einzelne Aeußerungen und Schwüre gezeigt hatten, wessen sie fähig seien, um dem gehaßten, papistischen Feinde die reiche Beute zu entreißen — sie selbst hatten wenig zu verlieren —, und ihrer Stadt den Ruhm des Märtyrerthums zu verschaffen, den Brand erregten. Selbst die Fax M. verwirft diesen Gedanken nicht ganz: „Als die Bürgerschaft beschuldigt worden, ob solte sie in allen ihren Häusern Pulver gehalten, und die Stadt selbst angezündet haben, welches, wenn es wahr, und sie solches Willens gewesen, vielleicht ehe und nach dem Exempel der Numantiner, wie es Plutarchus beschreibet gethan hätten, damit sie ihre Weiber und Töchter vor der Gott-vergessenen Schändung erettet, und sie ein ewiges Lob davon gebracht hätten.“ Auch in der „gründlichen und wahrhaftigen Relation,“ was massen die uralte rc. Unser Stadt Magdeburg am 10. Mai, erobert 1631, findet sich die Stelle: „Hat ein oder anderer Sympatriot an ihrem Untergang schuld, dem wird sein Gewissen wohl zu seiner Zeit aufwachen.“ — Von den reichen Bürgern aber, die noch immer auf billige Behandlung rechneten, und so eigennützig, wie sie sich bisher gezeigt hatten, ist das Verbrennen ihrer Wohnungen nicht zu erwarten. Dürften aber wohl die verarmten Dingebankenbrüder in der Breiten-Straße unter den eindringenden Kaiserlichen herumlaufen und die festverschloßnen Häuser dort anzünden? — Dieses konnte in entlegenen Gassen geschehen, und ist auch wohl geschehen, und es mag daher jener halbverbrannte Pechkranz

kommen, den ein Bürger bei seiner Wohnung liegen sah, (s. Hoffmann p. 159); allein dadurch wird der große Brand noch nicht erklärt.

Nun war der Gebrauch von Flatterminen oder „Sprengfeuern" damals zur Vertheidigung gegen Sturmlaufen sehr gewöhnlich.

In dem Buche: „Von Vestungen, Schantzen und gegen Schantzen ꝛc. durch Joh. Henric. Sattler v. Wissenburg Mathematicum, Basel 1620" heißt es im Cap. XVI. p. 196: „Wo nun der Feind also fort laufft, vnnd an das Bollwerk kompt, da sol der Myne oder dem Sprengfewr so im Wahl oder Schanz, die der Feind bis an das Bollwerk gebawen, vnd durch deren vnderen Lauff eyngelegt worden ist, auch Fewr gegeben vnd der schlag gelassen werden, so wird der Dunst vnd das Fewr alsbalden, das Volck vnd Erden, von dem Bollwerk vnnd Mauren hinweg verwerffen vnnd eynschlagen" (vgl. das ganze Cap. XVI., was über die Belagerungsweise manchen Aufschluß giebt. — Falkenberg that nur das Besondere, daß er seine Sprengfeuer nicht außerhalb der Bollwerke anlegte (der Versuch dazu am Heideck schlug fehl und die Magdeburger verloren drei Centner Pulver, s. oben), sondern durch Hülfe seiner Vertrauten, auf dem Markte und in den Hauptstraßen. — Es war dieses eine Maßregel für den äußersten Fall, aber geschickt und rechtzeitig angewendet, auch unwiderstehlich. — Um sie aber als eine Thatsache zu begründen, bedarf es der Beweise.

Wassenbergs Teutscher Florus (Uebersetzung von Eberhardi Wassenbergii commentariorum de bello inter etc. gesto liber singularis): „Vnd als die Bürger sahen, daß nichts außzurichten war, sihe, so werffen sie in die vntergrabenen gänge — a se et Falkenbergio praeparatis per urbem cuniculis —, so sie hin vnd wider in der Statt auf deß von Falckenberg angeben hierzu gemacht hatten, — fewer, welches beydes die vberwundenen, so wohl als die Vberwinder hingerissen, qui victos simul et victores rapuit —. Vnd hiemit sind sie noch nicht zufrieden gewesen. Sie stecken auch die zerstümpelte Statt mit fewr an." Die Schrift Bustum virginis Magdeburgicae historica et politica luce illustratum 1631. p. 16.: „Ac magno stetit illis — Magdeburgis — ferocitas, caesi enim mactatique a concitato milite armati omnes, quos scilicet flamma Suecorum consilio duabus locis erumpens et longe lateque nitrati pulveris dissultu serpens, non cinefecit."

Ferner: „Ausführlicher und gründlicher Bericht, waß sich bei

vergangener Belägerung und Eroberung der Vesten und weitberühmten Stadt Magdeburg verloffen 1631" p. 11: „In deme aber die Kayserliche vnd Bundts Soldatesca mit solchem Ernst vnd Furi an- vnd nachgesetzt, daß die Belägerten angefangen zu weichen, vnnd der Falkenberger nunmehr Augenscheinlich wahrgenommen, daß dieselbige vberhand nemmen, vnd die Statt in ihren Gewalt bekommen werden, hat Er vnd andere vornembste in der Statt mit einem vnerhörten vnd barbarischen Exempel, — die arme, verzweifflete Burgerschafft dahin beredt vnd bewegt, ja selbsten Handt angelegt, daß nicht allein an vnderschidlichen vornemmen Orthen in der Statt Puluer vergraben vnd angezündt, die vornembste Gebäw zersprengt, sonder auch die Stadt hin vnd wider mit Fewr an vnd in einen vnlöschlichen jämmerlichen Brandt — gesteckt worden. Vnd als entzwischen die Keyserische vnd Bundts Soldatesca die Wällen vnd Mawren allerdings übersticgen, vnd mit Gewalt die Statt erobert, hat das Fewr dermassen zu- vnd überhand genommen gehabt, daß vor Hitz niemandt hinzu kommen geschweigens die Brunst wiederumb erlöschen könden, ist also mehres als die halbe Statt erbärmlicher Weiß im Rauch auff- vnd vil vnschuldige Seelen jung vnnd alt jämmerlich zu Grunde gangen" — daß es aber sonsten in der Stadt Magdeburg mit Einlegung Pulfers, vnd selbst verzweiffelter ansteckung der Stadt in den Brandt, allerdings vberzehlter massen hergangen, das bezeugen vnd beklagen die gefangene Burger selbsten."[1]

Bei diesen Angaben muß man die Momente wohl unterscheiden: Anlegung von Sprengfeuern, durch gedeckte Zündlinien (cuniculi) verbunden, innerhalb der Stadt; — die Construction derselben auf solche Weise, daß nicht nur Theile der Straßen rc., sondern auch Gebäude gesprengt werden; — die plötzliche Entstehung des Brands an vielen Stellen als nothwendige Folge; — die Weiterverbreitung des Feuers durch nachfolgendes Anstecken von Seiten einiger Bürger. Noch mehr Angaben entsprechen den obigen; jedoch weniger genau unterrichtet, verwechseln die Erzählenden jene Sprengfeuer mit den kleinern,

[1] Ein für allemal ist zu bemerken; wenn in Citaten Stellen weggelassen und durch einen Strich bezeichnet sind, so betrifft dieses blos unwesentliche Tiraden, die auf die Geschichte keinen Bezug haben. — Uebrigens ließen sich noch andere Zeugnisse citiren, z. B. Piery Winsemii Panegyricus ad Gustav p. 34. — Adlzreitter p. 230 etc.

spätern Explosionen während des Brands, wenn zufällig in einem Gebäude ein Pulvervorrath anging, was den Brand rascher verbreitete, allein nicht dessen Ursache war; oder sprechen bloß von der plötzlichen, unvermutheten, unwiderstehlichen Verbreitung des Feuers. — Man könnte daher es versuchen, jene drei Zeugnisse, so bestimmt sie auch sind, durch die gewöhnlichen Einreden von papistischer, besonders feindseliger Gesinnung und dergleichen, zu entkräften.

Es müssen daher die Berichte der kaiserlichen Feldherrn entscheiden. Diese befinden sich sämmtlich im Original, mit den betreffenden eigenhändigen Unterschriften, theils in dem K. K. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, oder in dem K. Reichsarchiv zu München, je nachdem sie an den Kaiser Ferdinand II. oder an den Churfürsten Max von Bayern gerichtet sind, und zwar vom 21. Mai oder wenige Tage später datirt. Aus diesen geben wir die jene Frage betreffenden Stellen genau.

1) Graf Tilly's Bericht an den Churfürsten Max von Bayern, Westerhausen, den 21. Mai 1631. Original, zum Theil in Chiffern geschrieben, die am Rande interpretirt, vollständig von Rudhart abgedruckt, in dem Taschenbuch für vaterländische Geschichte, gegründet von Hormayr, fortgesetzt von Rudhart, Jahrg. 1852—53. p. 298 aus dem K. Reichsarchiv, dreißigjähr. Krieg, Tom. 166, fol. 445 (s. Anhang V). „Darauf hat sich aber ein grosses vnglückh zugetragen, indeme vnder währendem Sturmb in der Statt Ein grosse Feuersbrunst, so der Feindt wegen deß hien vnd wieder eingelegten Pulvers, Zue dem intent, wie der gefangenen aussag insgemein verlautet, daz den vnsrigen solche nit Zue gueten Khomme, mit vleiß vnd ex malitia verursachet, entstanden, welche bei solchem tumult vnd bey dieser grossen Hitz Khein möglichkeit Zue löschen gewesen, also daz Sye so weith vmb sich gefressen, daz die ganze Statt, außgenommen deß hochen Dohmstüffts vnd etzlich weniger Heussern in die Aschen gelegt worden."

2) Bericht Graf Tilly's an den Kaiser (bei Mailath III. p. 247, aus dem K. K. Hausarchiv, dreißigjähriger Krieg. Fasc. 39. Mai): „Unter währendem Sturm ist eine starke Feuersbrunst in der Stadt entstanden, welche auch wegen einzig großer Hitze und bey solchem Tumult keineswegs gelöscht werden können."

3) Bericht des Grafen Pappenheim an den Churfürsten von

Bayern (— in den Histor. Polit. Blättern, B. III. p. 45; vgl. v. Aretius, Bayerns auswärtige Verhältnisse B. 3. — Kriegsschriften, herausgegeben von bayerischen Officieren. Heft II. p. 73. — Aus dem K. Reichsarchiv, Akten des dreißigjährigen Kriegs Tom. 168. fol. 350 —): „Alß nun die Grausamkeit der Soldateska schon aufgehört, seind viel Fewer aufgegangen, zugleich etlich minen, so sie gemacht hatten, die haben inner wenig Stunden die schöne Stadt in die Aschen gelegt.“ —

4) General-Commissaire von Rueppš 1. Bericht an den Churfürst Max I. Westerhausen bei Magdeburg, den 21. Mai 1631. (Abgedruckt bei Rudhart a. a. O. p. 314. Aus dem K. Reichsarchiv) —: „in wehrenden Sturm hat sich Zugetragen, vnd ein solches vnlöschliches feuer entstanden, dz die ganze schöne Statt außer Thumb vnd etlich gar wenig heusern, verbliben sein, vnd ist solches feur, allem der vbrigen verbliebenen Burgern andeuten nach Dahero entstanden, das Falckhenberg sie offt ermane that, da der feind wider alles verhoffen, hienein kommen solle, Sie die Statt in Brand Steckhen wollen, damit Er nit bekhomme vnd genüsse, darnach Er so lange strebe, Seiffze, vnd dardurch sie in das Bäbstische Joch ziehe.“

5) Rueppš Bericht II. an den Churfürsten Max I. von Bayern, Magdeburg, den 27. Mai 1631. (Abgedruckt bei Rudhart a. a. O. p. 317. Aus dem K. Reichsarchiv): „Vnd haben die Burger den meisten schaden aus den Häusern gethann, vnd dannach im wehrenden Sturm, ein Feur an 2 orten entstanden, vmb sich dermaßen gefressen, das es vnmöglich bevorab auch bey solcher Confusion zu löschen gewesen.“ — „Sonsten ist in den Wahlen vnd Fortification nichts verprandt oder Zersprengt worden, So hat auch der Feindt dessen man sich hoch besorgt gehabt, keine Minnen gemacht, sondern was dz Feur noch sterckher erweckht hat, Weile fast in allen Heusern Munition gewesen.“ (Man verstehe den letzten Satz wohl, unter und vor den Wällen zwar befanden sich keine Sprengfeuer, dagegen befand sich in den Häusern viel Pulver, was den Brand vermehrte, über dessen Ursprung Ruepp nichts sagt. — Dagegen spricht er in den Beilagen zu dem Bericht, wo er die Beute aufzählt, welche dem Kriegsherrn zufällt, zunächst von den 5 Tonnen vergrabenen Pulvers; vgl. Mailath p. 250, auf dem Markt vergraben.)

6) Bericht des K. Generalcommissarius Walmerode an den

Kaiser. (Bei Mailath III. p. 246. Aus dem K. K. Haus- rc. Archiv, 30jähr. Kr. Fasc. 39.) „Demnach auch die Stadt fast allerdings ausgeplündert, und weil in den bürgerlichen Häusern allenthalben an Pulver sehr großer Vorrath gewesen, ist auf einmal an vielen verschiedenen Orten solche Brunst entstanden rc." — „Und weil von Bürgern und Soldaten fast Niemand davongekommen, so nicht entweder niedergehauen oder gefangen worden, also wird jetzt befohlen, alle Gefangenen zu specificiren und den Generalen zuzuschicken, weil man durch solches Mittel die Anstifter dieser Rebellion wird haben und dieselben andern Ständen zum Exempel zu verdienter Strafe wird ziehen können." — „Des vermeinten Administrators Kanzlei ist fleißig in Acht genommen worden, über welche bald Relation gemacht werden wird. Es kommt nur ein Beifall vor, welches vom König von Schweden gleich Anfangs dieser Rebellion an denselben gethan."

7) Bericht des Grafen Wolf von Mansfeld an den Kaiser Ferdinand II. (Bei Mailath III. p. 245. Aus dem K. K. Haus- rc. Archiv. Fasc. 39.) — „Wobei zu beklagen, daß des Feindes Verstockung und Halsstarrigkeit, indem daß er gesehen, daß er die Stadt nicht halten kann, hat er hin und wieder in die Häuser Pulver eingelegt und dieselben in Brand gesteckt, und obwohl dieses Feuer anfänglich vielleicht wäre zu dämpfen gewesen, hat man doch kein Volk beibringen können, da die Soldaten sich aufs Plündern begaben, die Bürger aber theils sich in die Keller versteckt und theils auf dem Wall niedergehauen worden." —

Diese sieben Berichte, welche weder nach dem Wortlaut, noch selbst in der Anschauungsweise zusammenstimmen, geben dennoch, unter sich und mit den früher drei genannten Zeugnissen verglichen, ein ganz klares, unwiderlegliches Resultat. Daß Tilly in dem Bericht an seinen Churfürsten von dem Ursprung des Brands genauer, in dem an den Kaiser allgemeiner redet, ist kein Widerspruch. Denn ihm und den andern Generalen ist die Hauptsache, darzuthun, daß an der großen Feuersbrunst das kaiserliche Heer eben so wenig schuldig war, als sie dieselbe zu löschen vermochten.

Hier bleibt nun den Anhängern des Dogma kein einziger Ausweg mehr übrig, als auch diese Berichte der Generale zu verdächtigen. Eine direkte Anklage wegen wissentlicher Unwahrheit gegen fünf hoch-

gestellte Männer, die keineswegs mit einander einverstanden — Pappenheim und Mansfeld sogar Todtfeinde —, erschiene doch gar zu dreist; man mußte also indirekt es versuchen.

Hier leistet nun Joh. Valerius Kutscheit das Möglichste in dem Pamphlet: „Herr Albert Heising für Tilly und gegen Gustav Adolph, oder: Wie die ehrlichen Teutschen mit Ruthen gestrichen werden wegen bisher geübter lügnerischer Geschichtschreibung. Ein Blick auf den dreißigjährigen Krieg; zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Jesuiten in Teutschland. Magdeburg 1847.“ Von der allzufein zugespitzten Schlauheit aber bis zur Albernheit ist zuweilen nur ein Schritt, und in dieser Beziehung hat das Pamphlet allerdings etwas Merkwürdiges. —

Es wurden nemlich von Wien aus im Jahre 1631 zwei Flugschriften verbreitet: 1) „Copia Kais. Maj. an etliche Reichsstände abgegangene Schreibens, wie auch anderer Schreiben, die Stadt Magdeburg betreffend. Benebens Verzeichniß deren Stück und Munition, so darin vorgefunden. 1631.“ Flugschrift von vier Blättern, (zu Berlin, hist. germ. Vol. 62. nr. 51.) — Das Schreiben Ferdinands II. enthält eine Aufforderung an Reichsstädte, sich des Bündnisses mit fremden Mächten, bei Strafe der Acht, zu enthalten. Dann folgen zwei Auszüge aus Schreiben ohne Namensunterschrift. 2) „Vier Schreiben von der lobwürdigen, herrlichen, auch siegreichen Victori vnd Eroberung der weit berühmten Vestung vnd Stadt Magdeburg, so den 20. Mai 1631 mit stürmender Hand eingenommen.“ Auch diese vier Schreiben tragen keine Namensunterschrift. — Daß die Auszüge den Berichten Tilly's, Pappenheim's und Walmerode's entnommen sind, erkennt man jetzt leicht. Ihre Bekanntmachung geschah sichtlich zu dem Zweck, die Kaiserlichen gegen den mit so vieler Wuth wiederholten Vorwurf der Zerstörung Magdeburgs zu rechtfertigen. Die vollständige Veröffentlichung der geheimen Originalberichte blieb schon wegen der vielen eingeflochtenen Details unthunlich und war überhaupt gegen den Gebrauch. Deßwegen auch ohne Namensunterschrift, um jeder Reclamation auszuweichen; wahrscheinlich ohne Gutheißung des Kaisers, deßwegen wählte man nur die besonders schlagenden Bruchstücke aus. Die Hist. Politischen Blätter für das katholische Teutschland entnahmen zuerst aus dem K. Reichsarchiv zu München ähnliche Bruchstücke aus Originalur-

funden, bezeichneten sie aber mit deren Namensunterschriften; Mailath fügte andere aus dem Kais. Archiv zu Wien ebenfalls hinzu (mit den Unterschriften), die man in jenen Flugblättern wieder erkennt.

Nun räsonirt Kutscheit: da die in den zwei Flugblättern bekannt gemachten Fragmente sichtlich nur einen Zweck haben; da sie keine besondere Details enthalten, welche ihnen Glaubwürdigkeit geben (vgl. Walmerode's Bericht bei Mailath p. 245, der speciell genug ist); da sie keine Namensunterschrift tragen, also — sind jene Berichte von den Jesuiten gefertigt und gefälscht, aber „dem Kaiser die sogenannten Originale dieser Briefe mit entsprechenden Unterschriften vorgelegt" worden, — um ihn über die Vorgänge zu Magdeburg zu täuschen; demnach können sich auch die erdichteten Berichte in den Archiven mit Namensunterschriften vorfinden. Bei den Bekanntmachungen wagte man aber nicht die letztern beizufügen, weil man die Reclamation der kaiserlichen Generale scheute, die ihren Namen zu keiner Lüge preisgaben.

Solches Räsonnement überschreitet die gewöhnli che Parteialbernheit. Man erwäge: die entscheidendsten Berichte sind an den Churfürsten Max I. gerichtet; dieser correspondirte fortwährend eigenhändig mit den Generalen; (dieses beweisen die im K. Reichsarchiv vorhandenen Concepte, Rudhart p. 295); daß auch die Generale eigenhändig zu schreiben pflegten, ersieht man aus einem Brief Pappenheims an Wallenstein (Mailath p. 286), wo jener in der eigenhändigen Nachschrift sich entschuldigt, daß er nicht selbst schreibe, da ihm das viele Wachen die Augen verdorben habe; ein Bericht bezieht sich auf den andern (Tilly's Bericht vom 26. Mai auf den vom 21., Rudhart p. 300); der Churfürst mußte demnach die Originalberichte der Generale in den Händen haben, und konnte, auch wenn er nicht so höchst scharfsichtig gewesen wäre, den Versuch einer Unterschiebung sogleich erkennen, der übrigens dem Urheber den Kopf gekostet hätte. Der Churfürst demnach war sicherlich nicht zu täuschen. Uebrigens tragen die in München vorhandenen Berichte durchaus das Gepräge der Originalität. — Oder ist es wohl denkbar, daß man später, etwa von Wien aus, die ächten Berichte aus dem Münchner Archiv wegpracticiren ließ und verfälschte unterschob? — Credat Judaeus Apella! —

Sicherlich würde auch Hoffmann sich nicht auf Kutscheit berufen haben (III. p 156), konnte er Rudharts Aufsatz kennen. Denn auch die letzte Bedenklichkeit wegen eines Fragments, das unter Ruepps Namen ging, jedoch als ein Theil von Tilly's erstem Bericht erkannt wurde, ist hier beseitigt.

Allein es ist noch eine Frage aufzuwerfen. — Läßt es sich von Falkenberg erwarten, daß er das ihm von Gustav Adolf zur Vertheidigung anvertraute Magdeburg der Gefahr der Zerstörung preisgab? — Falkenberg hatte als ein harter Kriegsmann die Vorstädte Magdeburgs weggebrannt, und 8000 bis 10,000 Menschen obdachlos gemacht, als es ihm gut dünkte, ein Verfahren, dessen Nützlichkeit von Andern bezweifelt wird (Khevenhiller IX. p. 1795). — Betrachtet man dagegen die Vertheidigung der Altstadt, so war sie anscheinend schlecht bestellt, je näher die Gefahr rückte. Die schlechten Erdschanzen waren zum Theil vor Falkenbergs Ankunft aufgeworfen, allein die feste, äußerst wichtige Zollschanze gab er ohne mannhaften Kampf preis. — Die Geschichte mit dem Pulvermangel ist ein Narrenspiel, wenn er, als oberster Befehlshaber sich selbst nicht rechtzeitig unterrichtete. Seine Pflicht war es, das unnütze Verpuffen zu verbieten. — Das Fischerthor, bei der früheren Belagerung unter Churfürst Moriz vermauert, stand offen. — Die Pallisaden, welche damals den Weg an der Elbe deckten, waren nicht mehr vorhanden. — Pappenheim hatte an den Unterwall des Neuwerks Sturmleitern angelegt, man sah wohl einen Tag lang sie dort stehen, die Ersteigung konnte plötzlich beginnen, und dennoch erblickte man keine der Vorkehrungen, welche die Kriegsbücher jener Zeit genau bezeichnen: keine Verrammlungen oder Schanzpfähle ꝛc. im Neuwerk oder innerhalb der Stadt hinter dem Stückthor, keine Geschütze mit Hagel — unsern Kartätschen — geladen in der nächsten Straße ꝛc. — Nachlässigkeiten, die selbst der Fax Magdeburgica auffallen; — nicht einmal für Vertheidigungswaffen zur Abtreibung des Sturms war gesorgt, („obgleich dem von Falkenberg dieser Bericht zukommen, wie nämlich der Feind aus allen Lägern in die Vorstädte und approches zusammenzöge ꝛc. — hat er dennoch den Officieren und Knechten auf den Wällen kein Avertissement geschehen, noch auch keine Piquen und Morgensterne und dergleichen in der Fausse Bray vorhanden gewesen. Daß also derherowegen des un-

versehenen und starken einfalles der Kayserlichen denen in der Fausse Bray liegenden Falkenbergischen Soldaten zum gewehr zu greiffen, die Lunten zu zünden und zu widerstehen unmöglich gewesen.") So sagt Otto von Guericke. — Deßgleichen waren für den Fall des Sturms keine Sammelplätze für die Vertheidiger bestimmt. Die Bürger liefen nach ihren Posten auf den Wällen wie gewöhnlich. Dagegen lehrt Wilhelm Dillich's Kriegsbuch p. 325: „Wann man nuhn eines sturms gewertig, so bescheidet man eine anzahl volcks auff den platz, denen so den sturm verwarten oder noth leiden, zu hülff zu kommen: Item etliche, so auff das feur sehen, und wo das ingeworfen wird, oder aufginge zu sehen. Derowegen auch vor jedem Hause fässer mit wasser sollen stehen, und viel sand darmit zu leschen, wie auch eingeweichte kuh- vnnd ochsenheute im vorrath seyn, und die stro- und schindeldächer bey zeiten abgeschafft werden. Da reuter in der Besatzung, so verordnet mans auff gewöhnlichen platz und gassen, aber in der noth müssen sie sich bey dem andern kriegsvolck auff der wehr finden lassen. Vnd dann soll über das in der stadt jedermann groß und klein, alt und jung, arbeiten, tragen und wehren helffen. Wann man zur handt und in das gemenge kompt, so thun wohlgerüste knechte mit langen spießen das beste den sturm ab zudreiben. Darneben sind dem feinde sehr schädlich die feurkolben, pechringe, sturmfasse und sonst allerhand feuerwerckerey."

Von allen diesen Vorkehrungen gegen den Sturm, wie sie ein tüchtiger Kriegshauptmann wahrnehmen soll, sieht man in Falkenbergs Handlungen keine Spur. Erwägt man dagegen seine zuversichtliche Haltung im versammelten Rath (Morgens am 20. Mai), und die schon erwähnte Antwort, welche er — nach Guericke des Augenzeugen Bericht gab, als man ihm anzeigte, der Sturm beginne: „Er wollte, daß sichs die Kaiserlichen unterstehen und stürmen möchten, sie sollten gewiß empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele;" — so bleibt nur ein zwiefaches Urtheil uns übrig.

Entweder war Falkenberg ein ganz unfähiger Officier und leichtsinniger Poltron, oder: ein zum Aeußersten entschlossener Mann, der einen geheimen Plan sich gesichert hatte.

Falkenbergs Plan ist durch vorhergegangene Aeußerung von ihm und der wilden Partei hinreichend zuvorangedeutet worden.

(Z. B. Relation, bei Calv. p. 98.)[1] Nach dem damaligen Kriegsgebrauch war es nicht einmal verwerflich, einen festen Platz zu zerstören, wenn man ihn, dem Feind gegenüber nicht mehr zu halten vermochte. Heimbold von Schaumburg, ein sonst milder Mann, brannte am 27. December 1630 die Stadt Garz unbedenklich weg, als er sie gegen die Schweden nicht mehr behaupten konnte. Und Falkenberg, der bei den Vorstädten nicht gezaudert hatte, soll gezweifelt haben, ob er nicht auf gemüthliche Weise Magdeburg, den Elbepaß, die Hauptfeste mit ihren Geschützen und Vorräthen, deren Besitz den Gang des bevorstehenden Feldzugs entscheiden konnte, unversehrt den Kaiserlichen überlassen müsse? — Ob er dazu besondere Anweisungen von dem König von Schweden hatte, ist unbekannt. Gleichfalls ist ungewiß, ob er unmittelbar die Zerstörung der Stadt — im äußersten Nothfall — beabsichtigte, oder ob er die Feinde, wenn sie unbedacht durch die Hauptstraßen in Haufen vordrängen, durch seine Sprengfeuer auseinander werfen, zerschmettern und in der tödtlichen Verwirrung gänzlich vernichten wollte. Wie er sich der Sprengfeuer zu bedienen gedachte, vielleicht nur an den bedrohtesten Stellen, hat sein unvermutheter Tod bedeckt. Jedenfalls mußte er darauf gefaßt sein, daß auch nur eine theilweise Anwendung einer so gefährlichen Maßregel den Untergang der Stadt zur Folge haben dürfte.

In Bezug auf die Erstürmung der Stadt ist noch eine Frage zu berühren, welche gleichfalls zeigt, welche Spiele die Phantasie bei dieser Geschichte treibt.

Graf Pappenheim schreibt unter dem 13. August 1631 von Tangermünde aus an den Kaiser. (Förster's Wallensteins Briefe, Th. II. p. 91.) Das Schreiben ist in großer Aufregung verfaßt. Pappenheim beklagt sich bei dem Kaiser über die falschen Zeitungsnachrichten und besorgt, daß durch deren lügenhafte

[1] Nach dem Tepler Manuscript Falkenberg im Rath &c.: „Decimo non Maji Senatui Falkenbergius mandavit, ut si forte praeter opinionem ad civitatem oppugnandam suum studium impenderet, et spem victoriae sinistra belli fortuna decrescere ac in nihilum sensim abire viderent, urbem hosti pontificio suppositis ignibus eriperent: jussit et armigero, ut se vivum in hostium manus non pateretur, sed supposita eum casum glande plumbea vitam tolleret" (ihn mit einer wohlgesparten Kugel tödten sollte).

Berichte den tapfern Officieren und Soldaten, die neben ihm waren, Unrecht geschehe. Mit diesen — er nennt die Officiere namentlich — habe er unter des Grafen von Tilly Commando und Direktion die Außenwerke genommen, habe unter hartem Kampf drei Tage, zum Sturme gerüstet, auf seinen Cameraden gewartet, „vndt alß Er dennoch nit fertig erwerden khönnen, die Stadt auf seiner Seite allein zu stürmen angefangen.“ Bis in die zweite Stunde habe er das Gefecht allein gehalten, und erst als die Reiterei schon in der Stadt war, habe sein Camerado auch angefangen und habe die Wälle „durch ein einziges kleines Loch“ bestiegen. Darüber beruft er sich auf das Zeugniß hoher Officiere. Der Kaiser möge sich überzeugen, „daß durch die Gnade Gottes, unter dem Commando dero Herrn general Leutenandts, diesen sturm niemandts erhalten, als die obgenannte (Officiere), und daß die Schuld, daß zwei Stunden lang die Sache in der größten Gefahr stand, „niemand zugemessen, alß daß wir nit wie es von Seiner Excell. anbefohlen, vnd unter vns so teuer versprochen war, vf beeden seiten zugleich vnd auf das gegebene wahrzeichen, angriffen.“ Diese Verzögerung sei auch allein Schuld, an dem bei dem Sturm erlittenen Verluste. „Habe auch bei Sr. Excell. darüber alsobalden Justitiam begert, aber den process noch nicht erlangen mögen.“ Folgt die Bitte: bei dem Herrn Generallieutenant oder dem Herrn Kriegspräsidenten den Proceß zu erkennen und Recht ergehen zu lassen.

Das Schreiben ist einfach und leicht verständlich. Der beschuldigte Camerado, der weder dem Befehle des Oberstenfeldherrn gehorcht, noch der Verabredung nachgekommen, kann, wenn man nur einigermaßen die genannten Thatsachen überlegt, kein anderer sein, als Wolf von Mansfeld, der gegen Pappenheim schon öfter intriguirt hatte, wie wir aus dem Vorfall mit Chiesa's Briefen wissen. Die Kaiserlichen hatten am Heideck nur kurze Zeit später als Pappenheim und zwar tapfer angegriffen, ob aber Mansfeld gegen die geringe Zahl der Vertheidiger nicht mit größeren Sturmmassen hätte anrücken können oder sollen, ist eine andere Frage, die nur kriegskundige Augenzeugen zu entscheiden vermöchten. Der einzige und zwar leise Vorwurf in den Schreiben Pappenheims gegen Tilly ist nur der, daß derselbe noch keine förmliche Untersuchung eröffnet habe. Ruepp belobt — mit Ausnahme des Herzogs von Holstein — in seinem

Bericht an den Churfürsten Max ganz dieselben Officiere, die jener nennt, von Mansfeld kein Wort.

Wenn man aber nun aus diesem Brief herauslesen will (s. Gfrörer's Gesch. Gust. Ad.), Pappenheim klage Tilly selbst an, daß er ihn dem Untergang dadurch habe preisgeben wollen, daß er ihn so lange ohne Unterstützung ließ; und sich dann in Untersuchungen ergeht, ob denn man dem alten Feldherrn wirklich eine solche Niederträchtigkeit zutrauen könne, und welche geheime Gründe oder Weisungen dazu er etwa hätte haben können, so geräth man endlich in das unbegreifliche Blaue hinein, das gleichfalls nirgends faßbar ist. In dem ganzen Briefe ist ja von einer so grimmen Anschuldigung Pappenheims gegen Tilly auch nicht die entfernteste Rede. Daß Tilly bisher Bedenken getragen hatte, in einer so zweifelhaften Sache gegen Mansfeld mit einer schweren förmlichen Untersuchung vorzuschreiten, lag in dessen Erwägung. Pappenheim will sich damit nicht begnügen, und bittet nun den Kaiser, seinen Generallieutenant oder den Kriegspräsidenten zu veranlassen, die Untersuchung zu eröffnen. Dieser Generallieutenant ist aber doch derselbe, von dem Pappenheim oben sagt, daß er unter dessen Commando den Sturm gewonnen, also Tilly selbst, denn dieser commandirte den ganzen Angriff. Wie sieht es nun aber mit dem Mißtrauen Pappenheims gegen Tilly aus, das er doch billig hegen mußte, wenn er sich von ihm preisgegeben wähnt. Wer wird von Dem die Einleitung einer Untersuchung verlangen, den er offen oder insgeheim beschuldigt? — Dieses mag Jeder selbst sich beurtheilen.

Diese kritischen Bemerkungen insgesammt mögen Manchem wohl langweilig und unerquicklich erscheinen; vielleicht auch unnütz. Denn die Ueberzeugungsgläubigen in dieser Sache, müssen wohl als ganz unheilbar angesehen werden, und halten das Tillyanische Dogma bis an das Ende aller Tage fest. Mag man sie daher nur als einen Beleg, als ein Beispiel gelten lassen, wie ein Historiker mit sich zu Rathe gehen sollte, wenn er aus dem Wirrwarr der Urkunden, Berichte und Traditionen sich die Wahrheit herauszuarbeiten sucht — so weit diese nämlich in der Geschichte, wie in allen andern menschlichen Dingen erkennbar ist.

Eine literarische Notiz.

Es sind in dem Vorangehenden einige historische Quellschriften häufig citirt worden, über welche man einige Erläuterungen nachtragen muß.

M. Seth Heinrich Calvisius war Pastor zu Magdeburg. In der Vorrede sagt er, daß ein Vorfahr des Verlagshändlers Christoph Seidel ein älteres Büchlein herausgegeben habe (im Jahr 1719): „Letzte Belagerung und jämmerliche Erober- und Zerstörung der alten Stadt Magdeburg, wie es vom Anfang des 1631. Jahres bis auf den 10. Maji instehenden, und denn weiter bis zum Ende desselbigen Jahres merkwürdig ergangen.“ Beauftragt, die Revision zu einer neuen Auflage zu übernehmen, habe er es schlecht abgefaßt gefunden, jedoch auch die von ihm gesammelten Schriften über denselben Gegenstand, ihrer Widersprüche wegen, nicht zu einer Geschichte vereinigen können. Daher vorgezogen, diese einzeln nach einander abdrucken zu lassen. Dieses thut er nun in dem Buche: „Das zerstöhrete und wieder aufgerichtete Magdeburg,“ 1727. Nachdem Calvisius in der Vorrede eine Uebersicht der ältern Stadtgeschichte gegeben, folgt jene genannte kleine Schrift, allerdings nur mit Vorsicht zu gebrauchen (hier citirt als „Calvisius“); jedoch nicht ganz zu verwerfen, da sie sich auf die Erzählung alter Leute beruft (z. B. p. 19 „gestalt denn einige alte Burger, so als Gefangene mit in das Lager kammen, zu erzählen wissen.“ — Hierauf gibt Calvisius: „Eine andere Beschreibung der Eroberung der Stadt Magdeburg,“ welche im Namen der Bürgerschaft aufgesetzt sei. Das Unrichtige dieser Angabe ist schon oben erwähnt. Die Schrift ist gemäßigt. Alsdann folgt: Eucharii Eleutherii Fax Magdeburgica, das ist die Magdeburgische Weltfackel, 1632. Diese Schrift, — äußerst heftig protestantisch, so daß Calvisius Anzüglichkeiten wegstrich — hat dennoch zuweilen ein besonneneres Urtheil, als manche spätere Historiker. Von der inneren Verderbniß Magdeburgs wird viel gesprochen und die Verrätherei in der Stadt hervorgehoben. — Dann: „Ausführliche und wahrhafte Relation samt Beylagen, womit zu beweisen, wodurch und aus was Grund, Anfang, Mittel und Ende die uralte und gute Stadt Magdeburg zu dem erbärmlichen Untergang und Ruin veranlasset ꝛc.“ — Calvisius

ist mit der Schrift nicht zufrieden, sie sei heftig und von einem Kaiserlichen verfaßt; während sie selbst von sich sagt, daß sie die, in vielen Druckschriften unterdrückte, Wahrheit herstellen wolle. Hier ist besonders die innere Geschichte der Stadt und das Treiben der demokratischen schwedischen Partei dargestellt, was auf das Märtyrerthum Magdeburgs ein anderes Licht wirft. — Endlich folgen einige Erzählungen der Zerstörung von Augenzeugen (s. Anhänge) und Briefe ꝛc.; im zweiten Theil die kurze Geschichte der Stadt von 1634 bis 1727, im dritten der „gegenwärtige Flor der Stadt".

M. Johannes Philippus Abelinus, ein geborener Straßburger und Protestant, verfaßte: „Historische Chronick oder Wahrhaftige Beschreibung aller vornehmen und denckwürdigen Geschichten, so sich hin und wieder in der Welt, von Anno Christi 1629 biß auf das Jahr 1633 zugetragen." Diese gab Matthäus Merian zu Franckfurt a. M. im Jahr 1633 mit Kupferstichen heraus. — Aus dieser Chronik entstand der zweite Theil des Theatrum Europaeum (gedruckt 1637). Die Verbesserungen des Joh. Flitner sind wenigstens in den Geschichten von Magdeburg nicht bemerkbar. — Abelin benützt häufig die Fax Magdeburgica, gibt aber außerdem noch viel Besonderes, sei es nach mündlichen oder schriftlichen Berichten. Man erkennt hier ein Streben wenigstens nach Unparteilichkeit.

Das Tepler Manuscript, eigentlich: „Diarium, in quo triplex rebellio et excidium civitatis Magdeburgensium continentur, ita quod res eorum tragice aliquando comice narrantur. Ann. Chr. 1631, 20. Maji," befindet sich in der Tepler Stiftsbibliothek. Es ist verfaßt von Zacharias Bandhauser, einem Stiftspriester, Prämonstratenserordens. Seit dem Jahr 1628 lebte er theils in dem Liebfrauenkloster zu Magdeburg, theils in dem nahen Jerichow, wo er Probst war. Er ist derselbe, welcher am 1. Juni 1631 vor dem Heere predigte (Calvis. p. 194). — Hier ist der Auszug benützt, welchen die historisch und politischen Blätter, Band XIV. p. 296 ꝛc. geben. — Pater Zacharias war bei den kaiserlichen Befehlshabern angesehen und verdient da besonders Glauben, wo er als Augenzeuge erzählt.

Anhänge.

Bei der Verwirrung in den Erzählungen über die Zerstörung Magdeburgs, bei so häufigen Entstellungen und Uebertreibungen, haben die Berichte der Augenzeugen, welche auch die Schrecken, in deren Mitte sie sich befanden, auf einfache, ungefärbte Weise darlegen, einen besonderen Werth. Sie mögen in manchen Stücken, zumal in Beziehung auf die Kriegsvorfälle, Unrichtigkeiten enthalten. Sie machen aber auch keinen Anspruch darauf, eine vollständige, abgerundete, kritisch geprüfte Erzählung von dem Untergang der Heimath vorzulegen. Nur das Erlebte geben sie, eben wie es sich ihnen darbot. Da fällt nun jeder Vorwurf der Parteilichkeit von selbst weg. Weil wir aber in ihnen nicht nur einzelne Thatsachen vernehmen, sondern auch die Empfindungen der handelnden Personen erkennen, so treten uns die Begebenheiten weit lebendiger vor die Augen. Selbst das Entsetzliche verliert seine Schroffheit, wenn wir neben demselben die mildern Regungen des menschlichen Gemüths wahrnehmen.

Mehrere dieser Berichte von Augenzeugen sind schon längst hie und da gedruckt und benützt worden. Möge deren Wiederholung in diesem Buche von Denen nicht für überflüssig gehalten werden, welchen sie schon bekannt geworden sind. Manchen Lesern werden sie als Ergänzungen der vorliegenden Geschichte gewiß erwünscht sein.

Die Berichte des Hauptmann Ackermanns, des Predigers Thodänus und des Constablers sind wörtlich dem Calvisius entnommen, der des Ober-Stadtschreibers Friese (von dessen ältestem Sohne Johann Daniel gegeben) aus Hoffmanns Geschichte der Stadt Magdeburg III. p. 173. Derselbe bemerkt, daß dieser Bericht von ihm etwas verkürzt gegeben, daß jedoch nichts Wichtiges weggelassen sei. Möge es freundlich gestattet sein, diese interessante Erzählung hier zu wiederholen. — Literarische Notizen über die drei letztern Berichte finden sich bei Hoffmann III. p. 166, 173, 178. — Der Bericht Tilly's an den Churfürsten Max war lange Zeit nur bruchstücksweise und entstellt bekannt geworden. Erst der Scharfsinn des tüchtigen Historikers und Urkundenkenners G. Th. Rudhart stellte das Ganze aus den einzelnen Trümmern klar zusammen. Die Nachweise über

diese Zusammenstellung s. im „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte," gegründet von Hormayr, Jahrgang II. der neuesten Folge, p. 298, dem dieser Bericht entnommen.

I.

Der Bericht des Hauptmanns Ackermann.

In der Eroberung Magdeburg ward ich unter den Hauptmann la Croy mit 200 Mann im ersten Assaut durch die Kessel vor den tieffen Graben, und Gallerien durch den Graben, nach den Sturmpfählen am Walle über der Fosse brée zum Anfall des Sturms commandiret; Wie wir denn, sobald auf die Hauptbatterie gegen den neuen Marsch in die Neustadt mit sechs halben Karthaunen Losung geschossen, waren wier zugleich am Walle, huben die Sturmpfähle, so alle untergraben waren, aus, kamen geschwinde auf die Cortine, die mit Schanzkörben und in die 400 Mann nebst den Schwedischen Marschall von Falkenberg, wohl besetzet, da war ein solches donnern vnd krachen von Musqveten, Feuermörseln und Karthaunen, daß niemand weder sehen noch hören konnte, und wie uns der Succurs häufig folgete, daß auch der gantze Wall schwartz mit Volk und Sturmleitern angefüllet und bedecket war, brachen wir endlich, nachdem etliche 100 Mann niederlagen, über die Cortine ein, trieben die übrigen in die Flucht zum Stückthor nach der Lackenmacherstraßen ein, in solchen Gefechte hat unser Volk wohl in die 400 Sturmleitern über den Wall an die Mauren gebracht, wir aber avancirten mit den Flüchtigen zum gemeldten Thore in die Stadt hinein, etliche 100 Todte nebst dem Marschall Falckenberg blieben auf dem Neuenmarckt und Wall liegen, Anno 1631 den 10. bis 20. Maji. Vor dem Sturm, welcher zwischen 8 und 9 Uhr seinen Anfang hatte, hatte der General allen Soldaten und Officieren guten Rheinischen Wein schencken lassen, welcher auch eine gute Courage gab; weil wir aber in gemeldter Lackenmacherstraße von Reutern und Fußvolck grossen Widerstand funden, und unsere Piquenier, in Meynung, daß die Stadt schon eingenommen wäre, und sie nun Beute machen müssen, ihre Piquen mitten entzwey gekörbet, damit die Häuser besser durchstreiffen,

und wir Piquenierer her! rieffen, kamen sie mit Springstöcken, wurden also zum andern und dritten mahl zurück bis an die Mauern und Sturmleitern getrieben. Inzwischen wurde der Generaladjutant zum zweyten mahl herein gesandt, welcher im Namen derselben ein paar Häuser anzuzünden Befehl thate, in Meynung die Bürger von Waffen ab- und zum Löschen anzuweisen. Wenn es nun am 10—20. Maji 1631 ein heller, schöner und stiller Tag war, wurden zwey Häuser, wiewol wider unsern Willen, bey der Hohen-Pforten angezündet, die brannten nun über eine gute Stunde hell wie ein Licht, es wolte sich aber kein einziger Bürger von den Waffen zum löschen begeben, sondern fochten an allen Enden der Stadt unaufhörlich und desperat, mit samt der Reuterey, worüber wir unsere Kräffte verlohren. In solcher Zeit hatte der Feldmarschall Gottfried Heinrich von Pappenheim mit Hacken und Picken einen Oversteig den Wall hinauf hauen und machen lassen, womit er vier Compagnien Arquebusiere und einige Kroaten in die Stadt brachte. Das Fechten in den Gassen, welche zum Theil mit Ketten bezogen, hatte unsere neun Stürme, deren jeder von 300 Mann war, dermassen abgemattet, daß wir kaum gappen konnten. Indem nun unsere Reuterey mit Heerpauken und Trompetenschall durch die Lackenmacherstraße anmarschirt kam, begunte der Feind zu weichen, wir trieben die Reuterey bis auf den Neuenmarkt, und die Bürgerschafft zum Brückthor hinaus, der Administrator und alles übrige Volck wurde gefangen. Es stund ein grosser Sturmwind auf, die Stadt ging an allen Orten mit Feuer an, daß auch gantz keine Rettung noch Hülffe war, aber dem Herrn General Tylli jammerte die schöne Thum-Kirche, ließ alsobald 500 Fußvölcker, wobey er selber war, commandiren. Er erhielt darauf nicht allein den Thum, sondern auch das schöne Kloster und alle Häuser am Neuenmarckt. Ich war, Gott Lob! so weit unbeschadet blieben; weil ich nun sehen mußte, daß jedermann Beute machete, nahm ich einen Corporal und drei oder vier Soldaten von meiner Compagnie, machte mich gegen den Roland auf dem alten Markte in ein gewölbtes steinern Hauß, kam erst in den Gewürtzladen, da ward eine Schachtel mit Muscaten heruntergeworffen, davon ich eine ins Maul nahm, und dadurch wieder zu Kräfften kam, das Gedräng war mit Zulauff allerley Volcks groß, unter andern hatte einer eine Axt, die ich ihn aus der Hand nahm und damit die innere Thür

des Hauses angelweit aufschlug. Indem die Thüre aufsprang, stehet einer mit einem angeschlagenen Rohr und giebet Feuer auf mich, in Wenden aber streiffet er mich über den Arm, schiesset einen hart bey mir nieder, läufft mit seinem Rohr die Windeltreppe hinauf, und schlägt eine eiserne Thüre hinter ihm zu; ich hatte das Thüren-aufschlagen satt, suchete mit meinen Leuten unten im Hause herum, da funden wir einen Ladendiener, welcher um Qvatier flehentlich bat, ich sagte es ihme zu, woferne er uns was zeigen könnte, er sagte ja, er wüßte gute Beute; führte uns darauf in eine Kammer, half eine Bettlade wegziehen, da war ein Gewölbe, woraus wir einen eisernen Kasten zogen. Weil nun das Gedränge in selbiger Kammer von unterschiedenen Nationen zu groß war, ließ ich den Kasten heraus, und hinten im Hofe in eine Badstuben tragen, indem wir nun über den Hof zogen, schießet vorgemeldter, welcher im Kriege ein Fähndrich gewesen seyn soll, oben aus dem Gemache mir einen bey dem Kasten nieder, daß ich also kaum meine Leute über den Hof bringen können, wir konnten aber den Kasten auf keinerley Weise aufbekommen, mußten ihn über Ende setzen, und mit der Axt und grosser Gewalt ein Loch drein schlagen, welches sehr krauß und zödlich war, denn wir griffen durch das Loch, einer um den andern, gleichwie man in einen Glückstopf griffe, denn der Kasten von lauter Eisen schwer, und nicht fortzubringen war; ich bekam unter andern gut silbern und gülden Gerähte, und eine schöne güldene Kette mit einem köstlichen Kleinod. Wir kunten aber den Kasten, weil das Loch stachlicht war, nicht ausgreiffen, auch nicht alles fortbringen, liessen das übrige andern, verfügete mich wieder zu meiner Compagnie und wurde alsobald an das neue Werck auf die Post, da wir herein kommen waren, auf die Wacht commandiret. Wie ich am neuen Werck herum alle Posten besetzet, die Sentinetten aufführen lassen, trat ich unter die Todten, denn von meine Compagnie wohl 72 Mann, samt Officieren geblieben, und geqvetschet waren, sahe gegen die Stadt mit Seufzen, da sahe ich die gantze Stadt Magdeburg ohne den Thum, Kloster und Neuenmarck, in der Gluth und in der Asche liegen, welches nur in die drey oder vierthalb Stunden gewähret hatte. Woraus ich denn Gottes sonderbare Allmacht und Strafe erkennen kunnte. —

II.

Der Bericht des Christoph Thodänus, Predigers zu St. Catharinen in Magdeburg.

Nachdem ich am selben Dienstag, als am 10. Tag Maji a. c. 1631 meine ordentliche Wochenpredigt durch Gottes Gnade abgeleget und dieselbe mit Gebeht und gewöhnlichen Friedenswunsch geendiget, und folgends zu Hause gegangen; ist die Botschafft schon von etlichen Leuten aus St. Jacobspfarre umgebracht, der Feind wäre schon auf dem Wall und in der Stadt. Darüber wir heftig erschracken und gleichwohl solches anfänglich nicht glauben wollten: Als es nun aber allzuwahr, habe ich mein Hauß und alles lassen offen stehen, bin nebst meiner Haußfrauen und unser Magd zu meinem Herrn Collegen dem Herrn Seniori R. Ministerii, und Pfarrherrn zu St. Catharinen Johanni Malsio, in sein Haus gegangen, dahin auch sehr viele andere Leut gelauffen kamen: da wir denn einander getröstet, mit einander gebetet, unsere Seelen den getreuen Gott, welche er durch seines lieben Sohnes Blut und Tod gar theuer erkaufft, befohlen, und als arme Schlachtschäfflein, in grossen Furchten und Schrecken erwartet, wie es uns nach Gottes Willen ergehen werde.

Wie viel bittere und heiße Thränen, sonderlich von dem wehmüthigen Frauenvolck, damals häufig vergossen; wie viel Hertzensseuffzer geführet worden, das weiß der barmhertzige Gott am allerbesten, der unsere Flucht und Thränen ohne Zweiffel zehlet und in einen Sack fasset.

Unterdessen schickte ein vornehmer Oberst unsers Volcks, meines Behaltens einer von Adel, aus dem langen Halß dem Gasthof zu mir, welcher sehr gefährlich bey den Halß geschossen, begehrend ich solte zu ihm kommen und ihn trösten, er würde es wohl nicht lange machen; welches ich bewilliget, ließ meinen Rock holen und nahm Abschied von meiner Frauen, befahl sie und alle andere dem getreuen Gott, mit betrübten Hertzen sagend: Nun, sehen wir uns allhier in diesem Leben einander nicht wieder, so wollen wir doch im ewigen Leben einander schon wieder sehen. Und ob zwar meine Frau mit Vergiessung vieler bitterer Thränen sagte: Ach wollet ihr mich nun

allhier alleine lassen, so sey es Gott geklaget. So habe ich sie doch zufrieden gesprochen und angedeutet, solches wäre mein Amt, ich könte es dem guten Herrn nicht abschlagen. Also bin ich in Gottes Namen zum Hauß hinausgegangen und mich dem lieben Gott mit Leib und Seel treulich befohlen.

Als ich aber auf dem breiten Weg kommen, sind etliche fromme Hertzen von Frauen und Jungfrauen zu mir gelauffen und gefraget: was sie doch thun solten? denen habe ich geantwortet: Ich wüßte jetzt keinen anderen Rath zu geben, als, sie sollen fleißig beten und sich Gott dem Herrn befehlen.

Darauf bin ich in das Hauß zum langen Halße gegangen und in der forderſten Stuben, den Verwundeten auf der Erden liegend, sehr schwach befunden, den ich, so gut ich damals in Schrecken kunte, getröstet.

Als aber der Feind schon in der Stadt war und das arme Volck auf dem breiten Weg, für sich her, wie etliche Heerde Vieh trieben und darunter schosse, wer getroffen wurde, der lag, wer lauffen konnte, der that es auch: kam meine Frau mit der Magd zu mir in die Stube gelauffen, und weil dieselbe voller Büchsen und Gewehren, und leicht zu erachten, wenn die Feinde solches sähen, sie würden sehr darob erbittert werden. Als hat sie mich mit Gewalt, da die Feinde schon für den Fenstern waren und schossen, daß der Schmauch und Rauch zum Fenstern hinein stieb, aus derselben Stuben gezogen, und sind wir alle dreye in das hinterste Gemach nach dem Hofe gegangen und uns allda nicht weit von der Thüre neben einander gestellt, erwartend, wie es uns ergehen würde. Flugs darauf waren sie für der Thür, als sie aber verriegelt, schlugen sie mit Macht daran, welche dann auf des Wirths Befehl bald eröffnet wurde, und kamen also mit grossen Sturm zu uns hinein.

Die erste Partei begehrte alsbald von mir, der Pfaff solte Geld geben. Nur hatte ich bey mir ein Schächtelein, darinnen ohngefähr etwa sechs oder sieben Thaler, das gab ich dem einen, welcher es auch gerne annahm; weil aber kein Gold dabey war, wie er denn fleißig darnach sahe, wolte ers nicht haben, ich solte ihm auch Gold verschaffen; als er aber meine Entschuldigung hörete, nahm ers und ging davon.

Unterdessen wurde alles aufgeschlagen, in der Stuben und Kam-

mer genommen, und was nicht gehen kunte, das wurde eingestecket und weggetragen.

Unter diesen war ein feines Bürschlein, mitleidig, zu dem sagte meine Frau bitterlich weinend: Ach ich bitte euch um Gottes willen, beschützet uns. Aber er antwortete: Liebe, junge Frau, das können wir nicht thun, wir müssen noch unsern Feind verfolgen. Und lieffen wieder davon.

Und also war die erste Bubenmarter vorüber. Da vermeynten wir, es wäre nun alles vorbey und ausgestanden, weil ich auf einer solchen Fechtschul zuvor nie gewesen war.

Aber es währete nicht lang, da kam wieder eine Rotte, die begehrete auch von uns Geld, welche wir mit zwei Thaler und zwei silbern Löffeln, welche unsere Magd in unserm Haus eingestecket hatte, contentirten, die nahmen solches an und gingen davon, tentirten sonsten nichts feindseliges gegen uns. Bald darauf kamen etliche, darunter einer war, der sahe aus als der leidige Teufel, hatte zwo Musqveten und im Maul in einem jeden Backen eine Kugel, mit grimmigem Angesichte mich ansehend und sagend: Pfaff gib Geld. Denn das war auf ihrer Seiten die Losung. Als ich mich aber entschuldigte, ich hätte nichts mehr bey mir, so gehörete ich nicht in dieses Hauß. So wolte er damit nicht zufrieden seyn, sondern er passete mit einer Musqveten auf mich, als ihm aber die Lunte nicht recht wolte anbrennen, bließ er sie an und druckete loß. Unterdessen ermannete sich meine Frau, schlägt ihm die Musqveten in die Höhe, daß mir die Kugel über den Kopf flohe in die Wand hinein, und sie hielt ihn bei den Armen, daß er sich nicht regen kunte. Und weil er Geld forderte, wir aber nichts mehr hatten, sprach er: So gib mir Silberwerk. Da wird sie indencken, daß sie noch silberne Haken hatte an ihrem Brustleibchen, welche sie selbst abgeschnitten und ihm gegeben, er aber stunde für ihr, sahe mit zu, rührete sie aber mit keinem Finger an. Ein anderer wolte auch von mir Geld haben, da griff ich in die Ficke und fand noch drei alte Bömsche Groschen darinnen, welche ich nicht wußte, legte sie ihm auf den Tisch und sagte: daß ich in Wahrheit ein mehres nicht hätte, die strich er in die Hand und nahm sie und ging davon; da war abermahl ein Weh vorüber. Hierbey ist zu merken, daß keiner unter diesen allen ist

gewesen, der uns solte besuchet haben, ob wir etwa ein mehrers bey uns hätten, worüber sich gleichwol hoch zu verwundern.

Endlich kamen ihrer vier oder fünf mit Spießen oder Partisanen, und als sie mich in meinem Priesterlichen Habit sahen stehen und vernahmen, wie ich wäre dahin kommen, begehreten sie nichts von uns, sondern sagten: Wir wollen sehen, ob du Pfaff wirst Fuß halten, und gingen also davon. Weil wir nun nicht am Gelde und auch sonsten nichts mehr hatten, auch zu besorgen, solche Plackerey würde immer gewähret haben, gingen wir aus gemeldtem Gemach und grossen Stuben, und stiegen zwo Treppen hinauf, auf den obersten Boden im selben Hauß, daß wir nicht höher steigen kunten, und gingen in eine Kammer, darinnen viel gemachte Betten nach einander standen. Was wir alda eine ziemliche Zeitlang für Furcht, Schrecken und Todesangst gehabt und ausgestanden, das weiß der liebe Gott und wir, die wir so heiß mußten ausbaden. Unterdessen mußten wir hören ein gräuliches Trummelschlagen, Geschrey und Einziehen vieler Pferde. Im Hause und unter uns wurde alles mit Aexten mit Gewalt aufgehauen, in solcher Furie und Grimm, daß einem die Haar gen Berge standen und das Hertze erzitterte und bebete. Unser bester Trost, nächst Gott, in solcher Angst war dieses: daß wir noch eitel Teutsche höreten reden. Unterdessen baten wir den lieben Gott, daß doch ein Oberster alda möchte einqvartieren, mit welchem man besser als mit den gemeinen Soldaten handeln könnte, so hoffeten wir, es solte uns besser gerahten werden. Aber wir mußten in Gedult aushalten.

Biß endlichen unten und auf dem mittlern Boden alles aufgehauen war, da kamen sie zu uns auch hinauf, wir stellten uns bald für die Treppe, daß sie uns sehen könten. Unter der ersten Rotte war einer, der hatte in der Hand eine grosse spitzige Keulhauen, damit wolte er mir auf den Kopf spielen. Sein Camerad aber wehrete ihm und sprach: Was wilt du machen, du siehest ja, daß es ein Prediger ist? Da ließ ers bleiben und ging davon. Endlich kommt ein toller Eisenbeisser die Treppe hinauf und hatte einen spitzigen Stechdegen in der Hand; und als er den letzten Schritt hinauf that, hieb er mich flugs damit auf dem Kopff und Seiten der Stirn und sprach zugleich: Pfaff, gib Geld. Weil ich aber nun sehr blutete, daß mein weisser Priesterkragen und mein Rock voller Blut wurde,

und deßwegen die Meinigen gar übel thaten: setzte er der Frau den spitzigen Degen gerade auf den Leib, daß ich nichts anders gedachte, er würde sie jetzt durchstechen. Als ich ihm aber zusahe, wurde ihm sein Arm sehr krumm, daß er sich beugete, und stach bey weg.

Weil ich aber so sehr blutete, sah mich der Kerl, und wir so geduldig waren, däuchte mich, es jammerte ihn unser, derwegen sagte ich: Ach lasset mich doch mit euch reden, ich gehöre alhier nicht ins Hauß, sondern bin gefordert worden, darunten den verwundeten Patienten zu trösten, wie er denselben wohl wurde gesehen haben. Er solte mit uns in unser Haus gehen, so wolten wir ihm geben, was wir noch hätten. Darauf sprach er: Nun so komm, Pfaff, gib mir dein Geld, will dirs Wort sagen: Jesus Maria ist das Wort, wenn du das sagest, thut dir der Soldat nichts mehr rc., denn er konnte nicht wohl Teutsch. Darauf fassete ihn meine Frau fest bey dem Mantel, und wanderten also die Treppen hinunter in den Hof, vermeyneten, wir hätten nun wohl gefischet.

Als wir auf dem Breiten-Weg kamen, wie viel tausend Menschen sahen wir da reiten und gehen, ruffen und schreyen. Da wir nun auf unsere Kirche St. Catharinen zugingen und unterwegen die todten Körper liegen sahen, siehe, nicht weit davon hielt ein vornehmer Oberster auf einem braunen Pferde, der unser bald gewahr wurde, und sagte zu unserm leidigen Tröster dem Eisenfresser: Kerl, Kerl machs gleichwol mit den Leuten, daß es zu verantworten. Frau, sagte er ferner, ist das euer Haus? Ach nein, mein Herr Oberster. Er sprach: Nun fasset an meinen Steigbügel, nehmet euren Herrn bey der Hand und führet mich in euer Hauß, ihr sollt Quartier haben. Zu mir aber sagte er gleichsam mit etwas leiserer Stimme, mit der Hand winckend. Ihr Herren, ihr Herren, ihr hättet es auch wohl anders machen können. Ich wuste aber nicht, was das geredet war. Unterdessen hatte unser Soldat Reißaus genommen, daß wir nicht wusten, wo er war geblieben, und muste also der gute Schlucker für diesesmahl von uns mit ledigem Beutel abziehen, wie wir dann seiner auch gar leicht entbehren kunten, gleichwol hat mir ein Gedächtniß hinterlassen, welches ich vorzuweisen, so lange ich leben werde nach Gottes Willen.

Also marschirten wir auf unser Hauß zu, als wir nun auch darfür kamen, gieng eben einer heraus, der hatte meiner Frauen ihre

drey schöne Röcke über die Achsel geschlagen und trug sie davon, hatte ziemlich guten Kauff gehalten, und wenig baares Geld dafür gegeben, wir aber schwiegen still.

Unser Obrister eilte für die Thür und sprach zu denen, die noch darinnen: Heraus, heraus, da musten sie alle heraus. Und zu uns sprach er: Nun Frau, gehet hinein, verbindet euren Herrn, bis wir einen Feldscherer bekommen, sagte ihr auch, was sie darzu nehmen solte, es soll euch nun, sprach er, kein Leid mehr widerfahren, ich will mein Quartier bey euch haben, räumet im Hause fein wieder auf. Stellete uns auch alsbald zur Salva-Guardi zween seiner Leibschützen, die uns musten bewachen, und keinen Soldaten mehr ins Haus lassen. Unterdessen ritte der Oberste davon, mit Verheissung, er wolte bald wieder zu uns kommen und sehen, was wir macheten, wie dann auch geschah. Wenn mittlerweile andere kamen, und wolten ins Hauß, da wurden sie von unserer Wache abgehalten, mit Vermeldung der Oberste Wachtmeister und Hauptmann unter dem Savellischen Regiment hätte sein Quartier allda, sie dürfften niemand einlassen; und ob zwar etliche sich sehr mausig machten, ob das recht wäre, Tilly hätte gesaget: Drey Tage plündern, rauben, todtmachen rc., so musten sie doch aus dem Hause bleiben, begehrten denn einmal zu trinken, und giengen wieder davon. Unsern Schildwächtern setzten wir kalt Gebratenes für, und eine frische Kanne guten Biers, das schmecket ihnen wohl, also daß sie sagten: Es wäre ein köstlicher Trunk, wir solten ihn fleißig dem Herrn Obersten zum besten zu wahren, thaten ihnen also gütlich, so viel wir konten, und dancketen Gott von Hertzen, daß er uns diesen Herrn Obersten als einen Engel zugesendet hatte. Bald nach diesem sagten unsere Wächter: Ja, was haben wir nun davon, wir können keine Beute machen, weil wir euch bewachen müssen. Wir sprachen sie zufrieden, und wurden einem jeden verehret zwei Rosennobel, damit waren sie auch wohl content und sagten: Ob wir nicht noch etwa einen guten Freund hätten, den solten wir lassen holen, es hätte nun mit uns keine Noth.

Bald hernach kam unser Oberster wieder geritten, und fragete, ob wir auch noch guten Frieden hätten, und als wir mit Ja antworteten, sprach er, seyd gutes Muthes, ich will nur ein wenig hinreiten und sehen, ob Ordinantz könne gemachet werden, das Feuer etwas zu dämpffen. Er war aber kaum die Gassen hinaus auf dem

breiten Weg geritten, kam er eilends wieder und sprach: Frau, nehmet mein Pferd beym Zaum, und euren Herrn bei der Hand, und führet mich zur Stadt hinaus, oder wir müssen alle im Feuer verbrennen. Denn das Feuer nahm gewaltig Uberhand, daß auch des Herrn Bürgermeisters Georgii Schmiedts, großes und schönes Hauß, schon lichterloh brennete, und hinter unser Kirchen auf dem breiten Wege sah man einen grossen schwartzen Rauch aufgehen, also daß in unserm Garten schon ein Sack von der großen Hitze war angeglimmet, welchen wir ins Wasser stecketen und löscheten.

Darauf warffen wir alles, was noch vorhanden, vollends in den Keller, darunter mein schöner warmer Schlaffpeltz, der mir hernach viel Gutes hätte thun können, wenn ich ihn hätte mitgenommen, auch meine liebe tägliche Biblia ꝛc. Aber mir wars nicht müglich etwas zu tragen: Macheten den Keller zu, schütteten ein wenig Erden auf die Thür. Meine Frau nahm meiner Priester-Röcke einen über die Achsel, meine Magd aber, meines Gevattern und Nachbarn Joachim Krögers Kind, welches vor der Thür, und sonsten im Feuer verbrannt wäre, auf den Arm, und wanderten also davon. Meine Frau mußte des Obersten Pferd beym Zaum führen, und weil alle Thore im vollen Feuer standen, wanderten wir aufs Fischer-Ufer zu, da wir dann unterwegens sahen, wie schon St. Peters- und St. Johannis-Pfarr und Gmeine lichterloh brannten, welches ich doch nicht gemeynet hätte; und musten wir also durch viel tausend Soldaten hindurch, da unterwegen viel todter Leichnam lagen. Und weil die Crabaten und das andere Gesindlein sahen, daß ich ein Prediger war, wollten sie immer auf mich hauen, schießend und stechen, also daß unser Oberster gnug zu thun hatte, uns zu vertheidigen. Aber seine Diener umgaben uns, daß wir also durchkamen, biß zu der Hohenschantz, da sie waren mit den Sturmleitern angelauffen, da musten wir hinunter, daß einem dafür hätte mögen schwindeln, aber es half nichts dafür wir musten hinunter. Unterwegs haben wir zwar etliche Bekannte gesehen, aber nicht mit ihnen reden können, denn es war nicht Zeit davon. Als wir aber durch ihr Lager gingen, musten wir viel Lästerung, Hohn und Spott von den Soldaten anhören, welches wir alles verschmertzen und Gott befehlen thäten.

Als wir nun ein wenig aus dem Geschwärm, und also aus dem Tod wieder ins Leben etlicher massen kamen, fragete der Oberste

und sprach: Frau, ich habe euch und eurem Herrn (denn also nennete er mich gleichwohl allezeit) das Leben errettet, was könnet ihr mir nun geben? Wir antworteten: wir hätten das Unsrige an Gold und Silber vergraben, hoffeten, man würde es so leicht nicht finden, das solte sein seyn, sonst wüsten wir auf der Welt nichts mehr. Damit war er zufrieden. Als wir nun ein wenig hinaus ferner kamen, stunden etliche Officierer, die sahen uns als Gefangne an, da sprach einer zu mir: Ego tibi condoleo, nam et ego addictus sum Augustanae Confessioni, ich habe Mitleyden mit dem Herrn, denn ich bin auch ein Augspurgischer Confessions-Verwandter; aber ich durffte ihm aus Furcht nicht antworten.

Und hiemit kamen wir also zu unsers Obersten seinem Gezelt für dem Rothenseeischen Holz gelegen, da uns dann ein silberner Becher mit Wein geboten wurde.

Gegen dem Abend wurde der liebe Herr D. Olvenstädt von unserm Koch auf einem Wagen auch gebracht, ach Gott! so elend und erbärmlich zugerichtet, daß wir ihn nicht kannten als an der Sprache, hatte sich sehr verblutet, also, daß er gegen die Nacht in eine Ohnmacht fiel, daß wir nicht anders meyneten, er würde uns abdanken, ich tröstete ihn so viel es seyn konnte, wie er dann den folgenden Tag, da die Reihe auch an mich kam, mir auch bey meiner großen Krankheit, soll mit Trost lateinisch zugesprochen haben, davon ich doch nichts wissen kan; Aber er erholete sich wider. Wir legten ihm einen Rock unter, wir wurden auch verbunden, und warteten also einander, so gut wir kunten.

Auf den späten Abend mußten ich und meine Frau, neben den andern mit zur Mahlzeit gehen, es ging wohl alles prächtig zu, aber uns schmeckete weder Essen noch Trinken. Der Oberst sagte: Frau warum wollt ihr nicht essen? Sie antwortete ihm und sprach: Herr Oberster, wenn der Herr nur eine Viertelstunde solte an meiner statt seyn, das Essen solte ihm wohl vergehen. Gleichwol aber that der Herr Oberste mir diese Ehre an, daß er mich über seinen Meß-Pfaffen setzete, welcher hatte commandiret, sie solten mich prügeln. Er war ein junger Mensch, und sonst ein rude pecus, ich redete auf lateinisch zu ihm, er solte ein collect für mich einlegen, aber er ging davon und sagete: Dicam; Also daß die Diener sageten: Ob ich wolte Latein mit ihm reden. Er könte kein Latein. Und mochte

er freylich nicht viel davon vergessen haben. Nach geendigter Mahlzeit war kein Mensch der gebetet hätte, der Sacriculus oder Pfaffe auch nicht, da es doch sein Amt gewesen wäre.

Wir nahmen unsern Abschied und gingen hin in unserm Himmel-Bett zu schlafen, denn der ehrliche Mensch, der Koch, ließ uns in seine Hütten kriechen, darinnen wir mußten vorlieb nehmen. Er aber legte sich für uns, nahm seinen Mantel um, und seinen blossen Degen in Arm, die andern Diener lagerten sich um uns her, und verwahreten uns also, Gott wolle ihnen solche Treue wieder belohnen.

Des Morgens schickte unser Oberster etliche seiner Diener nebenst meiner Magd in die Stadt, unser zugesagtes Ranzion-Geld, weil die Magd wuste wo es stünde zu bringen, kamen aber wieder und brachtens nicht, mit Vorwendung, der Keller wäre noch voller Feuer gelegen, daß sie nicht hinein kommen können, ob demselben also gewesen, kann ich nicht wissen.

Den andern folgenden Abend fiel sehr kalt Regen-Wetter ein, deßwegen wir zeitlich in unserer Hütten krochen. Gegen der Nacht kam der Spaniol, der uns viel Leydes anthäte, und riß meine Magd mit Gewalt aus der Hütten. Wie sie aber für des Obersten Zelt ist, da fing sie, also unterrichtet, greulich an zu schreyen: Der Oberste hörete es, kommt alsbald heraus, da muste er sie alsbald los lassen. Gleichwohl aber gab er ihr zum Zeugniß der Liebe eine gute Maulschelle, welche aber besser war als die Verletzung ihrer Ehre.

Unter dessen kunte unser Oberster wohl gedenken, wir würden erschrocken seyn, darum ließ er uns zur Tafel wieder fodern, denn er pflegte gar späte zu essen. Wie wir ins Gezelt kamen, fragete er alsbald: Frau, wie gehts? Da antwortete meine Frau und sagete: O Herr Oberster, es gehet, daß es Gott im Himmel erbarmen möchte. Darauf sprach er uns zu Frieden, und wir satzten uns zu Tische. Ich bekam über dem Essen einen ziemlichen Frost, hätte gern einen Trunk Wein gehabt, aber er war trüb worden, und wolte ihn der Oberste nicht trinken.

Nach geendigter Mahlzeit, da es abermahl so andächtig zugieng, wie zuvor, weil ihr heiliger Herr Pater (mit Ehren zu melden) auch mit dabei war, gingen wir ein wenig in die Küchen, mich zu wärmen, aber wir musten wieder in die Hütten. Nach kurtzer Zeit bekam ich

einen schrecklichen Frost, welcher eine ziemliche lange Zeit währete, darauf folgete eine solche brennende Hitze, die mich dermassen eingenommen, daß ich nicht mehr von meinen Leben wuste, und vermeyneten sie alle, ich würde es damals beschlossen haben, wie mich dann meine Frau und der liebe Herr D. Olvenstädt sollen getröstet haben als einen Sterbenden, weiß mich aber nichts zu erinnern. Folgendes Tages gegen dem Mittag ermunterte ich mich ein wenig wieder, betete, vermahnete darneben die Umstehenden zur Barmherzigkeit gegen uns arme gefangene Leute, darüber sie gleichwohl alle sollen geweinet haben.

Unterdessen hielte meine Frau inständig bei dem Herrn Obersten an, um einen Paß und sichere Dimission, daß er uns solte nach Gummern führen lassen. Aber weil unser Ranzion-Geld noch nicht kommen war, wollte ers nicht thun. Als nun aber solches durch die Magd gebracht wurde, hat meine Frau solches dem Obersten überantwortet, welches er auf den Tisch ausgeschüttet, darunter mancher schöner alter Reichsthaler gewesen, welchen ich selbst lange Zeit nicht gesehen. Davon hat er ihr wieder gegeben, ihre neue sielberne Hacken und einem Thaler zehrgeld das ander alles an baaren Gelde und sielbernen Bechern hatte er zu sich genommen. Weil er aber als ein ehrlicher Cavalier bey uns gehandelt, als ist ihm solches (wiewohl es uns ist sauer worden ehrlich zu erwerben) für andern gerne gegönnet worden, und haben also für diesesmahl unsere Mahlzeiten theuer genug bezahlen müssen. Nach solchem hat er keinen Frieden länger haben können, und ob er wohl begehrete, wir solten noch denselben Tag verbleiben, sonderlich weil ich so schwach wäre, wo sie mit mir hin wolte? Solte mir Labsal nnd Wartung lassen geben und verschaffen; Aber sie hat geantwortet: Sie könte und möchts nicht länger bleiben, ihr wäre mit seiner Wartung nicht mehr gedienet, sie wolte mich auf den Rücken nehmen und tragen, so weit als sie könte, sie begehrete hinweg, daß sie mich möchte nur auf ein Stroh bringen, und meiner besser pflegen könte, als an einem solchen Ort und in solchem Stande. Endlich befiehlet er seinem Schreiber er solte unsern Paß verfertigen, wir aber solten sehn, daß wir nicht aus der Trippe in den Schlag-Regen kämen. Darauf sagte sie: Der Oberste wird mir keinen Urias-Brief geben; Antwortete er: Er wolte es Teutsch schreiben lassen, sie würde es ja lesen können.

Darauf gab er ihr einen Diener, sie solte ins Lager gehen, und sich um eine Fuhre umthun, denn er könne uns nicht wegführen lassen. Unsers Herrn Obersten Name aber war, wie er sich selber in unserm Paß unterschrieben: R. K. M. des löblichen Fürstlichen Savellischen Reg. bestellter Obr. Wachtmeister und Hauptm. D. Joseph de Ainsa.

Als nun aber meine Frau ein wenig ins Lager kommen, da stehen Drey vornehme Officierer beysammen, und als sie gesehen, daß sie so bitterlich weinete, tritt herfür der Edle, Gestrenge und Mannhaffte Herr Caspar von Potthausen, wendet sich zu ihr und fraget sie, ob sie auch aus Magdeburg sei, und warum sie so weine? Dem antwortete sie: Ja freylich sey sie auch aus Magdeburg, daß sie aber so weine, sey dieses die Ursach: Ihr Herr sey todt-krank, wir hätten unserm Obersten unser Ranzion-Geld erleget, derselbe wolte uns nicht wegführen lassen, wir wolten gern nach Gummern.

Hierauf erklärete der liebe Herr sein Mitleyden, versprach ihr auch eine Fuhre zu verschaffen, die solte uns nach Olvenstädt zu ihrem Feld-Prediger, der auch Lutherisch wäre, führen, von dannen wir wohl weiter solten gebracht werden. Nach Gummern aber lassen führen, sey nicht möglich, auch nicht rathsam, weit die gantze Reuterey von Crabaten da herum liege, derwegen es sehr unsicher und gefährlich. Endlich nahmen wir solches mit Dank an. Und nachdem der Wagen kommen, nahm meine Frau Abschied, und ich wurde von ihr und unserer Magd ein wenig von unserer Herberge hinausgeführet, alda ich wartete, bis alles zum Abzuge fertig, und wir zusammen kamen. Es kam aber einer und sagete, der Oberste begehrte, die Magd solte wieder zurücke kommen. Da sagte ich zu ihr: Lisabeth, bitte doch den Obersten, er wolle dich mit uns lassen ziehen, denn ich bin ein schwacher krancker Mann, es wird der Jungfrauen allein zu viel: Sie aber schwieg stille, sagte weder Ja noch Nein, gab auch keine gute Nacht, und gieng davon. Da sie es doch nächst Gott, keinem andern zu dancken, als uns, daß sie ihr Leben und ihre Ehre bis daher errettet hatte.

Darauf sind wir auf den Wagen gestiegen, wie auch mein Schwieger-Vater Andreas Betzel samt seiner Frauen und Kinder, und

sind durch das Lager gefahren, da wir sahen im Felde stecken die schönen Magdeburgischen Fahnen rc.

Biß wir endlich in Olvenstädt eingefahren, da uns dann entgegen kommen vorgemeldeter Herr Pastor, der Ehrwürdige, Achtbare und Wohlgelahrte Herr Jacobus Schwanenberg, unter dem Regiment des Obersten Holken wohlverordneter Feld=Prediger, mein geliebter Herr und sehr werther Freund, der nahm uns freundlich und mit grosser Condolenz auf, thäte uns alles Gutes, und sonderlich mir krancken Patienten erzeigete er diese Wohlthat, daß er mich in sein Bett darinnen Stroh und eine Bunte Decke darauf, legete. Ich aber war noch zu schwach daß mich fast deucht, solches alles sey mir nur gleichsam im Traum fürkommen. Summa, der liebe Herr Pfarrherr und Feld=Prediger, erwiese den armen Magdeburgern viel Gutes, etliche kleine Kinder die nicht wusten wo ihre Eltern waren, speisete und tränkete er, und wird es ein ieglicher mit Danck erkennen, und ihm von Gott dem Herrn reiche Belohnung von Hertzen wünschen.

Folgenden Sonnabend wurden wir, durch Beförderung und Anordnung vorgemeldeten Herrn Hauptmanns von Potthausen, mit etlichen Convoyirern nach Garleben geführet. Als wir gegen Abend dahin kamen, schickete alsobald nach uns der Wohl=Edle, Gestrenge und Veste Herr Detloff von Bellin, Oberster=Lieutenant des Holckischen Regiments, und als wir zu ihm kamen, musten wir mit zu Tisch sitzen, hatte groß Mitlyden mit uns, und thät uns sehr viel Gutes.

Wir haben fast allzeit, so lang wir dagewesen mit dem Herrn Oberst=Lieutenant essen müssen, der uns grosse Ehre erwiesen, er ließ mir auch meinen Willen, nöthigte mich, weil ich noch etwas schwach, zu keinem Trinken, und weil er einen guten Tisch hielt mit wohlgerichteten Speisen, so erqvickete ich mich wieder, daß es von Tag zu Tag ie länger ie besser wurde, Gott sey Lob und Danck gesaget!

Weil sie aber alle vermutheten, daß alda andere Völcker solten einqvartiret werden, als war unsers Bleibens auch nicht länger daselbst, weil doch die armen Magdeburger damals sehr verhasset waren.

Bey solchem unserm Wegreisen thaten vorbemeldete Herren Hauptmann von Potthausen und Heinerich von Hatzfeld abermal

das Beste, verschaffeten uns einen Wagen, und nachdem wir von unsern guten Freunden, vornehmlich von unserm Herrn Oberst-Lieutenant, nach empfangenen Paß Abschied genommen, sind wir nach Salzwedel folgendes geführet worden.

Endlich seynd wir nach ausgestandenem vielen Ungemach zu Hamburg glücklich angekommen, und waren Willens uns von dar nach Lüneburg zu begeben, und alda einige Wochen zu verbleiben, und wo es hinaus wolle in Gedult erwarten.

Ich bin aber bald von einem Ehrbarn und wohlweisen Rath und ganzten Gemein zu Rensburg in Hollstein, durch ihren abgesandten Mitbürger Herrn Jacob Otten, Goldschmieden, gebeten worden, auf ihre Unkosten hinüber zu verreisen, und eine Predigt abzulegen, welche ich, auf des Herrn Licentiaten Müllers gutem Rath, gewilligt, und am 5. Sonntage nach Trinitatis, aus dem gewöhnlichen Evangelio, durch Gottes Gnade verrichtet habe. Weil aber allda das Diaconat eben vaciret, haben sie mit mir nach geendigter Predigt eine Unterredung gehalten, und mich zu ihrem Prediger begehret, ich bin kurtz darauf einhelliglich, im Namen der Heiligen Dreyfaltigkeit, vociret und aufgenommen worden. Darauf ich wieder nach Hamburg gezogen, meine Frau abgeholet, und sind wir den 20. Juli wieder nach Rensburg kommen in die Capellaney eingezogen. Flugs den folgenden Sonntag, war der siebente post Trinit. habe ich meine erste Amts-Predigt durch Gottes Gnade abgeleget, und im Namen der hochgelobten Dreyfaltigkeit, das erste Jahr meines Ministerii alhier angefangen. Der allhöchste Gott wolle zu solchem meinem Pflantzen und Begiessen sein gnädiges Gedeyen verleihen, um Jesu Christi willen Amen.

III.

Der Bericht des Constablers.

Unterdeßen die Zusammenkunft auf dem Rathhause geschahe, da denn der Herr Falckenberg sich auch schon hinverfüget, setzte der Feind an drei unterschiedlichen Orten mit stürmender Hand an die Stadt, als auf dem Marsch, an dem Heideck, bei der Neustadt an

dem neugemachten Bollwerk, und ersteiget bei der Neustadt die Stadt alsobalden, weil an dem Orte die Bürger und Soldaten etwas unfleißig gewachet; wie nun das Geschrei zu Rathhause kömmt, lauffet ein ieder nach seinen Posten dahin er geordnet war. Wie der Herr Falckenberg dahin eilet, da der Feind eingebrochen, auch bereits bei St. Jacob schon in der Stadt war, wird er daselbst von einer Kugel getroffen und erschossen, da denn der Feind immer weiter gegangen, und weil er auf dem Marsch auch auf unsere Leute eingedrungen, da denn viele Carbaten durch die Elbe gesetzet, weil sie sehr klein war, und also unsere Leute zwischen sich einbekommen, und sehr viel ins Wasser gejaget und niedergemachet, da ist es übel zugangen, an ein solches erbärmliches metzeln und niedermachen, daß niemand wen der Feind angetroffen, weder Weiber noch Kinder verschonet worden, so daß es nicht genungsam zu beschreiben ist. So bald nun der Feind in die Stadt kommen, welches zwischen 7 und 8 Uhr früh Morgens geschehen, hat er viele Pech-Träntze anhängen und anstecken lassen, darüber dann die Stadt alsobald in Brand gerathen, und das Feuer überhand genommen, daß also die gantze Stadt mit allen was darinnen war, mit Kirchen und Schulen zu trümmern und zu Boden gegangen, was nicht zuvor die Soldaten genommen hatten; Die Leute so sie nicht niedergemachet, haben sie gezwungen herzugeben, was sie heimlich gewußt. Frauen und Jungfrauen mit sich genommen und geschändet, was nicht bei hohe Officierer gerathen, die haben sich noch gut erzeiget, doch alles ums Geld her zu geben. Und sind zwei Mittel gewesen, um das Leben zu retten, wer ihnen hat helffen ihre gemachte Beute hinaustragen, oder hat ihnen können Geld geben, und zusagen, sich ferneres, wenn er hinaus käme zu ranzioniren, welches alles ohne allen Zweifel wird von verständigen Leuten Historischer Weise beschrieben werden. Wie viel tausend Menschen jämmerlich durch Feuer und Schwerdt den Tag sind umkommen, ist mir unbewußt; ich habe aber in einen Predigt Thum gehöret, daß über 20,000 Menschen sollen umkommen seyn, welches wohl zu glauben von jung und alten. Es hat auch das Feuer viele der Feinde ergriffen, welches ihr verdienter Lohn gewesen. Meine Person betreffend, war ich in dem Einbruch der Stadt auch auf dem Rathhause, weil ich in 16 Nächten nur eine Nacht in meinem Hause war, sonsten war ich Tag und Nacht auf

dem Walle. Sobald ich auf dem Rathhause das erfuhr, daß der Feind ansetzete, eilte ich nach dem Walle und war meine Post auf dem Heideck, muste also den breiten Weg langs hinauf gehen, da hörte ich unter Wegens von Frauenvolk viel Weinens und Heulens, wie ich für meine Thüre kommen, kommt meine Frau aus der Kirchen, weil der Priester hätte müssen wegen des Lermens abbrechen, da ich ihr dann gute Nacht gegeben, und meine Zündruhte genommen, und damit nach dem Wall geeilet, denn ich ein Constabler war, weil ich zuvor die Büchsenmeister Kunst gelernet, wie ich hinauf kam, lieffe des Grafen von Mannsfeld sein Volck Sturm am Heydeck, aber sie konten nichts schaffen, sondern wurden von uns und den Soldaten, so unten im Heydeck waren, welcher 50 waren mit Fähnrich Staden, welcher sich sehr wohl hielte, abgeschlagen, und konnte der Feind alda nichts schaffen; dieses währete von 7 biß um halb 10 Uhr, da kam der Feind aus der Stadt, welcher er schon gantz inne hatte, auf den Wall über dem Sudenburger-Thore zu uns, und hatte viele Bürgerfähnlein schon bekommen; auch erfuhren wir von etlichen Bürgern, daß die Stadt schon über wäre, denn wir von unsern schiessen nicht hören konten, was an andern Orten geschahe, doch sahen wir zuvor den Rauch des Feuers, wusten aber nicht von wem der Feuer-Schaden käme. Wie der Feind nun durch die Stadt zu uns auf unsere Post kommen will, auch wir sahen, daß er das Thor lassen öffnen, und da alles Volck hinein wanderte, gehet unser Fähnlein dem Feinde entgegen, und wird ihm präsentiret, vermeynende Qvartier zu haben, welches aber schwer zugienge, doch bekamen etliche Qvartier, ich aber und Hanß Stelting, Joachim Belecke, Hanß Pabst, Andreas Barthels, Peter Schütze giengen nicht mit, sondern giengen nach dem St. Ulrichs-Thor in die Stadt, da hatte der Feind schon alles niedergemachet da giengen wir nach dem breiten Wege, unterdessen kömmt Hanß Pabst von uns, auch Andreas Barthels und Jochen Beleke, die seynd niedergemachet, Peter Schütze kommt nach seinem Hause, ich komme mit Stelting in sein Hauß, doch musten wir zuvor einem Soldaten geben was wir bei uns hatten, Hanß Steltings Hauß war auch schon alles ausgeplündert, da lauffen die Soldaten um mich herum, ich sollte Geld geben, oder wolten mich niedermachen; ich entschuldigte mich, ich hätte kein Geld, wenn ich in mein Hauß wäre, wolte ich

ihnen was geben; darauf sagte einer: komm ich will dich hinbringen, ist es auch weit? wie ich sagte nein, gehet er mit mir, da ich mit ihn in mein Hauß komme, ist schon alles ausgeplündert, und ein solches Umsuchen darin, daß ich deme, so mich hinbrachte, nichts geben konnte, meine Frau war in der Nachbarschaft bey meinem Hause gegangen, vermeynte da sicher zu sein, da aber war es übel zugangen, wie sie vermeynet daß ich ins Hauß komme, kommt sie zu mir, wie sie aber qveer über den breiten Weg gehet, reissen sie ihr den Pelß vom Leibe, in Meynung sie hätte Geld darinn verwahrt, bekam aber einen schlimmen Pelß im Hause wieder; meine Mutter war übel gehauen, lag im Hause, konnte aber noch ein wenig umgehen, meine 4 Kinder waren mit Hackenbergers Tochter, Gertruten, auf den oberſten Boden, wiewohl ich es nicht wußte, und traute sich keiner von Feinden hinauf zu gehen. Indem ich nun so ins Hauß hinein komme, lauffen ein Hauffen loser Buben um mich herum, einer wollte mich durchstechen, der andere durchschiessen, ich solte geben; ich sagte, sie sähen wohl, daß alles weg wäre, ich hätte nicht, indem bläset einer die Lunte auf, will mich durchschiessen; da sagte ich, wenn ihm mit einer Hand voll Bluts gedienet wäre, könnte ich nichts darzu thun, ich wäre ein gefangner Mann, zudem hätte mir der, so mich ins Hauß bracht, Qvartier gegeben; indem fragte er, hast du ihn Qvartier geben? er sagte Ja; da stoßte mich einer mit einer Musqveten in die Ribben, daß ich vermeynete ich hätte mein Theil, aber es schadete mir Gott Lob nichts; mein Junge, Christoph Printzler, bat für mich, den schlug einer mit einem Beil auf dem Kopff daß er umtauselte, aber es hatte auch noch keine Noth. Indem wurde unter ihnen auf der Straße ein Lermen, daß sie aus dem Hauße lieffen und liessen mich alleine stehen, da ging ich in meine Küche, da war es finster, und an finstere Oerter giengen sie nicht gern bis zuletzt, ich aber suchte mich weiter zu verbergen, und gieng auf den andern Boden, da war ein Winckel hinter einer Feuermauer, da kroch ich hinter, und weil ich viel geflochtene Stroh-Stricke auf dem Boden liegen hatte, da man die Kinschullen mit einbindet zog ich die vor, dieses war um 11 Uhr ungefehr, da muste ich über 2 Stunden auf den Knien sitzen, welche mir sehr wehe thaten. Da bekam ich ein wenig Zeit mein Gebeht zu Gott zu thun, vorhero konte man nicht wegen des greulichen

Unwesens. Unterdessen suchten die Beutemachers alles um auf den Boden, aber bey mir kam Gott Lob! keiner, wiewohl sie mir sehr ofte nahe waren, nicht alleine auf meinen Hause, weil unsere Häuser dichte zusammen waren, wolten sie immer durchbrechen, aber ich schwieg immer stille, da hörte ich viel ruffens, schreyens, niederschiessens, niederhauens von ferne. Meine Frau aber und meine Mutter blieben unten im Hause, denen die Soldaten gute und böse Worte gaben wenn sie Geld haben wolten. Und indem meine Frau in der Thüre stehet, thut übel und weinet kläglich, denn das Feuer nährte sich auch uns immer mehr, und war ihr vollends bange für ihren Mann und Kinder, weil sonsten alles drauf gegangen, so gehen 3 vornehme Officierer vorüber mit ihren Dienern, worunter einer ein Obrist-Lieutenant unter dem Bernsteinischen Regiment von der Cavallerie mit Namen Byzarte von Stralsund, ein Freyherr aus Pommern, ein stattlicher Mann, welche meiner Frau zugesprochen, warum sie so übel thäte, worauf sie geantwortet, ach sollte ich nicht übel thun, ich bin um alles kommen, nun ist das Feuer nicht weit, und weiß nicht wo mein Mann ist. Darauf sie fragen, wo ist euer Mann, er soll Qvatier haben, sie aber hat ihn nicht trauen wollen, denn sie vorher gesehen, was ihr Qvatier wäre, sagende, er wäre auf den Wall gangen, sie wüste nicht wo er hinkommen; haben sie zur Antwort gegeben, wäre ihr Mann auf dem Walle angetroffen, würde er wohl hin seyn, und wollen förder gehen, sie aber thut immer übler; da saget einer zum andern, die Frau muß sonsten ein groß Anliegen haben, fragen noch einmahl, wo ihr Mann wäre? sagte sie: wenn die Herren ihm wollen Qvatier geben, sie wollte sehen, wo sie ihn könte finden; da sagen sie ihr in der Hand zu, ihr Mann sollte Qvatier haben, so wahr sie redliche Leute wären, aber sie müsten auch eine Ergötzlichkeit haben, sie würde ja noch was verborgen haben, das müste sie hergeben, darauf saget sie ja, und kommet auf den Boden hinauf, und der Obrist-Lieutenant hinter sie her, ruffet mich, wo ich wäre, hier wäre ein Obrister, der wolle mir Qvatier geben, denn meine Frau wuste, daß ich auf dem Boden war; hierauf machete ich mich herfür, ging zu dem Obrist-Lieutenant, der gab mir die Hand, sprechende, es ist mir leyd, daß ich euch so finde, ihr sollet Qvatier haben, aber ich muß eine Ergötzlichkeit haben, ihr werdet noch wohl was verborgen haben, ihr

kommet doch darum, derowegen gebet es nur her, darauf wir alsobald herunter giengen, und weil ich im Keller in einer eisernen Lade etwas lassen beysetzen, an Sielber und güldenen Bechern, Armbänden, Ringen, nebst allerhand guten Dingen, so ich vor einen Nothpfennig hielte, wiewohl ich in meiner neuen Küchen auch eines und das andere, nur wegen Feuersgefahr, lassen durch meine Mutter ein wenig einscharren, denn ich mich eines solchen Ueberganges nicht vermuthete, welches alsobald gefunden war von gemeinen Soldaten, muste dasjenige im Keller herfür. Da giengen die drey vornehme Officiers mit in Keller mit ihren Dienern, und brachten die eiserne Lade herfür mit großer Mühe, weil sie ziemlich dichte in der Erde stand, und hatte ich den Schlüssel verlohren, aber sie sagten, sie bedürfften keinen Schlüssel, nahmen Radehacken, und schlugen von unten an die Decke, da ließ das Schloß gehen und sprang auf; also theileten sich die drey Officiere alsobald darein, vertrugen sich gar wohl darüber, und wogen einander nichts zu, hatten auch nicht Zeit darzu, denn das Feuer kam auch herbei. Wie nun dieses geschehen, bat ich den Obrist-Lieutenant, er möchte doch mich mit meiner Frau und Kinder mit nach sein Qvatier nehmen, denn es war ein wackerer Mann bey 50 Jahren, da sagte er: ja kommt nur zusammen, ich habe draußen Kutsche und Pferde stehen, ihr sollet zusammen mitfahren, aber ihr müßet mir draußen noch Geld geben, so will ich euch lassen hinbringen, wohin ihr wollet, und was soll ich dafür haben? Ich verhieß ihm 100 Thlr. denn es wolte sich da nicht düngen lassen. Darauf sagete er: Haltet euch an meinem Pferde, (denn er ritte aufn Pferde,) daß ihr nicht werdet niedergehauen; die andern Officiers ritten ihren Weg, da nahm ich meine Frau bei der Hand, und sie die Kinder, und hielt mich an des Obrist-Lieutenants Pferd, und folgeten ihme, meine Mutter aber wollte nicht mit uns, wie ich und meine Frau sehr anhielten, sagete sie, sie könte nicht gehen, sie wolt noch was bleiben, wir aber musten fort, oder der Obrist-Lieutenant hätte uns stehen lassen; also musten wir verlassen vier Häuser, einen Garten und alles Eigenthum, worunter viel Geld, daß keiner keinen Pfennig hatte, darzu kein gut Kleid am Leibe, und meine liebe Mutter, die auch in das Elend geblieben, daß ich nicht weiß wo sie hinkommen, der allmächtige Gott gebe ihr am Jüngsten Tage eine fröhliche Auferstehung.

Wie ich nun mit meiner Frauen und Kinder unter den grossen Getümmel bis an das Sudenburger Thor mit dem Obrist-Lieutenant kam (war ohngefehr nach 2 Uhr,) da wolten sie weder Bürger noch Bürgers Frau mehr aus dem Thor lassen, da gieng es schwer zu, der Oberist-Lieutenant aber redete in fremder Sprache mit der Wache, daß er mich hinausbrächte, und nahm ich meinen Sohn Simon bei mich, da mußte meine Frau und ich abermahl von einander scheiden, denn meine Frau und Kinder wurden in ein Haus am Thore hinein gewiesen, da viele Frauen von Adel auch inne waren, und hielt der Tilly selbst dabei und war Wache für das Haus gestellet; Wir nahmen da Abschied, ich wollte mich lassen nach Quedlinburg bringen, und sagete mir der Obrist-Lieutenant zu, er wollte sie mit den Kindern den andern Tag auch holen lassen, wo wir würden lang zumachen, müste ich auch zurückbleiben, da regete meine Frau an, daß ich nur aus dem Thore kam, denn ihr noch immer Leide nah war, ich möchte niedergemachet werden, denn sie sahen so viel Todte allerwege für Augen liegen, da kam ich in einen großen Gedränge mit meinen Sohn zum Thore hinaus, aber allezeit an des Obrist-Lieutenant Pferde haltend. Wie mir hinauskamen, waren die Musquetirer alles toll und voll, hatten bei sich große vergüldete Becher in Händen, und allerhand Sachen, ruffende, haue den rebellischen Schelm nieder, aber der Obrist-Lieutenant vertheidigte mich wohl, wie wir gegen das Closter Bergen kommen, konnte ich kaum mehr gehen, denn es war den Tag sehr warm, da hatte der Obrist-Lieutenant eine Kutsche mit 6 Pferden stehen, da setzet er sich auf, und nahm mich und meinen Sohn bei sich, und fuhren nach sein Qwartier in ein Dorff, heißet Dornitz, eine halbe Meile von Magdeburg, da kamen wir ohngefehr um 8 Uhr hin, wie wir von Magdeburg wegfuhren, da stunde die gantze Stadt in vollen Feuer mit allen Kirchen, welches erschrecklich anzusehen war, dieß bedauerte der Obrist-Lieutenant selbst sehr, und redet unter wegens viel merckliche Dinge, die alle zu erzehlen wollte zu lange werden. Als wir nun in sein Qwartier kommen, hieß er mich in eine Bauerstube gehen, da war die Mahlzeit gar statlich bereitet, dabei kamen seine Officier, Lieutenant, Cornet und wie sie Nahmen hatten und wurden einem ieden fürgeleget eine Serviette, Teller und Messer, auch gute Speisen aufgetragen, da ward ich zu Tisch genöthiget, wiewohl mir übel zu

muthe war, durfte ich mich gleichwohl nicht nöthigen lassen, setzte mich hin, der Oberist-Lieutenant gab meinem Sohne selbst zu essen, und ein klein silbern Becherlein, daraus zu trinken, legte mir auch für mit diesen Worten: Es könnte doch mein trauren mir nichts helffen, solte mich zufrieden geben, und GOtt danken, daß ich das Leben davon gebracht, besahe unter dessen von meinen vergüldeten Bechern, was er zu seinen Theil zur Beute bekommen hatte, fing an aus meinen Bechern des Tilly Gesundheit zu trinken, welche ich auch muste ohne Weigerung Bescheid thun.

IV.

Bericht des Ober-Stadtschreibers Daniel Friese.

Auf die Nachricht, die Stadt sei von dem Feinde gewonnen, hatte auch der Vater das Rathhaus verlassen und sich zu uns begeben, um, bei der drohenden Gefahr, noch schnell einige Vorkehrungen zu treffen. Da er etlichemal zu den kaiserlichen Generalen Tilly, Pappenheim und Andern hinaus in das Lager gesendet und deshalb ziemlich bekannt war: so fürchtete er, man möchte ihm ein hohes Lösegeld abfordern. Um nun für einen geringen Bürger angesehen zu werden, zog er ein ledernes Wams und graues Beinkleid an, auch die aus der heil. Geistkirche herbeigeeilte Mutter wählte ihren schlechtesten Anzug. Inzwischen ward das Schießen immer heftiger; endlich erfolgte eine entsetzliche Salve. Das Feuer schwieg jetzt, der Widerstand hörte auf und die fliehenden Bürger eilten mit ihren Gewehren unter Ach- und Wehgeschrei in ihre Häuser. Alle Thüren wurden nun verschlossen und aufs Beste verwahrt. Nicht lange hernach ertönte das „allgewonnen, allgewonnen!" der kaiserlichen Soldaten durch die Gassen, und sie schlugen an die Thüren, wie lebendige Teufel. Wir armen Leute hätten Furcht in den Häusern sterben mögen und beteten zu Gott um gnädige Errettung. Jetzt ward angepocht. Unser Präceptor sah oben hinaus und rief Quartier! Sogleich geschahen zwei Schüsse nach ihm und die Soldaten droheten, alles im Hause umzubringen, wenn man nicht augenblicklich öffne. Wir machten auf. Zwei Musketiere traten ein und

verlangten Geld. Vater und Mutter gaben ihnen, was sie bei sich hatten, auch noch Kleider und Geräthe. Sie entfernten sich damit, unsere Bitte, uns gegen Lösegeld aus der Stadt zu helfen, mit der Antwort zurückweisend, sie müßten erst Beute machen. Unser Präceptor, der vor Schrecken ganz den Kopf verloren, lief mit ihnen, um uns, wie er sagte, einen Paß zu holen; hätten wir auf seine Zurückkunft gewartet, dann wären wir alle verbrannt; erst im Lager kam er wieder zu uns.

Nachdem die Soldaten hinweg, zerschlug der Vater mit einer Axt Ofen, Thüren und Fenster, riß das Stroh aus den Bettsponden, warf die Gesindebetten, auch die Töpfe aus der Küche überall umher und sperrte die Hausthür angelweit auf. In eine Ecke des Flurs ließ er einen mit Speisen besetzten Tisch stellen, jedoch so, daß derselbe nicht sogleich in die Augen fiel. Die plündernden Soldaten hielten das Haus, seinem wüsten Ansehn nach, bereits für ausgeräumt, und achteten es daher nicht mehr der Mühe werth hineinzugehen. Unglücklicherweise aber bemerkten gerade vorüberkommende Musketiere die Mutter, stürzten mit ihren brennenden Lunten zu uns in die Stube und schlugen und stießen auf den Vater los. Die Mutter warf bisweilen eine Hand vor, aber es half doch nichts. Wir Kinder hingen uns wie Kletten an die Soldaten, und weinten und schrien, sie sollten uns nur die Eltern leben lassen. Fern davon, über unsere Zudringlichkeit böse zu werden und uns zurückzustoßen, ließen sie sich vielmehr durch unser Flehen erweichen. Wir gaben ihnen nun einiges Geschmeide und andere Pretiosen, auch suchten sie sich das beste Leinengeräth aus und gingen dann weg, ohne sonderlich nach dem Essen auf dem Tische gefragt zu haben. Nunmehr aber getrauten wir uns nicht länger in der Stube zu bleiben, sondern flüchteten in eine finstere Kammer, die auf dem Hofe in einem wüsten Stalle lag. Wie wir aber dahin laufen wollten, stieg ein Student, der neben an wohnte, über das Häuschen des Brunnens, welchen wir mit dem Nachbarn gemeinschaftlich hatten, um sein Licht bei uns anzuzünden. Er erzählte uns, die Soldaten, die in ihrem Hause wären, verlangten Beute; man habe alles in den Keller versteckt, und es fehle an Licht, um den Plünderern hinunter zu leuchten. Nachdem der Student mit seiner brennenden Kerze wieder zurückgeklettert, öffnete der Vater die beiden

Fallthüren am Brunnen und befestigte sie nach unserer Seite zu, so daß dieser Paß nicht mehr benutzt werden konnte; denn er besorgte, die Nachbarn möchten die in ihrem Hause fürchterlich tobenden, fluchenden, und unaufhörlich nach Beute rufenden Soldaten aus großer Angst zu uns herüberweisen. Wir verhielten uns in unserer Kammer mäuschenstill. Nach einer Weile schlich der Vater sich wieder ins Vorderhaus, um zu sehen, wie es dort hergehe; aber alsbald wurde ein Trupp Plünderer seiner ansichtig und stürzte mit großem Geschrei auf ihn zu. Dies hörte die Mutter, lief auch hervor und wir Kinder folgten ihr. Es waren 7 Soldaten; alle hatten brennende Lunten, redeten eine fremde Sprache und wir entnahmen bloß aus ihren Geberden, daß sie Geld haben wollten. Die Entschuldigung des Vaters, daß uns bereits alles genommen sei, verstanden sie nicht, schossen zweimal im Flur nach ihm, die Kugeln fuhren aber in die Wand, ohne denselben zu treffen. Indem sich die Eltern nun in die Stube retiriren wollten, hieb einer mit seiner Hellebarte nach dem Vater, verfehlte ihn aber zum Glück ebenfalls. Als der Vater endlich den Officier lateinisch anredete und ihm, da er kein Geld mehr habe, Kleider, Leinwand, Zinn &c. anbot, wurden sie etwas ruhiger. Der Officier verlangte aber Geld; bekomme er dies, dann wolle er die Soldaten alsbald wegführen. Da besann sich die Mutter auf ein Kästchen, in welchen Perlen &c., auch das uns Kindern gehörige Pathengeld, führte den Officier hinauf, gab ihm dasselbe und bat ihn zugleich, uns gegen ein Lösegeld aus der Stadt zu helfen. Allein er wollte nichts davon hören, fluchte gewaltig, nahm den besten Mantel des Vaters, welchen dieser nur bei feierlichen Gelegenheiten trug, hing sich denselben um und ging davon. Wir suchten unser Versteck in dem Kämmerchen wieder auf. Die Soldaten aber, nachdem sie dem Frühstück weidlich zugesprochen, liefen noch fast eine halbe Stunde im Hause umher, schlugen alles auf und suchten nach Beute; jedoch kam keiner in den Stall. Als es etwa um 9 Uhr wieder ein wenig still ward, sagte der Vater, nun wollten wir uns erst recht verstecken, und zwar auf dem alten, wie ein Taubenschlag eingerichteten und finstern Boden, wo wir aber sämmtlich hätten verbrennen müssen, wenn wir daselbst geblieben und nicht von Gott, den wir nicht genug dafür preisen können, wunderbar hervorgezogen wären. Unsere gewesene, an einen Nadler verheira-

thete Magd hatte ihre Zuflucht zu uns genommen, da sie ihren Mann, welcher die Wache an der Lakenmacherpforte gehabt, verloren gab, und sich mit uns in die Kammer versteckt. Sie blieb, als wir letztere verließen, noch zurück, um erst einen Korb, worin ihre Habe, dort sicher zu verbergen. Als sie damit fertig, nun über den Hof lief, ward ein Soldat ihrer ansichtig und schrie ihr sein: Halt, Halt! zu. Sie aber floh die Treppen hinan und zu uns auf den Boden. „Ach, Anna," rief ihr der Vater entgegen, „du wirst mir gewiß die Soldaten hieher ziehen!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so drang auch schon der Verfolger mit seinen Spitzhammer auf ihn los. Die Mutter eilte laut schreiend herbei und wir Kinder alle umringten den Soldaten, und flehten ihn an, des Vaters zu schonen. Mein vierter Bruder, Christian, der kaum laufen und lallen konnte, rief in seiner Herzenangst: „Ach, laßt nur den Vater leben, ich will euch auch gern meinen Dreier geben, den ich am Sonntag bekommen." Unser Flehn, und namentlich die Worte des kleinen Bruders rührten den Soldaten. Er sah uns freundlich an und sagte: „Ei, das sind ja feine Büble!" (Er war ein Nürnberger.) Darauf sprach er zum Vater: „Willst du mit den Kindern zur Stadt hinaus, so gehe alsobald fort; denn die Croaten kommen in einer Stunde herein und da würdest du mit den deinigen schwerlich am Leben bleiben. Ja, — fuhr er nach einigem Besinnen fort — ich habe noch keine Beute gemacht. Ich will dich wohl hinausführen, aber ich muß erst Beute machen." Wir fielen ihm zu Füßen und baten ihn, uns doch nur mitzunehmen, wir wollten ihm 200 Thaler geben, wenn er uns nach Gommern brächte. Er blieb dabei, er müsse erst Beute machen, vermaß sich aber hoch und theuer, wenn er ein baar Häuser ausgesucht habe, wird er zukommen um uns abzuholen. „Wenn ihr denn so sehr auf Beute besteht," sprach die Nadlerin, „ich will euch Geld und Kleider von meinem Manne geben; führt uns nur aus der Stadt." Er nahm dies Erbieten an, und beide gingen. Wir zweifelten aber an ihrem Zurückkommen, befahlen uns Gott und krochen wieder unter das Dach. Da hörten wir erst, wie es in unserm und den anstoßenden Häusern zuging. Kisten und Kasten wurden aufgeschlagen, auch sahen wir durch die Ziegel, wie unsere armen Nachbarn geprügelt und gemartert wurden.

In der fürchterlichsten Todesangst verharreten wir eine gute halbe Stunde.

Indessen hatte der Soldat von der Nadlerin die versprochenen Sachen erhalten, auf sein Befragen von ihm gehört, wer der Vater sey, und sie unterschiedlichemale aufgefordert, ihn wieder in das Haus zu führen, wo die kleinen Büble wären. Ganz wider unser Vermuthen kommen jetzt beide zurück, und der Soldat rief im Hofe nach den Boden hinauf: „Herr Ober-Stadtschreiber, kommt herunter!“ Diese Worte drangen dem Vater wie ein Dolchstich in das Herz; er glaubte sich verrathen und rief mit Thränen: „Ach, daß es Gott erbarme, nun werden wir gewiß verloren sein!“ Er und die Mutter segneten einander und meinten, wir würden nun entweder sterben oder doch eins von dem andern kommen. In großer Angst und Todesfurcht gingen wir hinunter; als wir aber in den Hof traten, fanden wir unsern Kriegsmann mit der Magd. Das ganze Haus war voll Soldaten und Pferde. Etliche von den erstern wollten stracks auf den Vater los; der Nürnberger aber nahm sich unserer an, sagte, wir wären seine Gefangene, und ließ uns nicht antasten. Wir packten hierauf einige wenige gerettete Trümmer von unserer Habe in einen Korb, den die Mutter trug, legten zwei Brode darüber und machten uns dann, es war gegen 10 Uhr, auf den Weg. Wir Kinder gingen paarweise hinter den Soldaten her; unsere Eltern, die Nadlerin und unsere Magd, die kleinste Schwester in ihrem Bettchen auf dem Arme tragend, folgten. Um ungehinderter fortzukommen, trug der Vater die Muskete unsers Retters und sah in seinem Aufzuge einem Soldaten nicht so gar unähnlich. So gingen wir durch die Straßen und mußten oft in großen Gedränge über ganze Haufen von todten Körpern hinwegsteigen. Aus dem Giebel eines Hauses ward vor unsern Augen ein Bauer herabgeworfen, der mit heißem Wasser verbrannt war, gewaltig rauchte, sich auf dem Pflaster herumwälzte und erbärmlich schrie. In einem auf der Gasse stehenden Braubottiche voll Wasser sahen wir etliche Frauenzimmer, die, ganz entblößt, mit dem Kopfe hineingestürzt und ersäuft waren, aber mit dem halben Leibe und den Beinen heraushingen. Unser Führer trat endlich in ein Haus und wir folgten ihm. Er müße, sagte er, uns Kindern etwas zu essen und zu trinken holen, denn bis zum Lager sei es sehr weit und wir könnten sonst nicht aus-

dauern. Darauf langte er aus dem Rauchfange Würste und Speckseiten herab und schlug dieselbigen in einen türkischen Teppich. Unterdessen aßen wir Kinder von dem mitgenommenen Brode. Um uns sammelten sich etliche zwanzig kleine Kinder, die von der Mutter auch Brot verlangten und es erhielten. Der Soldat lief auch in den Keller, holte einen Eimer Bier herauf und labte uns mit einem Trunke. Dann gings weiter. Endlich war die Pforte erreicht, durch welche die Croaten eben einritten, und neben uns alles niederhieben, wir stiegen den Wall hinunter und kamen in das Lager, wo der Soldat uns in sein Zelt führte. Die Frau desselben, auch aus Nürnberg, empfing uns nicht sehr freundlich. „Was, den Teufel bringst Du?" sagte sie zu ihrem Manne; „Du bringst die Hütte voll Kinder! Ich dachte Du brächtest Beute." Er beruhigte sie mit den Worten, „er habe die Büble müßen herausführen; Gott werde ihm schon Beute bescheren;" und damit warf er den Teppich mit den Speckseiten ab. Wir setzten uns, sehr erfreut, nun ein wenig Sicherheit und Schutz zu haben. Die Frau, welche für die Officiere des Regiments kochte, gab sich endlich auch zufrieden; denn die Mutter ging derselben bei ihrem Geschäfte zur Hand und half ihr die drei Tage, welche wir in der Hütte des Soldaten zubrachten, so fleißig, daß sie ganz wieder ausgesöhnt wurde. In der Nacht gegen eilf Uhr führte uns der Vater hinaus und zeigte uns, zur unvergeßlichen Erinnerung daran, das in Flammen stehende Magdeburg. Es war im Lager, welches doch ziemlich weit entfernt, von der großen Feuergluth so hell, daß man einen Brief lesen konnte.

Des andern Tages, den eilften Mai, ging der Soldat mit seiner Frau in die Stadt, um Beute zu holen. Die Mutter wartete indessen das Kind beider und besorgte die Küche; wir aber blieben in der Hütte, denn der Vater wollte nicht gern erkannt sein, sahen aber von dort aus viele Magdeburger, Männer uud Frauen, an Stricken als Gefangene durchs Lager führen, und priesen uns glücklich, wenigstens frei herumgehen zu können. In der Abwesenheit unsers Wirths kam ein Soldat in die Hütte, um jenen zu sprechen. Er hatte große Beute gemacht und alle Finger mit den kostbarsten Ringen besteckt. Als er die Mutter weinen sah, und von ihr hörte, daß sie nicht einmal so viel behalten habe, uns durstenden Kindern einen Trunk Bier zu kaufen, so schenkte er ihr anderhalb Thaler,

um dafür Getränk zu holen. Gegen Abend kehrte unser Soldat mit seiner Frau zurück, und sie brachten schönes Geschmeide, Gold und köstliches Leinengeräth mit sich. Er war darüber sehr vergnügt, meinte Gott habe ihm Alles deswegen beschert, weil er die kleinen Büble hätte herausgeführt, und verwies es noch seiner Frau, daß sie gestern darüber unwillig gewesen. Er war ein mildherziger, gottesfürchtiger Mensch. Der Herr vergelte ihm ewig, was er an uns gethan! Wir werden der Wohlthaten, die er uns erwiesen, nie vergessen und sie noch am jüngsten Tage zu rühmen wissen. — Am 13. Mai fuhr die Friesische Familie auf einem Leiterwagen nach Wolmirstedt. Ihr Retter verzichtete auf jede Belohnung von ihrer Seite; der Himmel, sagte er, habe ihm genug beschert. Seine Frau nahm nach vielem Bitten zwei sielberne Löffel an, welche Frieses Gattin noch zu Hause eingesteckt hatte und ihr als Andenken verehrte. Von Wolmirstedt ging die Reise zunächst, am 15. Mai nach Halberstadt, wo die Geretteten Sicherheit und Unterstützung fanden, später kam Friese nach Altenburg als Amtsschösser, dort starb er auch.

V.

Tilly's Bericht über Magdeburgs Einnahme an den Kurfürsten Max I. von Bayern. Datum Westerhausen den 21. Mai 1631.

Durchlauchtigster Herzog, gnedigster Chur-Fürst und Herr! ꝛc.

Euer Churfrhl. Dchl. hab ich hiebevor zur verschiedenen mahlen in vndertheinigsten gehorsamb berichtet, auß waß bewegenden vnnd erheblichen vrsachen die vnvermeidentliche höchste notdurfft erfordere, die befangene Magdeburgische Expedition Zue proseguyren vnnd soviel möglich dahin Zue trachten wie diese Statt zum gehorsams Zue pringen. Vnnd weillen nun selbige biß hierzue in Ihrer rebellion vnd halsstärrigkeit beharrlich perseveriret, vnangesehen ich solche, wie auf Marggraff Christian Wilhelm zue Brandenburg in nammen Ihrer Khayl. mayt. zue vnderschiedenlichen mahle ganz beweg: vnnd instendiglich erinnert vnnd vermahnet, sich dem schuldigen gehorsamb gepürenden massen zue submittyren, gestallten ich auch vber dieses beede Herrn Churfürsten Zue Sachsen vnd Brandenburg

zum instendigsten ersucht vnnd erinnert, dz Sye Ihnen belieben lassen wolten, Ihre Churfrl. hohe authoritet hiebei zu interponyren, vnd sie zum schuldigen gehorsamb zu vermahnen vnd anzuweissen, welches alles aber bey Ihnen nichts verfangen wölle, So hat man darauf anderst nit gekhöndt, alß den gepurenden Ernst gegen Ihnen Füer Zunemmen vnd Zue gepranchen, vnnd hat man sich der Statt von Tag Zue Tag je Lenger je mehr genächert, vnnd endlich wie wol mit schwärer miehe vnd arbeith approchyrt, biß man sich in deß Feindes wähle an die Statt Maueren eingegraben vnd logiert, Vnnd ist hervber fuerters einhelliglich für gueth befunden worden, die Reg.ter in beraitschafft Zuehalten vnd zum Sturm Zuerichten, vnd an vnderschiedlichen ohrten anzulauffen, wie dan solches an gestern den 20. dieses geschechen, Vnd ist darauf die Statt durch Göttlichen Beystandt Inner weniger Zeit ohne sonderbahren verlust dieser seits Soldatesca mit Stürmender handt glückhlich erobert worden, darauf hat sich aber ein grosses vnglückh zuegetragen, indeme vnder währendem Sturmb in der Statt Ein grosse Feuersbrunst, so der Feindt wegen deß hien vnd wieder eingelegten Pulvers, Zue dem intent, wie der gefangenen aussag ins gemein verlautet, dz dem vnsrigen solche nit Zue gueten Khomme, mit vleiß vnd* ex malitia verursachet, entstanden, welche bey solchem tumult vnnd bey dieser grossen Hitz Khein möglichkeit Zue löschen gewesen, also dß Sye so weith vmb sich gefressen, dz die ganze Statt, außgenommen deß hohen Dohmbstüffts vnd etzlich weniger Heussern in die Aschen gelegt worden. Gedachter Margrave Christian Wilhelm ist durch einen schuß verletzt vnd gefangen; Der Schwedische hoffmarschalckh aber, Dieterich von Falkenberg, welcher an seiten deß Khönigs, dz Commando vnd Directorium gefüehrt, Todt geplieben, andere Obristen, Ritmeister, Haubtleuthe vnnd officiere, sowol Schwedische als der Statt sambt Gemeinen Soldaten vnd viellen Burgern, so nit vmb Khommen, seindt ebenmessig gefangen.

Vnd ob ich mir wol keine andere gedancken gemacht, vnd gewiß dafür gehalten gehabt, dan es wurde der König in Schweden diese Statt entsetzen, wie Er dan sich mit seiner armada Zu diesem vorgehabten gewisen intent vnd succurs eine Zeit lang in der Markh Brandenburg zwischen Sarmundt vnd der Statt alten Brandenburg (welche Statt ich Ein geraume Zeit zuvor auß gewißen vnd bewe-

genden Ursachen Delogyrt vnd verlassen) fermiret vnd annoch der ohrts logieret, so ist es doch nit beschechen, vnd inmitelß vnsrer seits mit aller macht vf die Statt getrungen worden.

Vnnd wie wohl auch Vnnser Herr Vnnß hatt dises glückh gegeben, So ist doch dem gemainen Wesen dardurch noch nit geholffen, Vnd hat gefahr khein end, vnd dahero weiln die Protestierende Stend sich vber dises sonnder Zweifel in desto störckhere verfassung stellen werden, die hoche notturfft vmb sovil mehr erfordert, dz sich die Cathol. Bundt Stende in nothwendige vnd eilende Verfassung Stellen. Derowegen mein abermahliges vnderthenigstes anlangen, ersuchen vnd pitten, Eur Chrfrl. Drchl. geruhen Jhro gdist. gefallen Zue lassen wie die Werbungen in möglichister eil befürdert vnd darnebens alle vbrige erforderte heilsame Requisiten vnd mittel bey getrachtet werden. Welches Euer Churfrhl. Drchl. ich für diessmahl gehorsambst vnberichtt nit lassen solten, dieselbe damit Göttlicher protection Zue allem Churfürstlichen wolergehen vnd Jhro zu beharrenden Genaden mich vnderthenigst wol bevehlendt, datum Westerhaussen den 21. May ao. 1631.

Eur Curfrhl. Drhl.

Vnderthenigst vnd gehorsambster

Diener

Johann Grave v. Tilly.

XII.

Magdeburg und der Westfälische Frieden.

Es könnte scheinen, als habe mit dem Untergang Magdeburgs unsere historische Darstellung ein natürliches Ende gefunden. Jedoch der wahre tragische Schluß ist noch nicht eingetreten. Ohngeachtet aller Verluste blieben noch immer viele Einwohner übrig, die sich wieder zu einer Gemeinde sammeln mochten, wie es denn auch wirklich geschah. Man wird begierig sein, zu vernehmen, wie die hochherzigen Bundesgenossen der Stadt für so theure Aufopferungen Ersatz leisteten, wie sie diesen gepriesenen Hort des evangelischen Glaubens für seine Ausdauer, durch welche allein es den Schweden möglich wurde, sich in Nordteutschland festzusetzen, in ehemaliger, ja in vermehrter Herrlichkeit wieder herstellten, als ein Denkmal edler Dankbarkeit für alle späteren Zeiten. — Doch die Ereignisse nehmen eine etwas andere Richtung und man wird den wahren Schluß vielleicht noch tragischer finden, als die Zerstörung selbst. Nur vergleichbar etwa mit dem Ausgange, welchen für die teutsche Nation jenes politische Gespinst der Ausländer nahm, dessen Grundlinien wir bisher verfolgten.

Als die erste Kunde von der Zerstörung Magdeburgs sich verbreitete, erschütterte sie die Gemüther wie ein Blitzstrahl. Jubel bei den Katholiken über diese sichtbare Strafe des Himmels; Entsetzen bei den Protestanten über diesen Untergang in Blut und Brand. Der Herzog von Württemberg unterwarf sich dem Kaiser; auch die Ritterschaft von Franken und Schwaben versicherte diesem wiederholt ihre Treue; einzelne Reichsstädte trennten sich von dem Leipziger Bündniß; Churbrandenburg schwankte und begehrte Spandau von den Schweden zurück, weil Magdebnrg ja doch nicht mehr zu entsetzen sei. Nur Gustav Adolf verließ sich selbst nicht in dieser Lage.

so mißlich sie auch war. Wohl unterrichtet, wie sehr ihm die Protestanten jetzt mißtrauten, da er Magdeburg nicht rechtzeitig unterstützt hatte und wie geringen Eindruck das schon erwähnte Manifest machte, das sein Verfahren rechtfertigen sollte, griff er alsbald zum raschen Handeln. Sofort gibt er Spandau wirklich an Brandenburg zurück, zieht aber mit dem Heer vor Berlin und erzwingt das Bündniß mit dem Churfürsten, der ihm monatlich 30,000 Thaler zahlen soll (21. Juni). Nun muß der König sein Heer theilen, um sich den Rücken frei zu halten. Nur 12,000 Mann führt er nach Werben, an dem Zusammenfluß der Havel mit der Elbe. Dort in der günstigsten Lage befestigt er schnell ein Lager mit aller Kriegskenntniß und Erfahrung, deren er mächtig ist. Zwar entbehrt sein Heer der nothwendigen Zufuhr, fast nur vom Raube lebend, jedoch die Befestigungen widerstehen dem Versuche Tilly's, der mit Verlust auf Wollmirstädt sich zurückzieht und keinen Angriff mehr unternimmt, obgleich durch Fürstenberg verstärkt.

Die Entscheidung lag jetzt bei Chursachsen, das seine Truppen gut gerüstet und bis auf 18,000 Mann vermehrt hatte. Lange schwankte der Churfürst. Nach dem Falle Magdeburgs schrieb er an Bayern und Churköln, erinnerte an seine Treue zur Zeit der Noth und bat um Unterstützung bei seinem Friedenswerke. Der Churfürst Max erwiederte: Sachsen habe ganz Unrecht, sich über Undank zu beschweren, denn gerade das Leipziger Bündniß und die Bewaffnung der Protestanten, die seit Jahren stets nach dem Auslande schauten und jetzt Schweden unterstützten, hätte den Kaiser und die katholischen Stände zu stärkeren Rüstungen gezwungen. Sobald aber der erste Eindruck der Zerstörung Magdeburgs vorüber war, begannen am Hofe zu Dresden die alten Umtriebe wieder; besonders gefördert durch Arnim (Arnheim), jetzt in chursächsischen Diensten.

Tilly's Lage wurde bedenklicher von Woche zu Woche. Magdeburgs Wälle standen zwar noch, jedoch unermeßliche Vorräthe aller Art waren verbrannt und die wenigen Häuser boten keinen hinreichenden Schutz gegen das herannahende Herbstwetter. Weit umher war das Land schon während der Belagerung verwüstet und ausgesogen. Hart dem kaiserlichen Heere gegenüber, in einer fast unangreifbaren Stellung hielt sich der König, dem aus Schweden und andern Gegenden zahlreiche Verstärkungen zukamen; im Rücken die

feindlich gesinnten Herzoge von Weimar; dann der Landgraf von Hessen-Kassel, der sich mit aller Macht rüstete und die zweideutigen, protestantischen Stände Niedersachsens; endlich zur Seite das zweideutige Chursachsen.

Während nun aus Wien, wo man die Lage der Dinge bloß von dem politischen Standpunkte ansah, wiederholt Weisungen an Tilly kamen, mit Chursachsen sehr glimpflich zu verfahren, damit es keine Veranlassung erhalte, zu den Schweden zu fallen, antwortete dieses auf alle Versuche der kaiserlichen Gesandten zu Dresden, eine günstige Entscheidung von ihm zu erlangen, nur ausweichend. Endlich nahm der Oberfeldherr, der die Unmöglichkeit sah, seine Stellung länger zu behaupten, eine nachdrücklichere Sprache an; nicht einmal einen Waffenstillstand wollte er den Sachsen gewähren, da sie nur Zeit zu gewinnen suchten. Jetzt fand sich der Churfürst durch dieses Drängen und Drohen schwer beleidigt, und wie es bei schwachen, aber ehrgeizigen Gemüthern oftmals geschieht, daß die Hartnäckigkeit eine Zeit lang fast die Entschlossenheit ersetzt, Johann Georg antwortete entrüstet: „er werde der Gewalt entgegensetzen, was Recht, Natur und Herkommen lehrten und ihm sonst nicht in den Sinn gekommen wäre.“ Jetzt rückte Tilly, welchem von dem kaiserlichen Hofe freiere Hand gegeben worden war, vor das feste Leipzig (der Befehl des Churfürsten Max, vom 13. September, alle Behutsamkeit anzuwenden, kam zu spät). Chursachsen aber schloß mit dem König am 11. September den Bundesvertrag, wodurch es sich ganz in dessen Hand gab, und am 14. desselben Monats vereinigte es sein Heer mit dem schwedischen. Der Churfürst unfähig, die letzte Entscheidung ruhig abzuwarten, verlangte dringend nach der Schlacht. Tilly, welcher bereits Leipzig genommen hatte, vermochte in seiner mißlichen Lage, ohne starken Rückhalt, sie nicht zu verweigern. Am 17. September trafen die Heere bei Breitenfeld auf einander. Tilly schlägt die Sachsen leicht aus dem Felde, allein Pappenheims sieben Reiterangriffe auf die schwedischen Schwadronen, zwischen denen einzelne Haufen von Musketieren vertheilt sind, werden zurückgeworfen. An 14 Schweden tödtet er mit eigener Hand, jedoch den Sieg erringt er nicht. Tilly's großer combinirter Angriff auf das schwedische Fußvolk kömmt zu spät und mißlingt. Nur fünf kaiserliche Regimenter kämpfen fort, bis sie auf 600 Mann zusammengeschmolzen. In deren Mitte zieht sich der

alte Oberfeldherr zurück und die Schlacht ist für ihn verloren. Mit dem Reste der flüchtenden Truppen zieht sich Tilly und Pappenheim nach Niedersachsen und Westfalen zurück; — nur Magdeburg bleibt besetzt. Dem siegreichen Könige stehen die Erbländer und das Reich offen.

Man hat oftmals gefragt, was für Gründe Gustav Adolf zu dem auffallenden Entschlusse bestimmten, den er sofort faßte. Der König theilte nämlich das Heer. Die Sachsen unter Arnim sollten die kaiserlichen Erblande bedrohen und zunächst in Böhmen einfallen; er selbst behielt sich den Angriff auf das Reich vor, mit dem er, seinem ersten Manifest gemäß, im Frieden stand. Nur die Unterstützung, welche die Liga dem Kaiser gewährte, konnte wohl einen Vorwand gewähren, sie anzugreifen, gewiß aber nicht, um protestantische Reichsstädte an sich zu ziehen, oder sonst Stücke vom Reich an sich zu reißen. — Chursachsen, sagt man, sollte in Schlesien und Böhmen, seinen früheren Verbindungen gemäß, die Trümmer der protestantischen Partei um sich sammeln; oder: es sollte durch diesen Angriff mit dem kaiserlichen Hofe sich so verfeinden, daß jede fernere Aussöhnung unmöglich wurde; während Gustav Adolf, welcher die Schwierigkeit, in den Erblanden vorzudringen, recht wohl erwog, die Priesterländer zu überfallen gedachte, wo reiche Beute zu holen blieb. Jedoch war dieses Unternehmen nicht so sicher, wie vielleicht scheinen mochte. Denn Tilly's Heer hatte nicht aus Gesindel, sondern großentheils aus alten Soldaten bestanden, die aus der Flucht sich wieder sammeln und der Ermüdung wie dem Hunger trotzen konnten. Ueberdieß vermochte sich Tilly leicht aus den kaiserlichen Besatzungen in Niedersachsen 2c. zu verstärken und dann den Rücken der Schweden und deren Verbindungen mit dem Norden zu bedrohen. — Nur mit den tiefen politischen Entwürfen des Königs und dessen Unterhandlungen mit Frankreich, von denen wir sogleich weiter zu reden haben, läßt sich sein Beginnen erklären.

Zunächst müssen wir wieder an Richelieu erinnern, der, seit dem 21. November 1629 erster Staatsminister, Frankreich fast absolut beherrschte. Den kinderlosen König Ludwig XIII., beschränkten Verstandes, eitel und ohne Thatkraft, hielt er in seiner Hand. Mit Rochelles (28. Oktober 1628) war die letzte Burg der Hugenotten gefallen. Die alten Rechte der Provinzen hatte er untergraben, die

Parlamente gedemüthigt, die Kraft des hohen Feudaladels gebrochen. Zwar dauerten die Intriguen der Königin Mutter und der Prinzen von Geblüt, besonders des eiteln Königsbruders, Gaston von Orleans noch fort, jedoch mit der Unterdrückung der Protestanten in Frankreich hatten sie ihr bestes Werkzeug verloren. Die alten Pläne gegen das übermächtige Haus Habsburg, von denen schon mehrfach die Rede, konnten jetzt mit Nachdruck verfolgt werden, besonders seitdem es gelungen war, den kriegerischen König von Schweden gegen das Kaiserhaus zu bewaffnen. Jedoch schon bei den ersten Unterhandlungen konnte der Cardinal erkennen, daß Gustav Adolf durchaus nicht gewillt sei, sich von Frankreich als bezahlten willenlosen Partisanen gebrauchen zu lassen. Richelieu ließ sich dadurch nicht irren. Sondern höchst schlau, wie er war, ausdauernd, trugvoll und erfindungsreich, führte er sein fast unsichtbares Gespinnste fort. Das Haus Habsburg sollte geschwächt; ein Gränzland des Reichs abgerissen werden, um stets die Hand in den teutschen Händeln zu behalten, und dennoch die katholische Kirche unbeschädigt bleiben. Die Mittel waren dem Plane gemäß: Rundreisen von verschmitzten, gewandten Diplomaten zur Bearbeitung der Fürstenhöfe und der Reichsstädte: Aufspüren und Erkaufen von verrätherischen Abenteurern; falsche Versprechungen; dürftige Geldspenden an schwankende Bundesgenossen; Anwerben von Söldlingen in Teutschland selbst; drohendes Aufstellen von Heeren mit dem Schwert in der Scheide; und dergleichen Dinge mehr, unter denen das sorgfältige Zusammenhalten der Feinde Oesterreichs noch das anständigste blieb. Erst späterhin, wie das ganze schlau ersonnene Unternehmen zu zerfallen drohte, wie der gesunde teutsche Sinn wieder zu erwachen und sich zu ermannen begann, sah auch Frankreich sich gezwungen, das Blut seiner Söhne zu verwenden.

Jedoch in einem Falle handelte Richelieu mit mehr Nachdruck: gegen Lotharingen. Der Herzog dieses Landes war damals noch teutscher Reichsfürst, als Herzog von Bar aber Lehensträger der Krone Frankreich. Nach dem Tode Herzogs Heinrich (1624) hatte Karl, der Sohn seines jüngern Bruders dessen Tochter Nicolette geheirathet und war dadurch zu dem unbestreitbaren Besitze des Landes gekommen. Karl, zugleich der Neffe des Churfürsten Max von Bayern, gut kaiserlich gesinnt, jedoch vermöge der Verbindung mit Gaston in die Hofintriguen Frankreichs stets verwickelt; selbst leichtsinnig, aber

ritterlicher Art, hatte sich dem Cardinal höchst verfeindet. Dagegen ersah sich dieser Lotharingen als die Schwelle aus, von der sich Elsaß gewinnen und der Eintritt in das Reich offen halten ließ, ohne doch den Krieg gegen dasselbe zu erklären. Jahre lang sehen wir während des dreißigjährigen Kriegs den Herzog, bald Ränke gegen Ludwig XIII. versuchend, bald ihm schmachvoll sich unterwerfend; bald als Flüchtling sich bergend, bald mit den Waffen in der Hand einen Theil seines Gebietes behauptend; während am Ende doch nur seine Unternehmungen von dem Cardinal klug zu dessen besondern Zwecken benützt werden.

Am 13. Januar 1631 trug Pater Joseph, wie schon gesagt, des Cardinals rechte Hand, im Rathe des Königs die politischen Grundsätze vor, nach welchen aus der gegenwärtigen Lage Teutschlands Vortheil zu ziehen sei. Es müsse dahin gestrebt werden, daß sowohl die katholischen als protestantischen Stände des Reichs den König von Frankreich als ihren natürlichen Schutzherrn gegen die Herrschsucht Oesterreichs ansähen. Um dieses zu erreichen, müsse sich Frankreich des Vermittleramtes zwischen den beiden Glaubensparteien bemächtigen und einerseits die Hetzereien Spaniens ausschließen, als die Verbindung zwischen der Liga und dem Kaiser trennen, damit sie nicht zum Verderben der Protestanten gereiche. Als Vermittler ferner solle Frankreich den Frieden in Teutschland so lange hinausziehen, bis es ein Unterpfand für fernere Ruhe gewonnen habe (d. h. wohl ein Reichsland, welches den Einfall in das Reich stets offen hielt). Endlich müsse man beide Parteien des Beistandes gegen Oesterreich versichern und sie zum Krieg durch Geldspenden und andere Mittel unterstützen. — Das war der kaltberechnete Plan, welcher das Reich verderben sollte und der schon in dem genannten Vertrag von Bärwalde zu Grunde lag.

Zunächst kam es bei dem Fortgang des Kriegs darauf an, das Interesse der Liga von dem des Kaisers zu trennen. Wie ein ähnlicher Versuch auf dem Churfürstentag zu Regensburg gelungen war, was die Abdankung Wallensteins zur Folge hatte, sahen wir bereits. Gemeinsam war es den Reichsfürsten, Ferdinand II. genau zu beobachten, da man von ihm erwarten dürfte, daß er das alte Kaiserthum wieder herzustellen unternähme. Bayern aber hatte noch besondere Gründe, auf seiner Hut zu sein. War doch dieses schöne,

von einem tapfern Volksstamm bewohnte Gebiet fast auf drei Seiten von Oesterreich schon umschlossen; allein der Verbindung mit Vorderösterreich im Wege stehend und das Heranziehen so mancherlei kleiner Herrschaften zu den Erblanden und deren Ausdehnung bis über den Rhein verhindernd. Hat man doch auch in spätern Jahren wahrgenommen, wie politische Gründe dieser Art sich immer wieder geltend machen; etwa wie ein Unkraut im guten Fruchtboden. Dann hatte Max sich vor den heimlichen Ränken zu wahren, wodurch Spanien ihm den Churhut und den Besitz der Pfalz entziehen wollte, wahrscheinlich, um ihn nicht zu mächtig werden zu lassen. Auch jene früheren Versuche Oesterreichs, dem Churfürsten den Oberbefehl über die Kriegsmacht der Liga theilweise zu entziehen, mußten dessen Mißtrauen vermehren. Am wenigsten aber wollte er sein gutes Kriegsheer, von seinem Lande mit so vielen Opfern aufgebracht, mit so vieler Sorgfalt geschaffen und gerüstet, das Erzeugniß seiner trefflichen Staatswirthschaft, im speciell österreichischen Dienste gegen aufrührerische Ungarn oder wilde Türken verwenden lassen.

Nach langen Unterhandlungen gedieh es wirklich zu dem Abschluß eines Bündnisses zwischen Frankreich und Bayern (am 30. Mai 1631), in welchem beide Mächte sich eine bestimmte gegenseitige Unterstützung zusagten, — (wobei Bayern nur Kriegsleistung gegen den Kaiser ausnahm, — diesem aber Frankreich den Besitz des Churhuts garantirte. Die Drohung Frankreichs, daß, wenn Bayern den Abschluß verweigere, es die alten Verbindungen mit den evangelischen Fürsten wieder aufsuchen müsse, beschleunigte denselben am meisten. Nun konnte Richelieu einen Schritt weiter thun: zwischen der Krone Schweden und dem Churfürsten Bayern einen Neutralitätsvertrag zu vermitteln, wobei sämmtlichen Gliedern der Liga der Eintritt vorbehalten blieb. — Gelang dieses, so erreichte der Cardinal zwei Zwecke auf einmal: 1) Oesterreich wurde so vereinzelt, daß es dem Angriffe der Schweden und der Diplomatie Frankreichs nicht auf die Dauer widerstehen konnte; 2) dem Schweden wurde es benommen, sich in den Besitz der geistlichen (ligistischen) Fürstenthümer zu setzen und sich an der Kirchen- und Klosterbeute zu bereichern. Gustav Adolf aber gewahrte leicht diese Schlinge, und wie er sie zu umgehen wußte, ohne geradezu den Vertrag zu verweigern, werden wir noch im Verlaufe sehen.

Nach dem Siege bei Breitenfeld begannen die Pläne des Königs

sich zu erweitern und sichtbar einen höheren Flug zu nehmen. Hielt er sich jetzt in der That für den von Oben gesendeten Vertheidiger des Evangelium und der teutschen Freiheit, wovon sein Landungsmanifest noch nichts erwähnt? — Die Acclamationen der begeisterten protestantischen Prediger ließ er sich allerdings gefallen, sprach auch selbst zur gelegenen Zeit äußerst fromm; doch an andern Orten bewahrte er nicht einmal den Schein einer solchen Stellung (man erinnere sich an sein freundliches Verhältniß zu den Jesuiten in München). — Oder glaubte Gustav Adolf wenigstens an eine höhere Bestimmung, an eine göttliche Leitung, um unerhörte Dinge auszuführen, eben so heilbringend für Schweden, als für das zerrüttete Teutschland, und zugleich seiner eigenen Größe zuträglich?" — (Gedanken, wie sie vielleicht auch Napoleon I. vorschwebten, als er seinen großen Feldzug nach Rußland unternahm.) — Oder war es nur kalte, kluge Berechnung, daß Gustav Adolf Kaiser oder König eines protestantischen Staats innerhalb Teutschlands zu werden trachtete, wozu ihm das Protektorat über die protestantischen Stände, das er mit aller Macht anstrebte, und die Dotationen an den schwedischen und teutschen Adel, welche er aus geistlichen Besitzungen so freigebig ausspendete, nur den Weg bahnen sollten? — Oder griff er gar die alten Pläne König Heinrichs IV. von Frankreich wieder auf, in der Mitte Europa's eine große, allbeherrschende Monarchie zu errichten, worauf manche Thatsachen aus den letzten Monaten seines Lebens hinweisen? — Alles dieses bleibt ungewiß. Niemand vermag in die Tiefen eines schweigsamen Gemüths einzudringen und mit Sicherheit zu errathen, wie ungewöhnliche Erfolge die früheren Entwürfe umgestalten und neue, herrschende Gedanken emporkommen. Dem König war es nicht gestattet, am Ende seiner glänzenden Bahn Denkwürdigkeiten zu verfassen und sein inneres Leben, mit seinen Absichten, Zweifeln, bestimmenden Gründen den Menschen darzulegen. Gustav Adolfs Geheimniß verschied mit ihm auf dem Schlachtfelde zu Lützen. Nur einzelne Thatsachen können hier sprechen und diese wollen wir berühren, da sie für den Zusammenhang aller Begebenheiten, ja selbst für Magdeburgs Geschick von so großer Bedeutung sind.

Nach dem Siege bei Breitenfeld rückte Gustav Adolf in das Magdeburgische vor. Die Stadt war von dem Grafen von Mansfeld etwa mit 2000 Mann behauptet. Dagegen besetzte der König

Halle. Die Bürger mußten einen Revers ausstellen: „hinführo S. M. zu Schweden wider Ihre Feinde und sonst jedermänniglich, wer es auch sein möge, gehorchen, treu, hold und gewärtig seyn rc." Wogegen derselbe ihre Privilegien bestätigte. Fürst Ludwig von Anhalt, als Statthalter eingesetzt, nennt etwas später den König von Schweden als den rechtmäßigen, uneingeschränkten Herrn des Erzstifts Magdeburg. Vermöge eines königlichen Rescrips (3. Januar 1632) wurde auch in der That von dem Kanzler Stallmann (am 27. Februar 1632) die förmliche Huldigung in den Empfang genommen, durch welche sich die Bürger zu Halle, ohne Vorbehalt, als die getreuen, gehorsamen Unterthanen der Krone Schweden erklären. — Anfangs gedachte der König zwischen Elbe, Saale und Mulde sich festzusetzen, selbst aber seine Winterquartiere in Thüringen zu nehmen (s. das Schreiben desselben an den Reichskanzler, Halle vom 17. September a. St. bei Geijer III. p. 198).

Plötzlich aber ändert er seinen Plan und dringt nach Süden vor. (Wahrscheinlich weil er eben die Neutralitätsvorschläge Bayerns in der Tasche hatte, und von Tilly nichts besorgen durfte.) — Die damals mächtige Stadt Erfurt war fast in einer ähnlichen Lage wie Magdeburg früher. Zwar unter der Oberhoheit von Churmainz, genoß sie so bedeutende Privilegien, daß sie einer freien Reichsstadt fast gleich stand. Selbst die Ausbreitung der evangelischen Religion war nicht beschränkt. Kurze Unterhaudlungen öffneten dem Schwedenkönig die Thore der Stadt. Als Rath und Bürger gewahrten, daß derselbe aus Erfurt einen Hauptwaffenplatz zu machen und denselben mit einer schwedischen Besatzung zu versehen gedenke, fanden sie kein Behagen daran. Allein Gustav Adolf setzte ihnen das besser in einer halbstündigen Rede auseinander: „Ich bitte euch, sprach er, um der bluttriefenden Wunden unsers Herrn Jesu Christi willen, daß ihr dies hohe Werk, daran eure eigene, der Eurigen und eurer Nachkommen ewige und zeitliche Wohlfahrt gelegen ist, recht erwägen, mein Exempel euch vor Augen stellen und hieran das Eurige gleichfalls treulich und willig thun wollt, nicht zweifelnd, daß es Gott mit reichem Segen euch wieder vergelten wird." Rath und Bürger waren daran sehr erbaut, willigten in die Herstellung einer Accise zur Ernährung der schwedischen Besatzung, und versprachen durch einen Revers der Krone Schweden und dem Hause Sachsen treu und ge-

horsam zu sein. — Das Eichsfeld und sämmtliche weitere Besitzungen von Churmainz in Thüringen wurden gleichfalls von den Schweden in den Besitz genommen.

Nun wendete sich der König nach den schönen Franken, wo sich ihm die reichen geistlichen Besitzungen darboten. Bei Tag und bei Nacht — da bei Fackelschein — ging der Marsch über den Thüringer Wald nach dem Main zu. Die Festung Königshofen ergab sich nach einiger Vertheidigung (10. Okt. 1631). Die feste Reichsstadt Schweinfurt, in dem Kriege Albrechts, des wilden Markgrafen, so mannhaft vertheidigt, öffnete ihre Thore; mit voller Freude nahmen die Bürger den schwedischen König auf (am 12. Okt. 1631), wurden aber nicht blos mit blauem Dunste abgespeist, sondern erhielten namhafte Schenkungen von Würzburger Besitzungen.[1] Schon am 14. Okt. erschien eine schwedische Schaar vor Würzburg, aus welchem der Fürstbischof Franz, die vornehmsten Beamten und ein Theil der Domherrn bereits entflohen war. Die Bürger bezeigten sich willig, die Waffen zu ergreifen, allein es fehlte durchaus an der Leitung zu einer tüchtigen Vertheidigung; die Drohungen des Königs, der mit dem Kriegsheer herangerückt war, wurden immer heftiger, und man übergab die Stadt am 15. Oktober. Der Erstürmung des Schlosses Marienberg am 18. Okt. ist schon gedacht. Nun ging es an eine fast unglaubliche, systematische Ausbeutung der reichen Stadt, und des umliegenden fruchtbaren Landes. Der König selbst erhob große Summen als Brandschatzung unmittelbar von den Bürgern. Dabei wurden die vom Lande hereingeflüchteten Reichthümer der Privaten, die aufgespürten Schätze wie die großen Vorräthe der Stifter und Klöster,[2] die Güter der ausgewanderten Bürger, wurden als gute Beute erklärt. Selbst Klosterfrauen mußten schweres Lösegeld bezahlen. Um nur baares Geld zu erhalten, verschleuderte man im

[1] Die schwedischen Schenkungen an Schweinfurt s. Scharold p. 178. Auch an Complimenten ließ es der König nicht fehlen. So schrieb er, als späterhin Tilly heranzuziehen drohte, an die Reichsstadt: „übrigens brauche er solche verständige und weltweise Leute, wie die Schweinfurter, welche das Wunder Gottes an ihnen bereits genugsam erfahren, nicht viel zu ermuntern. Th. Europ. II. p. 607.

[2] Nur das Juliushospital, schon zur Plünderung bestimmt, blieb verschont, als man dem König den Stiftungsbrief vorlegte. Der Fluch, mit dem der Bischof Julius den Verderber seiner Stiftung bedrohte, hatte ihn erschüttert.

Namen des Königs den köstlichsten Wein, von dem früher das Fuder nie unter 160 Reichsthaler galt, um 20 Reichsthaler. Die Nürnberger, denen Gustav Adolf ihre Schulden an Würzburg schenkte, sollen damals viel Wein eingehandelt haben. Natürlich blieben die Officiere, von den höchsten bis zu den geringsten in ihren schmählichen Erpressungen nicht zurück. Auch die gemeinen Soldaten ließen es sich wohl sein. Schwedische Bauernbursche, die daheim kaum Haferkuchen satt hatten, soffen jetzt den kostbarsten Wein aus ihren Blechhauben oder brockten Weißbrod ein. Noch niemals war es auf dem Markt zu Würzburg so wohlfeil zu kaufen, als damals, wo die Soldaten das Vieh und die Kornsäcke vertrödelten, das sie den Landleuten weggenommen hatten. Da galt ein Ochs 5, eine Kuh 3 Reichsthaler, ein Schaaf 10 bis 12 Kreuzer. Vor dem Dome aber standen vier offene Spieltische, wo unausgesetzt große Summen in Gold oder Silber gewagt wurden (die Einzelheiten s. bei Scharold a. a. O.).

Mit den geistlichen Gütern im Würzburger Lande erzeigte sich der König sehr freigebig, nicht nur gegen seine Oberofficiere, sondern auch gegen den hohen, protestantischen Adel Frankens, der sich das wohlgefallen ließ, [1] und dabei vergaß, wie oft er dem Kaiser Treue gelobt hatte. Da sich der Fürstbischof entfernt hatte, so nahm sich Gustav Adolf des „verwaisten" Volkes nothgedrungen an, setzte eine Landesregierung ein, erklärte Würzburg und das Herzogthum Franken, als im Krieg erobert, für sein Eigenthum und befahl (unter dem 26. Oktober) die Erbhuldigung bis auf weitere Anweisung, [2] welche dann auch geleistet ward. — Wo die Kirchen und Kapellen nicht

[1] Da war ein gar freigebiges Vertheilen der Klöster und Klostergüter. Die Abtei Bildhausen nebst dem Amte Trimberg erhielten die Grafen von Solms; die Frauenklöster Marienburghausen und Wechterswinkel der schwed. Oberst Axel Lily; die Karthäuserklöster Astheim, Ilmbach, Tückelhausen andere schwed. Officiere; die Klöster Holzkirchen, Brumbach, Triefenstein, Grimau und viele andere Besitzungen die Grafen Löwenstein-Wertheim protestantischer Linie; das Stift Elwangen, die Abtei Schönthal, das Frauenkloster Schestersheim der Graf Kraft von Hohenlohe; das Stift Komburg der Obrist Scaralytzgi; das Kloster Schlüchtern der Graf von Hanau. Vgl. Scharold p. 112.

[2] Wie Gustav Adolf die Souveränsrechte handhabte zeigte sich bei Mergentheim. Als Horn diesen Sitz des Teutschmeisters genommen hatte, erklärte sich der König für den rechtmäßigen Besitzer aller Häuser des Ordens.

gerade in Pferdeställe und Schlachthäuser verwandelt waren, blieb der katholische Gottesdienst in der Stadt nicht unterbrochen. Nur der Dom und die Kirche von Neumünster waren geschlossen.

Nachdem sich die Schweden nach allen Richtungen in Franken ausgebreitet hatten (Rotenburg und Wertheim genommen), und viel frisches Volk geworben war, wobei sich manche adliche Herrn in Franken gar thätig bewiesen;[1] begann das schwedische Heer Main abwärts zu gehen (25. Okt.). Am 19. November zog der König selbst ab nach dem Rhein, nach jenen Städten der alten, teutschen Herrlichkeit. Das Heer desselben bestand aus 7500 Mann zu Fuß und 4000 Reitern. Horn blieb mit 8000 Mann im Würzburgischen zurück. Am 24. Nov. wurde Miltenberg nach kurzem, vergeblichem Widerstand genommen und schändlich geplündert. Das feste Schloß Steinheim in Aschaffenburg fiel, Hanau war schon früher von dem Obristlieutenant Christoph Haubold überfallen worden (10. Nov.). Am 26. Nov. gestattete Frankfurt den Schweden freien Durchmarsch. Der eigentliche Vertrag des Königs mit der Reichsstadt fällt etwas später; beschränkt jedoch darauf, daß den Schweden allein und ausschließend der Durchmarsch gewährt, gegen alle Andern aber mit Waffengewalt vertheidigt werde. Gustav Adolf selbst zog am 27. Nov. a. St. von Sachsenhausen, über die Mainbrücke durch die Stadt. Alsbald nahm er Höchst, ließ dort eine Brücke über den Main schlagen und zog vor Mainz; wo der Landgraf Wilhelm von Hessen mit 14,000 Mann zu ihm stieß. Der Churfürst von Mainz hatte Zeit gehabt, sich zu rüsten und 2000 Spanier in die Stadt zu

[1] Welche Dankbarkeit dieser fränkische Adel von den Schweden erfuhr, ergibt sich aus einer Klageschrift, welche die sechs Orte der freien Ritterschaft in Franken unter dem 1. August 1632 bei dem Generaloberstlieutenant Sr. Maj. des Königs von Schweden einreichte: „Daß etliche lobelicher des heil. Reichs befreyten Ritterschaft in Franken Adeliche Mitglieder, besonders aus den beeden Orten Rön vnd Wehra vnd Baunach von des Generaloberstlieutenants vnterhabender Soldatesca nicht nur allein selbst, sondern auch ihre armen vnd zuvorhin bis auf den äußersten Grad ruinirten Unterthanen auf den öffentlichen Landstraßen angetastet, geplündert, von Hauß vnd Hof verjaget, sondern auch hin vnd wieder die Adelichen Häußer attaquiret, spoliert vnd gänzlich verderbet würden." — Uebrigens ist Solches gar nicht auffallend. Aber daß diese Vasallen Schwedens noch als freie fränkische Ritterschaft des Reichs gelten wollten, das ist wunderbar. Scharold p. 158.

nehmen. Cassel, der Brückenkopf wurde scharf vertheidigt, so daß die Belagerung hier keine Fortschritte machte. Daß die Schweden sich über den herrlichen Rheingau verbreiteten, welcher die gänzliche Plünderung mit 45,000 Reichsthalern abkaufen mußte, führte nicht weiter. Da setzte der König am 7. December bei Oppenheim über Rhein, nahm das Städtlein und erstürmte das Schloß, wo die Besatzung von 500 Spaniern niedergehauen ward. Sofort rückte er am 9. December vor Mainz, wo sich die Spanier eine zeitlang gut wehrten, zu schwach aber, die weitläuftigen und schlechten Festungswerke zu vertheidigen, am 13. Dec. vertragsmäßig abzogen und die Stadt übergaben. Der Churfürst war bereits nach Cöln geflüchtet. In Mainz wiederholten sich nun so ziemlich die Vorgänge zu Würzburg. Die Bürgerschaft mußte 80,000 Reichsthaler Brandschatzung entrichten; Juden und Geistliche wurden besonders abgeschätzt (die Summen erpreßte man zumeist durch die Drohung alle Kirchen und Klöster niederzureißen); sämmtliche Stifter und Klöster als Eigenthum der Krone Schweden erklärt; viele Gebäude abgebrochen und deren Materialien an Frankfurter und Hanauer verkauft. Auch war schon die Rede davon, den herrlichen Dom mit Pulver zu sprengen und an seiner Stelle eine Sternschanze anzulegen. Die kostbare Bibliothek, welche die Churfürsten gesammelt hatten, wurde, gleich der Würzburger, nach Schweden abgeführt. Von hier aus verbreiteten sich die Schweden rasch über die Pfalz, die schwachen spanischen Besatzungen überwältigend und das Gesindel des Lotharingers vertreibend. Auch das feste Mannheim ward durch Ueberfall genommen. — Wie einst die Römer in das überwaldete Teutschland auf einer breiten Heerstraße eindrangen, überall durch Anlegung von Castellen und Schanzen sich festsetzend, so war auch Gustav Adolf von der Elbe bis an den Rhein gezogen, seinen Weg durch eine Reihe von mächtigen Städten und starken Schlössern gedeckt. Mainz aber scheint zum Mittelpunkt des neuen Reichs bestimmt gewesen zu seyn. Das dort eingesetzte königlich schwedische Landhofgericht sollte in letzter Instanz bei allen Berufungen und Beschwerden von den Untergerichten aller eroberten teutschen Landschaften sprechen.

Nach der Schlacht bei Breitenfeld hatte Tilly seinen Rückzug nach Halberstadt genommen, welchen Pappenheim mit seinen Reitern

deckte. An der Leine (um den 23. September) sammelte er sein geschlagenes Heer. Seine verlornen Geschütze ersetzte er durch andere aus den festen Plätzen der Kaiserlichen. Zu Hörter zog er 5000 Mann neugeworbene ligistische Truppen an sich. Zu Fritzlar führten Altringer und die beiden Grafen Fugger und Merode ihm 12,000 Mann zu. [1]

Zu Fulda hielt er Musterung seines Heers als eben Gustav Adolf das Schloß Marienberg belagerte. Die Stimmen der Generale waren getheilt. Der bayerische Oberkriegscommissär Rupp, Altringer, Fugger wollten unmittelbar auf Würzburg losgehen, um jenes Schloß zu entsetzen, andere, unter diesen selbst Pappenheim, riethen zuvörderst sich mit dem Lotharinger zu verbinden. Herzog Karl nämlich führte 13,000 Mann, eigentlich gegen Frankreich geworben, über den Rhein heran, um die gemeinsam katholische Sache zu vertheidigen. Bei Aschaffenburg stieß er zu dem kaiserlichen Heere, dessen Stärke dadurch auf mehr denn 40,000 Mann gebracht war, als die Nachricht anlangte, daß auch das Schloß zu Würzburg in die Gewalt des Feinds gefallen sei. — Niemals befand sich Gustav Adolf in größerem Gedränge, als um jene Zeit: mochte Tilly nun gerade mit seinem weit überlegenen Heere auf Würzburg losgehen und eine Schlacht erzwingen, oder auf der Straße von Fulda über Eisenach nach der Elbe ziehen. Die Briefe des Königs an seine Generale (s. Geijer III. p. 200 ꝛc.), zeigen hinreichend dessen damalige Stimmung. Jedoch der kaiserliche Oberbefehlshaber zauderte und ergriff keine von den beiden Maßregeln, die so große Erfolge versprachen. — Der Grund dieses Verfahrens ist ein Geheimniß. Tilly, sagt man, hatte seine Entschlossenheit auf dem Schlachtfeld zu Breitenfeld verloren; sein Heer war ermüdet, abgerissen, durch langen Mangel und Seuchen aufgerieben. Gewiß ist es — obgleich häufig widersprochen — daß er geheime Weisungen des Churfürsten von Bayern zu befolgen hatte.

Herzog Karl brachte dem kaiserlichen Heere keine wesentliche Verstärkung. Schon auf dem Marsch hatte er durch Baudissin einen schweren Verlust (an 4000 Mann) erlitten. Seine zusammengeworbenen Söldnerschaaren, durch Krankheit und Mangel hart mitge-

[1] Die Zeitangaben über die Märsche Tilly's nach der Schlacht bei Breitenfeld bis er vor Nürnberg steht, weichen sehr von einander ab, und lassen sich nicht vereinigen.

nommen, verliefen sich. Nur den Rest führte er über den Rhein, durch Elsaß nach Lotharingen zurück, wo an dessen Gränzen bereits ein französisches Heer sich aufgestellt hatte. — Tilly zog von Miltenberg über die Tauberhöhen nach Lauda und von da nach Tauberbischofsheim; der König ihm gegenüber bei Ochsenfurt. Nachdem Tilly durch schwedische Ueberfälle einigen Nachtheil erlitten, sah er durch den gänzlichen Mangel an Nahrungsmitteln sich genöthigt, seine Stellung aufzugeben; rückte über Aub nach Rotenburg, dessen Bürger sich zu wehren gedachten, nahm es mit stürmender Hand; und zog dann über Windsheim durch das Ansbachische vor Nürnberg, vor dessen Mauern er am 13. November anlangte.

Nürnberg, groß geworden durch seine Treue gegen die Kaiser und deren Gnadenbeweise; reich durch den Gewerbsfleiß, den Handel, die Kunst seiner tüchtigen Bürger; mächtig durch seine Befestigungen, die Einwohnerzahl, das schöne Gebiet; Nürnberg, das Palladium des Reichs, war stark genug, um die ganze schwedische Macht in Franken abzuwehren und Südteutschland gegen den Reichsfeind zu decken. Niemals gab es hier eine Religionsverfolgung, welche einen Vorwand zum Abfall lieh. Manche gewaltsame Vorgänge bei der Kirchenreformation zu Nürnberg waren übersehen worden. Die Stadt war von den Kaisern bei mancher Gelegenheit, wo sie zur feindlichen Partei hielt — zuletzt noch als sie sich der Union anschloß, sehr nachsichtig behandelt worden. Dennoch waren auch hierher jene verderblichen Künste gedrungen, welche damals den Sinn der Teutschen verblendeten und verführten.

Bald nach der Schlacht bei Breitenfeld langte ein schwedischer Commissarius heimlich in Nürnberg an und begann sein Werk. Nach Würzburg sendete der Rath Deputirte, die von dem König sehr freundlich empfangen wurden. Es sind aus seiner Erwiederung Worte aufgezeichnet, die sehr merkwürdig sind, „da sie auf dessen geheime Absichten hindeuten. Von seinen Freunden, sprach er, wolle er nichts Anders als ihre Dankbarkeit; was er dem Feinde genommen, gedächte er zu behalten; der protestantische Bund müsse von den Katholiken sich trennen und mit einem erforderlichen Haupte versehen werden, besonders für den Krieg; mit dem Solde einiger Monate könne er sich nicht wie ein hergelaufener Soldat zufriedenstellen lassen; Land könne er ex jure belli (wie Hugo Grotius lehre, fordern; ob-

schon er dessen genug habe; Pommern könne er wegen der See nicht lassen, und wenn er etwas restituirte, so könnte er gleichwohl dieselben jura superioritatis fordern, die der Kaiser früher gehabt; die alte Reichsverfassung tauge nichts mehr." — Diese Worte sind sehr deutlich, wenn man sie nur verstehen will. — Die Nürnberger versicherten, daß sie kein besseres und gesegneteres subjectum zum Oberhaupt wüßten, als seine königliche Majestät selbst. (Vgl. Geijer III. p. 206). Das Bündniß mit Schweden wurde geschlossen.

Bei Tilly's Ankunft vor Nürnberg hielt es ein Graf Solms mit Söldnerhaufen besetzt, die er im Namen des Königs geworben, die Stadt hatte sich trefflich gerüstet und große Vorräthe aufgehäuft. Bei der Musterung der Mannschaft sollen sich an Bürgern, Gesellen und Andern über 18 Jahren, 30,000 Waffenfähige ergeben haben; (wahrscheinlich mit Einschluß der aus den umliegenden Nürnberger Städtchen und Flecken Hereingezogenen). Wie die kaiserlichen Heerhaufen heranrückten, feuerten die Geschütze der Städter lustig von den Thürmen und Basteien.

Tilly fand hier ein neues Magdeburg zu bezwingen. Jedoch die Verhältnisse hatten seit dessen Zerstörung sich sehr geändert. In einer gänzlich offenen Gegend, durch Nichts in einer angreifenden Stellung gedeckt, von erklärten oder heimlichen Feinden umgeben, durfte er nicht an die förmliche Belagerung einer so wohlgerüsteten Stadt denken, der in wenigen Tagmärschen ein siegreiches, schwedisches Heer zu Hülfe kommen konnte. — Gustav Adolf erhielt die Kunde von Tilly's Belagerung Nürnbergs unterhalb Frankfurts. Sehr ärgerlich schreibt er an den Pfalzgrafen (Höchst, den 29. November, s. Geijer III. p. 202, Anm. 2.): „Der alte Teufel mit allen seinen Jüngern, als Lothringen, Pappenheim, Fürstenberg, Gallas, Ossa — liegt nun vor Nürnberg. — Ich marschire, wills Gott, morgen zum Succurs; — der Feind ist stark, aber Gott hat uns auch ziemliche Mittel verliehen, und hoffen wir, zusammt der Mannschaft des Landgrafen 17,000 zu Fuß und 9,000 zu Pferd zu haben." — Bald aber langte die Nachricht an, daß Tilly von Nürnberg abgezogen sei. Nur wenige Truppen blieben in der Umgegend der Stadt zurück; ein Theil derselben rückte durch die Oberpfalz nach Böhmen, mit dem Hauptheere zog sich Tilly über Gunzenhausen nach Nördlingen zurück. Noch während des Abmarsches traf ihn

Unheil. Ein verrätherischer Constabel — von Solms bestochen, oder ein zum Dienst gezwungener Protestant — legte eine Lunte an die Pulvervorräthe des Heers. An 150 Tonnen gingen auf, viele Leute und Pferde wurden zerrissen. Da erkannte Tilly, daß sein altes Glück sich gewendet habe. Den General Ossa, der kurz zuvor mit 12,000 Mann oder mehr aus Südwestteutschland zu ihm gestoßen, entsendet er wiederum nach Schwaben, um die Werbungen zu verhindern, welche der Herzog von Würtemberg und andere Feinde Oesterreichs wiederum anhuben.

Bei Gunzenhausen trennte sich Pappenheim von Tilly und gelangte mitten durch die Feinde mit wenigen Truppen nach Cöln. Da zwischen den Feldherrn noch immer wegen des Verlustes zu Breitenfeld bitterer Hader bestand, so konnte es scheinen, als ob der kriegerische Graf, der Ruhe und des Zauderns überdrüssig, auf eigene Faust jenes Wagniß unternommen habe. Man weiß aber, daß auf dem Tag der Liga zu Ingolstadt (am 12. December) beschlossen wurde, eine Heerschaar unter Pappenheim an die Weser zu senden, um den General Gronsfeld zu unterstützen, der dort befehligte. Das war nun ganz nach dem Wunsche und der Art des ritterlichen Grafen. Noch im December brach er von Cöln mit 1500 Mann aus, mit denen er, aus einzelnen Besatzungen auf 4700 verstärkt, Magdeburg entsetzte, welches Baner mit 8000 Mann belagerte. Unvermögend dasselbe zu behaupten, gab er es wieder auf und zog ab; (am 8. Januar 1632). Von da an sehen wir den Pappenheim wie das wilde, fliegende Wetter zwischen der Elbe und dem Rhein — ja darüber hinaus in die Niederlande — hin und herziehen, die Werbeplätze der Feinde zerstören, die vereinzelten kaiserlichen Besatzungen erkräftigen, feste Städte einnehmen und nach mäßigen Contributionen wieder aufgeben. Vergeblich machten die Feinde: Herzog Georg von Lüneburg, jetzt in des Königs Diensten, der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, und die schwedischen Generale, schlaue Pläne ihn zu umringen, zu erdrücken. Stets täuschte er sie über seine Märsche, und über die Zahl seiner Truppen, — er hatte höchstens 10,000 Mann, — verhinderte die Vereinigung seiner Gegner und brachte es dahin, daß Gustav Adolf von dieser Seite her keine Unterstützung erhielt. Erst als im Herbst 1632 der Krieg sich nach Thüringen zog, brach auch Pappenheim dorthin auf; am 27. Oktober

zu Langensalza, am 4. November zwischen Merseburg und Leipzig, mit Wallenstein vereinigt (vgl. Gottfried Heinrich, Graf zu Pappenheim, von J. E. Heß, Leipzig 1855).

Als Gustav Adolf um die Weihnachtszeit des Jahrs 1631 zu Mainz Waffenruhe hielt, fingen seine Entwürfe an, deutlicher hervorzutreten. — Schon zu Frankfurt (am 20. November) fand der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel bei dem König sich ein, um das frühere Bündniß zu bestätigen (Menzel VII. p. 325), deßgleichen die Grafen von der Wetterau, dann der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, um Neutralität zu erhalten, (gewährt gegen die Abtretung der Feste Rüsselsheim auf Kriegszeit). Eben so ergriff der Herzog Julius Friedrich, Administrator von Würtemberg (im Namen seines minderjährigen Neffen Eberhard), und der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach die Partei der Schweden. Besonders bemühete sich Gustav Adolf die freien Reichsstädte an sich zu ziehen. Denn er wußte wohl, daß in ihnen die Hauptkraft des alten Kaiserthums lag. Auffallend ist es nun, wie der König unter sorgfältiger Berechnung der besondern Verhältnisse mit den einzelnen Städten das Bündniß verschiedenartig einleitete. Mit dem mächtigen Nürnberg unterhandelte er wie eine souveräne Macht mit der andern, die Stadt erscheint als ein freier Bundesgenosse. Auch mit Speyer wird sehr glimpflich von ihm verfahren, mit dem fernen Straßburg nur ein Durchzugsvertrag abgeschlossen, wie mit Frankfurt. Der Stadt Ulm — von der Liga mehr bedrängt — gewährt er einen förmlichen Schutzvertrag. Er erklärt sie mit Bürgern und Unterthanen „bey der Evangelischen Religion und Augsburger Confession, Reichsimmediat, Privilegien, Stadt-Rechten und Gerechtigkeiten, Hab und Gütern in Statt und Land möglichst conserviren, und vor aller unrechtmäßigen Gewalt dermaßen defendiren wollen ꝛc." Dagegen Bürgermeister und Rath: „Höchstgedachter Ihrer K. Majestät und der Crone Schweden, für unsern Schutzherrn zu erkennen: dero Schaden allenthalben treulich abzuwenden und zu warnen: Ihr bestes zu prüfen — Unser Statt und Vestung zu dieser Einigung und sämptlicher Intention, bestens zu conserviren, Kein, Ihr K. Mayestät und des gemein evangelischen Wesens, Feind und Adhärenten, mit willen darein zu nehmen ꝛc." (Vgl. Abelin p. 464.) — Ganz anders aber erging es zu Augsburg, wohin der König nach dem Gefechte

bei Rain (s. unten) den Marsch richtete. Die schwache bayerische Besatzung, meistens neuausgehobene Mannschaft, vermochte die weitläuftige Stadt, bei der feindseligen Gesinnung der Bürger, nicht zu behaupten und zog vertragsmäßig ab. Als nun die Schweden mit großem Jubel aufgenommen und die Evangelischen aus dem Rath und allen öffentlichen Aemtern und Diensten vertrieben waren, mußte Rath und Bürgerschaft dem König huldigen, mit den Worten: „Wir geloben und schwören, daß wir dem Durchlauchtigsten und Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Gustav Adolf, der Schweden, Wenden und Gothen König ꝛc. unserm allergnädigsten König und Herrn und der Kron Schweden getreu, hold, gehorsam und gewärtig sein, deren Bestes prüfen, Schaden aber warnen und äußerster Möglichkeit nach abwenden, und alles das thun und lassen wollen, was getreuen Unterthanen ihrem natürlichen Herrn zu thun und zu leisten obliegt, treulich ohne Gefährde. So wahr uns Gott helf zu Seel und Leib.“ (Khevenhiller An. Ferd. IX.) — Da gab es doch wohl keine Ausflucht, keine Beschönigung mehr. Mit geraden, offnen Worten hatte sich eine der mächtigsten, freien Reichsstädte zur Unterthanin eines Schwedenkönigs erklärt und der Blödsichtigste mußte wohl begreifen, daß Gustav Adolf nicht als Befreier, sondern als Eroberer den teutschen Strand betreten habe. Auch die Distinction, die erwähnt wird: Nürnberg sei anders behandelt worden, da es unter der Wehr seiner eigenen Bürger stand; da Augsburg aber dem Feinde entrissen, konnte es von Schweden nach Kriegsrecht in den Besitz genommen, ist eine von den politischen Spitzfindigkeiten, durch welche man von je her einfältige Gemüther täuschte. [1]

Gustav Adolf ging stets so weit, als er für den Augenblick mit Sicherheit gehen konnte, auf den Moment lauernd, wo es gestattet war, weiter zu schreiten. Das läßt sich in den Verträgen mit den fürstlichen Bundesgenossen erkennen. — Stets behauptete er sich als Kriegsherr, d. h. er nahm für sich allein den Oberbefehl,

[1] Die von Augsburg verlangte förmliche Huldigung ward damals auch von vielen Anhängern als ein ganz voreiliger Schritt gerügt. Khevenhiller nennt ihn unzeitig, denn „wenn man Vögel fangen wolle, solle man nicht mit dem Prügel darauf werfen.“ Jedoch die Augsburger achteten sich sehr glücklich und schlugen eine Denkmünze auf das große Ereigniß, mit der Inschrift: Gustava et Augusta caput religionis et regionis.

die ganze Leitung des Kriegs und die Verwendung der französischen ꝛc. Subsidien und der von den Bundesgenossen eingezahlten Beiträge, zum großen Verdrusse Chursachsens, dem dadurch die Contributionen der Mitglieder des Leipziger Bündnisses entgingen. — In manchen Fällen zog die schwedische Politik das Bündniß schärfer an, indem der König unter mehr oder minder klaren Bestimmungen, — etwa blos für die Dauer des Kriegs — als eigentlicher Schutzherr anerkannt werden mußte. Gustav Adolf war dabei gegen große und kleine Herren, die seine Partei ergriffen, sehr freigebig mit Schenkungen von dem Gute der Kirche; noch mehr aber mit Versprechungen; und es kam ihm wenig darauf an, ebendasselbe Kloster oder dergleichen, mehr als Einem zu verheißen. (Denn so viel auch Gustav Adolf von dem Evangelium sprach, so erinnern seine Handlungen nicht selten an Niccolo Machiavelli).[1] Schon daraus nun würde

[1] Da man Machiavelli's denkwürdiges Werk: Il principe, wohl nicht immer bei der Hand hat, so sei es gestattet aus Rehbergs Uebersetzung die, für den vorliegenden Fall leitenden Grundsätze beizufügen. Sie geben vielen Aufschluß über unsere historische Darstellung. Besonders wichtig sind einige Stellen aus dem Kapitel XVIII. „Jedermann weiß, wie lobenswürdig es ist, wenn ein Fürst sein Wort hält, und rechtschaffen lebet, und nicht mit List. Dennoch sieht man aus Erfahrung unsrer Tage, daß diejenigen Fürsten, welche sich aus Treue und Glauben wenig gemacht haben, und mit List die Gemüther der Menschen zu bethören verstanden, große Dinge ausgerichtet, und am Ende diejenigen, welche redlich handelten, überwunden haben. — Ein kluger Fürst kann und darf daher sein Wort nicht halten, wenn die Beobachtung desselben sich gegen ihn selbst kehren würde, und die Ursachen, die ihn bewogen haben, es zu geben, aufhören. Wenn die Menschen insgesammt gut wären, so würde dieser Rath nichts werth seyn. Da sie aber nicht viel taugen, und ihr Wort gegen dich nicht halten, so hast du es ihnen auch nicht zu halten: und einem Fürsten kann es nie an Vorwand fehlen, es zu beschönigen, wenn er es bricht. Hievon könnte man viel neue Beyspiele anführen, und zeigen, wie viele Friedensschlüsse, wie viele Versprechungen, durch die Untreue der Fürsten vereitelt sind, und daß derjenige, der den Fuchs am besten zu spielen gewußt hat, auch am weitesten kömmt. Aber es ist nothwendig, sich darauf zu verstehen, wie diese Eigenschaft beschönigt wird, stark in der Kunst zu seyn, sich zu verstecken und zu verlarven. — Ein Fürst muß also nicht die vorhin beschriebenen Tugenden haben, wohl aber das Ansehen davon. Ich wage es zu behaupten, daß es sehr nachtheilig ist, stets redlich zu seyn: aber fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig, redlich zu scheinen, ist sehr nützlich. — Ein Fürst muß sich daher wohl hüten, daß nie ein Wort aus seinem Munde gehe, das nicht von oben gedachten fünf Tugenden zeuge. Alles, was von ihm herkommt, muß Mitleid, Treue, Menschlichkeit, Redlichkeit, Frömmigkeit athmen. Nichts

binnen weniger Jahre ein Protektorat über das protestantische und das zu säcularisirende Teutschland erwachsen: ein Protektorat, welches erst spät im Napoleonischen Rheinbund seine Vollendung fand.

Gustav Adolf beschränkte sich aber keineswegs auf solch ein Protektorat. Schon in der eben citirten Rede an die Nürnberger Deputirten spricht er offen von dem jus superioritatis, welches er über die eroberten Gebiete zu behaupten gedenke, die er etwa restituiren würde, eben so wie es früher die Kaiser besessen hätten. — Das ist nun vollends die Oberlehnsherrschaft, wie sie die Kaiser nach der goldenen Bulle ausübten. Ein thatsächlicher Versuch der Art wurde mit dem Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig gemacht. Des schwachen Fürsten ist schon bei dem dänischen Kriege Erwähnung gethan, wie er durch die Verrätherei seiner Räthe in die Sache des Reichsfeindes verwickelt, fast geächtet und seines Gebietes beraubt worden wäre.

Nach der Schlacht bei Breitenfeld hatte er sich dem Könige angeschlossen und unterhandelte jetzt mit ihm durch zwei seiner Juristen, Lampadius und Kipius, zu Mainz. Die langen Beredungen waren zu Ende, der Traktat lag zur Unterschrift bereit, da gewahrten die Gesandten eine Klausel angehängt, von welcher früher gar keine Rede gewesen war. Dieser gemäß hatte der Herzog nicht nur den König (wie dessen Nachfolger in Schweden) für seinen Schutzherrn in allen Beziehungen anzuerkennen, sondern, sobald der Herzog wieder zu dem wirklichen Besitze seiner Länder und Güter komme, so solle er „dieselben für sich und seine Lehensvettern von Sr. Königl. Majestät und deren Erben und Successoren an der Kron Schweden gebührendermassen zu Lehen empfangen und recognosciren, wegen derselben Ihm und Ihnen billig und Herkommens gemäß verwandt seyn. — Und nachdem nichts Billigeres, als daß dem Könige und der Kron Schweden bey diesem und hieraus entspringenden Kriegen die Direktion verbleibe, so stellt der Herzog solche völlig zu illitimirt

aber ist nothwendiger, als der Anschein der letztgedachten Tugend. Denn die Menschen urtheilen im Ganzen mehr nach den Augen, als nach dem Gefühle. Die erstern hat jeder offen: wenige haben richtiges Gefühl. Jeder sieht, was du zu seyn scheinest; wenige merken wie du beschaffen bist; und diese wenigen wagen es nicht, der Stimme des großen Haufens zu widersprechen, dem der Glanz großer Würde immer für einen Grund der Bewunderung gilt.“

dem Könige anheim, also daß Sr. Majestät nach ihrem besten Wissen und Verstand solches führen, nach Erforderung zu gemeiner Nothdurft Feinden declariren, Krieg ankündigen und dirigiren solle, könne und möge." — Mit Entrüstung verwarfen die Abgeordneten solche Anmuthungen. Sie wiesen darauf hin, daß nach der von dem Könige erlassenen Proclamation die Erhaltung teutscher Nation, und daß jeder evangelische Stand wieder in seinen vorigen Zustand gesetzt werden sollte, der Zweck seines gegenwärtigen Kriegs mit dem Kaiser sei. Wenn jetzt der König selbst die Reichsverfassung über den Haufen werfen wolle, so werde dieses bei den evangelischen Ständen nur Mißtrauen und Betrübniß, bei den Katholiken aber Frohlocken zur Folge haben. Nur in der Absicht, die eigenen Hoheitsrechte aufrecht zu erhalten, hätten sich die evangelischen Stände mit ihm verbunden, was den Reichsgesetzen nicht zuwider laufe. — Jetzt ward die Sache gemildert, und in dem Bündniß, welches der Herzog mit Gustav Adolf schloß (am 1. Februar), begnügte sich dieser mit der Erklärung, daß der Herzog den König und dessen Erben in Beziehung auf die Hildesheimischen Stiftslande, — welche dieser ihm versprochen — als oberstes Haupt der evangelischen Defensionsverfassung mit dem Titel der Protection und Advocatie anerkennen werde.[1]

Am schlimmsten aber erprobte der unglückliche Friedrich V. von der Pfalz den schwedischen Trug. Wie oft war proclamirt worden, daß dessen vollständige Wiedereinsetzung in seine Lande und churfürstlichen Rechte der Hauptzweck des Kriegs gegen den Kaiser sei. Als nun Gustav Adolf durch Vertreibung der Spanier sich der Pfalz bemächtigt hatte, beeilte er sich keineswegs mit der Restituirung Friedrichs und da der englische Gesandte Harry Vane deßwegen in ihn drang, so brachte er Beschuldigungen gegen England vor und berief sich unter andern Ausflüchten auf seinen Traktat mit Frankreich und mit dem Herzog von Bayern. Acht Monate nun begleitete Friedrich den König auf allen Zügen mit seiner kleinen Kriegsschaar (etwa

[1] Hier ist auch ein Schreiben Gustav Adolfs an Salvius zu beachten (vom 18. Sept. 1631, Geijer III. p. 195), wo es sich um die Befestigung des Bündnisses mit Churbrandenburg handelt, und der König seinen Agenten erinnert: er habe das Recht, einige Artikel zu m o d e r i r e n, wie das jus clientelae und patrocinii, im Falle der Churfürst sich daran stoßen sollte.

2500 Mann) und ritt auch in München an dessen Seite ein. Vergeblich hatte er schon zu Frankfurt um die Zurückerstattung seiner Gebiete gebeten. Endlich wurde ihm zu Neustadt an der Aisch — nach dem Rückzug von Nürnberg — ein Schreiben des Königs eingehändigt, unter welchen Bedingungen derselbe geneigt sei, dem König von Böhmen, wie er ihn nennt, seine Erblande zu übergeben (s. Mosers patriotisches Archiv für Deutschland, VI. p. 149 ꝛc.). Einige dieser Bedingungen, z. B. Freigebung der lutherischen Confession in der Pfalz, sind natürlich; andere sind hart: daß Gustav Adolf sich allein das Direktorium des Kriegs vorbehält Art. 8; daß er das Recht anspricht, Besatzungen in beliebige Orte der Pfalz zu legen, welche die Unterthanen des Churfürsten zu erhalten haben, Art. 3 und 4; daß dieser nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Königs im eigenen Lande Werbungen anstellen dürfe ꝛc.; doch werden auch diese durch die Kriegsdauer entschuldigt. Am meisten zu beachten bleibt der Artikel 9. Die teutsche Uebersetzung ist noch ziemlich unverfänglich: „Wenn der König von Böhmen wieder in seine Länder eingesetzt ist, soll er nicht nur alles dieses mit unverbrüchlicher Treue halten, sondern auch mit A n e r k e n n u n g der e m p f a n g e n e n W o h l t h a t („sed agnoscens acceptum beneficium"), diesen Vertrag erneuern, bekräftigen, weitläuftiger erläutern, und auch wenn er von der Last des gegenwärtigen Kriegs befreit ist, künftighin nach dem Beispiele der übrigen Fürsten einen Theil des Heeres des Königs, je nachdem man übereinkommt, ernähren." —

Schon die Ernährung schwedischer Truppen in Friedenszeiten, also eines stehenden Heeres, wie sie der König von dem Churfürsten begehrt, deutet auf ein Vasallenverhältniß des letztern, wie es niemals ein Kaiser von den Reichsfürsten beanspruchte. Der eigentliche Trug liegt aber in dem zweifelhaften Ausdrucke des (lateinischen) Originals: „agnoscens acceptum beneficium." Denn da beneficium nach dem j u r i s t i s c h e n Sprachgebrauch jener Zeit: Lehen, Dienstgut, Pfründe bedeutet, so können jene Worte auch heißen: „in Anerkennung des übertragenen Lehens;" was sich bei guter Gelegenheit so wenden ließ, daß Friedrich V. die Oberlehensherrschaft der Krone Schweden anerkannte. — Voll Bestürzung reiste Friedrich ab, ohne Abschied zu nehmen, doch von Frankfurt aus schrieb er sehr beweglich an den König (am 2. Oktober, Moser VI, p. 176), und bat

um eine billigere, freundlichere Behandlung, welche er selbst nach bestem Vermögen mit allen Dienstleistungen vergelten und bei seinen Freunden rühmen werde. — Mit den verbindlichsten Worten erwiederte ihm Gustav Adolf (Arnstadt, den 28. Oktober, Moser VI. p. 185), indem er ihm jedes Mißtrauen bei seinem redlichen, aufrichtigen Verfahren zu benehmen suchte, begehre ja gar nichts, als „daß, neben der Oefnung Vnserer Religion vnd deren freyen Exercitiis in E. L. Landen, E. L. Vns für Ihren Benefactorem erkhennen, die zugestellte Lande von niemand anderst als Vns recognosciren, darüber Vns Ihrer bestendigen Trew vnd Holdschaft, auch einer solchen Freundschaft versichern, welches durch keinerley Respect vnd Absehen auf Fremde oder Bündniß mit jemandt andern wandelbahr gemacht werden khönne." — Auch ist der König gar nicht entgegen, daß von beiden Seiten Deputirte zusammenkommen, die sich über das rechte Verständniß einzelner Punkte vergleichen könnten.[1] — Friedrich erhielt seine schöne Pfalz niemals wieder.[2]

Zu Frankfurt und Mainz hielt um die Weihnachtszeit 1631 Gustav Adolf seinen Hof, zu dem auch die Königin Eleonora beschieden war. Mehr Fürsten und Herrn fanden sich ein, als dem Orenstierna zuweilen lieb war. Auch die Deputirten der Hansastädte kamen, um Traktaten abzuschließen. Da ward um viel verhandelt,

[1] Doch auch hier ist wieder der zweideutige Ausdruck. Denn „recognosciren" hieß damals: durch eine vorausbestimmte, zeitweise zu wiederholende Handlung sich als Lehensträger bekennen. Daher hießen in Franken noch im Anfange des Jahrhunderts Güter, von denen der Untereigenthümer an den Lehensherrn jährlich eine gewisse Summe, nicht als Pachtgeld, sondern zur Anerkennung des Lehens entrichtete: Recognitionsgüter.

[2] Nach der Schlacht bei Lützen erkrankte Friedrich V. an einem bösartigen Fieber und starb am 29. November n. St. zu Mainz, 36 Jahre alt; von denen er zwölf Jahre „nach einer Jugend voll Glanz und glänzender Hoffnungen, im rühmlosen Unglück zugebracht hatte." Seinen Leichnam hatte man vorläufig in eine Gruft zu Frankenthal untergebracht, dann auf Bernhards von Weimar Rückzug zuerst nach Saarbrück, von da auf einem schlechten Wagen nach Metz geführt. Da keine katholische Kirche die Ueberreste des geächteten Ketzers aufnehmen wollte, so legte man sie in dem Gewölbe eines Bürgerhauses nieder, ein Gespötte der Feinde; wahrscheinlich flüchtete man sie von da nach Sedan; im Kriegsgetümmel ward sie vergessen. — Dreißig Jahre überlebte die Königin ihren unglücklichen Gemahl; während welcher sie ihren Bruder, König Karl I., das Blutgerüst besteigen sah. Vgl. Barthold I, p. 262.

versprochen, berathschlagt, und der König und sein Kanzler verstanden den lieben Grundsatz: divide et impera, trefflich zu handhaben. Da gingen auch die sogenannten Postulata Evangelicorum von Frankfurt aus, ein freundlicher Versuch, scheint es, was sich den Teutschen etwa zumuthen lasse, oder eine Vorbereitung auf weitere Dinge, nach der gewöhnlichen Meinung (auch bei Khevenhiller): ein Entwurf zur Herstellung des Friedens.[1]

Der Hauptinhalt dieser Forderungen ist: Widerruf des Religionsedikts; völlige Gleichstellung beider Religionen im Reiche, Herstellung der Länder Böhmen, Schlesien und Mähren in den vorigen Stand und Zurückberufung aller Landflüchtigen, Restitution des Pfalzgrafen Friedrich in seine früheren Besitzungen (ob unter diesen auch Böhmen gemeint, wird nicht gesagt); Zurückgabe der an Bayern verliehenen Churwürde an denselben; Augsburgs Einsetzung in seine früheren Freiheiten und Gestattung der Ausübung der evangelischen Religion; Vertreibung der Jesuiten als Friedensstörer aus dem Reiche; Besetzung der geistlichen Stifter durch Katholiken und Evangelische ohne Unterschied; Erwählung des Königs von Schweden, weil er das Reich vom Untergange gerettet, zum römischen König. — Die Bedeutung der meisten Punkte ergiebt sich aus der vorhergehenden Darstellung zur Genüge. Der Artikel zehn aber zeigt auch das Endziel des protestantischen Bündnisses (vgl. die Beurtheilung desselben bei Geijer III. p. 203 und 4).[2] Doch steht diese beanspruchte Wahl zum römischen König keineswegs ver-

[1] Geijer meint, diese Friedensvorschläge seien von Gustav Adolf dem Churfürsten von Bayern und andern katholischen Ständen gemacht worden, III. p. 205. Dieses gewiß nicht. — Von diesen Postul. evang., welche durch den Druck verbreitet wurden, sind andere handschriftliche Postulata Evangelicorum verschieden (Mailath III. p. 267). Deren Ansprüche sind weit gemäßigter; der König von Schweden soll Reichsstand werden und Pommern eben so bekommen wie Dänemark: Holstein.

[2] Pufendorf, lib. IV. §. 39: „Nec obscure Palatinus insinuabat; huc provectas Evangelicorum res, ut suis sacris addictum creare Caesarem queant; ad quod fastigium ut admoveatur Gustavus Rex, jam serio rationem esse ineundam. Sane Evangelicorum suffragia ipsum abunde meritum. Multorum Catholicorum ditiones occupatas; reliquos forte, sublato Reservato Ecclesiastico, haud aegre in partes transituros. Nam a Ferdinando tam atrociter violatis Imperii legibus dignationem Caesaream dudum comissam." — Man muß hier wissen, daß durch Wallensteins und Arnims Vermittlung bereits zwischen Oesterreich und

einzelt; — eben so wenig sind sie gar untergeschoben, wie man zuweilen sagt. Schon nach dem Siege bei Breitenfeld versprach der Churfürst von Sachsen dem König, ihm treulich dazu zu verhelfen, die römische Kaiserkrone ihm auf das Haupt zu setzen (Schreiben des Adler Salvius, Hamburg, den 24. Oktober, an den Rath zu Stockholm). — Aehnlich äußerte der Churfürst von Sachsen gegen den von Brandenburg auf der Zusammenkunft zu Torgau: man sollte von dem Kaiser einen Revers wegen Niederlegung der Krone fordern, wenn er auf keine billigeren Bedingungen eingehen wollte; Geijer III. p. 208. — Endlich im Juni 1632 sendete Gustav Adolf von Nürnberg aus den Pfalzgrafen August von Sulzbach an den Churfürsten von Sachsen um die Befestigung des evangelischen Bundes und die Einsetzung eines evangelischen Kaisers zu betreiben, wozu sich der König von Schweden natürlich am besten eigne. Welch hochfliegende Pläne Gustav Adolf schon damals hegte, als er zu Mainz — wahrscheinlich der Hauptstadt seines geträumten Reichs — Hof hielt, ergiebt sich am besten aus seinen Verhandlungen mit Polen. — König Sigismund lag auf dem Todtenbett von dem er nicht mehr erstehen sollte; die Stände Polens, wegen der Lage des Landes besorgt, gingen damit um, den Nachfolger in der Herrschaft vorläufig zu bezeichnen, und die Stimmen schienen sich auf den Prinzen Wladislav zu einen, der selbst von den verschiedenen Parteien werthgehalten wurde. Da unternahm es Gustav Adolf sich um die Krone Polens zu bewerben, die noch nie ein Protestant getragen.[1] Sofort erließ Jacobus Rauffel, schwedischer Gesandter an

Chursachsen wieder Unterhandlungen angeknüpft waren. Johann Georg antwortete auf jene schwedischen Insinuationen ausweichend. Churbrandenburg ergriff sie gern. Denn es waren schon geheime Unterhandlungen im Gange wegen der Verheirathung der einzigen Tochter des Königs Christian, mit dem jungen Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Daß Gustavs Wahl auf diesen Prinzen — später der große Churfürst — gefallen war, beweist dessen scharfe Beurtheilung der Menschen.

[1] Daß dieses Schreiben nicht blos das Werk eines vorlauten Gesandten war, sieht man aus der Schärfe, mit welcher die Lage Polens bezeichnet ist. Schon damals ist die Rede von einer Theilung der Republik durch ihre Nachbarn zunächst durch Oesterreich und den Moskowiter. „Item es würden J. M. ihre Republik dem gewissen bevorstehenden Vnglück entreissen, welches alle Nachbarn beym Eydschwur vber sie beschlossen, auch gewißlich, wenn die bestimbte Stunde in dem awffgezogenen vhrwerk herbeykommen, vnd sich würde hören lassen, vollziehen würden, wofern nit diß heilsame Werk der Einigung seinen Fortgang gewinne."

die Reichsstände Polens, mit welchem Gustav Adolf so manches Jahr den gehässigsten Krieg geführt, unter dem 4. Januar 1632 ein Schreiben (s. Abelin p. 471 rc.), in welchem er darlegt, daß Polen gegen die Gefahren, welche ihr von allen Seiten durch ihre feindlich gesinnten Nachbarn drohen, nur durch die Wahl Gustav Adolfs zu ihrem Oberhaupt sich beschützen könne. Durch Gott gleichsam erleuchtet habe sich der König bewogen gefühlt, der bedrängten Republik zu Hülfe zu kommen. Durch deren Verbindung mit Schweden werde sie nicht nur des Ruhms des letztern theilhaftig werden, sondern auch Sicherheit gegen ihre Feinde, und viele andere Vortheile erlangen. Nun folgt eine Reihe von phantastischen Versprechungen. Der König werde „als ein rechtmäßiger Herrscher die Ostsee" der Republik die freie Schifffahrt auf diesem Meere gewähren; die Ungarische und Böhmische Krone unauflöslich mit der Republik Polen vereinigen; dieser die freie Schifffahrt und Handlung auf dem Schwarzen „Asowischen" und Mittelmeer erwerben, ingleichen durch das Ansehen des Königs bei der ottomanischen Pforte auch den Handel auf der Donau befreien u. s. f. — Die Polen wußten mit diesem wunderbaren Aktenstücke nichts anzufangen und verbrannten dasselbe vor der Thür des Landmarschalls unter Trompenschall. Der König zürnte, fuhr aber in seinen Bewerbungen um die Krone fort.

Unterdessen ergab sich die französische Politik nicht der Ruhe. Während die Unterhandlungen über den Neutralitätsvertrag zwischen Schweden und Bayern fortgingen, war Gustav Adolf in die Länder der Liga eingebrochen und hatte deren Bund faktisch zersprengt. Richelieu begriff, daß er sich in den Charakter und über die Handlungsweise des nordischen Königs gänzlich getäuscht habe. Schon im Spätherbst war Ludwig XIII. mit einem Heere an die Gränze Frankreichs gerückt, um den Karl von Lotharingen, mehr noch um seinen gefährlichen, schwedischen Bundesgenossen zu beobachten. Erst zu Chateau Thierry, wo sich Ludwig XIII. im Anfange Novembers befand, dann zu Metz, um welches sich das französische Heer lagerte, gingen die Unterhandlungen fort. Bayern ruft vermöge des französischen Bündnisses um Unterstützung an; jedoch Richelieu erklärt, das Bündniß sei blos gegen Oesterreich gerichtet, nicht gegen Schweden, den ältern Bundesgenossen. Die Lage des Churfürsten Max wurde immer mißlicher. Der kaiserliche Hof, von dem französischen

Bündniß durch die Papiere eines aufgefangenen Agenten benachrichtigt, gab sich alle Mühe, dasselbe zu trennen; während Charnacé zu München — im November — den Neutralitätsvertrag mit Schweden zu erreichen suchte. Churfürst Max fand aber in eigner Kraft die beste Hülfe. Er hatte ein neues Heer von 12,000 Mann aufgestellt, überdieß — seiner Heerordnung gemäß — den zehnten Mann der Landwehr ausgehoben, mit ihnen die Landespässe besetzen lassen, und alle Städte seines Gebietes mit Lebensmitteln auf ein halbes Jahr versorgt.

Als nun zu Metz (um den 3. Januar 1632) die Botschafter der geistlichen Churfürsten, der Fürstbischof von Würzburg, der auf seiner Flucht dorthin kam, und andere Glieder der Liga sich alle Mühe gaben, die Neutralität auf die, früher von Schweden selbst vorgeschlagenen Bedingungen zu erlangen, änderte der König seine Sprache, verwahrte sich gegen die Herausgabe von Würzburg, Mainz, der Plätze im Trierischen ꝛc., wollte zwar einen kurzen Waffenstillstand gewähren, — er bedurfte dessen, um die neugeworbenen Truppen heranzuziehen, — jedoch so, daß zwar Pappenheim seine Erfolge in Niederteutschland nicht weiter verfolgen sollte, während die schwedischen Heerführer aber in ihren begonnenen Unternehmungen fortfahren könnten. — Selbst gegen Frankreich nahm Gustav Adolf jetzt einen hohen Ton an. Als man ihm von jener Seite den Antrag machte: ein französisches Heer werde im Elsaß einrücken, um dieses Gebiet, welches schon seit König Dagoberts Zeit zu Frankreich gehöre, mit dem Stammlande wieder zu vereinigen, erwiederte der König stolz: „er sei als Beschützer und nicht als Verräther des Reichs gekommen und werde keine Entfremdung dulden.“ — Deutlich genug, daß er das Ganze behalten wolle. — Auch den Vorschlag Richelieu's den Triumph der Bundesgenoßen durch ein französisches Heer auf teutschem Boden zu unterstützen, wies er zurück mit den Worten: „zwei so verschiedene Heere würden sich in Teutschland nicht neben einander vertragen können, und Frankreich möge daher lieber die Spanier in ihren Gränzen angreifen; er wolle auf eigene Faust mit dem teutschen Kriege fertig werden.“ Als nun Alles zu dem neuen Feldzug wohl gerüstet war, stellte der König solch übermüthige Bedingungen für Gewährung der Neutralität der Liga, daß sie der Churfürst von Bayern mit Ehren nicht anzunehmen vermochte,

auch wenn er bis in die innern Thäler seiner Alpen zurückgeworfen worden wäre.[1] Max verwarf die höhnischen Vorschläge des Eroberers; und da ein Brief des erstern an Pappenheim aufgefangen wurde, in welchem er diesen zu weiteren Unternehmungen aufmahnte, so gab dieses den Vorwand zu dem Abbrechen aller Verhandlungen. Auch das Bündniß zwischen der Liga und Frankreich löste sich und nur der Churfürst von Trier hielt, zu seinem Verderben, an ihm fest.

Horn hatte sich unterdessen in Franken ausgebreitet, Mergentheim und Heilbronn nach geringem Widerstand genommen, und brach jetzt gegen Bamberg auf, wo er am 1. Februar einrückte. Gegen das Ende dieses Monats eröffnete auch Tilly den Feldzug, etwa 20,000 Mann stark. Ueber Amberg, Altorf, Forchheim ging er nach Bamberg, wo er Horn, der sich eilig auf Schweinfurt zurückzog, einen derben Schlag beibrachte. Während aber Tilly zu Haßfurt zauderte, war der König bei der ersten Kunde von dem Aufbruch der Feinde mainaufwärts gegangen, stand am 10. März zu Schweinfurt, verband sich mit Horn zu Kitzingen, wo sein Heer durch den Zuzug Baners und des Herzogs Wilhelm von Weimar auf mehr denn 40,000 Mann anwuchs. Vor solcher Uebermacht zog sich Tilly über Forchheim, Erlangen, Neumarkt in der Richtung nach Ingolstadt zurück. Gustav Adolf bezog am 20. März ein Lager zu Fürth und ritt Tags darauf in Nürnberg ein. Mit Verwunderung erblickte er die treffliche alte Reichsstadt, deren gleichen er noch niemals gesehen. Mit mehr Glanz und Pracht empfingen aber die Nürnberger den Schwedenkönig, als jemals einen der gnadenreichen Kaiser. Die

[1] Vgl. K. k. geheimes Haus- Hof- und Staats Archiv, 30jähriger Krieg Fasc. 41 Jan. bei Mailath III. p. 275: Der Herzog von Bayern — so nennt ihn hier der König — und seine Verbündeten enthalten sich jeder Feindseligkeit gegen den König von Schweden, dessen Kriegsheer, occupirten Provinzen und Bundesgenossen — sollen alle Festungen, Verschanzungen, Städte, Schlösser rc. der evangelischen Stände und Fürsten, welche sie im Verlaufe des Kriegs, vom Jahre 1618 an, in Niederteutschland erorberten, in dem Stande wie vor der Eroberung zurückgeben; der Herzog und die Liga sollten ihre Truppen bis auf 10,000 oder 12,000 Mann entlassen, diese aber nicht in einem Heere beieinander halten, sondern in die einzelnen Länder vertheilen rc., der König verhieß, keines Landes der Liga sich zu bemächtigen, was noch nicht von ihm besetzt sei, mit Ausnahme Bambergs rc.

Deputirten des Raths Christoph Führer und Christoph Volckhamer überreichten ihm unter andern Gaben einen kunstreich gearbeiteten Erdglobus und einen Himmelsglobus, beide von Silber; in den Gassen standen die Reihen der Söldner und Bürger, alle in voller Rüstung. Da war ein Frohlocken und ein Jubel ohne Gleichen, und mancher Bürger vergoß Freudenthränen, wie er den neuen Heiland erblickte. Das ganze schwedische Heer wurde von der Stadt aus reichlich versehen. Gustav Adolf hielt aber auch eine Predigt, über das evangelische Wesen, über Sünde und den jüngsten Tag, über seinen Beruf zur Errettung der teutschen Freiheit und über den Beistand, welche das ruhmvolle Nürnberg leisten solle ꝛc., daß sie Alle sehr erbaut waren;[1] sagte er doch selbst: „es wird Euch Gott nicht alle Tag einen solchen Prediger schicken als wie mich.“

Am 23. März brach Gustav Adolf wieder auf, zog eine zeitlang Tilly nach, wendete sich aber plötzlich und griff Donauwörth an. Dieses in seiner tiefen Lage kann ohne starke Außenwerke auf dem Schellenberge nicht behauptet werden; und da dieser vernachläſsigt, von den Schweden rasch besetzt wurde, so fiel die Stadt nach geringer Gegenwehr. Jenseits der Donau, in dem Winkel, wo der breite Lech sich einmündet, hatte Tilly sich gelagert. Dort sind weite Niederungen, zum Theil sumpfig oder von Weidengebüschen bedeckt, durch welche die Donau in Krümmungen sich windet und kleine Inseln macht. Es scheint, daß Churfürst Max in dieser Stellung den Feinden den Eingang in sein Gebiet verwehren wollte. Der König rückte an, setzte sich am linken Lechufer, wo es etwa 10 Fuß höher ist als das rechte, fest und begann aus 70 Stücken groben Geschützes ein heftiges Feuer gegen die feindliche Stellung, die sich sehr sanft ansteigend über das rechte Ufer etwas erhob, zugleich durch einen

[1] Die Rede des Königs siehe Abelin p. 519. In ihr ist eine Wendung merkwürdig: wie ich mich dann nicht genugsamb verwundern kann, vnnd für eine Augenscheinliche Hülff Gottes erkennen muß: der einen Feind so verblendet, daß er sich dieser vnnd anderer Stätte im Reich nicht bemächtiget, die er doch für zwei oder drei Jahren schon in seiner Gewalt gehabt, vnnd nur zugreifen dürffen.“ — Ist das arge Verstellung oder spricht hier ein Barbar, der nicht weiß oder es nicht achtet, daß Ferdinand II. nur als Kaiser die Uebertreter der Reichsgesetze bekämpfte und gar nicht daran denken konnte, einer freien Stadt des Reichs sich zu bemächtigen, so lange sie in rechter Treue verharrte oder zu verharren schien? —

Sumpf gedeckt. Ihm erwiederten die Geschütze der Bayern. Das währte zwei Stunden lang. Gleich anfänglich wurde General Altringer hart am Haupte getroffen. Jetzt verwundete eine Falkonetkugel den Oberbefehlshaber schwer am Knie. Die Soldaten wurden bestürzt, als sie den alten Tilly bluten sahen, und Churfürst Max folgte jetzt dem Rath seines Feldherrn und marschirte nach Ingolstadt ab. Der Rückzug ging in der besten Ordnung, an eine Verfolgung nicht zu denken. Am andern Tage (den 6. April) schlug der König eine Brücke über den Lech, brachte sein Volk hinüber und sah mit großer Verwunderung, wie stark die Schanzen der Bayern waren. [1]

Gustav Adolf folgte den Bayern nicht, sondern wendete sich nach Augsburg, das er, wie schon erwähnt, besetzte, und eine Zahl kleiner benachbarter Städte einnahm. Dann kehrte er zurück, um sich Ingolstadts zu bemächtigen. Hier traf er aber die erste teutsche Stadt, gegen die weder Waffengewalt noch das oft erprobte Mittel der Verrätherei glückte. Der jüngere Tilly, Graf Werner, des Oberfeldherrn Bruderssohn, vertheidigte die Jungfrau Ingolstadt so kräftig, daß die Schweden abziehen mußten. — Während des Geschützdonners lag der alte Tscherklaes auf dem Sterbebette hingestreckt, ungeachtet der bittersten Schmerzen die Umstehenden ermuthigend und Rathschläge ertheilend. „Wird Ingolstadt behauptet und Regensburg genommen, so ist noch nichts verloren" rieth er. Als es nun zu Sterben ging, gebot Tilly seinem Beichtvater: wenn er bemerke, daß ihm ein Schrecken vor dem Tode anwandle, so solle er ihn mit

[1] Ueber dieses Gefecht gibt es viel Windbeutelei. Wir sind Adelzeiter, (III. lib. XVII. p. 26) gefolgt, der hier sicher gut unterrichtet war. Ihm stimmt auch Wassenberg im Teutschen Florus bei. Dagegen macht das Theatrum Europ. ein schwedischer Bericht bei la Roche I. p. 176 aus der Kanonade eine wüthende Schlacht, wo auf beiden Seiten zusammen 5000 Mann bleiben, auf dem rechten Ufer gestürmt wird ꝛc. Diesen Dingen widerspricht die ganze Ortsbeschaffenheit. Eine Holzbrücke über den breiten Lech zu schlagen, unter dem Bereich der feindlichen Geschütze, und daß sich Tilly über das Unternehmen durch Rauch täuschen ließ, welchen die Schweden machten, heißt der Leichtgläubigkeit viel zugemuthet. Da lagen die Bayern in einem Walde, dessen Kronen die schwedischen Stückkugeln auf sie herabstürzten ꝛc. Es gibt aber in diesen Niederungen keine Wälder, und es hat auch damals wegen des Sumpfsbodens dort sicherlich nur Weidengebüsch gegeben.

den Worten erkräftigen: „in te Domine speravi, non confundar in aeternum.“ So verschied der fromme Held mit heiterem Gesichte, die Augen auf das Crucifix gerichtet. „Il ne demêla jamais un Capitain plus sensé, ni plus sage, ni plus absolu dans son armée.“ Memoires du Marechal de Grammont. p. 13. — Tilly's Güter fielen an seinen Neffen, sein Vermögen, 60,000 Thaler, vermachte er den treuen Wallonen, welche ihn in der Schlacht bei Breitenfeld herausgehauen.[1] — Während der vergeblichen Belagerung Ingolstadts war Regensburg von den Bayern überrumpelt und besetzt; (am 27. April). Der König, vertrauend auf die Zahl seines Kriegsheers, gedachte Bayern durch Schrecken zu unterwerfen. Sofort zog er über Mosburg nach Landshut, und als man glaubte, er werde in Oesterreich einfallen, ging er über Freising zurück nach München, (17. Mai n. St.). Diese Städte mußten Plünderung und Verwüstung mit unerhörten Brandschatzungen abkaufen. (Landshut: 100,000 Reichsth., das kleine Freising: 30,000 Rth., München: 300,000 Rth.) Doch in Bayern kann man leichter eindringen, als es behaupten. In München befand sich zwar die Schatzkammer und die Zeughäuser des Churfürsten, allein nicht das Volk der Bayern. Die Streifzüge der Schweden erregten nur den Aufstand der kriegerischen Landleute, der wiederum mit Mordbrand gerächt wurde. — Bald sollten aber Ereignisse eintreten, welche die bisherigen Erfolge der Schweden sehr unsicher machten.

Während der Ereignisse, welche auf die Schlacht bei Breitenfeld folgten, nahm die Bestürzung am kaiserlichen Hofe mehr und mehr zu. Das kaiserliche Heer, welches früher den Strand der Ostsee besetzt hielt, bestand jetzt — nach Oberschlesien zurückgeworfen, kaum aus 12,000 Mann: die Soldaten muthlos, die Führer erbittert. Die meisten protestantischen Fürsten, die großen freien Städte waren zu den Feinden abgefallen; die geistlichen Fürsten verjagt oder bedroht; der Churfürst von Bayern und der Rest der Liga schien für sich einen Entschluß fassen zu wollen. Vergebens sah man sich nach Mitteln um, dem immer näher rückenden Verderben zu begegnen.

[1] Gustav Adolf nannte Tilly verächtlich nur: den Corporal. Schwerlich dachte der König daran, daß es einmal einen „kleinen Corporal“ geben werde, vor dem die Throne Europa's erzittern würden.

Nicht einmal den Sachsen, welche unter Arnim in Böhmen einbrachen, konnte man ein Heer entgegenstellen.

In jener Zeit lebte Wallenstein auf seinen Gütern in fürstlicher Pracht. Wohl 1000 treffliche Pferde standen in seinen Ställen; eine Menge Adlicher des höchsten Rangs bildeten seinen Hofstaat. Ohngeachtet dieser scheinbaren Unthätigkeit, stand er dennoch mit dem Kaiser in steter Verbindung, der zeitweise von ihm Rathschläge verlangte und erhielt. Durch das Waffenunglück gegen Schweden kräftigte sich die kleine Partei des Friedländers zu Wien, an deren Spitze der Fürst von Eggenberg und der kais. Kriegsrath Questenberg. Schon im April 1631 wendeten sie sich an Wallenstein (s. die Correspondenz bei Mailath p. 288 ꝛc.), was auch einzelne Generäle thaten. Als nun die Sachsen in Böhmen einfielen, erhielt Wallenstein von Ferdinand II. den geheimen Auftrag, mit Arnim, dem alten Freunde, zu unterhandeln. Doch erst nachdem dieser Prag genommen, fand die Zusammenkunft in Rauwitz statt (im November). Man sah kein Resultat derselben; doch gewahrte man, wie vorsichtig der sächsische Feldherr verfuhr. Zwar wurden die Köpfe der Hingerichteten von den Brückenthürmen, wo sie 11 Jahre lang, seit dem Prager Blutgericht, gestanden, herabgenommen. Hie und da erhoben sich die Bauern gegen die neuen Gutsherrn. Der alte Thurn und seine Genossen kehrten zurück, um ihre Güter wieder in den Besitz zu nehmen. Jedoch die alten Ränke gelangen nicht mehr. Sie fanden ein verändertes Böhmen, und Arnim hielt die Ordnung so aufrecht, als wollte er Böhmen bei guter Gelegenheit ganz unverletzt zurückerstatten.

Die spanische Partei zu Wien befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Die Geistlichen boten die Kirchenschätze an, um neue Werbungen anzustellen. Wo sollte man aber ein Haupt finden, welches ein neues Heer aufzustellen und zusammenzuhalten vermochte, gegenüber dem Könige von Schweden, dem jetzt so ungeheure Hülfsmittel zu Gebote standen? — Da kamen sie auf den Ausweg: Wallenstein solle sein Ansehen hergeben, um das Heer aufzubringen, der Erzherzog Ferdinand aber, bereits gekrönter König von Ungarn und Böhmen, das Obercommando führen. Mit solchen Anträgen kamen Questenberg, dann auch Fürst Eggenberg (im October) an den Friedländer. Dieser entschuldigte sich mit seinem Podagra. Auch

König Ferdinand schrieb ihm sehr freundlich (8. December). Erst nach einem kaiserlichen Schreiben machte sich der Herzog verbindlich (unterm 24. December): ein Heer von 40,000 bis 50,000 Mann aufzustellen und den Oberbefehl auf 3 Monate zu übernehmen. Den Titel Generalissimus und den Gehalt von 100,000 Reichsthalern wies er stolz zurück. — Wie nun unter dem Frohlocken der erprobten Officiere und unter dem Zulauf der alten Truppen gegen das Ende des März 1632 wirklich ein Heer von 40,000 Mann zusammengebracht war, legte Wallenstein den Oberbefehl nieder und erzwang so einen Vertrag, durch welchen ihn der Kaiser mit der unabhängigen Macht eines Connetable bekleidete (s. diese Capitulation bei la Roche II. p. 162). — Die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten Johann Georg gingen fort, doch wollte dieser, wegen seiner Verbindlichkeit gegen Schweden, nicht in einen Separatfrieden willigen. Ohne eine Schlacht drückte Wallenstein die Sachsen aus Böhmen hinaus. Am 5. Mai zog er in Prag ein, am 11. Juni capitulirte Eger. Churfürst Max hatte, während Gustav Adolf Bayern durchzog, eine feste Stellung zu Regensburg genommen. Da sich nun der Friedländer durch keine Aufforderung bewegen ließ, Bayern zu Hülfe zu kommen, d. h. seine treffliche Stellung im vordern Böhmen aufzugeben, durch welche er die übermäßig ausgedehnte Operationslinie des Feindes (von der Ostsee bis Füssen) im Centrum bedrohte, so entschloß sich der Churfürst endlich, selbst mit Wallenstein sich zu vereinigen.

Gustav Adolf begriff, nach seinem Scharfsinn, bald das gefährliche seiner Lage. Schon am 24. n. St. brach er von München, wo er am 17. d. M. angekommen, wieder auf und rückte über Augsburg, dessen Festungswerke sehr verstärkt wurden, nach Memmingen, um sich mit Bernhard von Weimar zu vereinigen, den er von dem Rhein herberufen hatte. — Im Algäu, dann in ganz Oberschwaben hatte das Kriegerische Landvolk die Waffen gegen die zügellosen Fremdlinge ergriffen. Freilich nannte diese sie „Empörer" — man vergleiche die brigands der französischen bulletins über den spanischen Krieg — und rächten sich auf das Grausamste. Doch auch Herzog Bernhard, der mit 10,000 Mann in Schwaben blieb und manchen einzelnen Erfolg erfocht, vermochte nicht zu wehren. Denn durch die Bübereien des Weimarer Soldatengesindels — dieses

hielt die schlechteste Mannszucht — brach der Aufstand immer wieder aus, den der kaiserliche General Ossa mit 4000 Mann unterstützte.

Der König indessen war mit solcher Schnelligkeit über Nördlingen nordwärts gegangen, daß er schon am 18. Juni bei Nürnberg stand und am 20. wieder nach Sulzbach aufbrach. Doch kam er zu spät, um die Vereinigung der Bayern mit dem kaiserlichen Heere zu verhindern. Der Churfürst war über Burglengenfeld, Weiden nach Tirschenreuth gezogen. Am 17. Juni traf er mit dem Friedländer zusammen. Mit Erstaunen sah die Umgebung, wie die beiden stolzen Fürsten bei der Begegnung ihre feindlichen Gesinnungen zu verbergen wußten.

Sobald der König nach Nürnberg zurückgekehrt, ging er an die Verschanzung eines Lagers. Denn hier war der Mittelpunkt seiner strategischen Stellung, die einer Basis gänzlich entbehrte, wenn man nicht Würzburg oder das entfernte Mainz dafür ansehen will.[1] Nürnberg aufgeben, hieß gerade so viel, als ohne Schwertschlag nach Sachsen zurückgehen.

Mit ungemeiner Thätigkeit begann der König sich zu befestigen. Eine fortlaufende Reihe von Verschanzungen umgab ganz Nürnberg, Gostenhof und Wörth einschließend: die einzelnen Werke durch einen 12 Fuß breiten, 8 Fuß tiefen Graben verbunden. Dreihundert Geschütze standen auf den Schanzen und den Thürmen.

Der König selbst hatte 18,000 Mann mitgeführt. Von den 24 Fähnlein der Bürgerwehr (zusammen 30,000 Mann), übernahmen täglich 8 abwechselnd den Dienst im Lager mit den Soldaten. Die Bürger über 40 Jahren wurden im Innern der Stadt verwendet. Ein Kriegsausschuß zu Nürnberg leitete Dieses.

Jetzt kam auch Wallenstein heran, der sich mit dem bayerischen Heere bei Neumarkt (30. Juni) verbunden hatte, an 60,000 Mann stark. Bei Stein ging er über die Brücke und lagerte sich an der Rednitz. Ein zweites Lager wurde auf den waldigen Höhen west-

[1] Würzburg hat zwar eine starke Burg, den Marienberg, von den Fürstbischöfen einst erbaut, um die Bürger im Zaum zu halten. Die Stadt aber selbst vermag als Festung nur durch eine weitausgedehnte Reihe von Verschanzungen auf den umliegenden Anhöhen behauptet zu werden, von denen aus man Würzburg sonst nach Bequemlichkeit zusammenschießen kann.

wärts von Fürth — auf der sogenannten alten Feste,[1] — durch große Redouten und Verhaue verschanzt. Dieses war dem Churfürsten unerwartet, welcher mit dem überlegenen Heere sogleich anzugreifen verlangte. Jedoch Wallenstein entschuldigte sich: „Meine Armee ist neu; würde sie in einer Feldschlacht überwunden, so wäre Deutschland und Italien in Gefahr; ich will dem Könige von Schweden eine neue Art den Krieg zu führen zeigen.“ Das war nun ein sonderbarer Krieg.

Der Stadt waren die großen Heerstraßen abgeschnitten. Die Einschließung ward noch strenger, nachdem sich Wallenstein der kleinen Nürnberger Feste Lichtenau bemächtigt und sie stark besetzt hatte. Täglich ritten die Croaten auf weite Streifpartien aus, häufig mit den schwedischen Dragonern in Scharmützeln zusammentreffend. Der König sah sich genöthigt, nach und nach seine entsendeten Feldherrn heranzuziehen, den Bernhard von Weimar aus Schwaben und Bayern, den Oxenstierna vom Rhein und Main ꝛc., so daß das vereinte Heer über 50,000 Mann betrug. In der Stadt lagen große Kornvorräthe, doch es mangelte an Mühlen, da täglich 40,000, später 50,000 Pfund Brod in das Lager gesendet worden. Dabei fehlte es an Haber, selbst Gras war mit Mühe hereinzubringen, und die meisten Pferde fielen. Jetzt brachen Seuchen aus. Täglich starben an 300 Menschen im Lager, kaum weniger in der Stadt; denn die Nürnberger Todtenliste zeigt dieses Jahr 29,000 Leichen. Die Mannszucht des schwedischen Heeres lockerte sich; besonders die teutschen Truppen wurden zügellos.[2] Jedoch unbeweglich lag Wallenstein, ob-

[1] Die Burg „Altenberg“, im Besitz der Herrn von dem Berg, später der Burggrafen von Nürnberg, war im Städtekrieg 1388 von einem städtischen Zug unter Führung des Felhauptmanns Heinrich Topplers, Bürgermeisters von Rotenburg, erstürmt, und zerstört. Vgl. Franconia, B. I. p. 103.

[2] Am Tage Petri und Pauli berief der König die obern und die untergeordneten Officiere, und hielt ihnen, insbesondere den teutschen unter ihnen, wegen ihrer Räubereien eine Ansprache von der derbsten Art: Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Herrn, Ihr Edelleute; Ihr seyd's, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweisen; Ihr zerstöret, verderbet, verheeret dasselbe. Ihr Obersten, Ihr Officiere vom Höchsten bis zum Niedrigsten, keiner ausgenommen, Ihr seid diejenigen, welche stehlen und rauben, ihr bestehlet euere eigenen Glaubensgenossen. Ihr gebt mir Ursache, daß ich einen Eckel an Euch habe. Gott mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz im Leibe gällt, wenn ich Euerer einen anschaue. Ihr seid Frevler und Verbrecher an den guten Gesetzen und meinen Ge-

gleich auch sein Heer manche Noth litt. Der König machte allerlei Friedensvorschläge, der Friedländer wies ihn wegen der Hauptpunkte an den Kaiser.

Endlich am 21. August rückte Gustav Adolf vor das feindliche Lager an der Rednitz, und da Wallenstein sich auch da ruhig verhielt, ließ er in der Nacht Batterien errichten und begann am andern Tag das Lager zu beschießen. Der Friedländer zog sich auf die Waldhöhen zurück. Nun ging der König über die Rednitz und lagerte sich jenseits Fürths. Doch die Truppen litten entsetzlich durch Wassermangel, die Sonnengluth und den Aasgestank der gefallnen Pferde. Da versuchte der König den bekannten Hauptangriff (am 24. August) gegen das feindliche Lager bei der alten Feste. Die Schweden stürmten mit dem entschlossensten Muthe an, aber nach einem zehnstündigen, grauenvollen Gefechte wurden sie mit großem Verluste zurückgeworfen.

Noch 14 Tage lang standen die Gegner unthätig im Lager, da zog Gustav Adolf, nachdem er neun Wochen zu Nürnberg verharrt hatte, nach Neustadt an der Aisch ab, unter Trompetenschall bei dem Lager des Friedländers vorbei. Zu Nürnberg ließ er Oxenstierna und Kniphausen mit 5000 Mann zurück. Wahrscheinlich erwartete er, Wallenstein werde alsbald die Belagerung Nürnbergs beginnen, und gedachte ihn dabei zu überfallen. Doch der Herzog, den keine Demonstrationen rührten, zog nach einigen Tagen über Forchheim nach Coburg. Nun kehrte der König nach Nürnberg zurück, und wendete sich nach der Donau zu, um seinen Gegner

boten. Ihr seyd Schuld daran, daß man öffentlich sagt: Der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde ꝛc." — Bei den teutschen Hauptleuten mußten diese Worte ihre Gewalt verlieren, da sie an den schwedischen Officieren so edle Vorbilder hatten und sich wohl an die Nachsicht des Königs bei den Erpressungen und Spitzbübereien erinnerten (Peralta zu Loitz!). Da Gustav Adolf noch die Redefigur hinzufügte: „Ich habe euerhalben meine Krone ihres Schatzes entblößt und in die 40 Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe ich von Euch und euerem deutschen Reiche nicht so viel empfangen, daß ich mir nur ein Paar Hosen davon machen lassen könnte; ja ich würde eher ohne Hosen geritten sein, als mich mit den Eurigen zu bekleiden;" so dürfte dieses einen fast komischen Eindruck bei dem machen, welcher daran gedachte, wie Gustav Adolf sich die Kostbarkeiten aus dem Schatz zu Würzburg auslas. Für diese konnte er sich manches Paar Beinkleider kaufen. Daher kömmt es wohl auch, daß das Theatrum Europ. in dieser Rede manche andere Wendungen vorbringt.

für Bayern besorgt zu machen. Ein Mittel, was gegen einen unentschloßnen Feldherrn wohl anwendbar. So aber bewirkte er nichts, als daß der Churfürst mit seinen Bayern wieder nach Regensburg zurückging, Wallenstein aber, nach der vergeblichen Berennung der Feste Coburg in langsamen Märschen sich Sachsen näherte.

Nürnberg hatte zwar durch den Muth und die Aufopferung seiner Bürger großen Ruhm gewonnen, allein man gewahrte bald, wie tief es verletzt sei. Die Einwohnerzahl war vermindert, eine große Schuldenlast aufgehäuft; dann nahm auch der Handel ab, die Patricierherrschaft drückte das Bürgerthum nieder, und Nürnberg schien endlich so unmächtig, daß ihm Preußen (J. 1803) den größten Theil seines Gebiets, ja die Vorstädte bis an die Stadtthore geradezu wegzunehmen sich gestattete. Erst unter der Herrschaft Bayerns hat sich die alte, ehrenwerthe Stadt wieder erholt.

Auf die Kunde, daß Wallenstein bis Meißen vorgerückt sei, erkannte Gustav Adolf die Nothwendigkeit, Sachsen zu Hülfe zu kommen. In Eilmärschen ging er nach Thüringen, vereinigte sich zu Arnstadt mit Bernhard von Weimar, von ihm zur Bewachung Frankens zurückgelassen und zog am 30. October in Erfurt ein. Als in den Städten die Leute bei seinem Anblick auf die Kniee fielen und die Hände emporstreckten, sagte er in trüber Ahnung: „Ich fürchte, daß mich Gott strafen wird, denn diese Leute ehren mich wie einen Gott." Um dieselbe Zeit war Pappenheim bei dem Oberfeldherrn, der unterdessen das reiche Leipzig genommen, mit den Seinen eingetroffen. So nahe standen sich die feindlichen Heere — der König bei Naumburg, Wallenstein bei Weissenfels — daß zwischen den Vorposten häufig kleine Gefechte vorfielen. Als nun der erstere sich zu verschanzen begann, zog sich der Friedländer zurück, indem er Pappenheim wieder nach Westfalen entsendete, jedoch mit dem Befehl, unterwegs die Schweden aus Halle und der Moritzburg zu vertreiben. Dieses verzögerte etwas dessen Marsch. Ungeordnet lagerte das kaiserliche Heer um Lützen, als die Nachricht kam: die Schweden zögen im hellen Haufen heran. Gustav Adolf gedachte seinen geschwächten Gegner zu überfallen und so die Verluste bei Nürnberg zu rächen. Eiligst berief Wallenstein den Grafen Pappenheim zurück. In der Nacht von dem 15. November — neuen Styls — bis auf den 16. ordnete Feldmarschall Halt das kaiserliche Heer.

Der 16. November brach trübe an. Dichter Nebel bedeckte die weiten Flächen. Wallenstein, der sich nicht zu Pferd zu halten vermochte, ließ sich in einer Sänfte durch die Reihen tragen und ermuthigte die Soldaten. Gustav Adolf saß zu Roß im Lederkoller, ohne Harnisch und sprach seine verschiedenartigen Truppen an. Als sich um 10 Uhr der Nebel etwas verzog, griffen die Schweden unter dem Feldruf: „Gott mit uns" den rechten Flügel der Kaiserlichen an. Dieser lehnte sich an den Windmühlenhügel, in der Front eine Batterie von 17 Stücken, vorn gedeckt durch die vertieften Straßengräben, mit Musketieren besetzt. Unaufhaltsam stürmen die Schweden an. Die Gräben sind überschritten, die Batterie ist genommen, einige Schlachtvierecke des Fußvolks neigen sich zur Flucht, als die schwere Reiterei einhaut uud die Schweden zurückschlägt. — Der König hatte indessen den linken Flügel der Feinde angefallen, wo man Pappenheims Eintreffen sehnlichst erwartete, wie aber die Nachricht kam, daß sein Fußvolk weiche, sprengt er an der Spitze eines finnländischen Reiterregiments zur Hülfe hinüber. Durch die Schnelligkeit seines Rosses, durch den Nebel, welcher sich wiederum senkte, wird der König von den Finnländern getrennt. Mit wenigen Begleitern, unter ihnen der Herzog von Lauenburg, geräth er unter die kaiserlichen Panzerreiter. Eine Musketenkugel zerschmettert ihm den Arm. „Bringe mich aus der Schlacht", ruft er dem Lauenburger zu; als ihn der kaiserliche Oberstlieutenant von Falkenberg durch den Rücken schießt, den aber sogleich der Stallmeister Luchau tödtet. Gustav Adolf sinkt und wird von seinem verwundeten Pferde eine Strecke am Steigbügel fortgeschleppt, bis ihn sein Edelknabe, August von Leubelfing, — dessen Vater Stadtoberster zu Nürnberg — umfängt, aber nicht aufzurichten vermag. Andere Panzerreiter sprengen heran. „Wer ist der Verwundete" fragt Einer. Der verwundete Edelknabe will es nicht sagen, doch Gustav Adolf ruft: ich bin der König von Schweden. Wie ihn nun der Reiter packt, um ihn gefangen fortzuführen, eilen Schweden herbei. Da schießt jener dem König die Pistole vor den Kopf und entflieht. — Das lediglaufende Pferd Gustav Adolfs verbreitet bald die Kunde von dessen Gefangenschaft oder Tod. Bernhard von Weimar führt die Schweden auf das Neue gegen den rechten Flügel. Wiederum wird die Batterie genommen, die Reiterei geworfen, das Sprengen einiger Pulverwagen vermehrt die Verwir-

rung. In diesem Moment trifft Pappenheim mit seinen vier Regimentern Reiterei auf dem Schlachtfelde ein. Rasch ordnet er die Seinigen, erkräftigt die Fliehenden und stürzt sich auf die Schweden. Zwei Kugeln durchbohren seine Brust und er wird weggebracht. Da er sterbend den Tod des Königs erfuhr, rief er aus: „So meldet dem Herzog von Friedland, daß ich zum Tode getroffen bin, aber gerne sterbe, weil der unversöhnliche Feind meines Glaubens zugleich mit mir gefallen ist." Damit verschied der kühnste Mann seiner Zeit.

Die Kaiserlichen haben sich wieder ermannt. Weit über die Batterie hinaus treiben sie die Feinde. Mehrere Fahnen werden von ihnen erbeutet, selbst die königliche Standarte. Das schwedische Fußvolk fällt in den Reihen, wie es gestanden war. Da bricht nochmals die Abendsonne, eine halbe Stunde vor Untergang, durch den Nebel. Herzog Bernhard gewahrt das zweite Treffen schwedischen Fußvolks unter Kniphausen wohlgeordnet und erneuert mit ihm den Angriff. Unter den Kaiserlichen entsteht Unsicherheit und Schwanken. Mit der äußersten Tapferkeit fochten die kaiserlichen Generale Piccolomini, Holk, Terzka, Harrach und andere. Auch die Ermahnungen Wallensteins halfen nichts mehr, denn er vermag keine frischen Truppen gegen die Uebermacht in das Gefecht zu führen;[1] und er befiehlt den Rückzug nach Leipzig anzuordnen. Zwar rücken jetzt auch die sechs Regimenter Pappenheimisches Fußvolk unter Merode und Reinach ein, und die Schlacht könnte erneuert werden. Doch die Dunkelheit trennt die Kämpfenden und Wallenstein setzt den Rückzug fort. — Er scheute, wie es hieß, die Herankunft des Georg von Lüneburg und der Sachsen, zusammen 16,000 Mann, die erwartet wurden — die Schlacht blieb jedenfalls unentschieden.

Die Schweden lagerten zwar auf der Wahlstatt; jedoch auch der Feldmarschalllieutenant Reinach harrte aus und folgte erst um 10 Uhr dem Heere nach Leipzig, als er dessen Rückzug gedeckt sah. Selbst die verlassen stehenden Wallensteinischen Stücke konnten fort-

[1] Die Angaben über die Stärke der beiden feindlichen Heere sind sehr abweichend (s. la Roche II. p. 243). Doch so viel ist gewiß, daß Wallenstein, nach Pappenheims Abzug weit schwächer als sein Gegner war. Nach eigenem Bericht an den Kaiser besaß er nur 12,000 streitfähige Mannschaft, den zahllosen Troß natürlich abgerechnet. Der König wenigstens 20,000 Mann.

gebracht werden, hätte es nicht an Pferden gemangelt. (Vgl. Fritsch's Bericht, in Westenrieder's Beiträgen VI. p. 133.)

Die finnländischen Reiter unter Stälhandske hatten die Leiche ihres Königs erkämpft. Sie fanden den Körper von Blut und Wunden entstellt, von Pferden zertreten, geplündert, das Angesicht zur Erde gewendet. Man brachte ihn nach Meuchen, wo er die Nacht über blieb. Die Eingeweide nahm man heraus und begrub sie in der Kirche. Der Schulmeister hielt in der Nacht den Gottesdienst, ein Soldat sprach die Leichenrede. Und da der Schulmeister zugleich Schreiner war, so zimmerte er den schlichten Sarg, in welchem Tags darauf die Reste Gustav Adolfs nach Weissenfels gebracht wurden. In der Ritterholmskirche zu Stockholm, die er sich selbst bestimmt, liegt er beigesetzt.

Dieses war das Ende des großen Königs eines damals fast unbekannten Landes, dessen Entwürfe Europa umfaßten, und den wegen seiner glänzenden Eigenschaften selbst die Feinde hochachteten.

Hier müssen wir den Gang unserer Darstellung abbrechen. Wir können nicht mehr erzählen, wie Wallenstein, von seinen geheimnißvollen Plänen getäuscht, endlich unterging, nicht wie die Feldherrn zweiten Rangs, welche jetzt an die Spitze traten und die zum Theil den Krieg erst selbst geschaffen, ihr Ende fanden, nicht wie die französische und schwedische Politik wetteiferte, um den Bürgerkrieg noch 15 Jahre in Teutschland wach zu erhalten und das heilige Reich zu verwüsten.[1] Wir müssen uns begnügen, das weitere Geschick Magdeburgs nachzutragen.

Magdeburg bietet in den ersten Jahrzehnten nach der Zerstörung einen merkwürdigen Anblick: große Thätigkeit und Klugheit in der Wiederaufrichtung der Stadt, dabei aber, auch in allen Nöthen des wechselvollen Kriegs, das Beharren bei den früher geübten Künsten der städtischen Politik, die selbst keinen Anspruch aufgab, in allen

[1] Die Geschichte der französischen Politik während des dreißigjährigen Kriegs ist in „F. W. Berthold's Geschichte des großen teutschen Kriegs vom Tode Gustav Adolf's“ so trefflich dargelegt, daß wir gänzlich auf dieses ausgezeichnete Werk hier verweisen.

Fällen aber, wo Andere ein Begehren an die Stadt stellten, in schlauen Wendungen auszubeugen versuchte. Wir können dieses hier nur ganz kurz bezeichnen; das Nähere s. bei Hoffmann, Gesch. der Stadt Magdeburg III. von p. 196 an.

Graf Wolfgang von Mansfeld, der Statthalter, faßt zuerst den Plan, die Stadt aufzurichten, die er Marienburg nennen will. Vergeblich, denn Baner belagert Magdeburg. Nun wird es von Pappenheim besetzt. Da dieser aus Mangel an Lebensmitteln sich nicht zu halten vermag, so sprengt er den Heideck, das Sudenburgerthor, die düstere Pforte mit Pulver, demolirt die Wälle möglichst, verbrennt die Elbebrücke und 16 Schiffmühlen, versenkt einen Theil der Geschütze und zieht mit den übrigen und 300 Wägen voll Beute ab. Nun kömmt Baner herein und unternimmt es, die Werke wieder herzustellen. Fürst von Anhalt, der schwedische Statthalter des Erzstiftes, ertheilt drei Magdeburgern, dem Christoph Schulze, dem Bürgermeister Westphal und dem Rathsherrn Law den Auftrag, sich des Wiederaufbau's anzunehmen. Sie sollen einen Grundriß verfertigen und ihn dem König zur Bestätigung vorlegen. Die Deputation wird von dem König zu Mainz sehr gnädig aufgenommen. Er gewährt ihnen die Erlaubniß, ihre eigenen Häuser wieder aufzurichten, macht ihnen Aussicht, daß ihnen das von den Schweden in Beschlag genommene Metall (ihre eigenen Braukessel) wieder zurückgegeben werde; doch die Bestätigung ihrer alten Privilegien wird verschoben, denn dieses verlange nähere Untersuchung.

Christoph Schulz, jetzt k. Commissär, erläßt einen Aufruf, daß sich die bereits zurückgekehrten Einwohner einfinden und in Bezug auf ihre früheren Wohnungen einzeichnen lassen möchten. Da meldeten sich aus der Altstadt 239 Männer, 117 Wittwen, eine unverheirathete Bürgerstochter; aus der Neustadt 39 Männer, 30 Wittwen, eine Bürgerstochter; aus der Sudenburg 15 Männer und 17 Wittwen, zusammen 449 Personen. Doch mehrten sich die Einwohner bald durch neue Ankömmlinge. Die vornehmste Sorge der städtischen Behörde war die Herstellung des Handelverkehrs und der Schifffahrt. Der Bau des Kaufhauses, des Zieseamtes ward eifrig betrieben. Schon am 14. März 1632 zeigten die Rathsherrn dem Statthalter an, daß die Gebäude fertig seien und die anlandenden Schiffe sicher ausladen könnten; er möge eine Verordnung erlassen, daß die Elbe-

schifffarth und ihr Handel unbeschwert bleibe, und Hamburg zu einem Anlehen von Samengetraide veranlassen, das gänzlich fehle. Die freie Hansastadt schlug dieses Anlehen ab (7. April 1632). Auch der Churfürst von Sachsen, durch eine Deputation um zollfreie Durchführung von Holz und andern Baumaterialien ersucht, verweigert dieses (26. März 1632), nur den gewünschten Ankauf von Holz gestattet er.

Die meisten Einwohner ließen sich am Neumarkt nieder, der am wenigsten beschädigt war; andere wohnten in Kellern oder kleinen Hütten zwischen den Trümmern. Das Abreißen herrenloser Gebäude war verboten. Ganz zuchtlos dabei verfuhren die Schweden. Die gemeinen Soldaten durchwühlten die Brandstätten nach Metall und anderer Beute, verwüsteten die stehen gebliebenen Häuser, brachen Nachts bei den Bürgern ein, um sie zu bestehlen 2c. Von den Officieren geschah wenig Einhalt; sie bekümmerten sich mehr darum, von den Bürgern eine gute Verköstigung — ihr Service — zu erpressen. Baner selbst verkaufte das in den Brandstätten vorgefundene Kupfer, drei Schiffe voll — außer dem, was Cummius erhielt — nach Hamburg. Der Rath dieser Stadt, von Magdeburg ersucht, legte Beschlag darauf. Drei schwedische Officiere, dorthin gesendet, erwirkten die Auslieferung und der Verkauf erfolgte. Jetzt schritt der Statthalter ein und belegte die Verkaufssumme mit Beschlag. Da zeigte Baner dem Fürsten an (17. Juni 1632), daß er auf ausdrücklichen Befehl des Königs dieses Kupfer verkauft habe, um aus dem Erlös ein Regiment zu Fuß und zu Pferd anzuwerben. Dabei blieb es und die Magdeburger waren auch um diesen Rest ihrer Habe betrogen.

Als Gustav Adolf starb, hatten die Magdeburger, ohngeachtet aller Versprechungen desselben, noch keine Unterstützung erhalten. Endlich ließ Oxenstierna als Direktor des evangelischen Bundes sich bewegen, durch eine Donativurkunde (Frankfurt am Main, den 12. Dezember 1633) Magdeburg mit bedeutenden Schenkungen auf Kosten des Domcapitels und Anderer zu begaben; und diese Schenkungen wurden, ohngeachtet der Protestationen der Benachtheiligten, am 22. Januar wirklich ausgehändigt. Denn durch die Schlacht bei Nördlingen (6. Sept. 1634) waren die Schweden so hart getroffen, daß sie sich genöthigt sahen, Versprechungen sogar zu erfüllen.

Als nun der Churfürst von Sachsen mit dem Kaiser den Frieden zu Prag schloß (30. Mai 1635), wurde auch bestimmt: das Erzstift Magdeburg solle dem Sohn Johann Georgs, dem Prinzen August zufallen auf Lebenszeit, der Churfürst vier Aemter desselben, der frühere Administrator Christian Wilhelm aber 12,000 Thaler jährlich erhalten. Da hätten nun die Magdeburger gerne einen mächtigen Beschützer sich erworben. Sie sendeten an Johann Georg, als den Bevollmächtigten des Kaisers, eine Deputation, erklärten ihren Beitritt zu dem Prager Bündniß und baten um Amnestie. Oxenstierna und der Commandant zu Magdeburg hatten anfänglich darein nicht willigen wollen. Endlich schrieb der Kanzler von Wismar aus, wohin er, von seinen eigenen Officieren bedroht, geflüchtet war (am 6. October 1635): die Magdeburger sollten sich in Gottes Namen an den Churfürsten wenden, unterdessen ihr Interesse nicht von dem Schwedens trennen, und da sie ihrer doch nicht mächtig seien, Alles auf seine Ratification schieben. — Johann Georg antwortete jener Deputation freundlich, lobte ihren Entschluß, doch sollten sie die schwedische Besatzung wegbringen. Das ging aber nicht so leicht. Endlich (am 25. April 1636) zog Baner ab und ließ eine Besatzung unter Hans Drake und Salomon Adam zurück. Es kam nun zu einer förmlichen Belagerung durch die Sachsen unter Hatzfeld. Da wurde wiederum die Zollschanze zweimal vergeblich gestürmt, worauf sich die Besatzung in die Stadt zurückzog. Dann ging Hatzfeld über die Elbe (am 1. Juni 1636) und nochmals wurde das Neuwerk an der Neustadt der Gegenstand des Kampfes und die Stadt heftig beschossen. Da es der Besatzung an Mundvorrath fehlte, so kam eine Capitulation zu Stande (30. Juni) und die Schweden zogen ab.

Nun entschied der Churfürst: Magdeburg bleibt im Prager Bündniß und im Besitz seiner Privilegien, insofern der Kaiser sie bestätigt, muß aber bis zu dem Regierungsantritt des Administrator dem Churfürsten huldigen. Dieses geschah am 3. August 1636. Damals standen in der Stadt wieder 394 Häuser. Die Besatzung von 1500 Mann lastete schwer auf den Bürgern, welche den Aufwand kaum zu erschwingen vermochten (ein Obrist-Lieutenant erhielt wöchentlich 12 Thr., ein Obristwachtmeister 8 Thr. rc.). Auch waren die Sachsen nicht viel besser, als andere Soldaten jener Zeit, so daß Auswanderung begann. Zuletzt entstand eine bittere Hungersnoth. Das Erz-

stift vermochte aber keine Unterstützung zu geben, da in ihm, wie in dem Halberstädtischen, die Aecker größtentheils öde lagen. — Wie oft und wie sehr Magdeburg noch weiterhin durch seine Besatzungen geplagt und das Land umher von den Streifzügen der Schweden und Kaiserlichen, in welche sich der große Krieg auflöste, verwüstet war, kann man füglich übergehen.[1]

Als Ferdinand II. verschieden war (15. Februar 1637), ohne das Ende seines großen Unternehmens zum Heil der Kirche und zur Erstarkung des Kaiserthums zu schauen, benützte auch der Rath zu Magdeburg die Zeit. Er sendete eine Deputation an den jungen Kaiser Ferdinand III. und bat um Bestätigung der im großen Brande und sonst verloren gegangenen Urkunden. Im Juni 1637 kamen sie nach Prag. Durch allerlei Fürsprache, auch der chursächsischen, erhielten sie im nächsten Jahr die Bestätigung des Rechts zur Erweiterung der Festungswerke und anderer Privilegien (besonders das von Kaiser Sigismund 1431 de non evocando, des Schutzbriefes gegen Arrest und Executionen — ein sehr praktischer Gegenstand ꝛc.) Einige sehr naive Versuche: die Rechtsfreiheit für Magdeburg, die Befreiung von allen Zöllen durch das ganze Reich, eben so von allen Reichs- und Kreisanlagen, wurden allerdings nicht gewährt.

Magdeburg wurde von den Schweden feindlich behandelt, weil es chursächsische Besatzung hatte. Nachdem aber Chursachsen mit Schweden am 27. August 1645 einen Waffenstillstand geschlossen hatte, zuerst auf 6 Monate, dann verlängert bis zum Friedensschluß, sollte sich dieses billig ändern. Der Art. IX. des Traktats bestimmte: die Blokade von Magdeburg wird aufgehoben, unter der Bedingung, daß der Churfürst diese Stadt seinem Sohne, dem Erzbischof August überlasse. Nun verlangte der Rath zu Magdeburg die Wegführung der sächsischen Besatzung und Erlaubniß, selbst eine Garnison halten zu dürfen. Dagegen wollte der Erzbischof 500 Mann von seinen neugeworbenen Truppen in die Stadt legen, diese aber weigerte sich, weil dem Erzbischof kein Besatzungsrecht zustehe. Der Kaiser, an den die Sache gebracht wurde, entschied: der Rath und der Erzbischof sollten die Garnison gemeinschaftlich halten und diesen beiden schwören.

[1] Dennoch hatte der Kleiderluxus der Manns- und Weibspersonen, selbst der Dienstmägde so wieder zugenommen, daß der Rath im Jahr 1643 ein Mandat gegen diese Hoffarth ergehen ließ.

Dieses wollten die Schweden aber nicht zugeben, sondern Magdeburg selbst besetzen. Die Blokade dauerte deßhalb fort. Die Stadt läßt Klageschreiben nach allen Seiten ausgehen. Endlich erklärt Torstenson, derselben solle vergönnt sein, eine Besatzung von 250 Mann zu halten, sie müsse sich aber reversiren, dieselben niemals gegen Schweden zu gebrauchen, und den Feinden nicht den Elbepaß öffnen. Da bindet nun der Erzbischof seine Genehmigung an schwere Bedingungen. Er verlangt einen Revers: Magdeburg solle sich des kaiserlichen Festungsrechts begeben, dem Erzbischof an seinem Gebiet keinen Eintrag thun, ihm als Landesherrn huldigen, auf den Landtagen erscheinen, d. h. an den Landtagsumlagen Theil nehmen, u. s. w. — Das verweigert nun Magdeburg, und es muß sowohl die sächsische Besatzung ernähren, als den Verwüstungen der Schweden in der Umgegend, denn das bedeutete die Blokade — ruhig zusehen. Als das nun nicht mehr auszuhalten war, so unterzeichnet der Rath mit einigen Modificationen den verlangten Revers (9. März 1646), protestirt aber sogleich vor Notar und Zeugen gegen denselben als erzwungen. Die Sachsen ziehen ab, die Blokade hört auf, die Stadt wirbt Söldner an zur Besetzung der Posten, allein die dem Erzbischof verheißene Huldigung weiß der Rath so hinauszuschieben, daß sie bei dem Friedensschluß noch nicht geleistet ist.

Als nun bei den Friedensunterhandlungen alle Reichsstände, groß und klein, ihre besonderen Ansprüche und Beschwerden vorbrachten, blieben auch die Magdeburger nicht müssig. Hatten sie doch für die evangelische Sache so viel geleistet und gelitten, daß sie jeder Erkenntlichkeit entgegensehen durften. Im Jahre 1644 trafen von Seiten des Erzbischofs (eigentlich Administrators) die Gesandten Kurt von Einsiedel und Dr. Johann Krull ein, um gegen alle Concessionen zu protestiren, welche Magdeburg etwa erhalten könnte. Die Stadt dagegen sendete den Otto von Guericke, welcher bei dem schwedischen Gesandten unerhörte Ansprüche stellte. Das Hauptkunststück war, daß Magdeburg auf einmal eine angebliche Freiungsurkunde Kaiser Otto's I. vom 7. Juni 940 vorbrachte, deren Original zwar verloren, die aber in Abschrift vorhanden sei. (Dieselbe ist sicher ein weit späteres Machwerk und wurde bei keinem der früheren Gesuche um Privilegienerneuerung den Kaisern vorgelegt). Aus dieser deducirte nun Guericke die Reichsfreiheit der Stadt, ver-

langte Abschaffung der Huldigung, welche die Erzbischöfe ansprachen, Zollfreiheit der Stadt durch das Reich, die Erweiterung des Territorii noch um eine Viertelmeile mit voller Jurisdiktion, und noch mancherlei Gewährungen aus den nicht vollzogenen schwedischen Dotationen.

Die Schweden, denen viel daran lag, sich im Innern Teutschlands gute Haltpunkte zu sichern und die Magdeburg gewissermassen als eine eigene Festung ansahen, begünstigten dessen Ansprüche. Daher geschah es, daß im Osnabrücker Friedensschluß, obgleich das Erzstift Magdeburg Churbrandenburg als ewiges Lehen zuerkannt ward, jene Urkunde Otto's I. für richtig erklärt und sämmtliche, angesprochene Privilegien bestätiget wurden. [1]

Jedoch Bestimmen und Ausführen war hier zweierlei. Gegen die Begünstigungen der Stadt protestirten: der Administrator, das Domcapitel, die Stände der Erzstifts, der Churfürst von Brandenburg. Auch die sogenannten Vorstädte behaupteten, daß sie Landstädte des Erzstifts und nicht Vorstädte Magdeburgs seien. Während der Verhandlungen zu Nürnberg über die Ausführung des Friedensvertrags (der Hauptexecutionsreceß kam erst am 26. Juni 1651 zu Stande), wurde über die Magdeburger Sache nichts entschieden. Ein kaiserliches Schreiben (23. Okt. 1652) bestimmte, daß dieselbe auf den Reichstag zu Regensburg verschoben sei. Da ging nun das Protestiren los. Krull erklärte die Urkunde Otto's I. für ein Unding — non ens. Von den Gesandten nahmen sich nur die schwedischen und die reichsstädtischen der Stadt an. Die Landstädte des Erzstifts erhoben bittere Klagen, daß Magdeburg seit 1623 seinen Antheil an den Kreissteuern (96,410 Thlr.) schuldig sei. (Der Stiftsverweser hatte schon Execution verfügt, die Schifffahrt gesperrt und die Kornpachtgelder mit Beschlag belegt.) Endlich wurde entschieden (16. Mai 1654): das Privilegium Kaiser Otto's I. ist zu bestätigen,

[1] „Civitati vero Magdeburgensi pristina libertas et privilegium Ottonis I. die 7. Junii Anno 940 quod etiamsi temporis injuria deperditum, ad preces ejusdem humiliter porrigendas a Sacra Caesarea Majestate renovabitur; — sicut et reliqua illius Privilegia et Jura in Ecclesiasticis et Politicis salva et inviolata maneant, cum inserta clausula, quod in praejudicium Civitatis reaedificari non debeant suburbia.“ Vgl. Instrumentum pacis Westphalicae de anno 1648. Art. XI. §. 8.

wenn das authentische Original (?) der Urkunde vorgelegt wird; die Stadt sei jedenfalls als eine Landstadt des Erzbisthum zu betrachten, und habe Erbhuldigung zu leisten; die Vorstädte dürften wieder aufgebaut werden, soweit nicht die Befestigungen darunter litten; die Viertelmeile — zu den neuen Befestigungen gewährt — gehe in gerader Linie von den Stadtmauern aus, ohne daß jedoch die geistlichen Güter in derselben der Stadt zufielen u. s. w. (s. Hoffmann III. p. 269). Nach langem Hin- und Herreden kam es so weit, daß die Execution dieser Bestimmungen bis 1657 verschoben wurde.

Die Stände des Erzstifts hatten dem Churfürsten von Brandenburg bereits am 4. April 1650 die Erbhuldigung geleistet. Derselbe verlangte Gleiches nun auch von Magdeburg (29. Januar 1658), und bezeigte sich geneigt, jene nach der Weise Joachim Friedrichs (1566—98) anzunehmen. Jedoch Magdeburg brachte Einwendungen vor und wendete sich an Schweden, während die Gegner die Bestätigung der Magdeburger Privilegien durch Kaiser Leopold I. (Ferdinand III. † 1657) zu hintertreiben suchten. Auch der Reichstag zu Regensburg (1663) verging, ohne daß die Sache geendigt worden wäre.

Das war nun dieselbe zähe Politik, durch welche Magdeburg so lange Jahre im Glück und im Unglück sich gefristet hatte. Jedoch der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg war seinem Vater wenig gleich (Georg Wilhelm † 1640), sondern mannhaft und thatkräftig vor Allen.

Im Jahre 1666 sammelte derselbe in Westfalen 15,000 Mann, um den Bischof von Münster zum Frieden zu nöthigen; dann rückte er in das Erzstift, lagerte sich zwei Meilen von Magdeburg, und begehrte unverweigerlich die Erbhuldigung. Die Stadt solle behalten, was ihr durch den Frieden in geistlichen und weltlichen Dingen zugesagt sey, jedoch eine Besatzung von 1000 Brandenburgern müsse sie einnehmen, und diesen monatlich 1200 Thaler reichen, sonst aber nichts bezahlen, jedoch die Officiere quartieren.

Da hatte der Rath noch einmal einen Traum von der alten Selbstständigkeit Magdeburgs und beschloß sich zu vertheidigen (den 21. Mai). Man muß wissen, daß die Altstadt im Jahre 1644 nicht mehr als 2464 Einwohner, nach den Seelenlisten zählte. — Die Maßregeln waren gerade nicht großartig. Die Elbe war ober-

halb durch Ketten geschlossen, der Oberlieutenant Koch wurde mit einer monatlichen Gehaltszulage von 10 Thalern als Oberhauptmann ernannt, und ihm ein Lieutenant und ein Adjutant beigegeben. Der Befehlshaber der Stadtsöldner (100 Mann) erhielt den Auftrag für Vertheidigungsmaßregeln zu sorgen, jeder Bürger solle in Person seinen Posten beziehen rc. — Der Churfürst ermahnte gutmüthig die Bürger, sie sollten wegen der Hartnäckigkeit ihrer Vorgesetzten nicht Habe und Leben auf das Spiel setzen, er werde ihren Handel beleben und die Privilegien mehren. Vergebens schaute der Rath nach Unterstützung aus. Auch der Kaiser schritt nicht ein. Der Churfürst hatte erklärt, daß er diese Widersetzlichkeit bezwingen werde. Der Rath ließ die Bürger nach Vierteln abstimmen: sie wollten sich unterwerfen, allein die Garnison nicht einnehmen. Da aber keine Hilfe erschien, so huldigte die Stadt und die Besatzung zog ein. — Zwar erklärte nochmals der schwedische Gesandte zu Wien: jene erzwungene Besetzung laufe dem Friedensschluß zuwider; jedoch Niemand hörte auf ihn.

Magdeburg gedieh unter Churbrandenburgischer Herrschaft, jetzt eine gewöhnliche Landstadt, und nahm wieder zu an Wohlstand und Bedeutung. Allein mit der alten Selbstständigkeit und Herrlichkeit war es vorbei.

Als die Verwirrung und Verwüstung in Teutschland immer größer ward, erkannten endlich die redlichen Gemüther, daß ihr unglückliches Vaterland nur zu dem Nutzen und durch die Bosheit der Fremdlinge zerrissen werde, und daß nur diese und die Abenteuerer aller Art, welche aus dem allgemeinen Verderben Gewinn zu ziehen hofften, dem Frieden widerstrebten. Die Stimme der Teutschgesinnten wurde übermächtig, und der Anfang der Friedensunterhandlungen auf den 11. Juli 1643 festgesetzt. Die französischen Gesandten trafen erst nach 9 Monaten ein, die schwedischen noch weit später. Am 6. April 1644 begannen die eigentlichen Unterhandlungen, am 24. Okt. 1648 ward der Friedenstraktat unterzeichnet.

Durch denselben wurden die politischen Fragen, welche über 100 Jahre lang das Reich zerrüttet hatten, allerdings gelöst, und,

obgleich es der, diesem Buche gestattete, Raum nicht erlaubt, die Geschichte des westfälischen Friedens auch nur kurz zu bezeichnen,[1] so darf man doch die Ergebnisse desselben, folgereich für die kommenden Jahrhunderte, hier erwarten. Die Fragen, in diesem Friedenscongreß aufgestellt, zerfallen in 5 Abtheilungen, und wurden demgemäß gelöst.

1) Die Verhältnisse des Reichs zu den auswärtigen Mächten: a) die Vereinigten Niederlande werden für gänzlich unabhängig von Spanien erklärt und dadurch stillschweigend von Teutschlaud getrennt; — b) die Eidgenossenschaft der Schweiz wird förmlich unabhängig von dem Reich; — c) Frankreich erhält die vollen Reichsrechte über: Metz, Tull, Verdun, Elsaß, die Herrschaft Pignerol (Savojen von dem Kaiser zu entschädigen), die Festung Breisach, sämmtliche Gebiete in vollständigem Verein mit Frankreich; das Besatzungsrecht in Philippsburg; die Sache des Karls von Lotharingen wird nicht entschieden; — Schweden erhält: Vorpommern, von Hinterpommern: Stettin, Garz, die Insel Wollin, ferner Wismar, das Erzbisthum Bremen, das Bisthum Verden, und zwar dieses Alles als Reichslehen, wodurch es Reichsstand wird; endlich fünf Millionen Thaler; — die Ordensländer Curland, Esthland, Lievland werden nicht erwähnt.

2) Die Entschädigungen an teutsche Fürsten, erreicht durch Säcularisation geistlicher Stifter: a) Churbrandenburg erhält: Magdeburg, Halberstadt, Minden, Camin als weltliche Fürstenthümer; die Reichsanlagen von den Bisthümern Brandenburg, Havelberg, Lebus 2c.; — b) Chursachsen: vier Aemter des Magdeburgischen Gebiets; — c) Mecklenburg: die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg 2c.; — d) Braunschweig: Lüneburg und einige Klöster 2c.; — e) die Landgräfin Amalie von Hessen: die Abtei Hersfeld, einige Aemter in Minden, 600,000 Thaler.

3) Die Restitutionen: a) sämmtliche Reichsstände, welche gegen den Kaiser die Waffen getragen, werden ohne Unterschied amnestirt; Baden, Würtemberg 2c. restituirt; Augsburg in den vorigen Stand; — b) Karl Ludwig (der Sohn des Friedrichs V. von der Pfalz)

[1] Die Geschichte des Westfälischen Friedens, an und für sich höchst lehrreich für die teutschen Verhältnisse, und auch der eigentliche Schlußstein dieses Buchs, erfordert eine selbstständige Abhandlung. Diese vielleicht später.

erhält die Unterpfalz und die achte Churwürde; — c) Max von Bayern behält die Churwürde, die Oberpfalz, die Stadt Donauwörth (diese bis auf weiteres).

4) Die kirchlichen Verhältnisse: a) das Jahr 1624 gilt als Normalzeit für alle kirchliche Fragen; jeder Besitz von geistlichem Gut ist für den rechtmäßig, der sich als Besitzer am 1. Januar dieses Jahrs ausweist; eine spätere Occupation ist unrechtmäßig; das landesherrliche Reformationsrecht darf die kirchlichen Verhältnisse nicht ändern, wie sie während des Normaljahrs waren; — b) den Reformirten (Calvinisten) werden gleiche Rechte wie den Lutheranern zugestanden; — c) die Verhältnisse der Protestanten in Böhmen und den Erblanden überhaupt, bleiben unberührt.

5) Die Reichsordnung: a) allen Reichsfürsten wird ihre volle Territorialherrschaft (Souveränsrechte nach dem französ. Entwurf) bestätigt; — b) es wird genau bestimmt, welche Verfügungen im Reiche nur auf dem Reichstage mit Genehmigung der Reichsstände vorgenommen werden können; (d. h. so ziemlich Alles, was einige Wichtigkeit hat: Gesetzgebung, Krieg, Bündnisse, Reichssteuern rc.); — c) der Kaiser ist fast nichts weiter, als der machtlose Repräsentant eines Föderativstaats und nomineller Oberlehensherr.

So waren viele streitigen Verhältnisse geordnet; es konnte Ruhe eintreten; allein mit der Selbstständigkeit und alten Herrlichkeit des teutschen Reichs war es vorbei.

Von demselben Verfasser sind folgende selbstständige Werke mit Uebergehung der Abhandlungen in gelehrten Zeitschriften — in dem Druck erschienen:

1) Die öffentliche Erziehung aus dem Gesichtspunkte des Staats. Erlangen 1831.

2) Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg oder die Geschichte einer teutschen Gemeinde. Nürnberg 1837.

3) Europa im sechszehnten Jahrhundert. Frankfurt 1839.

4) Die Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken. Erlangen 1840.

5) Lehrbuch der griechischen Alterthumskunde. Erlangen 1842.

6) Teutschland und die Geschichte. Eine Denkschrift. Stuttgart 1844.

7) Die Proletarier. Eine historische Denkschrift. Stuttgart 1847.

8) Historisch-geographischer Atlas von Europa. Stuttgart 1849.

9) Ein Hospital im Mittelalter. Beitrag zu der Geschichte der Wohlthätigkeitsstiftungen. Regensburg 1853.

10) Die Kriegsfahrt der Athener nach Syrakus. Regensburg 1855.

11) Kurze Beschreibung und Geschichte der Stadt Rotenburg ob der Tauber. Erlangen 1856.